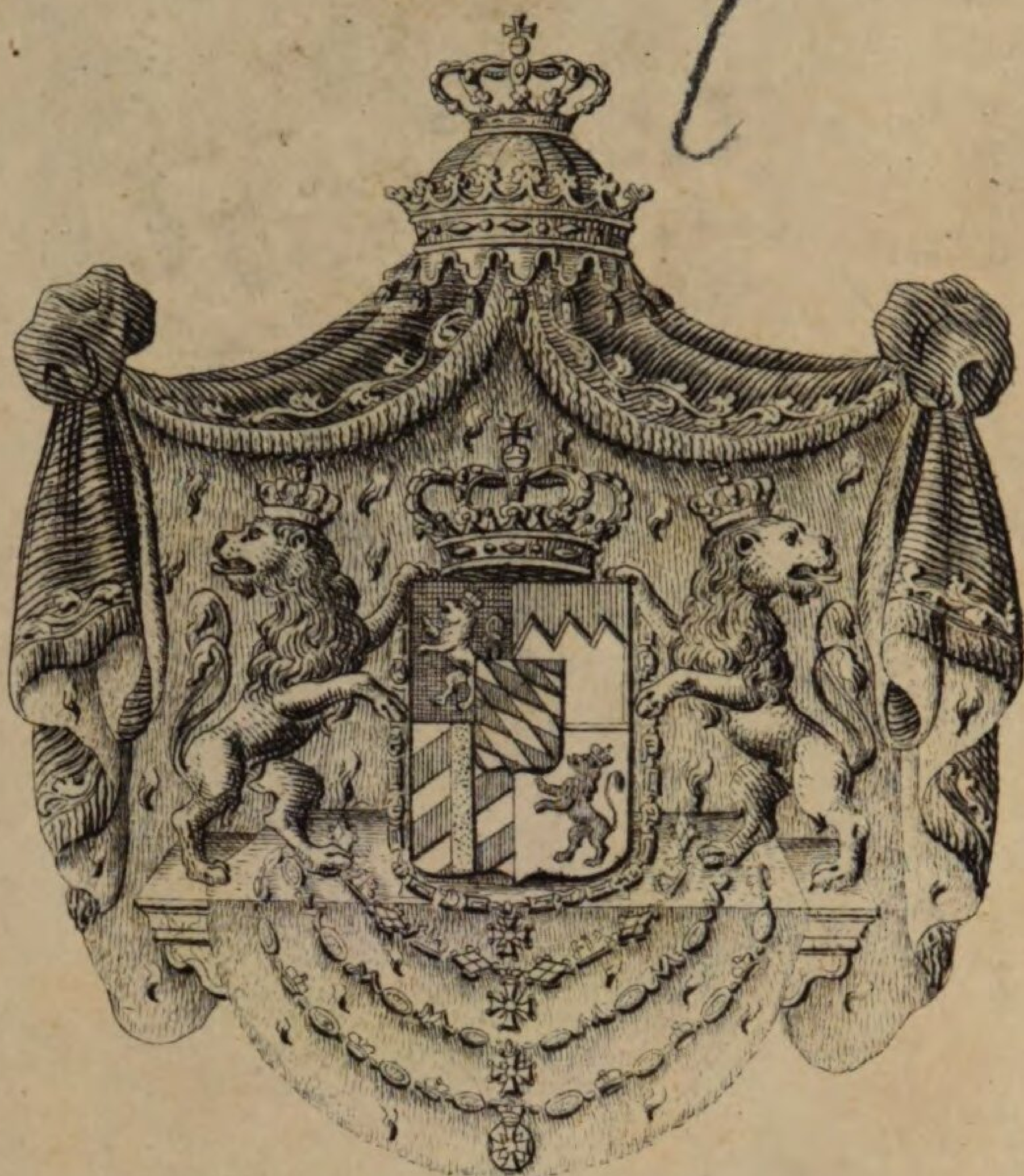
H. lit. P. 164 h/2



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ex donat. Molliana.

Versuch
einer
allgemeinen Geschichte
der Poesie
von
den ältesten Zeiten an.

Ein Beitrag
zur Geschichte der menschlichen Kultur,

von

Dr. Johann David Hartmann,
Königlichem Professor, Rektor des Friedrichsgymnasiums zu Herford und
Mitglied der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt.

Zweiter Band.

Leipzig, 1798.
bei Johann Ambrosius Barth.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorerinnerungen.

Die vortheilhaften Beurtheilungen, deren der erſte Theil dieſes Verſuchs in allen mir bisher zu Geſicht gekommenen gelehrten Anzeigen gewürdigt iſt, hat mich nicht allein zur Fortſetzung deſſelben ermuntert, ſondern mich auch angetrieben, durch Verdoppelung meines Fleiſses und durch ſorgfältiges Benutzen der mir gegebenen Winke den Kenner noch mehr zu befriedigen. So viel meine höchſtbeſchränkte litterariſche Lage es mir geſtattete, hab' ich die wichtigſten Hülfsmittel zu ſammlen und zu benutzen geſucht, bin, wo ich's konnte, bis zu den Quellen zurückgegangen,

und habe mir Mühe gegeben, meinen Führern nie blindlings zu folgen. Dennoch gesteh' ich gern, dafs mir auch hier so manche brauchbare Untersuchung gelehrter Männer kann entgangen seyn, deren Gebrauch vielleicht hier und da andre Resultate hervorgebracht hätte; gesteh' es gern, dafs ich, von allen grofsen Büchersammlungen entfernt, nach manchem Werke vergeblich seufzte, und dafs es mir durchaus an Gelegenheit fehlte, mir durch litterarische Unterredungen, oder durch einen gelehrten Briefwechsel über diese, oder jene Sache nähere Auskunft zu verschaffen. Dafür aber geb' ich auch diesen zweiten Theil meines Werks für nichts mehr als für einen bescheidenen Versuch, für einen mühsamgesammelten Materialienvorrath aus, den ein glücklicheres Genie, in einer günstigeren litterarischen Lage verarbeite, und den Kennern der Dichtkunst das werde, was ich zunächst den Liebhabern derselben zu werden wünschte. Ich selber werde nicht unterlassen, ein Werk von Zeit zu Zeit zu ver-

vollkommnen, deſſen erſte Bearbeitung mir ſo viel Vergnügen ſchaffte: zumal wenn mein Schickſal mir einſt einen für die Litteratur günſtigeren Wirkungskreis eröffnen ſollte.

Nach meinem anfänglichen Plane ſollte dieſer Band, der die ältere Geſchichte der Dichtkunſt endigt, und deshalb mit dem erſteren Theile nun als ein eigenes Werk betrachtet werden kann, auch die m i t t l e r e Geſchichte der Poeſie mit in ſich ſchlieſsen: allein ich fand in der Folge des zu verarbeitenden Stoffs zu viel, ſo daſs ich darauf Verzicht thun muſste, wenn dieſer zweite Band den erſten nicht beträchtlich an Stärke übertreffen ſollte. Ich hatte die Geſchichte der griechiſchen Poeſie, wie auch mehrere meiner gütigen Beurtheiler mit Schonung bemerkten, in den beiden erſten Perioden zu kompendiariſch behandelt. Dieſen Fehler, den hauptſächlich die Beſorgniſs erzeugte, daſs der erſte Band, durch eine gröſsere Vollſtändigkeit jener Geſchichte, eine abſchreckende Ausdeh-

nung erhalten möchte, ſucht' ich in dieſem Theile wieder gut zu machen, und dadurch die von mir ſo ſehr geſchätzten, und gleichſam beleidigten, griechiſchen Muſen wieder mit mir auszuſöhnen. Die neuere Geſchichte der Poeſie iſt ſelbſt dem bloſsen Liebhaber der Dichtkunſt bekannter, und ihre Produkte liegen mehr vor Aller Augen; daher werd' ich mich hier auch weit kürzer faſſen können. Aus dieſem Grunde denk' ich dies Werk, wo möglich, mit dem dritten Bande zu ſchlieſsen: es ſei denn, daſs das Publikum meine bisherige Methode auch weiterhin befolgt zu ſehen wünſchte. Die neueſte Geſchichte der Dichtkunſt in der zweiten Hälfte des nun bald ſcheidenden Jahrhunderts werd' ich vielleicht in einem eigenen Werke ſchreiben.

Wann der dritte Theil dieſes Verſuchs erſcheinen wird, hängt von der Unterſtützung ab, die das Publikum meinem würdigen Herrn Verleger wiederfahren läſst: denn die-

ſer hat ſich zu ſehr als edler nnd uneigennützziger Freund gegen mich gezeigt, als daſs ich ihn nur irgend zu ſeinem Nachtheil übereilen möchte.

Unter den bei dieſem zweiten Bande vorzüglich von mir benutzten Hülfsmitteln nenn' ich dankbar die Arbeiten eines Herder, Heyne, Eichhorn, Eſchenburg, Beck, Harles, Schlegel, Manſo, Jakobs, Eichſtädt und einiger anderer. Wenn ich hier und da ihre eigenen Worte beibehielt, ſo geſchah dies aus Achtung gegen ihre Verdienſte, indem ich durch Umkleidung ihrer Gedanken ihnen zu nahe zu treten glaubte. Die auch hier zur Beſtätigung meiner Urtheile dem Werke eingeflochtenen Ueberſetzungen der vorzüglichſten poetiſchen Denkmale des Alterthums ſind theils eigene Arbeit, theils aus andern Sammlungen ausgehoben. Was nicht mir gehört, iſt auch hier bemerkt worden. Zum Schluſſe dieſer Vorerinnerungen bitt' ich noch, die etwa eingeſchlichenen Druckfeh-

ler, wegen meiner Entfernung vom Druck-ort, gütigſt zu verzeihen. Sachkundige und humane Beurtheilungen, wie mir bis jetzt zu Theil geworden ſind, werden mich zum innigſten Dank und zur treuſten Benutzung verpflichten.

Herford,
den 28ſten März 1798.

J. D. Hartmann.

In-

Inhalt

Aeltere Geſchichte der Poeſie.

Dritte Periode.

Von der Gründung der makedoniſchen Monarchie durch Alexander den Groſsen bis zur groſsen Völkerwanderung, oder vom J. d. W. 3865, vor Chr. 336; Olymp. III, 1, nach Erbauung Roms 419, bis 400 nach Chriſtus.

Allgemeine Bemerkungen über den Kulturzuſtand des Orients und Okzidents im dritten Zeitraum. S. 3 -- 10.

Die vorher ſchon kultivirten Völker reifen zum männlichen Verſtande; und mehrere bis dahin rohe Nationen beginnen den Kampf mit der Unwiſſenheit und Barbarei.

I. Morgenländiſche Poeſie.

Geſchichte und Kulturzuſtand der einzelnen morgenl. Völker. S. 11 — 172.

Aus der Zerſplitterung der groſsen makedoniſchen Monarchie entſtehen im Orient neue Reiche, von denen ſich Syrien und Aegypten auszeichnen. Syrien, §. 1. Aegypten, 2. Judäa, 3. Arabien, 4. Parthien, 5. Perſien, 6. Phönikien, 7. Karthago, 8. Dſchina, 9. Hindoſtan, 10. Allgemeine Fortſchritte der oriental. Poeſie in dieſem Zeitraum, 11.

I. *Hebräiſche Dichtkunſt.* S. 53 — 104.

Sprachzuſtand. — Die hebräiſche Sprache hört auf lebende Sprache zu ſeyn, §. 1. Urſachen des Verfalls der hebr. Poeſie in dieſem Zeitraum, 2. — Lehrpoeſie: a) die Parabel — Parabeln Jeſus's. Einige Proben, 3. b) Denkſprüche: Gnomen Jeſus's, des Sohns Sirachs, 4. c) Räthſel: Räthſelhafte Sprüche des Siraciden, 5. — Lyriſche Poeſie — a) der Hymnos: des Siraciden Hymnos auf die Gröſse und Majeſtät Jehovah's, 6. b) Heroiſche Ode — Jeſus's, des Siraciden, Lob der Vorfahren, 7. c) Prophetengeſang: Johannes's prophetiſches Drama — Inhalt, Plan und prophetiſcher Werth der Orakel des Johannes, 8. Verfaſſer, Zeitalter und Sprache der unter Johannes's Namen bekannten Orakel. Probe aus denſelben, 9.

II. *Arabiſche Poeſie.* S. 105 — 118.

Sprache. — Hamjariſcher und Koraiſchiſcher Dialekt, §. 1. — Gedichte. — Charakter der arabiſchen Poe-

ſie in' dieſer Periode, 2. Gattungen arabiſcher Gedichte. Einige Proben davon, 3.

III. *Perſiſche Poeſie.* S. 119 — 124.

Sprache. — Der doriſche Dialekt der Parſiſchen Sprache erhält ſeine gröſste Ausbildung, §. 1. — Gedichte — Charakter der perſiſchen Poeſie in dieſem Zeitraum, 2.

IV. *Poeſie der Hindus.* S. 125 — 163.

Sprache. — Schanſkrit, oder Sanſkrit, iſt die älteſte Sprache der Hindus, oder doch eine der älteſten, §. 1. Gedichte. — Beſchaffenheit der Hinduiſchen Poeſie, 2. Sakontala, oder der entſcheidende Ring von Kalidas; Inhalt dieſes Schauſpiels, 3. Charaktere und dichteriſche Schönheiten der Sakontala, 4. Einige Proben aus der Sakontala, 5. Noch über einige andre poetiſche Denkmale der Hindu's aus dieſem Zeitraum, 6. Fortſetzung; einige Gedanken weiſer Brahmen, 7.

V. *Poeſie der Dſchineſen.* S. 164 — 172.

Sprache. — Die Sprachen der Dſchineſen vervollkommten ſich in dieſem Zeitraum nur ſehr wenig, §. 1. Gedichte. — Beſchaffenheit der dſchineſiſchen Poeſie. Einige Proben davon, 2.

II. Abendländische Dichtkunst. S. 173 — 215.

Kulturzustand Europa's. — Rom ist in diesem Zeitraum herrschender Staat. Mit den Waffen desselben dringt mehr oder weniger Kultur in verschiedene europäische Länder, §. 1. Kulturzustand der Griechen. Kurzer politischer Ueberblick. — Der Aetolische und Achäische Bund sichern eine Zeitlang Griechenlands Freiheit, endlich aber wird sie doch ein Raub der römischen Waffen, 2. Kulturgemälde. — Die griechische Kultur verfällt immer mehr. Ursachen davon, 3. Kulturfortschritte der Römer. Kurzer politischer Ueberblick. — Die römischen Waffen bezwingen den halben Erdboden, 4. Bürgerliche Kriege zerrütten den römischen Staat, ehe er in eine Monarchie verwandelt wird, 5. Eine Reihe nachlässiger Regenten und innere Zerrüttungen befördern den frühen Umsturz des abendländischen Kaiserthums, 6. Kulturgemälde. — Gang und Charakter der römischen Kultur, 7. Kulturzustand der Galen oder Celten. — Die Galen haben frühzeitig einen gewissen Grad von Kultur, 8. Kulturzustand der deutschen Völkerschaften. — Politischer Ueberblick, 9. Die Deutschen machten während dieser Periode auf dem Wege der Kultur beträchtliche Fortschritte, 10.

I. *Griechische Poesie.* S. 216 — 479.

Sprache. — Die griechische Sprache sinkt allmälich immer tiefer von der in der vorigen Periode erstiegenen Höhe herunter, §. 1. Gedichte. — Ursachen des Verfalls der griechischen Poesie, 2. Ueberblick über die dichterische Litteratur der Griechen in diesem Zeitraum, 3. Charakter der alexandrinischen

Dichter, 4. Epiſches Gedicht. — Vollſtändiges Epos. — Apollonios's von Rhodos Zug der Argonauten. — Inhalt und poetiſcher Werth dieſes griechiſchen Epos, 5. Kleinere epiſche Gedichte. — Herakles der Löwenwürger, Herakles als Knabe, Moſchos's Europa, 6. Lehrpoeſie. Orakel. — Lykophron's Kaſſandra, 7. Aeſopiſche Fabel. — Fabeln des Aphthonios, des Gabrias und einiger andern Fabeldichter, von denen ſich Proben in der griechiſchen Anthologie finden, 8. Belehrende Erzählungen. — Einige Erzählungen aus der griech. Anthologie, 9. Denkſprüche oder Gnomen. — Die griech. Anthologie enthält einen reichen Schatz von Gnomen, 10. Vollſtändigeres Lehrgedicht. — Aratos, Rhianos, Nikander, Oppianos, 11. Lyriſche Dichtkunſt. Kurzer Ueberblick der Entwickelung der griech. Poeſie. — Die lyriſche Poeſie der Griechen ward vorzüglich von den Doriern ausgebildet, 12. Hymnen — Chorgeſänge griech. Tragiker. — Hymnen des Kleanthes und Dionyſios, 13. Kallimachos's Hymnen, 14. Hymnos des Meſomedes auf die Nemeſis, 15. Oden und Lieder. — Meleager's lyriſche Gedichte, 16. Epigrammen. — Begriff des griechiſchen Epigramms, 17. Griechiſche Anthologie, Geſchichte und Inhalt derſelben, 18. Elegie. — Hermeſianax, Rhianos's, Kallimachos's, Bion's und Moſchos's Elegien, 19. Das Idyll. — Theokritos's Idyllen, 20. Bion's und Moſchos's Idyllen, 21. Das ſatyriſche Gedicht — Parodien, Sillen, Hilarotragödien, eigentliche Satyren, 22. Dramatiſche Poeſie — Trauerſpiel — Einige vorläufige Bemerkungen, 23. Inhalt der Tragödien des Aeſchylos; Probe daraus, 24. Sophokles Tragödien — Ajas der Geiſselträger und Elektra, 25. Antigone, Oedipus der König

und Oedipus in Kolonos, 26. Die Trachinerinnen und Philoktetes, 27. Euripides's Tragödien — Hekabe, Orestes, die Phönikierinnen, 28. Medea, Hippolytos, Alkestis, Andromache, 29. Die Flehenden, Iphigenia in Aulis, Iphigenia in Tauris, 30. Rhesos, die Trojanerinnen, die Bakchantinnen, die Herakliden, Helena, 31. Ion, der rasende Herakles, Elektra, 32. Nachricht von einigen andern griechischen Trauerspieldichtern, 33. Komödie — Allgemeine Bemerkungen über den Gang der Entwickelung des griechischen Lustspiels, 34. Epicharmos, Magnes, Kratinos, Krates, Pherekrates, Eupolis, Aristophanes, 35. Aristophanes's Komödien. Die Ritter, 36. Die Acharner, die Wespen, der Friede, 37. Die Vögel, Lysistrata, die Wolken, 38. Die Frösche, das Fest der Demeter und Persephone, die Rednerinnen und Plutos, 39. Komödien des Menander, 40. Philemon's Komödien, 41. Satyrisches Drama, oder tragischsatyrisches Schauspiel — Charakter und Geschichte des satyrischen Drama's oder Satyrspiels — Euripides's Kyklops, 42. Komischsatyrisches Drama — Charakter und Geschichte dieser Dichtart, 43. Mimen — Charakter und Eintheilung der griechischen Mimen, 44.

II. *Römische Poesie*, S. 480 —.]

Sprache. — Ausbildung und Verfall der lateinischen Sprache, §. 1. Gedichte — Kurze Uebersicht der römischen Poesie in diesem Zeitraum, 2. Das Epos. Vollständigere Epopöen — Virgilius's Aeneis, Lukanus's Pharsalia, 3. Silius Italikus, Valerius Flakkus, Papinius Statius, 4. Kurze Nachricht von ver-

lorengegangenen Epopöen, 5. Epische Erzählungen — Katullus, Ovidius, Kornelius Severus, 6. Didaktische Poesie. Denksprüche und Fabeln — Publius Syrus, Dionysius Kato, Phädrus, Avienus, 7. Vollständigeres Lehrgedicht — Ennius, Lukretius Karus, Virgilius, 8. Horatius, Ovidius, 9. Tullius Cicero, Aemilius Macer, Markus Manilius, Cäsar Germanikus, Gratus Faliskus, Kolumella, Palladius, Nemesianus, 10. Poetische Epistel. Eigentlicher poetischer Brief — Horatius, Ovidius, Ausonius, Klaudianus, 11. Heroiden — Ovidius Naso, 12. Lyrische Poesie. Hymne — Horatius Flakkus, Katullus, 13. Oden und Lieder — Horatius's Oden und Lieder, 14. Katullus, Cäsius Bassus, Statius Papinianus, Septimius Serenus, 15. Die Elegie — Ovidius Naso, 16. Katullus, Tibullus, Propertius, 17. Virgilius, Julius, Kalpurnius, Nemesianus, 18. Die Satyre — Ennius, Pakuvius, Lucilius, 19. Horatius, Juvenalis, Persius, 20. Das Epigramm — Katullus, Mäcenas, Martialis, Adrianus, Ausonius, 21. Das Drama. Die Tragödie — Nävius, Ennius, Pakuvius, Attius, Attilius, Augustus, Varius, Ovidius, Seneka, 22. Die Komödie — Ennius, Statius Cäcilius, L. Afranius, Accius Plautus, Terentius, 23. Dramatische Spielereien — Atellanen, Mischspiele, oder Exodien, Mimen, Pantomimen, 24.

III. *Poesie der Galen oder der Kaledonier.*
S. 620 — 627.

Ossians Gedichte. Charakter seiner Gesänge, §. 1. Gattungen und Proben der Gesänge des Ossian, 2.

IV. Poesie der Deutschen.

Aelteste Sprache und Dichtart. S. 628 und 629.

Charakter der ältesten Sprache und Poesie der Deutschen.

Aeltere Geſchichte der Poeſie.

Dritte Periode.

Von der Gründung der Makedoniſchen Monarchie durch Alexander den Groſsen bis zur groſsen Völkerwanderung,

oder

vom Jahre der Welt 3865., vor Chriſtus 336, Olymp. CXI. 1., nach Rom's Erbauung 419, bis 400 nach Chriſtus.

Ein Zeitraum von 736 Jahren.

Aeltere Geschichte der Poesie.

Dritte Periode.

Von der Gründung der Makedonischen Monarchie durch Alexander den Großen bis zur großen Völkerwanderung.

oder

vom Jahre der Welt 3665, vor Christus 336 Olymp. CXI. 1, nach Roms Erbauung 415, bis 400 nach Christus.

Ein Zeitraum von 736 Jahren.

Allgemeine Bemerkungen über den Kulturzuſtand des Orients und Okcidents im dritten Zeitraum.

1.

Die vorher ſchon kultivirten Völker reifen zum männlichen Verſtande, und mehrere bis dahin rohe Nationen beginnen den Kampf mit der Unwiſſenheit und Barbarei.

Schon im vorigen Zeitraum entwand ſich die Menſchheit in ſehr vielen Gegenden des Orients den Banden der rohen Sinnlichkeit. Ja noch mehr, ſie fing ſogar ſchon an, hier und da den Leitzaum der Phantaſie zu verachten, und ſich der Vernunft, als einer bedächtigeren und treueren Führerin und Freundin, in die Arme zu werfen. Die Poeſie begann der Philoſophie Platz zu machen, oder ſich doch wenigſtens enger, als vorher, an dieſelbe anzuſchlieſsen. Es entwickelten ſich mehrere Wiſſenſchaften, und die bereits vorräthige Maſſe philoſophiſcher Kenntniſſe nahm eine ſyſtematiſchere Form an. Selbſt über mehreren Ländern des Okcidents, auf welchen bis dahin die dickſte

Nacht der Unwiſſenheit und Barbarei geruhet hatte; ging mit dem erwachenden Nachdenken des menſchlichen Geiſtes die Morgenröthe der Aufklärung auf *), Hellas's glückliche Fluren aber prangten ſogar bereits im ſchönſten Roſenlichte eines allerfreuenden Frühlingsmorgens.

Doch ſo ſchön und vielverſprechend dieſe Stralen der aus dem Nebel der Sinnlichkeit hervorbrechenden Vernunft gegen das Ende der vorigen Periode auch waren; ſo erhellten ſie doch nur einzeln hier und da den Kopf eines Weiſen: der groſse Haufen dagegen gaukelte noch immer hinter dem täuſchenden Lichte der Sinnlichkeit her, und freute ſich ihres verſchönernden Schimmers. Ja, der verſtändigere Weiſe war ſelbſt noch nicht einmal ſtark genug, den Stral der reinen Vernunft zu ertragen. Noch immer ſah er ſich genöthigt, ſie durch das Glas der Einbildungskraft zu betrachten, oder, wo dies auch nicht der Fall war, da verſetzte ſie doch die ſtets geſchäftige Sinnlichkeit, bevor er's wähnte, mit ihren zauberiſchen Farben. Fand er ſich nun endlich gar in ſeinem Inneren gedrungen, die ihm zu Theil gewordene Weisheit auch dem groſsen Haufen mitzutheilen; ſo muſste er ſie durchaus in das Gewand der Sinnlichkeit kleiden. Denn ohne

*) Rom hatte bereits angefangen, den Weg zur Aufklärung zu betreten, wozu ihm das früher kultivirte Etrurien behülflich geweſen war. Von Rom aus aber verbreitete ſich, zumal nachdem es griechiſche Kultur erhalten hatte, dieſe Verfeinerung und Aufklärung auch über andere, von ihm bezwungene Länder des Abendlandes.

dies durft' er weder hoffen, dafs fie Aufmerkfamkeit erregen, noch dafs fie Freunde finden und nutzen werde. In der jetzigen dritten Periode aber, ändert fich die Geftalt der Dinge beträchtlich. Das Nachdenken der Menfchen wird immer reger, die Beurtheilungskraft immer ftärker und zuverläffiger, der Erfindungsgeift immer geübter. Der vermehrte Umgang der Völker unter einander, der gröfsere Verkehr mit gebildeteren Nationen erweitert den bis dahin engen Kreis der felbftgefammelten Erfahrungen. *) Der kältere Verftand tritt immer mehr an die Stelle der alles belebenden und erwärmenden Phantafie. Die Sinnlichkeit weicht immer mehr hinter die Vernunft zurück, und unterwirft fich ehrerbietig ihrem Scepter. Die Poefie verliert eben fo fehr von ihrer bis dahin unumfchränkten Herrfchaft, als die Philofophie ihr Haupt erhebt. Die ernfteren Wiffenfchaften entreifsen dem Gebiet der Grazien und Mufen eine Gegend nach der andern, und gefellen fie zu ihrem Reiche. Alexander der Grofse ift nicht blos Weltbezwinger, fondern auch Aufklärer und Beglücker der Nationen. **) Ueberall ziehen die Künfte des

*) Befonders werden die Hellenen, von denen mehrere Wiffenfchaften eine fyftematifche Geftalt bekommen, Lehrer der Menfchen.

**) Um Alexander richtig zu beurtheilen, mufs man in ihm eine doppelte Perfon unterfcheiden. Ganz anders war er, ehe ihn perfifche Weiblichkeit entnervte und fein alle Erwartungen übertreffendes Glück verdarb, als in den erfteren Jahren feiner Regierung, wo Weisheit und Humanität feine beftändigen Begleiterinnen waren.

Friedens in den Ländern ein, die seine Herrschaft anerkennen. Selbst nach Aegypten folgt der Chor der schönen Künste und ernsteren Wissenschaften dem glücklichen Eroberer. Hier werden sie mit Freuden aufgenommen und Gelehrte von allen Orten her zu ihrer Pflege herbeygerufen. Die Ptolemäer stiften zu Alexandrien eine Akademie der Wissenschaften, und legen Büchersammlungen an, um immer mehr Kultur über ihr Reich zu verbreiten. Selbst Hellas rettet aus dem Schiffbruch seiner Freiheit seine Liebe zu den Grazien und Musen: und ob schon die vormals so glücklichen Fluren nicht mehr in allen Reizen des Frühlings prangen, so verschönt sie doch noch hier und da manch niedliches Blümchen, das Kind eines milden und sturmlosen Herbstes. Hauptsächlich aber sind Athen und Rhodos die Orte, wo die griechische Litteratur ein heiteres und glückliches Alter verlebt. Die griechische Sprache wird die Sprache der Gelehrten, und welche Länder nur mit Hellenen in Verbindung stehen, dahin bringt sie auch die in ihr niedergelegten Schätze der Weisheit. Am deutlichsten jedoch bemerkt man ihren wohlthätigen Einfluss bei den Römern, wo Freiheit, mit vorzüglichen geistigen Anlagen und hohem Wohlstand verbunden, die griechischen Musen vermag, das ihnen angebotene Bürgerrecht lieber, als anderwärts anzunehmen. Dass jedoch die Römer ihre Lehrer, die Griechen, nicht erreichen, ist kein Wunder. Theils sinken sie zu früh in die Arme des verderblichsten Luxus, in dessen Nähe sich der wahre Geschmack nie erhalten kann; theils fehlt es ihnen an solchen Gelegenheiten, sich in Werken des

Geiftes hervorzuthun, als die heiligen Spiele der Griechen waren. *) Und hätt' es ihnen hieran auch nicht gefehlt; fo würden fie doch fich nie zum Gipfel der griechifchen Gröfse in Sachen der Schönheit und des Gefchmacks erhoben haben. Ihr Gefühl war minder zart und innig, ihre Phantafie minder lebhaft, reizbar und fchöpferifch, ihr Sinn minder empfänglich für das Schöne und Reizende als bei den Griechen. Es fehlte ihnen an jener himmlifchen Begeifterung, an jenem Anhauch der Mufen und Grazien, welcher den Griechen in alle Geheimniffe der Schönheit weihte. Und wenn auch der Römer gröfsere Anlagen zu Künften und Wiffenfchaften von der Natur erhalten hätte, als er wirklich zeigte, fo würden ihm dennoch die unaufhörlichen Kriege, die ihn umtobten, nicht verftattet haben, fie auszubilden. Was ihm aber in den früheren Zeiten des Staats das Geräufch der Waffen zu thun verwehrte, das machte ihm fpäterhin der Tyrannendruck fo vieler defpotifcher Regenten unmöglich, der jedes Aufftreben des Geiftes zur Vollkommenheit verhinderte, jeden Keim des Guten und Edlen vor der Entwickelung erftickte. Doch bevor er von dem Joche der Sklaverei zu Boden gedrückt wurde, zog er erft noch Gallien und Hifpanien aus der Barbarei hervor, die bis dahin auf beiden laftete. Selbft die rauhen Wälder Germaniens erreichte bald ein Stral der fich immer weiter verbreiten-

*) Das Vorlefen der Geifteswerke im Kreife dazu eingeladener Freunde, das bei den Römern in den blühenden Zeiten ihrer Litteratur üblich war, war wohl mehr gelehrter Prunk, als von wahrem Nutzen.

den Aufklärung, und Schottlands steile Gebirge erklangen gegen das Ende dieses Zeitraums von den lieblichen Gesängen der Kaledonischen Barden. *) Auch Karthago blieb in mehreren Zweigen der geistigen Kultur nicht zurück, bis es römische Fesseln zu tragen gezwungen wurde. **) Von den Kulturfortschritten der Hindus und Dschinesen in dieser Periode wissen wir nur wenig. Die Hebräer sanken immer tiefer von dem erhabenen Gipfel, den sie in der Poesie in dem vorigen Zeitraum errungen hatten. Die übrigen Völker Asiens, die schon vorher der Barbarei entronnen waren, blieben entweder auf der erklommenen Stufe stehen, oder sanken wieder tiefer in Unwissenheit und Rohheit. Die Parther, die sich unter dem Arschakh achtzehn Königreiche im mittleren Asien unterwarfen und eine der machtigsten Monarchieen gründeten, brachten gewiss aus ihrem armen rauhen und gebirgichten Lande nicht Künste und Wissenschaften, wohl aber Wildheit und barbarische Sitten in die bezwungenen Reiche. Und als die Parthischen Monarchen, durch Ueppigkeit und Ausschweifungen aller Art verweichlicht und entkräftet, sich dem Stifter des neuen Persischen Reichs Ardschir unterwerfen mussten, da war das Loos

*) Ossian, Ullin und mehrere andre Kaledonische Barden gehören nach allen Gründen der Wahrscheinlichkeit in diese Periode. Mehr davon bei der Geschichte der abendländischen Poesie in diesem Zeitraum.

**) Karthago hatte blos eine kaufmännsche Kultur, das heisst, es begünstigte blos diejenigen Kenntnisse, die auf die Beförderung des Handels Einfluss hatten.

der friedlichen Musen wohl nicht viel glücklicher. Was aber im Orient der Fall war, das war er auch im Abendlande, als barbarische und völlig unwissende Nationen über das römische Reich daher stürzten, sich desselben gröfstentheils bemächtigten und den verscheuchten Künsten und Wissenschaften kaum noch zu Konstantinopel einen armseligen Wohnsitz erlaubten. *)

Um nun noch kürzlich im Ganzen über den Kulturzustand der dritten Periode ein Urtheil zu fällen; so können wir mit Recht behaupten, dafs die menschlichen Kenntnisse im Allgemeinen sich darin vermehrten, dafs sie mehrere Länder des Erdbodens erleuchteten, dafs sie in systematischere Form gebracht, und die dabei bemerkten Lücken ausgefüllt und durch neue Entdeckungen zu einem schöneren Ganzen erhoben wurden. Allein auf diese Art gewannen nur die strengeren Wissenschaften, der Geschmack dagegen fing an, doch immer

*) Verschiedene Nationen des nördlichen Asiens, vorzüglich die Topa, drängten im vierten Jahrhundert gegen den südwestlichen Theil dieser Erdgegend. Hierdurch wurden andre in diesem Länderraum wohnende Völkerschaften, besonders die Hongun oder Hunnen gegen das römische Reich getrieben. Diese griffen dann die römischen Provinzen nicht allein selber an, sondern warfen auch deutsche und slavische Nationen auf dieselben. Die grofse Schwäche dieser Provinzen machte, dafs ihre Eroberung nicht viel Mühe kostete. Kaum hatten dies andre wandernde Völker erfahren, als sie ihre Wohnsitze in unangebauten Wäldern verliefsen und gleichfalls auf das römische Reich losstürmten.

mehr an ſeiner Zartheit zu verlieren, der Witz in ſchale Spielereien auszuarten, die Einbildungskraft zu erkalten, und der Hang zum Schönen und Erhabenen immer mehr zu erſterben. Kein Wunder alſo, daſs ſich weder ſo groſse Künſtler, noch Dichter erhuben, als ſich in der vorigen Periode auszeichneten.

I. *Morgenländische Poesie.*

Geschichte und Kulturzustand der einzelnen morgenländischen Völker.

1.

Aus der Zersplitterung der grossen Makedonischen Monarchie entstehn im Oriente neue Reiche, von denen sich Syrien und Aegypten am meisten auszeichnen.

Alexander der Grosse, nicht blos Würger, sondern auch Beglücker der Menschen, und nur erst durch ununterbrochene Siege verdorben, begann als zwanzigjähriger Jüngling die Ausführung der väterlichen Plane, und brannte, ein Reich zu zertrümmern, dem selbst Makedonien eine Zeitlang zinsbar gewesen war. Nur drei Schlachten waren nöthig, um den ungeheuren Koloss zu zerstückeln, den Koresch (Kyros) aus Assyrien, Babylonien, Medien, Kleinasien, Palästina und mehreren andern Reichen bis an das mittelländische Meer zusammengefügt, und dem sein Sohn Kambyses noch Aegypten einverleibt hatte. *) Allein weit entfernt, die

*) Die erste dieser Schlachten ward am Fluss Granikos ge-liefert. Der glückliche Ausgang derselben machte den Sieger zum Herrn vom griechischen Asien und Lydien. Das folgende Jahr (Olymp. CXI. 4.) vermehrte diese Besitzungen noch mit Pamphylien, Pisidien, Phrygien, Paphlagonien und Kappadokien.

Ehrsucht des jugendlichen Siegers zu befriedigen, regte dies unerwartete Glück seine Begierde, sich als Eroberer unsterblich zu machen, nur noch mehr auf. Unaufhaltbar dehnte er daher seine siegreichen Züge jenseits der Gränzen Persiens bis tief nach Hindostan aus. Auch jetzo würd' er auf den errungenen Lorbeern noch nicht geruhet haben, wenn ihn nicht der Tod auf immer zur Ruhe gebracht hätte. *) Die zu grosse Anstrengung seiner geistigen und körperlichen Kräfte, so

Die zweite Hauptschlacht bei Issos in Kilikien lieferte dem Sieger das persische Lager und mit ihm vermuthlich auch die Mutter, Gemahlin und Tochter des Dareios in die Hände. Hierauf wurden auch Kölesyrien, Syrien und späterhin Aegypten leicht erobert. Die Bezwingung von Phönikien kostete dem Helden, der sich durch Nebenzüge in die Gegenden von Judäa und Lybien aufhielt, Mühe. Nach der dritten Hauptschlacht bei Gaugamela, oder Arbela (den zweiten Oktob. 331. vor Christus, Olymp. CXII. 2.) überliess Dareios dem Sieger seine meisten Staaten sammt der Residenz Persepolis, und ward bald darauf von dem Rebellen Bessos, dem Statthalter von Baktriana, getödtet. Nunmehr fiel es dem Alexander nicht schwer, sich auch der übrigen persischen Staaten zu bemächtigen. Seine Eroberungen in Indien (Hindostan) bedeuteten wenig und waren nicht von Dauer. Von allen auf seinen siegreichen Zügen von ihm gegründeten Städten erlangte Alexandrien in Aegypten die schönste Blüte. Uebrigens war Alexander 356. vor Christus, Olymp. CVI. 1. geboren und starb zu Babylon den 21 April 323 vor Christus, Olymp. CXIV. 1.

*) Noch war er Willens zu Babylon einen grossen Hafen anzulegen, die Araber zu bezwingen, Karthago und Italien zu erobern, als der Tod ihn überraschte. Wer übrigens den Alexander zu einem blossen Wütrich und Menschenwürger herabwürdigt, der hat den Arrian nicht gelesen. Die Wissenschaften blühten unter ihm, er schätzte Gelehrte und Dichter, belohnte die Künste, gab zur Erweiterung der Länderkunde, der Naturkenntniss, der Sprachgelehrsamkeit Gelegenheit, erweiterte den Handel, vervollkommte die Kriegskunst und verrieth bei mehreren Veranlassun-

wie der unmäſsige Genuſs berauſchender Getränke und anderer ſinnlicher Vergnügungen, riſs ihn im zweiunddreiſsigſten Jahre von dem Schauplatz des Lebens, auf dem er eine ſo glänzende Rolle geſpielt hatte. Das von ihm in Eil, unter Blut und Verwüſtung, gebildete Reich war von zu ungeheuerem Umfang und aus zu fremdartigen Theilen zuſammengeſetzt, als daſs es ſich durch eigene innere Feſtigkeit hätte erhalten können. Es muſste daher in kurzem von ſelbſt in ſeine Beſtandtheile zerfallen, geſetzt auch, daſs der Unwerth der Alexandriſchen Familie und die Herrſchſucht ſeiner Feldherren dieſe Zertrümmerung nicht beſchleunigt hätten. Von allen aus dieſer Auflöſung der Makedoniſchen Monarchie entſtandenen Reichen ſpielten Syrien und Aegypten die bedeutendſte Rolle.

2.

Syrien.

Syrien war der gröſste der aus der Makedoniſchen Monarchie entſtandenen Staaten. Die Gränzen deſſelben dehnten ſich vom Indus bis an das Geſtade des mittelländiſchen Meers aus, und begriffen auſser dem eigentlichen Syrien *) Babylonien, Meſopotamien, Medien, Perſien, Suſiana, Adiabene, Phönikien, Köleſyrien, Paläſtina, einen groſsen Theil von Kleinaſien, Parthiene, Baktrien, Kilikien und mehrere andre benachbarte Länder. Seleukos Nikator, der gröſste Feldherr nach Alexander, war der Stifter deſſelben, und gab ihm innern Wohlſtand und neue Kräfte, ſo wie

gen trefliche Züge des Herzens. Ein Verzeichniſs der vorzüglichſten Geſchichtſchreiber Alexanders findet man in Beck's Welt- und Menſchengeſch. II. 2.

*) Ueber die Gränzen des eigentlichen Syriens in engerer Bedeutung ſiehe man den erſten Theil dieſes Werks S. 76.

den auf ihn folgenden Regenten den Namen der Seleukiden. *) Unter dem zweiten seiner Nachfolger, Antiochos Theos, fielen Parthiene und Baktrien während eines Kriegs mit Aegypten von Syrien ab und unterwarfen sich eignen Fürsten. In einem andern Kriege mit dem ägyptischen Könige Ptolemäos Philopater ward Antiochos der Grosse, der sechste König auf dem Syrischen Throne, genöthigt dem siegreichen Gegner Palästina und Kölesyrien abzutreten. Allein bald nachher gelang es ihm, während des Ptolemäos Epiphanes Minderjährigkeit die verlornen Provinzen wieder zu erobern. Ja, er entriss sogar den Parthern und Baktriern einen Theil ihrer Länder, und machte selbst in Thrakien und Kleinasien Eroberungen. Hierdurch aber erregte er nur die Eifersucht der Römer, die keine aufstrebende Macht, selbst in der Ferne, dulden konnten. Ein Krieg zwischen Rom und Syrien war davon die Folge. Antiochos hätte ihm mit leichter Mühe entgehen

*) Während der nach Alexanders Tode über die Thronfolge entstandenen Unruhen suchte Antigonos die Oberherrschaft über den östlichen Theil der Makedonischen Monarchie zu erlangen. Nach vieler Mühe, und nach der glücklichen Seeschlacht bei Kypros gelang es ihm endlich auch, sich und seinem Sohne Demetrios die königliche Krone aufzusetzen. Allein die Ländersucht dieser beiden Könige ward zu gross, als dass sie die übrigen Feldherren Alexanders ertragen konnten. Kassander, Lysimachos, Seleukos und Ptolemäos schlossen daher wider Beide ein mächtiges Bündniss und besiegten sie in der Schlacht bei Ipsos in Phrygien. Antigonos verlor dabei das Leben und Demetrios die Hoffnung, jemals wieder zu dem Besitz der väterlichen Länder zu gelangen. So zerfiel das Asiatische Königreich nach einer Dauer von sechs unruhvollen und blutigen Jahren. Von den Trümmern desselben erhielt Seleukos, der Stifter der Syrischen Monarchie, vorher blos Statthalter von Babylon, Obersyrien, und nach Demetrios's Tode auch alles übrige, was dieser unglückliche Fürst in Syrien und Kleinasien besessen hatte.

können; allein eine zu hohe Meinung von ſeiner Gröſse, die Ueberredung Hannibal's und der Ruf der Aetolier verleiteten ihn, es mit den Ueberwindern der Erde aufzunehmen. Er ward von Scipio dem Aſiaten bei Magneſia auf's Haupt geſchlagen, und verlor die Länder dieſseits des Tauros und Halys. Dieſe Wunde war zu tödtlich, als daſs ſich Syrien ſo leicht davon erholen konnte. Das dadurch tief in ſeinem Innern geſchwächte Reich litt noch mehr durch die Grauſamkeit und Regierungsunkunde ſeiner Nachfolger, unter denen der Wüthrich Antiochos Epiphanes durch die ſchrecklichſten Bedrückungen die Juden dahin brachte, ſich unter Anführung der Makkabäer von Syrien loszureiſsen. Der Uneinigkeiten müde, welche des Königs Demetrios Söhne im Herzen Syriens unterhielten, riefen die Syrer den König von Armenien Tigranes auf ihren Thron, auf dem er ſich auch nach Vertreibung der Seleukiden bis zum Mithridatiſchen Kriege behauptete. Als er ſich aber hierein verwickeln lieſs, ſo ward er vom Lukullus bei Tigranocerta geſchlagen, und verlor Syrien an Antiochos den Aſiaten. Allein die Herrſchaft des neuen Regenten war von kurzer Dauer. Das kaum erhaltene Reich ward ihm bis auf Komagene von Pompejus wieder entriſſen und zum römiſchen Gebiet geſchlagen. Uebrigens war Syrien ein ſehr fruchtbares, mit vorzüglicher Milde von der Natur ausgeſtattetes Land. Getraide, Obſt und Wein beſaſs es im Ueberfluſs. Die fetten mit den nahrhafteſten Kräutern bewachſenen Weiden beſtimmten es zur Viehzucht, die hier einen vorzüglichen Nahrungszweig bildete. Auſserdem war es auch reichlich mit Salz und Mineralien geſegnet. Lauter Quellen des Wohlſtandes und des Reichthums. Was Wunder, wenn daher die Syrier ſich dadurch frühzeitig in den Stand geſetzt ſahen, für die Verfeinerung ihrer Sitten zu ſorgen, ihren Geiſt aufzuklären, Künſte und

Wiſſenſchaften entweder zu erfinden oder von gebildeteren Handelsvölkern anzunehmen, zu bearbeiten und auszubilden! Die Trümmern der groſsen Werke der Kunſt zu Heliopolis (Baalbek) und Palmyra *) zeugen von einer ſehr frühen Bekanntſchaft der Syrer mit den ſchönen Künſten, die unter den Seleukiden in beſondere Pflege genommen wurden. Auch der Poeſie gebrach es in Syrien nicht an Verehrern und Freunden: allein, wie wir ſchon an einem andern Orte **) erinnert haben, ſie erreichte hier nie den Grad der Ausbildung, wie bei andern morgenländiſchen Nationen. Die Syriſche Sprache ſelber beſaſs bei weitem nicht die Kraft und Fülle, nicht die Lieblichkeit und Harmonie, nicht die Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit der Arabiſchen, oder Hebräiſchen, ſo ſehr ſie auch beiden im Ganzen genommen ähnelte. Den Syrern aber fehlt' es unſtreitig an jenem wahren Feuer der Begeiſterung, an jenem geläuterten Geſchmack, an jener Zartheit der Empfindung, wobei allein nur ächte Werke der Schönheit gedeihen können. So ſehr ſie daher, beſonders in ſpäteren Zeiten, auch alle Kräfte aufboten, um ſich zu der dichteriſchen Höhe der Araber emporzuſchwingen; ſo blieben ihre poetiſchen Verſuche doch matt und kraftlos, und wo ſie ſich einmal erhuben, da verloren ſie ſich ſogleich in Schwulſt und ſinnloſes Wortgeklingel. Ob indeſſen dieſer ſpätere Charakter der Syriſchen Poeſie ſie auch in dieſer Periode bezeichnete, dies wiſſen wir aus Mangel an gleichzeitigen Gedichten dieſes Volks nicht zu entſcheiden.

2. Aegyp-

*) Die Engländer Wood und Dawkins haben dieſe Ueberreſte der Syriſchen Kunſt zu London 1757 und 1758 bekannt gemacht.

**) M. ſ. Theil 1. S. 177 dieſer Geſchichte der Poeſie.

2.

Aegypten.

Aegypten feufzte noch unter dem fchweren perfifchen Joche, als der fiegreiche Alexander den Gränzen deffelben nahete. War es daher ein Wunder, dafs es den jugendlichen Helden mit Freuden für feinen Oberherrn erkannte, und dafs ihm diefer mit aller Milde eines von Dankbarkeit und Menfchenliebe befeelten Herzens lohnte? Die grofsen Vortheile, deren die glückliche Lage zwifchen drei Erdtheilen Aegypten fähig machte, waren zu einleuchtend, als dafs fie dem fcharffichtigen Sieger nicht bei'm erften Anblick aufgefallen wären. Er benutzte daher den von der Natur bereits gelegten Grund, um das herrlichfte Gebäude darauf aufzuführen, wozu je Eroberer den Plan entwarfen. Alexandrien erhub fich unter Dinochares Auffìcht *) aus dem Staube, und prangte mit fünf Hafen und den prächtigften Gebäuden. Ja, der weife Erbauer deffelben befchlofs fogar den Sitz feines Reichs hieher zu verlegen, und es zum Mittelpunkt der Handlung des ganzen Erdbodens zu erheben. Allein er ftarb unter diefen Entwürfen, und Ptolemäos Soter, oder der Lagide, ward zuerft Statthalter, dann aber König von Aegypten und den dazugehörigen Ländern. Seine Nachfolger in der Regierung führen nach ihm den Namen der Ptolemäer, oder Lagiden. Die Aegyptifche Kultur ward

*) Alexander legte den Grund zu diefer Stadt im Jahr 331 vor Chriftus, Olymp CXII. 2. Dinochares führte die Auffícht bei'm Bau. Der Umfang derfelben betrug nach Plinius 15 römifche, d. h. $3\frac{3}{4}$ deutfche, Meilen. Zu den Zeiten des Gefchichtfchreibers Diodor von Sikilien belief fich die Zahl der freien Einwohner auf 300000. Diefe beftanden aus Makedoniern, jüdifchen Kolonien und Aegyptern. M. f. Beck's Welt- und Menfchengefchichte II. S. 7. 8.

von nun an völlig griechiſch. Griechiſche Künſte und Wiſſenſchaften bekamen hier jetzt die Oberhand, und die vorige ſteiſe und geſetzmäſsige Künſtlichkeit muſste einem gebildeten Geſchmacke weichen. Ptolemäos Soter vollführte Alexanders Plane in Abſicht der Handlung, erleichterte ſie ſo gut er konnte, ſandte erfahrne Seefahrer und Gelehrte aus, um die noch nicht genugſam bekannten Erdtheile genauer kennen zu lernen, und ſorgte auf alle Weiſe für die beſſere Bevölkerung ſeines Landes. Die Gelehrſamkeit ſuchte er dadurch zu befördern und in Aufnahme zu bringen, daſs er eine berühmte Bücherſammlung anlegte, eine Akademie der Wiſſenſchaften ſtiftete, und Männer von Einſicht und Geſchicklichkeit in ſein Reich zog, durch Achtung und Güte ermunterte, und fürſtlich belohnte. *) Durch dies alles erreichten Wohlſtand und Aufklärung unter ſeiner Herrſchaft eine Höhe, wozu ſie ſich in dieſem Lande noch nie erhoben hatten. Sein Sohn und Nachfolger Ptolemäos Philadelphos bewarb ſich durch eine eigene Geſandtſchaft um die Gunſt der weltbeſtürmenden Römer, zog den morgenländiſchen Handel, den die Phönikier bis dahin über das rothe Meer geführt hatten,

*) Ptolemäos Soter war der vorgebliche Sohn des Ptolemäos Lagos, eines Makedoniers, in der That des Philippos. Den Beinamen Soter erhielt er von den Rhodiern wegen des ihnen geleiſteten Beiſtandes. M. ſ. Pauſanias I, 8. Seit Olymp. CXIV, 2. war er Statthalter, und ſeit Olymp. CXVIII, 2. König von Aegypten. Er regierte bis Olymp. CXXIV, 1. 284 vor Chriſtus. Die durch ihn angelegte und durch ſeine früheren Nachfolger vergröſserte Bücherſammlung befand ſich in dem prächtigen Viertheil der Stadt, welches Bruchion hieſs. Sie bildete einen Theil des Muſeums, des eigentlichen Sitzes der griechiſchen Gelehrſamkeit, wo eine Geſellſchaft Gelehrte durch öffentliche Unterhaltung in den Stand geſetzt wurde, ſich ganz den Wiſſenſchaften zu widmen. M. ſ. Heeren's Geſchichte des Studiums der klaſſiſchen Litteratur I, 28.

in ſein Land, begünſtigte die Gelehrſamkeit, beſonders die Naturgeſchichte, war ſelbſt Gelehrter und vermehrte durch Erbauung mehrerer Städte den Wohlſtand Aegyptens. Uebrigens führte er von allen Aegyptiſchen Königen die glänzendſte und prächtigſte Regierung. *) Ptolemäos Evergetes entzweite ſich mit Syrien, und unterwarf ſich alle Länder zwiſchen dem Gebirge Tauros und der Hindiſchen Gränze. Allein noch weit beträchtlicher war ſeine Beſitznehmung der Küſten des rothen Meeres auf der Arabiſchen und Aethiopiſchen Seite, wodurch Aegypten einen Gipfel des Wohlſtandes erreichte, der jeden neuen Zuwachs deſſelben unmöglich machte. Ptolemäos Epiphanes übergab nach der Niederlage des Hannibal das Aegyptiſche Reich in den Schutz der allgefürchteten Römer, die dann auch nicht ſäumten, die neue Vormundſchaft mit allen Feierlichkeiten zu übernehmen. Seitdem miſchten ſich jene Weltgebieter in alle Angelegenheiten Aegyptens, das durch Kleopatra's Herrſchſucht endlich völlig zur römiſchen Provinz gemacht wurde. **) Daſs Aegypten, vorzüglich aber Alexandrien, ſich in einem hohen Grade griechiſcher Aufklärung und Gelehrſamkeit erfreute, iſt kein Wunder. Alexander, ein Freund der Wiſſenſchaften, und ſelbſt nicht ohne Kenntniſſe, hatte gewiſs nicht wenige Gelehrte unter ſeinen Heeren und in ſeinem Gefolge, die ſich nach der Erbauung des äuſserſt reizenden und einladenden

*) M. ſ. Beck's Welt- und Menſchengeſch. II, 62. Ptolemäos Philadelphos ſtarb 227 vor Chriſtus.

**) Aegypten zählte von Ptolemäos Soter bis zu Ptolemäos dem Knaben, den ſeine Schweſter Kleopatra ermordete, achtzehn Regenten. Ueberhaupt dauerte die Herrſchaft der Ptolemäer, oder Lagiden, von Olymp. CXIV, 2. bis Olymp. CLXXXVII, 3. 293 Jahre. Aegypten ward römiſche Provinz ſeit dem J. 30 vor Chriſtus.

Alexandriens zum Theil daselbst niederliessen. *) Dazu kam der sehr starke Verkehr der Aegypter mit gebildeten Handelsvölkern, die in Handelsangelegenheiten sehr häufig unternommenen Reisen in entfernte Gegenden, die dadurch vermehrte Kenntniss der Menschen, der Sprachen, der Sitten und der Einsichten entlegener Himmelsstriche, die nothwendige Bearbeitung der zur Seefahrt unentbehrlichen Zweige der Gelehrsamkeit, als der Astronomie, der Schifsbaukunst, der Mathematik, der Länderkunde, und vor allem die vorzügliche Achtung und Pflege, welche die früheren Ptolemäer, selbst Gelehrte und Männer von Geschmack, den Künsten und Wissenschaften und allen, die sich damit beschäftigten, angedeihen liessen. Nimmt man zu diesem allen noch die Wohlfeilheit des in den damaligen Zeiten allgemein gebrauchten, hier aber einheimischen, Schreibmaterials, des Aegyptischen Papyros; so sieht man ein, warum Aegypten sich zum Sitz der litterarischen Kultur im hohen Grade eignete. **) Kein Wunder, wenn daher Grammatik und Rhetorik hier vorzüglich blühten, wenn die aus Hellas hieher verpflanzte Poesie nochmals Blumen zu den lieblichsten Kränzen lieferte, ***) wenn die Philosophie Beifall und Freund-

*) Alexandrien lag an der Mündung des Nilstroms gleichsam an den Pforten der östlichen und westlichen Welt, zwischen den besuchtesten Meeren. Musste eine solche Lage nicht viele Bewohner herbeiziehen?

**) Zwar gab es auch anderwärts, zum Beispiel zu Rom und in andern Städten Italiens, grosse Fabriken dieses Schreibmaterials, allein den Stoff dazu musste man doch aus Aegypten holen.

***) Herr Hofr. Heyne sagt von den Alexandrinischen Dichtern: Wenn die Dichter älterer Zeiten grossen Strömen zu vergleichen sind, die sich zum Meere hinabwälzen; so sind diese den Bächen ähnlich, die ihre klaren Wasser durch liebliche Gegenden schlängeln.

schaft fand, wenn alle Theile der Mathematik mit dem glücklichsten Erfolge bearbeitet und erweitert wurden. Kein Wunder endlich, wenn der erwachte Geist des Sammelns alte und neue Schätze der Litteratur und Kunst zusammenhäufte, zu deren glücklicher Auffindung und Würdigung das hier beginnende Studium der Kritik vorzüglich behülflich war. Wer bedauert es nicht daher, dass auch hier die Ueppigkeit mit ihrem ganzen verderblichen Gefolge bald so sehr Ueberhand nahm, dass alle männliche Kultur entwich, dass alles weitere Streben zur Vollkommenheit erstickt und alle Kräfte des Geistes, an ihren Wurzeln zernagt, in den schändlichsten Lüsten dahinwelkten?

3.

Judäa.

Esdras, ein Sprössling aus priesterlichem Geschlechte und des mosaischen Gesetzes kundig, hatte vom persischen Monarchen die Erlaubniss erhalten, eine neue Kolonie Hebräer aus den Babylonischen Staaten nach Palästina zurückzuführen und ihr daselbst eine feste bürgerliche Einrichtung zu geben *). Das Erste, was dieser von ächtem Patriotismus beseelte Weise that, war, dass er seine Nation von allen fremden Völkern rei-

*) Schon Serubabel und Josua führten auf Koresch's Erlaubniss eine Anzahl Juden nach Judäa zurück. Um ihre Einrichtung zu vollenden, suchte man den Tempel wieder aufzuführen, und die Religion von neuem zu begründen. Allein die Eifersucht der Samariten legte ihnen unaufhörlich Hindernisse in den Weg. Weder unter Koresch noch unter seinen drei nächsten Nachfolgern vermochte man daher den Tempelbau zu Stande zu bringen. Erst nach Esdras's Ankunft war man so glücklich, seine Wünsche erfüllt zu sehen.

nigte. *) Hierauf las er bei grofsen Verfammlungen in chaldäifcher Sprache das Gefetzbuch vor, und fuchte den alten Glanz des Gottesdienftes und der Fefte wieder herzuftellen. Ihm folgte nach feinem Tode ein Mann von ähnlichem Geifte, Nehemias, als Statthalter in Judäa. Mit dem perfifchen Hofe in genauer Verbindung, befafs derfelbe Kraft genug, fich den kühnen Anmafsungen der Samariten entgegen zu ftellen. Ihm glückt' es daher auch, die Stadt Jerufalem aus ihrem Schutt zu neuem Glanze hervorzurufen, und mehr Gleichheit des Vermögens unter den Juden hervorzubringen. Nach feinem Tode ward die Statthalterfchaft vermuthlich mit der Würde des Hohenpriefterthums vereinigt. Das perfifche Scepter aber war fo milde, dafs die Juden fich auf keine Weife nach Veränderung zu fehnen Urfache hatten. Kein Wunder alfo, wenn Alexander's Siege fie nicht mit Freude erfüllten. Doch würden fie bei einem längeren Leben diefes Monarchen der Gefahr entronnen feyn, in welche fie durch die Länderfucht feiner Feldherren geriethen. Ptolemäos Soter zog fiegreich an einem Sabbat in Jerufalem's Mauern ein: denn die ängftlichreligiöfen Juden wagten es nicht, durch Ergreifung der Waffen die Ruhe des heiligen Tages zu ftören. Viele von ihnen wanderten nun, oft nicht aus freiem Entfchlufse, nach Alexandrien, deffen Blühte durch die Thätigkeit derfelben nicht wenig befördert wurde. **) Auch nach Antiochien liefsen fich mehrere durch Anbietung des Bürgerrechts und gleicher

*) Alle Juden, welche fich mit Ausländerinnen verheirathet hatten, mufsten diefe Weiber, ja fogar die mit ihnen erzeugten Kinder von fich entfernen.

**) Ptolemäos Philadelphos gab viele auf das Befte der ägyptifchen Juden abzweckende Verordnungen: auch liefs er durch eine Gefellfchaft jüdifcher Gelehrten aufserhalb Alexandrien eine griechifche Verdollmerfchung ihres Gefetzbuchs veranftalten.

Freiheiten mit den Makedoniern und Griechen locken, als Seleukos Nikator, vermuthlich durch einen Vergleich, Judäa von Aegypten erhalten hatte. Die folgenden Kriege zwiſchen den Aegyptiſchen und Syriſchen Herrſchern glichen einem Sturme, der den ſchwachen Kahn des Jüdiſchen Staats bald an dieſes bald an jenes Ufer warf. Das Schickſal deſſelben ward indeſſen hierdurch nicht beträchtlich verändert. Wenn ſie ihre Abgaben gehörig an den Sieger entrichteten, ſo hatten ſie übrigens Ruhe. Durch die glücklichen Waffen der Römer, die Antiochos den Groſsen demüthigten, wurden die Juden in Kleinaſien bereits römiſche Unterthanen. Wohl Judäa's Bürgern, wenn ihnen jetzt ein gleiches Loos gefallen wäre! Allein dieſe ſollten erſt noch mancherlei Leiden erdulden, bevor ſie zur Ruhe gelangten. Antiochos Epiphanes kam bei heſtigen Streitigkeiten über die Hoheprieſterwürde, und daraus entſtandenen aufrühriſchen Bewegungen nach Jeruſalem. Sein Plan war, die Juden noch abhängiger von ſich zu machen; daher wollte er ſie zwingen, die griechiſche Religion anzunehmen. Allein nur wenige verſtanden ſich dazu, den Gott ihrer Väter zu verläugnen. Der Religionsdruck ward dadurch ſo unerträglich, daſs die Unglücklichen zuletzt darauf denken muſsten, ſich durch Hülfe der Waffen ein beſſeres Loos zu erringen. Der Prieſter Matthathias trat, in Begleitung ſeiner Söhne, an ihre Spitze und das Glück war ihnen ſo günſtig, daſs ſie die Syrer nach und nach zu verſchiedenen Vergleichen zwangen. *) Hauptſächlich erkämpfte ſich der tapfre Judas in dieſem Kriege unverwelkliche Lorbeern. Nachdem er in einem Treffen gefallen war, nöthigte

*) Man nennt dieſe heldenmüthige Familie die Asmonäer (die Erlauchten) und die Makkabäer vom Beinamen des Judas Makab (ein Hammer.)

sein Bruder Jonathan die Syrer, ihn mit der Statthalterschaft und der Hohenpriesterwürde zu bekleiden. Allein er behielt nicht lange diesen glorreicherrungenen Posten, indem Meuchelmörder bald seinem Leben ein Ende machten. Jedoch blieb sein Tod nicht ungerochen. Sein Bruder Simon war so glücklich, die gedrückten Juden völlig dem tyrannischen Scepter der Seleukiden zu entreissen. Noch weiter gieng der Sohn desselben Johann Hyrkan, der sogar verschiedene benachbarte Provinzen Judäa zu unterwerfen wusste. *) Jetzt schon mischten sich die beiden während des syrischen Drucks entstandenen Religionsparteien, die Pharisäer und Sadducäer, in öffentliche Angelegenheiten, und bildeten eigene Staatsgesellschaften. Aristobulos, der Sohn und Nachfolger Hyrkan's, eroberte Ituräa und legte sich zuerst den königlichen Titel bei. Unter Hyrkan dem zweiten ward Judäa den Römern zinsbar, die bald nach Willkühr daselbst verfuhren. Herodes, von den römischen Triumviren zum Könige von Judäa ernannt, verdrängte das Asmonäische Haus, welches das Joch der Syrer abgeworfen hatte, aus dem Besitze der Herrschaft. **) Trotz der mancherlei Parteien während der Stürme der römischen Bürgerkriege, wusste er sich dennoch durch Staatsklugheit auf dem Throne zu erhalten. Den Namen des Grossen, den er sich durch seine Tapferkeit, durch seine Regierungskunde und seine Prachtliebe erwarb, befleckte er nicht selten durch

*) Selbst die Samariten wurden von Hyrkan bezwungen, ihre Stadt Samaria zerstört, und ihr Tempel auf Garizim niedergerissen.

**) Herodes erhielt die königliche Würde, als Antigonos noch im Besitz von Jerusalem war. Die Eroberung desselben war mit dem Morde des unglücklichen Fürsten verbunden. Sie erfolgte im Jahr der Welt 3947, 36 J. vor Christus.

ſeine Grauſamkeit. *) Unter ihm ward der jüdiſche Staat durch Auguſtus noch mit Trachonitis, Auranitis und Batanäa vermehrt, und der Tempel zu Jeruſalem prächtiger, als jemals, aufgebaut. Er hinterlieſs drei Söhne, Archelaos, Philippos und Antipas. Der Erſte und Aelteſte ward Ethnarch von Judäa, Idumäa und Samaria, der Zweite von Batanäa und Auranitis, der Dritte von Galiläa und Peräa. Archelaos verlor bald durch ſeine Tyrannei die ihm in's Loos gefallne Ethnarchie, welche nun in eine römiſche Provinz verwandelt wurde. Herodes Agrippa, ein Enkel Herodes's des Groſsen, vereinigte nochmals die Staaten ſeines Groſsvaters unter dem Titel eines Königs, und wirkte ſehr wohlthätig auf dieſelben. Allein nach ſeinem Tode wurden ſie, wie vorher, dem römiſchen Staate einverleibt und von Statthaltern regieret. Schändlicher Uebermuth, unerſättliche Habſucht und ſchreiende Bedrückungen dieſer unmenſchlichen Tyrannen, brachten endlich die an ſich ſchon den Römern nicht gewogenen und unruhigen Juden dahin, daſs ſie die Waffen ergriffen, ſich aller Feſtungen des Landes bemächtigten und den Statthalter Ceſtius Gallus zurücktrieben. Flavius Veſpaſianus rückte nun mit einem römiſchen Heere gegen ſie an: allein er ward Kaiſer, ehe er etwas Entſcheidendes zu thun vermochte. Sein Sohn Titus begann hierauf die Belagerung Jeruſalems. Trotz der Parteien, die ſich gleich Anfangs mit der wütendſten Mordbegier in dieſer Stadt verfolgten, vertheidigte ſie ſich doch ziemlich lange. Der Ausgang war, daſs ſie endlich ſamt dem Tempel in einen Schutthaufen verwandelt und die übriggebliebenen Juden in alle Länder der Erde zerſtreut wur-

*) Die Hinrichtung ſeiner Gemahlin Marianne und dreier Söhne iſt Beweis davon. Unter ihm ward der Stifter der chriſtlichen Religion im J. 3983 geboren.

den. *) Vergebens sammelten sie sich in der Folge, das Land ihrer Väter wieder zu erobern. Selbst in Aegypten endigte ein Aufruhr derselben ihren Gottesdienst in dem dort erbauten Tempel.

4.

Arabien.

Weit ruhiger und glücklicher war in diesem Zeitraum das Loos der Araber. Die ungeheuren Sandsteppen, zwischen denen sie seit den ältesten Zeiten wohnten, schreckten selbst den kühnsten Eroberer ab, hier seine Waffen zu versuchen. Von fremden Herrschern, wie von fremden Sitten, unabhängig, lebten sie daher innerhalb ihrer Gränzen in der ungestörtesten Muſse. Nur innere Fehden konnten dieselbe zuweilen unterbrechen: allein diese waren weder von groſser Bedeutung, noch von langer Dauer. Selbst die Auswanderungen einzelner Stämme, so wie andre im Innern von Arabien sich ereignende Vorfälle, hatten für das Ganze keine auffallenden Folgen. An fremden Revolutionen aber Theil zu nehmen und durch sie die Welt erschüttern zu helfen, dieses konnte dem von friedlichen Emirn regierten Handelsmann oder Hirten nicht einfallen. Mit einfacher Kost zufrieden, hatte er Mittel genug in den Händen, sich diese zu verschaffen. Wie hätt' es ihm daher in den Sinn kommen sollen, nach fremden Ländern zu verlangen? Ueberdem war sein Charakter, in der Unabhängigkeit gebildet, so selbstständig, und seine Freiheitsliebe so ungebunden, daſs er alle Völker neben sich verachtete und ruhig seinen Weg fortging. Sein Vaterland, so öde und freudenleer es auch gröſs-

*) Ueber eine Million Menschen kamen in dem jüdischen Kriege um das Leben und 97000 in die Gefangenschaft.

tentheils war, galt ihm daher doch mehr, als alles. Doch ſchränkte er ſich hier nicht, wie andre Völker, auf einen engen Raum ein, ſondern durchzog die ganze weite Wüſte als ſein Eigenthum. Städte und feſte Wohnungen waren ihm aus dieſem Grunde eben ſo verhaſst, als unbekannt. *) Nichts war ihm wichtiger, als ſein edles Roſs, ſein Schwert und ſein Bogen; nichts heiliger als der Ruhm ſeines Stammes, als die Ehre ſeiner Familie. Wehe daher dem Verwägenen, der es wagte, derſelben auf irgend eine Art zu nahe zu treten! Der kleinſte Flecken, welcher darauf gebracht wurde, muſste mit dem Blute des Beleidigers abgewaſchen werden. Dagegen aber war auch niemand menſchenfreundlicher und gaſtfreier, als der Araber. Bei Nacht und Tage ſtand ſein Zelt dem Fremdling offen, und nie gieng ein Hungernder ungeſättigt von ſeinem Tiſche. Abentheuer der Liebe, Gefahren und Zweikämpfe mit Menſchen und wilden Thieren waren ihm Freude. Kein Wunder, wenn er ſie daher raſtlos in den weiten Wüſteneien aufſuchte, wenn das Auffinden derſelben ihm Wonne gewährte, wenn das Beſtehen im Kampf mit dem Gegner ihn in Entzücken verſetzte. Kein Wunder, wenn dieſer Rittergeiſt der Phantaſie einen ganz eigenen Schwung gab, wenn die lebhaften Empfindungen des Herzens ſich einen Weg über die Lippen des glücklichen oder unglücklichen Abentheurers zu bahnen ſuchten, wenn Geſänge die Lieblingsbeſchäftigung der Araber wurden. Da ſich übrigens die Araber in dieſer ganzen Periode durch keine bedeutende Rolle auf dem Schauplatz der Geſchichte hervorthaten, ſo ſchweigen die älteſten Nachrichten von ihren politiſchen Schickſa-

*) M. ſ. den erſten Band dieſer Geſchichte der Poeſie S. 261 etc. Herder's Geſchichte der Menſchheit IV 239, Roſenmüller's Fragment eines Arabiſchen Sirventes im Novemberſtück der Berliner Monatsſchrift v. J. 1794. S. 453.

len und Einrichtungen auch faſt gänzlich. Nur ſo viel wiſſen wir, daſs mehrere Arabiſche Völkerſchaften aus dem vorigen Zeitraum nicht mehr waren, und daſs die Idumäer, Nabathäer, Saracenen, Auſitäer, Agräer, Sabäer, Homeriter, Minäer, Panchäer jetzt zu Arabiens vorzüglichſten Bewohnern gerechnet wurden. *)

5.

Parthien.

Weit wichtiger war die Rolle, welche die Parther in dieſem Zeitraum auf dem groſsen Schauplatz der Weltgeſchichte ſpielten. **) Dies ſelbſt den Römern äuſserſt furchtbare Volk bewohnte Anfangs ein ſehr kleines rings von Gebirgen eingeſchloſſenes Land zwiſchen Medien, Hyrkanien und Karmanien. Zu den Zeiten der perſiſchen Herrſchaft ſtand es unter dem Statthalter von Hyrkanien, nachher aber unter Makedoniern und Syrern. Die Ausſchweifungen des Syriſchen Satrapen Agathokles wurden dieſer freiheitliebenden Nation endlich zu drückend, als daſs ſie dieſelben länger ertragen konnte. Arſchakh oder Arſakes in ſeinem Bruder Tiridates von dieſem Unmenſchen geſchändet, fühlte ſich daher gedrungen, den thieriſchen Wollüſtling zu ermorden, ſeinen Anhang zu verjagen und ein kleines parthiſches Reich zu ſtiften. Hekatompylos war der Sitz deſſelben, und das Jahr zweihundert und funfzig oder zweihundert und ſechsundfunfzig vor Chriſtus der Anfang der Empörung. ***) Schon der Er-

*) M. ſ. Remer's Handbuch der ältern Geſchichte S. 382.

**) Die Quellen zur Geſchichte der Parther findet man in Beck's Welt- und Menſchengeſchichte II. S. 75.

***) Arſakes oder Arſchakh war aus dem Geſchlecht der Achämeniden. In einem der ſpäteren Feldzüge ward der König von Sy-

ringer der Freiheit, Arſakes der erſte, von dem ſich alle folgende Regenten Arſakiden nannten, verbreitete ſeine Siege über einige benachbarte Provinzen. Die folgenden Regenten wuſsten die Gränzen des Reichs immer mehr zu erweitern, ſo daſs dieſelben ſich endlich vom Oxus bis an den Euphrat und vom Kaſpiſchen bis an das Hindiſche Meer erſtreckten. Die Hauptſtadt der aus achtzehn Provinzen zuſammengeſetzten Monarchie, und Winterreſidenz der Könige von Parthien war Kteſiphon. So lange der furchtbaren Macht der Römer von hieraus auch das Gleichgewicht gehalten wurde, ſo bahnten ſich Weichlichkeit und Laſter doch endlich auch zu den ſtreitbaren Parthern den Zugang, und richteten durch innere Unruhen einen Staat zu Grunde, der gleich einem furchtbaren Koloſs allen Stürmen der Zeit zu trotzen ſchien. *) Die Muſen weinten nicht bei ſeinem Falle; denn die Parther, als Abkömmlinge der Skythen, behielten durch alle Perioden ihrer Herrſchaft zu viel Wildheit bei, als daſs ſie ein Vergnügen darin gefunden hätten, den Grazien zu opfern. Ihr kriegeriſcher Charakter, und ihr an trefflichen Pferden reiches Land beſtimmte ſie zu Streit und Schlachten, in denen ſie ſich beſonders als gute Bogenſchützen Ruhm erwarben.

6.

Perſien.

Vergebens hatte ſich Parthien durch ein blutiges Treffen gegen die ihm drohende römiſche Knechtſchaft geſichert. Das Schickſal hatte einmal, unwiderruflich

rien Selcukos II. ſo gar von den Parthern gefangen. Seit dieſem Zeitpunkt (238 vor Chriſtus) erkannte Syrien die parthiſche Freiheit an.

*) Parthien fiel durch eine Empörung 225 nach Chriſtus, und das mittlere perſiſche Reich trat an ſeine Stelle.

seinen Untergang beschlossen: daher muſste sich in der Mitte seiner Staaten ein Feind erheben, der ihm ein Ende machte. Ardschir Babegan (Artaxerxes), ein gemeiner Perser, aber ein Mann von den glänzendsten Talenten, kannte den tiefen Verfall der Parthischen Macht, und sah es mit Unwillen, daſs seine Nation sich noch länger uuter das Joch derselben beugten. *) Eine durch ihn bewirkte Empörung erfüllte daher den Lieblingswunsch desselben, die Herrschaft von den Parthern wieder auf die Perser zu bringen. Der letzte Parthische König Artabanus der vierte blieb entweder in einem Treffen, oder floh nach Armenien, und Ardschir ward in einer Versammlung der Nation zu Balk als König anerkannt. Das Hauptaugenmerk der Thätigkeit des neuen Königs war nunmehr, den Glanz des alten persischen Reichs durch alle nur möglichen Mittel zu erneuen. In dieser Absicht suchte er die Religion der Magier wieder herzustellen, **) und der Regierung gerade die Form zurückzugeben, die sie unter Koresch's glorreicher Herrschaft gehabt hatte. Mehr als seine groſsen Kriegsunternehmungen verdienen hier seine

*) Artabanus, oder Ardavan, hatte dem treulosen Karakalla nicht lange vorher durch ein blutiges Treffen Gränzen gesetzt, als ihn Ardschir Babegan vom Throne stürzte. Ardschir's Vater Sassan, von dem die Dynastie der Sassaniden benannt ist, war ein persischer Privatmann, nach Einigen Hirt, nach Andern aber ein gemeiner Krieger. M. s. Herbelot's Oriental. Bibliothek I. S. 393 der deutschen Uebers. Gibbon history of the decline and fall of the roman empire I, 317.

**) Das verleitete ihn zuweilen zu religiöser Intoleranz und zu Verfolgungen. M. s. Kleuker's Anhang zum Zend Avesta II. S. 90. Uebrigens besaſs er alle kriegerischen und bürgerlichen Tugenden in einem so hohen Grade, daſs er allen seinen Nachfolgern, welchen die Wohlfahrt ihrer Unterthanen am Herzen lag, zum Muster diente. M. s. Herbelot's Oriental. Bibliothek I. S. 395.

Grundsätze und schriftlichen Geistesdenkmale unsere Aufmerksamkeit. „Wenn der König, sagte er öfters, es sich zur Pflicht macht, Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten. dann wendet das Volk allen Fleiss an, ihm Gehorsam zu beweisen. Der böseste aller Fürsten ist derjenige, vor dem sich die Begüterten fürchten, und von welchem die Lasterhaften etwas hoffen können. Das Ansehn eines Königs, pflegte er auch oftmals zu sagen, besteht nur durch Truppen, die Truppen werden durch Geld unterhalten, das Geld wird durch den Landbau erworben, der Landbau aber kann nur da gedeihen, wo Recht und Gerechtigkeit gehandhabt werden.“ Unter den Werken seines Geistes verdient sein Kar Nameh die erste Stelle. In dieses Tagebuch verzeichnete er seine öffentlichen Unternehmungen, seine Privathandlungen, ja sogar die merkwürdigsten seiner Reden. In einem andern Werke, Adab alaisch, ertheilte er seinen Nachfolgern und Unterthanen Vorschriften, wie sie sich bei den meisten Vorfällen des Lebens zu benehmen hätten, um ihrer Tage froh zu werden. *) Dafs ein solcher Fürst für die Kultur seines Landes alles gethan, und Künste und Wissenschaften gleich sehr geschätzt und belohnt haben werde, läfst sich nicht anders denken. Gewiss blühte daher auch die Dichtkunst, der es seine Thaten an Stoff nicht fehlen liessen, unter seinem beglückenden Scepter. Wie würde ihn daher Welt und Nachwelt gesegnet haben, wenn er nicht durch einen unglücklichen Krieg gegen die Römer viele Tausende seiner Unterthanen aufgeopfert, und durch seine Niederlage jenem siegreichen und stolzen Volke

*) Dies ist dasselbe Werk, das einer seiner Nachfolger, Nuschirvan, abschreiben und bekannt machen liefs, um die Policei in seinen Staaten wieder herzustellen. M. s. den Artikel Nuschirvan in Herbelot's Oriental. Bibliothek.

den Weg in das Innere der perfifchen Länder gebahnt hätte! *)

7.

Phönikien.

Die berühmteften der Phönikifchen Staaten waren in der vorigen Periode Tyros und Sidon. **) Nirgends blühte der Handel mehr, als hier, nirgends häufte fich ein unermefslicher Reichthum, als in diefen beiden betriebfamen Reichen. Die Tyrier befafsen lange Zeit die unumfchränkte Herrfchaft auf dem mittelländifchen Meere. Ihr Handel erftreckte fich nicht blos auf die beiden Küften deffelben, fondern fie fchifften fogar jenfeits der Gadetanifchen Meerenge im Atlantifchen Meere nach Britannien, um dafelbft Zinn zu holen: ja, was noch mehr ift, fie fegelten vielleicht bis in die Oftfee, um Bernftein einzuhandeln. Den Hindifchen Handel führten fie aller Wahrfcheinlichkeit nach über den Arabifchen Meerbufen und durch Karavanen. Kein Wunder alfo, wenn fie bald die reichfte Nation der Erde wurden, zumal da auch ihre trefflichen Manufakturen fich täglich mehr erweiterten und vervollkommten. Kein Wunder aber auch, wenn unter dem Einflufs diefes unerfchöpflichen Reichthums Luxus und Ueppigkeit immer mehr einriffen, wenn die Sitten immer verderbter und weich-

*) Die ganze folgende Gefchichte des perfifchen Reichs in diefem Zeitraum ift daher beinahe eine zufammenhängende Kette von Kriegen mit den Römern. Uebrigens nennt man den von Ardfchir gegründeten Staat das mittlere perfifche Reich.

**) M. f. Memoires sur les Phéniciens par Mr. Megnot in den Memoires de l' Academie des Inscript. T. XXXV. XXXVI. XXXVIII. Herder's Ideen zur Philof. der Gefch. der Menfchheit III. S. 98. Adelung's Gefchichte der Kultur S. 99. etc.

weichlicher wurden, wenn mit der zunehmenden Erſchlaffung der geiſtigen und körperlichen Kräfte ſich immer mehr Laſter einzudrängen wuſsten. Sidon, von Nebukad-Nezar ſchon im vorigen Zeitraum bedrängt, gab Tyros dadurch Gelegenheit ſich höher empor zu heben. Allein auch für Tyros blieb die Zeit der Demüthigung nicht aus. Kaum hatte der ſiegreiche Alexander Syrien erobert und Sidon einen König gegeben, als er ſich den Tyriern näherte. Wollten ſie ihn nun nicht freiwillig in ihre Mauern aufnehmen, ſo muſsten ſie es ſich ſelbſt zuſchreiben, daſs er ſich durch Feuer und Schwert einen Weg in ihre Stadt zu bahnen ſuchte. Zwar waren die Schwierigkeiten, die ſich dem Helden bei dieſem Unternehmen in den Weg ſtellten, faſt unüberwindlich. Denn eine ziemlich breite Meerenge ſchied Tyros vom feſten Lande, und das Meer ſchlug dicht an ſeinen Mauern. Auſſerdem fehlte es dem Eroberer an den nöthigen Schiffen, da die Tyrer durch ihre anſehnliche Flotte eben ſo ſehr im Stande waren, die Belagerer zu ſtören, als die Stadt mit Lebensmitteln und neuen Kriegern zu verſehen. Endlich verſprachen die in Tyros befindlichen Karthagiſchen Geſandten der Mutterſtadt ſchleunigſt Hülfe: lauter Umſtände, die jeden andern, als den Bezwinger Perſiens muthlos gemacht haben würden. Allein Alexander ward durch dieſe Schwierigkeiten nur noch mehr angefeuert. Er wollte ſich hier gleichſam die Krone der Tapferkeit, Kriegserfahrung und Entſchloſſenheit aufſetzen; daher wagte er alles, zumal nachdem die Tyrer ſeine Herolde ermordet und ihre Leichname vor den Augen der Belagerer in's Meer geworfen hatten. Eine zu rechter Zeit herbeieilende Unterſtützung an Schiffen erleichterte die Ausführung ſeiner Plane. Mehrere Stürme deſſelben wurden abgeſchlagen. Endlich, im ſiebenten Monat der Belagerung, geſchah ein allgemeiner Angriff zu Waſſer und zu Lande;

Unter einem schrecklichen Gemetzel erstieg man die Mauern und drang in die Stadt ein, und schon durchzog der Makedonische Sieger die Strassen von Tyros, als die Bewohner das mörderische Schauspiel mit allen Arten von Waffen von den Dächern der Häuser herab fortsetzten. Dieser hartnäckige Widerstand ward die Ursache von dem gänzlichen Verderben derselben. Von allen Seiten erhuben sich nun verheerende Flammen, vertilgten Tempel, Hütten und Palläste, und bald war das kurz zuvor noch blühende Tyros ein rauchender Aschenhaufen. Wer sich nicht in die Tempel flüchtete, sank unter die Wuth des Schwertes, die Flüchtenden aber wurden samt den Altären, die sie umfassten, ein Raub der Flammen. *) Zwar erstand das eingeäscherte Tyros bald darauf auf Geheiss des Siegers aus seiner Asche: allein sein voriger Glanz und Wohlstand war auf immer verschwunden. So wie es selber einst durch Sidon's Fall zu höherem Flor emporstieg, so erbauete nun das neugegründete Alexandrien auf seinen Trümmern eine nicht minder stolze und fortdauernde Grösse.

*) Die Bezwingung der Phönikier ward dem Alexander sehr schwer. Zwar ward Arad ihm durch Straton, des abwesenden Königs Gerostrates Sohn, überliefert, und Sidon fiel ihm auf gleiche Art zu; allein desto mehrere Mühe kostete ihm die Eroberung von Tyros, die den 20sten Jul. 332 vor Christus erfolgte. M. s. Wesseling zum Diodor I, 631. Auch Gaza musste der Eroberer zwei Monate lang belagern. Ueber die ganze Bezwingung Phönikiens sehe man Arriani libr. VII. de expeditione Alexandri Magni II, 15 - 24. Diodorus Siculus XVII, 40 - 48. Die innere Einrichtung Phönikiens war einer der ersten Uebergänge von der Asiatischen Monarchie zu einer dem Handel vorzüglich angemessenen Art von Freistaat. In Karthago gewann diese Staatsverfassung eine noch festere Gestalt. Beide Staaten waren daher in unsrer Weltgeschichte die ersten Vorbilder grosser Handelsrepubliken. M. s. Herder's Ideen zur Philosophie der Gesch. der Menschheit III. S. 104.

Der Handel verweilte daher in einer Weltgegend, die dazu geſchaffen iſt, und der Gang der Natur ward durch Tyros's Fall nicht unterbrochen, ſondern bekam nur eine andre Richtung. Auch Sidon's Name verſchwand bald darauf aus den Jahrbüchern der Geſchichte. Alexander gab ihm einen treflichen Mann Abdolonymos zum Könige: allein nach deſſen Tode nahmen Statthalter das Staatsruder in die Hände, ſein Handel verfiel immer mehr, ſeine Manufakturen nahmen ab, und bald ward Phönikiſcher Kunſtfleiſs eben ſo unbekannt, als die Phönikier ſelber.

8.

Karthago.

Auch Karthago, von den Phönikiern zu ungewiſſer Zeit erbaut, benutzte den Fall des blühenden Tyros. *) Denn auch hier war der Handel der Grundpfeiler, worauf die ganze Staatsverfaſſung ruhte, die Quelle aller Nahrung, alles Wohlſtandes, alles Reichthums, das Triebrad aller Thätigkeit, alles Nachdenkens, aller Unternehmungen. Die frühere Geſchichte dieſer Pflanzſtadt verliert ſich in nächtliches Dunkel. Unter den Begünſtigungen einer republikaniſchen Regierungsform

*) Zur Geſchichte Karthago's ſehe man Hendreich de Republica Carthaginiensi, Franc. 1664 -- Vbonis Emmii respublica Carthagin. in Gronov's Theſaurus der gr. Antiquitäten IV. -- Geſchichte der Republik Karthago, Frankfurt 1781. -- Heeren's Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt. Afrikaniſche Völker. -- Der Name Karthago oder Karthada heiſst nach der wahrſcheinlichſten Ableitung ſo viel als Neuſtadt. Nach einigen Geſchichtſchreibern war Dido, die Schweſter des Königs Pygmalion von Tyros, die Erbauerin deſſelben; nach andern ſtand es ſchon früher und ward von dieſer Fürſtin nur weiter ausgebaut.

erhub ſie ſich bald aus ihrer Niedrigkeit zu Macht und Anſehn. Sie beſiegte die kleinen Fürſten Afrika's, denen ſie vorher zinsbar geweſen war, und erkämpfte ſich mit den Waffen in der Hand einen immer weiteren Wirkungskreis längs der Küſte. Hierdurch aber fand ſie bald Geſchmack an Krieg und Eroberungen, womit ſich das Mutterland nie befaſste. Das weſtliche Mittelmeer ward nun von ihren Flotten bedeckt, Sardinien, Korſika und Malta erobert, die glücklichen Inſeln im Atlantiſchen Meer in Beſitz genommen, und ſelbſt in Spanien Pflanzörter angelegt. Dareios bewarb ſich jetzt um das Bündniſs der Karthager, und Rom ſchloſs einen Handelsvergleich mit denſelben. Das reiche und fruchtbare Sicilien lag zu bequem, als daſs es jenes erobernde Handelsvolk nicht bald nach ſeinem Beſitze lüſtern gemacht hätte. Es ſetzte ſich daher zuerſt an der Siciliſchen Küſte, und ſuchte dann von hieraus ſich immer mehr auszubreiten. Darüber aber ward es in mehrere Kriege verwickelt, die ihm viel Geld und Menſchen koſteten. Es verlor eine Hauptſchlacht gegen Timoleon ,eine wüthende Peſt verheerte ſein Gebiet, und in Afrika drohte ein furchtbarer Krieg ihm Verderben. Allein dennoch erhielt es ſich auf der Küſte von Sicilien, und ſiegte in verſchiedenen Schlachten. Vergeblich bemühte ſich Hanno die Karthager in Deſpotenfeſſeln zu ſchlagen, die grauſamſte Hinrichtung war der Lohn ſeines Frevels. Bei Tyros's Fall gewährte Karthago den Flüchtlingen einen ſichern Zufluchtsort. Das Glück des Epiriſchen Königs Pyrrhos gegen daſſelbe war nicht von Dauer. Deſto ſchrecklicher war, ſelbſt ohne Seemacht, der neue Feind, der in den Römern es bedrohte. Furcht und Eiferſucht über die immer gröſsere Ausbreitung der Karthager vermochte Rom, den Mamertinern in Meſſana gegen dieſelben beizuſtehn. In einem furchtbaren Kriege von vierundzwanzig Jah-

ren boten beide Völker alles auf, einander zu demüthigen. Nach einem grofsen Siege, den der römifche Konful Lutatius über die feindliche Flotte erfochten hatte, verlor Karthago zuletzt den Muth, und verftand fich zu einem Frieden, der ihm Sicilien und alle kleinen Infeln im mittelländifchen Meere raubte. Und doch kehrte ihm die zur Erholung von den vielen und langen Anftrengungen fo nöthige Ruhe noch nicht zurück. Die Karthagifchen Miethstruppen verlangten mit den Waffen in der Hand den ihnen fchuldigen Sold. Die Lilybäifchen Städte und mehrere von Karthago unterjochte Völkerfchaften fchloffen fich an jene an, und felbft die alten phönikifchen Pflanzörter zerriffen endlich die Bande, die fie an ihre Stammgenoffen knüpften. *) In diefer äufserft verzweifelten Lage rettete Hamilkar Barkas fein Vaterland, dem nur der König Hiero zu Hülfe kam, vom Verderben. Zwar gaben fich auch die Römer die Miene, als wollten fie ihrer Nebenbuhlerin beiftehn: allein bald zogen fie die Mafke vom Geficht, und bemächtigten fich der Infel Sardinien. Um diefen Verluft zu erfeten, erweiterten Hamilkar, und nach ihm fein Schwiegerfohn Hasdrubal, ihre Befitzungen im füdlichen und öftlichen Spanien. Das reitzte die römifche Eiferfucht von neuem. Es ward daher durch einen Vergleich ausgemacht, dafs die Stadt Sagunt frei und die Gränzfcheidung zwifchen beiden Nationen bleiben follte. Allein Hannibal, Hamilkar's Sohn, war zu glücklich in feinen Unternehmungen, war zu fehr Feind der Römer, als dafs er die Freiheit Sagunt's, und die dadurch gefteckte Gränze, ertragen konnte. Der zweite römifche Krieg nahm jetzt fei-

*) Diefe phönikifchen Pflanzörter ftanden mit Karthago mehr im Bunde, als dafs fie deffen Unterthanen gewefen wären. Von Utika wenigftens ift dies ausgemacht.

nen Anfang. Mehr als einmal ſtand in demſelben die ſtolze Herrſchaft der Weltüberwinderin auf dem Spiele. *) Nur die Standhaftigkeit und ausdauernde Tapferkeit der Römer, nur der anderweitige Verluſt der Karthager in den übrigen Gegenden, nur die Gährung, die im Innern von Karthago herrſchte, und Hannibal's gehörige Unterſtützung verhinderte, wendeten den Krieg zu Karthago's Verderben. Durch einen ſehr demüthigenden Frieden geſtand es nun den Römern ein Recht zu, wodurch dieſe jedes Mittel, ſich wieder emporzuraffen, entfernen konnten. Noch drückender war die Nachbarſchaft des Numidiſchen Königs Maſſiniſſa, eines römiſchen Bundesgenoſſen, der es nie an Streitigkeiten fehlen liefs. Ihn anzugreifen war nicht rathſam, denn diefs hiefs die Römer ſelbſt beleidigen. Dennoch mufsten ſie endlich zu den Waffen ihre Zuflucht nehmen, die ſie aber dieſesmal nicht retteten. Das ganze Karthagiſche Heer ward vom Maſſiniſſa aufgerieben, und die Römer durch dieſen für ſie günſtigen Zeitpunkt herbeigezogen, um ihrer Nebenbuhlerin auf immer ein Ende zu machen. Zwar thaten die Karthager alles, um den Römern friedliche Geſinnungen einzuflöfsen, allein ihr Untergang war unhintertreiblich beſchloſſen. Ein römiſches Heer an den afrikaniſchen Küſten nöthigte ſie zuerſt ihre Waffen und Kriegsgeräthe auszuliefern, und gebot alsdann die Stadt niederzureiſsen und fern vom Geſtade wieder aufzubauen. So viel vermochten die Karthager, ſelbſt bei'm gröſsten Gefühl ihrer Schwäche, nicht zu ertragen. Verzweifelnd ſchlugen ſie ſich

*) Und doch ward eben dieſer Hannibal von ſeinen Landsleuten mit Undank belohnt. Um einige Pfund Goldes zu erſparen, ſagt Herder, hätten ſie ihn gewiſs an die Römer überliefert, wenn er nicht dieſem Karthagiſchen Lohn durch die Flucht zuvorgekommen wäre. M. ſ. Herder's Ideen z. Philoſ. der Geſch. der M. III. S. 107.

daher noch drei Jahre lang mit ihren Feinden herum, bis endlich der kriegskundige Scipio Aemilianus unter dem schrecklichsten Blutvergiefsen die Stadt eroberte und in einen Schutthaufen verwandeln liefs. Karthago's Unglück war unstreitig, dafs es fast alle seine Kriege, die der reiche und üppige Kaufmann scheute, durch Miethstruppen führen mufste, dafs sein Gebiet in Afrika nicht aus eigentlichen Mitgenossen des herrschenden Staats bestand, sondern aus besiegten Völkerschaften, worüber es Herrnrechte übte, und dafs es, um Schätze zu sammeln, jedes Mittel für erlaubt hielt. Ueberhaupt war Gewinnsucht die Haupttriebfeder, die den Karthager bei allen seinen Handlungen leitete. *) Was daher von Künsten und Wissenschaften auf die Beförderung des Handels, das heifst, auf die Vermehrung des Erwerbes Einflufs hatte, das fand Freunde, Verehrer und sorgfältige Verpfleger. Das Gefühl für wahre Schönheit aber, die Neigung zum Grofsen und Edlen, der Sinn für ächte Humanität und Aufklärung gehörte hier zu den Dingen, die man eben so wenig kannte, als darnach verlangte. Kein Wunder, wenn daher die Sitten der Karthager im Ganzen genommen roh und ungeschliffen waren; wenn sie Recht und Billigkeit nicht selten aus den Augen setzten, wenn der finsterste Aberglaube, die grausamsten Todesstrafen, der grausvolleste Götzendienst bis zu den spätesten Zeiten in Karthago herrschten. Kein Wunder, wenn die sanften friedliebenden Musen ein Land flohen, wo niedrige Habsucht die Herzen verengte und zu bessern Empfindungen unfähig machte; wo innere Zwistigkeiten ewige Fehden

*) Der ganze herrschsüchtige Handel der Karthager war des Bluts nicht werth, das in Sicilien vergossen wurde, war der Verheerungen nicht werth, die sie in Spanien und Italien anrichteten.

unterhielten; wo der schwärzeste Undank sehr häufig die grofsmüthigsten Aufopferungen lohnte.

9.

Dschina.

Einer der gröfsten Beherrscher Dschina's in dieser Periode war Tsching-Wang, oder Tschi Hoang-Ti. *) Nicht zufrieden, mehrere kleine Tyrannen gedemüthigt zu haben, verbesserte er auch die ganze Reichsverfassung, und liefs hin und wieder Werke der Kunst errichten. Dies Ungewöhnliche aber mufste den an ein ewiges Einerlei gewöhnten Dschinesen sehr befremden und unwillig machen. Man pries daher die verstorbenen Regenten auf seine Kosten und scheute sich nicht, über seine Neuerungen laut zu murren. Allein dies alles war nicht im Stande, ihn in seinen das allgemeine Beste bezweckenden Unternehmungen aufzuhalten. Er sah, dafs die Anhänglichkeit seiner Unterthanen an ihre alten Schriften die Aufklärung und Staatsverbesserung, womit er sich beschäftigte, nicht nur äufserst schwer, sondern gar unmöglich machte. War es ihm daher so sehr zu verdenken, dafs er jene Denkmale des Aberglaubens, der Dummheit und Geschmacklosigkeit zu zerstören suchte? Zwar mochte neben dem Schlechten vielleicht auch manches Gute bei dieser Gelegenheit mit seinen Untergang finden: allein ihn deshalb einen Feind der Wissenschaften nennen, hiefse die Sa-

*) Tsching-Wang war aus der Dynastie der Ta-tsin, die 256 Jahre vor Christus über Dschina zu herrschen anfing. Er legte den gröfsten Theil der berühmten grofsen Mauer gegen die Einfälle der nördlichen Tatarn an, und beförderte besonders den Handel nach Japan, wohin er auch eine Dschinesische Kolonie schickte.

che übertreiben, und mit seinen guten Absichten unbekannt seyn. Denn wo er nur konnte, gab er Beweise seiner Weisheit, seiner geläuterten Einsicht, seiner Liebe zur Aufklärung. Kunstfleiss und Handel gewannen durch seine Verfügungen beträchtlich. Die Gerechtigkeitspflege ward durch ihn ansehnlich verbessert, und eine genauere und zweckmäfsigere Policei eingeführt. Wie glücklich wäre Dschina gewesen, wenn der Geist dieses grossen Mannes auf seinen Nachfolgern geruhet hätte! Allein das Schicksal wollte es anders. Kaum schloss Tsching-Wang sein Auge, so ergoss sich ein Meer von Unruhen über das unglückliche Dschina, welches alle kaum aufblühenden guten Einrichtungen jenes thätigen und weisen Fürsten wieder vernichtete. Alle Provinzen wurden eben so viele unabhängige Reiche, die von kleinen Despoten regiert wurden. Der Berühmteste und Talentvolleste von diesen war Liehu-Pang, der sich von einem gemeinen Krieger zum Feldherrn und Statthalter aufschwang, dann unter Begünstigung der innern Unruhen unabhängig wurde, und endlich durch Glück und Tapferkeit alle Nebenreiche besiegte und die Kaiserfamilie Han stiftete. Diese herrschte in zwei besondern Zweigen vierhundert sechsundzwanzig Jahre über Dschina, und wusste diesem Reiche eine Art von Berühmtheit zu verschaffen. Der Kaiser Wen-ti, ein Sprössling derselben, war für die Aufnahme des Ackerbaues, der Manufakturen und des Handels äusserst thätig: auch begünstigte er Künste und Wissenschaften mit wahrhaftig fürstlicher Milde. Sein Enkel Wu-ti schlug, wie er, die Tataren von Dschina's Gränzen zurück, und machte Eroberungen bis an die Hindische Halbinsel jenseit des Ganges. Auch unter den Nachfolgern desselben wurden die Gränzen des Reichs erweitert, und die Einwohner den Europäern bekannter. Jetzt liessen sich auch Juden in Dschina

nieder, und die Religion des Fo oder Foe kam im Jahre fünfundsechzig nach Christus aus Hindostan zu den Dschinesen. *) Die letztere ward dem Reiche durch ihre Priester, die Bonzen, bald verderblich. Denn weit entfernt, sich auf Gebet und Büſsungen einzuschränken, mischten sich diese voll geistlicher Herrschsucht bald auch in weltliche Angelegenheiten, und erregten Unruhen auf Unruhen. Das Ende davon war die Entthronung der ganzen für Dschina so wohlthätigen Dynastie Han, worauf das Reich von neuem zersplittert wurde. Wu-Ti, der Stifter der Familie Tsin, vereinigte es wieder unter ein Oberhaupt. Allein die Regenten aus dieser Dynastie bedurften selbst der Leitung zu sehr, als daſs sie

*) Kon-fu-tse, der unter dem Kaiser Ling-Wang 551 vor Christus gebohren wurde, verbesserte die vorgefundene Religion seiner Landsleute. Diese bestand ursprünglich in Verehrung der Körperwelt und ihrer Theile. Ihre höchste Gottheit, das Weltall, nannten sie Tieng, und später Schang-Ti. Die verschiedenen Theile der Natur waren ihre Untergottheiten: auch hatten sie natürliche und künstliche Fetische. Kon-fu-tse schränkte sich hauptsächlich darauf ein, eine bessere Sittenlehre in Umlauf zu bringen. Vielleicht aber waren auch seine theoretischen Begriffe von der Gottheit richtiger, als die Vorstellungen des groſsen Haufens. Ungefähr 50 Jahre vor Kon-fu-tse lebte der Stifter einer andern Religionspartei, Lao-kium, der Gottes gröſste Glückseligkeit in tiefe Ruhe setzte. Der höchste Gott desselben hieſs Tao. Die vorgebliche Wissenschaft, unsterblich machen zu können, verschaffte dem Lao-kium oder Lao-tse starken Anhang. Fo oder Foe, der dritte Religionsstifter in Dschina, ein Hindischer Wunderthäter, lebte im ersten Jahrhundert nach Christus. Er forderte die Menschen auf, sich durch Büſsungen vor künftigen Strafen zu bewahren. Diese Strafen bestanden nach seiner Lehre in Verweisung der Seelen in unreine und unglückliche Thiere. Die höchste Glückseligkeit war auch nach ihm die höchste Ruhe. Diese erhielt man durch Unterdrückung der Sinnlichkeit und durch Kasteiung des Körpers. Die Priester des Foe, die Bonzen, rühmten sich noch einer geheimen innern Lehre des Fo.

die Regierungsgeschäfte hätten besorgen können. Kong-Ti, der Letzte derselben, ward daher von Liehu-Yu ohne Mühe vom Throne gestoßsen. Die geistige Bildung der Dschinesen ward in dieser ganzen Periode wenig, oder nichts vervollkommnet. Ihr eigenthümlicher Charakter, der Ort ihrer Wohnung, der Despotismus unter dem sie seufzten, und mehrere andere Umstände hinderten ihre Kultur zu sehr, als dass selbst die weisesten und menschenfreundlichsten Philosophen, Religionsverbesserer und Gesetzgeber ihren Schneckengang zu beschleunigen vermocht hätten. Alles drehte sich hier in einem ewigen Kreise. Ihre Gesetzgebung war unabänderlich auf die Sittenlehre gegründet, und diese ruhte unwandelbar auf den heiligen Büchern der Urwelt. *) Wie sie, sagt Herder sehr passend, das Goldpapier und den Firniss, wie sie die saubergemalten Züge ihrer Charaktere, und das Geklingel schöner Sentenzen unmässig lieben; so war und ist auch die Bildung ihres Geistes diesem Goldpapier und diesem Firniss, den Charakteren und dem Schellenklang ihrer Sylben durchaus ähnlich. Sanftmuth und Biegsamkeit, gefällige Höflichkeit und anständige Geberden sind das Alphabet, das die

*) Die heiligen Bücher der Dschinesen heißen Kings. Es giebt deren fünfe. 1. Der Je-King. Die Charaktere desselben gestatten keine ganz sichere Auslegung. 2. Der Schu-King, oder Schang-Schu, der hauptsächlich Geschichte und Gesetzgebung zum Inhalt hat. 3. Scha-King, eine Sammlung historischer Gedichte. 4. Tschun-Tsin, ein Geschlechtsbuch. 5. Li-Ki, eine Sammlung von Gesetzen und Vorschriften im bürgerlichen Leben. Ausser diesen besitzen die Dschinesen noch sechs kanonische Bücher vom zweiten Range. Der Inhalt derselben ist moralisch, politisch und historisch. M. s. Desguignee Idées de la litterature chinoise, in den Memoires de l' Academie des Inscript. T. XXXVI. -- Dü Halde Beschreibung von China, Rostok 1749. Th. 2. -- Recherches historiques philosophiques sur les Egyptiens et sur les Chinois par Mr. Pauw.

Dſchineſen von Kindheit an bereiten und unabläſsig durch ihr ganzes Leben hindurch üben. So war es vor Jahrtauſenden, ſo iſt es noch jetzo, ſo wird es unter gleichen Umſtänden auch noch Jahrtauſende bleiben. Selbſt ihre Kenntniſſe in der Aſtronomie und Muſik, in der Poeſie und Malerei, in der Architektur und Kriegskunſt bewegten ſich nicht um einen Fuſs breit von der Stelle, die ſie ſchon vor undenklichen Zeiten einnahmen. An richtigem und feinem Geſchmack, an ſcharſer und gebildeter Beurtheilungskraft, an zartem und innigem Gefühl für Schönheit und Schicklichkeit fehlte es ihnen daher gänzlich. Nur auf den Ruhm des Fleiſses, auf die Ehre eines ſinnlichen Scharſſinns, auf das Lob einer feinen Künſtlichkeit konnten ſie von jeher Anſpruch machen. Selbſt ihre dichteriſchem Verſuche tragen dies allgemeine Gepräge, das ſich allen Denkmalen ihrer Thätigkeit aufdrückt. *)

10.

Hindoſtan.

Auch Hindoſtan ſpielt für uns in dieſem Zeitraum auf dem Schauplatz der Weltgeſchichte eine ſehr unbedeutende Rolle. **) Eine Reiſe dahin war in den Au-

*) M. ſ. Herder's Ideen zur Philoſophie der Geſch. der Menſchheit III. S. 12. etc.

**) Deſto wichtiger für die Aufklärung und Wohlfahrt des Landes war vermuthlich die Rolle, die es innerhalb ſeiner Gränzen ſpielte. Man ſehe zur Kenntniſs dieſes Landes: Dow's Geſchichte von Hindoſtan bis auf Akbar's Tod, Leipz. 1772. -- Aſiatick Researches or Transactions of the Society instituted in Bengal for inquireng into the hiſtory and antiquities, the arts, ſciences and litterature of Aſia; in's Deutſche überſetzt von Kleuker. --

gen ſehr vieler Bewohner des Auslands das gefährlichſte Unternehmen, das man ſich denken konnte. Iſt es daher zu verwundern, daſs ſehr Wenige ein Land kennen zu lernen wünſchten, wohin allenfalls nur Heroen auf Abenteuer zogen? Die Hindu's aber fühlten ſich eben ſo wenig gedrungen, an auswärtigen Händeln Theil zu nehmen, und ihr Blut auf fremden Fluren zu verſpritzen. Was konnte daher dem Geſchichtſchreiber wohl Stoff liefern, von ihnen zu reden, ſo fern es ihm um Wahrheit und nicht um bloſse Unterhaltung durch angenehme Mährchen zn thun war? Dareios Hyſtaſpis, König von Perſien, unterwarf ſich einige hindiſche Provinzen: allein ſeine Nachfolger hatten nicht Luſt dieſe Eroberungen fortzuſetzen. Für die lebhafte Einbildungskraft Alexanders aber hatte es zu viele Reize, gleich dem Dionyſos, in Hindoſtan einzudringen, als daſs er ſich einen Zug in dieſe fabelhaften Gegenden hätte verſagen können. Jedoch waren ſeine Eroberungen bei weitem nicht von der Wichtigkeit, als man gemeiniglich vorgiebt. Schon damals war Hindoſtan in das Land diesſeits und jenſeits des Ganges getheilt, und gehorchte mehreren Beherrſchern. Die genaueren Nachrichten, welche Alexanders Admiral Nearchos von dieſem bis dahin äuſserſt unbekannten Reiche ſammelte und in Umlauf brachte, waren das Wichtigſte, was dieſer ganze Feldzug des von zu groſsem Glücke ſchwindelnden Königs bewirkte. Denn die gemachten Eroberungen gingen nach des Eroberers Tode völlig wieder verloren. Nach dieſen Zeiten verſtummen faſt alle Nachrichten von Hindoſtan. Nur ſo viel wiſſen wir noch, daſs Sinſarchund, ein mächtiger

Crawford's Sketches chiefly relating to the hiſtory, religion, learning and manners of the Hindoos. -- On the Chronology of the Hindoos. By William Marsden 1790.

hindifcher Fürft, mit Seleukos Nikator in einen Krieg verflochten wurde, und dafs ein fpäterer hindifcher Regent fich von einem fyrifchen Monarchen einen Philofophen ausbat. Die öfteren Gefandtfchaften, welche die römifchen Kaifer aus Hindoftan erhielten, machten den Europäern dies Land nicht bekannter. Erft jetzt nach den Bemühungen eines Jones, Holwell, Dow, Wilkins, Crawford, Marsden und andrer Freunde des Alterthums, dürfen wir hoffen, dafs der Nebel fich immer mehr zerftreuen werde, der auf den hindifchen Jahrbüchern der Gefchichte und Litteratur ruht. Denn feit den graueften Zeiten des Alterthums fehlt' es den Hindus nicht an wiffenfchaftlichen Kenntniffen jeder Art. Wie follt' es daher an Schriftftellern Mangel gehabt haben, welche die Thaten ihrer Könige, die Schickfale ihres Vaterlandes, die Verdienfte ihrer Vorfahren und Zeitgenoffen auf die Nachwelt zu bringen fuchten! Nach Dow's Verficherung gab es diefer mehrere, die zum Beweife ihrer Zuverläfsigkeit felbft der Angriffe eines Dareios Hyftaspes und Alexanders auf Hindoftan, fo wie anderer uns bekannter Vorfälle aus der hindifchen Gefchichte Erwähnung thun. Dafs auch die fchöne Bluhme der Dichtkunft unter den Hindus frühzeitig die wärmften Verehrer und Pfleger fand, daran ift jetzt nicht mehr zu zweifeln. Man lefe nur die Sakontala von Kalidas, fo wird man fich hinlänglich davon überzeugen.

II.

Allgemeine Fortfchritte der Orientalifchen Poefie in diefem Zeitraum.

Auch in diefem Zeitraum fanden die Mufen auf den Gefilden des Orients hin und wieder reizende Bluhmen,

um ſich nie verwelkende Kränze daraus zu winden. Zwar hatten die mancherlei Stürme, welche den Staat der Hebräer zuerſt von einander riſſen, und bald nachher gänzlich zertrümmerten, auch für die hebräiſche Dichtkunſt ſehr traurige Folgen. *) Die vorher ſo begeiſternde Harfe verſtummte, und die Muſen flohen ein Land, wo Sittenloſigkeit herrſchte, wo Götzendienſt den Tempel Jehovah's entweihte, wo das Winſeln des Unterdrückten und das ſtolze Hohnſprechen des Unterdrückers jedes ſtille aus friedlichem Winkel emporwallende Lied übertönte. Allein die vom Himmel entſtammte Dichtkunſt verließs darum noch nicht ganz die ſie verkennende Menſchheit. Dem armen Sterblichen von der gütigen Gottheit zur Tröſterin im Leiden, zur Theilnehmerin in Tagen der Freude, zur Ermunterung bei kühnen und mühevollen Unternehmungen verliehen, ſuchte ſie nur friedlichere Gefilde auf, um ſie mit ihren Segnungen zu beglücken. Das vom ſiegreichen Alexander neubelebte Aegypten, hauptſächlich aber das von Kunſtfleiſs wimmelnde Alexandrien, ertönte jetzt mehr als jemals von melodiſchem Geſange. Und waren es auch nur fremde Muſen, die aus griechiſchen Saiten hier Töne lockten, erklangen ihre Akkorde auch nicht ſo rein und lieblich, als ſie einſt auf Hellas's Fluren erſchallten; ſo waren ſie doch immer einem Lande äuſserſt heilſam, wo ſich ein neues Leben regte, das nur durch ſie zur Humanität gebildet werden konnte. **) Bis zu Arabiens Felſen war bis dahin noch

*) Wir haben daher aus dieſer Periode, wo der Prophetengeſang, wie die Empfindung der Freude, des Danks und der Hoffnung verſtummte, von den Hebräern faſt nichts weiter übrig, als einige Nachklänge der gnomiſchen Lehrpoeſie.

**) Die frühern Ptolemäer waren vorzügliche Freunde und Verpfleger der griechiſchen Muſe, die hier ein zwar minder frohes, aber doch ruhiges, Alter verlebte.

kein Eroberer gedrungen, hatte fich noch keine fremde Sitte gefchlichen, hatte noch kein verderblicher Luxus fein Gift verbreitet. Kein Wunder alfo, wenn hier die Mufen noch ihr altes Gewand nicht abgelegt hatten, wenn ihre Saiten noch eben fo eigenthümlich, wie vormals, erklangen. Und dafs fie erklangen, dafür bürgt uns der ganze Charakter des gefühlvollen thätigen Arabers, dem Gefang nicht minder werth und unentbehrlich ift, als ein tapferes Rofs, als Schwert und Bogen, der die Dichtkunft nicht minder hochfchätzt als feine reiche und lebendige Sprache, als feinen alten, eingebohrnen Urfprung. Und wenn die felfichten Gegenden Arabiens zum Gefang begeifterten, wenn Hiob's Lied einft fo furchtbar fchön aus dem Graun der Klippen hervordringen konnte; follten dann die reizenden Fluren Yemen's nicht das Herz noch mehr zu melodifchen Liedern befeuert haben? Die fchon vor Muhhämmed's Zeiten begonnenen poetifchen Wettftreite der Araber laffen uns dies mit Gewifsheit glauben; gefetzt auch, dafs der Sturm der Zeiten die fämtlichen dichterifchen Denkmale Arabiens aus diefem Zeitraum zerftört haben follte. *) Auch Perfien, vormals der Aufenthalt der Mufen, war vermuthlich jetzt nicht ganz von ihnen verlaffen. Vielmehr fällt das goldene Zeitalter der perfifchen Dichtkunft höchftwahrfcheinlich in diefen Zeitraum. Der derifche Dialekt der perfifchen Sprache erreichte jetzt den höchften Gipfel der Verfeinerung; Ardfchir Babekan war nicht blos Freund der Mufen, fondern auch felber Dichter, und Chofru Nufchirwan begünftigte die fchöne Litteratur fo fehr, dafs er

felbft

*) Einige Bruchftücke arabifcher Poefien aus jenen Zeiten fcheinen noch vorhanden zu feyn. Weiter unten werden wir mehr davon fagen.

ſelbſt griechiſche Meiſterwerke in ſeine Sprache übertragen ließs. *) Wer kann nun wohl glauben, daſs ſolche Beiſpiele, vom Throne herab gegeben, ohne Folgen ſeyn konnten? Gewiſs beeiferte unter dieſen Begünſtigungen ſich alles, um den Muſen nicht verwerfliche Opfer zu bringen. Die Vortreflichkeit der perſiſchen Dichtkunſt in dieſem Zeitraum ſcheint noch in der Vollkommenheit der ſpäteren Gedichte aus dem ſilbernen Zeitalter wieder, wie der Feuerglanz der Sonne in der ſanfteren Abendröthe. Weit ſchlechter ſtand es dagegen in jeder Hinſicht mit der Poeſie der Syrer, denen nie die Muſen mit vorzüglicher Milde lächelten. Ohne jenes himmliſche Feuer der Begeiſterung, das allein unſterbliche Geſänge erzeugt, blieben ſie froſtige Reimer, die nie durch Fleiſs erlangten, was ihnen die Natur verſagte. In deſto vollerem Maaſse genoſſen die Hindus der Gunſt dieſer gütigen Mutter und Verſpenderin der mannigfaltigen Gaben des Himmels. Schon vor Jahrtauſenden blühte hier die dramatiſche Dichtkunſt in bezaubernden Reizen. **) Weit früher alſo müſſen jene einfacheren Gattungen der Poeſie daſelbſt Wurzel gefaſst haben, die der vollkommneren Blüte des Drama, wie die Blätter der Blume voranzugehn pflegen. O, daſs wir den Schleier hinwegzuziehn vermöchten, der uns neidiſch jene älteſten Denkmäler der Hindiſchen Dichtkunſt verbirgt! O, daſs mehrere mit dem raſtloſen Ei-

*) M. ſ. Wahl's Geſchichte der morgenl. Sprachen und Litteratur. S. 280. Der perſiſche Geſang war von den früheſten Zeiten an heroiſch.

**) Kalidas, der Verfaſſer der Sakontala, lebte im erſten Jahrhundert vor Chriſtus. Der hohe Grad der Vollkommenheit, den jetzt das Hindiſche Drama bereits erreicht hatte, läſst auf weit frühere dichteriſche Verſuche der Hindus in dieſer und andern Dichtarten ſchlieſsen.

ſer des verewigten Jones in jene reichhaltige Fundgrube hinabſtiegen, um uns Schätze, wie die Sakontala, daraus hervorzubringen! *) Die Hoffnung dazu iſt mit dem Tode jenes verdienſtvollen Alterthumsforſchers nicht ganz erſtorben: denn ſein Beiſpiel iſt unter ſeinen Landsleuten nicht ohne Wirkung geblieben. Auch macht gewiſs die bereits gefundene und in ſo hohem Grade lohnende Ausbeute mehrere Freunde der Hindiſchen Dichtkunſt nach neuen Entdeckungen lüſtern. Weit weniger möchte dies von den bisher bekannten älteſten Denkmalen Dſchineſiſcher Dichter gelten. Der hohe Grad von Künſtlichkeit, wodurch ſie ſich gröſstentheils auszeichnen, die ſteife Anhänglichkeit an einmal hergebrachte Kleinigkeiten, die man bei den meiſten wahrnimmt, die dadurch verfehlte oder beleidigte edle Einfalt, die nur durch ungekünſtelte Darſtellung äſthetiſcher Gedanken erreicht wird, ſind Urſache, daſs wir keine vorzügliche Meinung davon haben können. **) Da-

*) Ueber die Sakontala des Kalidas, wovon bald weitläufiger gehandelt werden ſoll, ſehe man Herder's zerſtreute Blätter IV. 363 etc. Um vorläufig die Aufmerkſamkeit des Leſers darauf zu ſpannen, ſtehe hier nur noch Göthe'ns ſehr treffendes Urtheil:

Willſt du die Blüte des frühen, die Früchte des ſpäteren Jahres,
Willſt du, was reizt und entzückt, willſt du, was ſättigt und nährt,
Willſt du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen —
Nenn' ich Sacontala, dich, und ſo iſt alles geſagt.

Eine ſehr trefliche, mit Erläuterungen begleitete, Ueberſetzung der Sakontala in deutſcher Sprache lieferte Georg Forſter unter dem Titel: Sakontala, oder der entſcheidende Ring, ein indiſches Schauſpiel von Kalidas. Mainz und Leipzig 1791.

**) Freret ſagt von den Dſchineſen: ihre Dichter künſteln zu ſehr, verfallen darüber in das Gezwungene und entfernen ſich von der edlen Einfalt, welche durch die ungekünſtelte Nachahmung

zu kömmt auch, dafs ein grofser Theil der Annehmlichkeiten Dschinesischer Gedichte auf dem seltenen Wohlklange, auf der ganz eigenthümlichen Modulation der Töne beruhet, die sie zu einer Art von Musik erhebt. Wie viel mufs für denjenigen daher verloren gehn, der diese Poesien nicht in der Ursprache zu lesen im Stande ist, für den daher jener Wohllaut der Verse ganz verschwindet! Uebrigens war die Poesie von je her eine der angenehmsten Beschäftigungen der Dschinesen. Schon frühzeitig kleidete man nicht blos die Wahrheiten der Religion und Sittenlehre in das Gewand der Dichtkunst, sondern sogar die Grundsätze der Staatskunst wurden in der Sprache der Musen vorgetragen. Späterhin belustigte man sich selbst bei Gastmalen mit Versen, die man aus dem Stegreife verfertigte. Was Wunder also, wenn ein jeder, der auf Bildung Anspruch machte, auch den Musen huldigte. Doch schränkte man sich meistens auf kleinere Gedichte ein, die unsern Sinngedichten, Sonneten und Madrigalen ähneln. Gröfsere Gesänge waren selten, und an Heldengedichten fehlte es der schönen Litteratur von Dschina gänzlich. *) Dafs übrigens die gesangliebenden Dschinesen

der Natur und ihrer Schönheiten erlangt wird. Der Grund davon ist, sie hängen zu sehr an Kleinigkeiten und eigensinnigen Meinungen, wodurch sie mehr als irgend ein Volk unter der Sonne, die ungezwungene Natur verlassen. M. s. Memoires de l'Academie des Inscript. et de belles lettres T. II. p. 536.

*) Selbst die vollendetere dramatische Poesie fehlt den Dschinesen. Zwar besitzen sie Schauspiele die Menge, wovon einige vermuthlich auch in diesen Zeitraum hinabreichen; allein diese sind blofse Gespräche ohne Handlung, ohne Verwickelung, ohne Charakterzeichnung, ohne Interesse. Ihre ältesten Denkmale der lyrischen Poesie zeichnen sich zwar durch einen edlen Ernst und durch kunstlose Majestät aus; dennoch aber sind sie mehr ehrwürdige Sittenlehren als schöne Darstellungen kühner, vom

auch in dieſer Periode den Muſen gehuldigt haben werden, läſst ſich nicht anders denken, wenn auch keines ihrer gleichzeitigen Gedichte der Vergeſſenheit entgangen wäre. Ob die Karthager, die Parther und andre orientaliſche Völker aber ſich in dieſem Zeitraum mit der Dichtkunſt beſchäftigten, davon ſchweigen die Nachrichten beinahe völlig. Die Parther waren vermuthlich wohl zu roh und kriegeriſch, als daſs die friedliche Poeſie bei ihnen Eingang erhalten konnte: dem eigennützigen Karthager aber, der alles nur nach klingendem Gewinn berechnete, verengte niedrige Habſucht und wuchernder Handelsgeiſt das Herz zu ſehr, als daſs es für ſanftere Empfindungen, für Geſchmack und Humanität, in deren Gefolge ſich die Poeſie allein gefällt, Empfänglichkeit und Raum gehabt hätte. Die Hebräer, Araber, Perſer, Hindus uud Dſchineſen werden daher auch in dieſer dritten Periode die einzigen Völker des Orients ſeyn, deren poetiſche Verdienſte wir unterſuchen und würdigen können. Was von Blumen der Dichtkunſt auf Aegyptiſchem Boden blühte, war hier nicht heimiſch, ſondern aus Hellas's Fluren hierher verpflanzt, daher wir auch beſſer zugleich mit Griechenlands dichteriſchen Denkmalen aus dieſen Zeiten davon reden.

Feuerhauch der Begeiſterung durchglühter, Empfindungen und Gedanken. Die im Schi-King enthaltenen und von Dü-Halde mitgetheilten Oden ſind davon Beweiſe.

I. Hebräische Dichtkunst.

Sprachzustand.

1.

Die hebräische Sprache hört auf lebende Sprache zu seyn.

Unter Salomo's prächtiger Regierung hatte die hebräische Sprache den höchsten Grad ihrer Ausbildung erreicht. *) Die Fortdauer der alten Freiheit und Religion liessen sie bisher nicht sinken, und die täglich zunehmende Sittenverfeinerung nahm immer mehr von ihren rauhen Ecken hinweg, machte sie immer reicher, melodischer, geschmeidiger, verarbeitete sie zu einer immer angenehmeren, aufschliessenderen und geistvolleren Hülle zarter Empfindungen und lieblicher Gedanken. Nur in die Sprache des Unterjochten drängten sich Wörter, Redensarten und Biegungen des Auslandes ein, Palästina aber kannte unter seinen Königen bis auf Salomo nur Triumphe. Zwar trieb die hebräische Nation einen beträchtlichen Handel mit den Phönikiern, der unter Salomo's Herrschaft am meisten blühte. Allein dieser Verkehr hatte auf die Verunreinigung ihrer Sprache keinen Einfluss. Denn einmal war die Phö-

*) M. s. die Geschichte der hebräischen Sprache in Wahl's allgemeiner Geschichte und Litteratur der morgenländischen Sprachen. Leipzig 1784.

nikiſche Mundart Semitiſch, das heiſst, ein Zweig von demſelben Stamme, dem die hebräiſche entſproſste, und dann war der Nationalſtolz der Hebräer auf ihre Abkunft, auf ihre Sitten, auf ihre Sprache zu groſs, ihr Staats- und Religionsband zu feſt geſchlungen, ihr Verbot der Volksvermiſchung zu ernſt und ſtrenge, als daſs ihre Sprache durch den Umgang mit Ausländern entſtellt werden konnte. Allein kaum hatte Salomo ſein Auge geſchloſſen, ſo verfiel mit der Zerſplitterung des Reichs auch die Staatsverfaſſung und die Sprache ſehr merklich. Aſſyrien legte der Freiheit des Staats Iſrael Feſſeln an. Schon dieſes wirkte ſehr nachtheilig auf die Sprache deſſelben. Noch ſchrecklicher aber ward ſie entſtellt, als ſich Hoſeas. um das Aſſyriſche Joch abzuſchütteln, mit Aegypten vereinigte. Denn nun kam der Chaldäer Salmanaſſar, bezwang die Widerſpänſtigen mit rächenden Waffen, und führte ſie aus dem Schooſe ihres Vaterlandes nach Medien. Die leeren Gegenden wurden dafür mit fremden Pflanzvölkern beſetzt, aus denen das Volk der Samariter emporwuchs. Unmöglich konnte jetzt die nahe Nachbarſchaft der Barbaren für die Sprache und Sitten der Bewohner Judäa's ohne verderbliche Folgen ſeyn. Und als nun endlich auch Judäa zuerſt den Chaldäern zinsbar gemacht, dann aber gänzlich aus der Reihe der Staaten hinweggetilgt wurde, als Jeruſalem nur noch ein Aſchenhauſen war, und ſeine Bürger hinweggeführt in Babylon ihre Tage verſeufzten; da ſank die Sprache der Hebräer immer tiefer von ihrer vormaligen Höhe in Verachtung und Schande. Chaldäismen und Barbarismen aller Art entſtellten immer mehr dieſe einſt ſo würdige Dollmetſcherin der Befehle und des Preiſes Jehovah's. Ihr vormals blühendes Anſehn ward immer mehr von dem Einfluſs des fremden Himmels unkennbar gemacht, und bald ſchämten ſich ſelbſt ihre ſonſtigen Verehrer ihres Schmu-

zes und fingen an, der Sprache des Auslands zu huldigen. Zwar kehrte nachmals ein groſser Theil der Hebräer auf Koreſch's Erlaubniſs zurück in das Land ihrer Väter, ja noch mehr, ihr Tempel erhub ſich von neuem aus ſeinen Trümmern. Allein, ſo viel Gutes dies auch für Reinigung und Wiederherſtellung ihrer Sprache erwarten lieſs; ſo kehrten dennoch die Zeiten ihrer Blüte nicht wieder. Armſelig war der Zuſtand, worin ſie ihre in Paläſtina zurückgebliebenen Brüder trafen, noch trauriger aber die Geſtalt ihrer von Zeit und Umſtänden entſtellten und faſt aller Lebenskraft beraubten Sprache. *) Und als nun endlich Jeruſalem dem ſiegreichen Ptolemäos ſeine Thore öffnen muſste, als eine Menge ſeiner Bewohner es mit dem blühenden Alexandrien vertauſchte; da begann die hebräiſche Sprache den letzten Kampf, der bald darauf ihrem einſt ſo kraftvollen Leben völlig ein Ende machte. Die in Aegypten lebenden Juden vergaſsen ſie über der Sprache der Hellenen, ſo daſs ihre heiligen Bücher ſelbſt in dieſe letztere überſetzt werden muſsten. **) Die in Paläſtina zurückgebliebenen Hebräer aber bildeten unter dem Deſpotendruck der Seleukiden ihre Mundart immer mehr in den ſyriſchchaldäiſchen Dialekt um. Auch hier verlor ſich dadurch die Bekanntſchaft mit der Sprache der Väter ſo ſehr, daſs man zur griechiſchen Dollmetſchung und ſyriſchchaldäiſchen Erklärungen greifen muſs-

*) Als ein Theil der Juden aus den babyloniſchen Staaten in ihr Vaterland zurückgekehrt war, war ihnen die Urſprache des Geſetzes ſo fremd geworden, daſs man es, um es verſtändlich zu machen, bei den öffentlichen Vorleſungen in's Chaldäiſche überſetzen muſste.

**) Dieſe Verdollmetſchung der heiligen Bücher der Juden ward auf Veranſtaltung des ägyptiſchen Königs Ptolemäos Philadelphos durch eine Geſellſchaft jüdiſcher Gelehrter auſserhalb Alexandrien verfertigt.

te, um sich mit dem Sinn der Religionsurkunden bekannt zu machen. Als endlich die Juden, nach Zerstörung ihrer Hauptstadt, in alle Gegenden der Erde zerstreut wurden, da erhub sich allmälich jenes Gemisch, das unter dem Namen des Rabbinischen bekannt ist.

2.

Ursachen des Verfalls der hebräischen Poesie in diesem Zeitraum.

Eben die feindseligen Umstände, unter denen die Sprache der Hebräer ihrem Untergange entgegenwelkte, brachten auch ihrer vormals so blühenden und reizvollen Poesie das Verderben. Die sonst so saftreiche, mit den schönsten, mannigfaltigsten und erquikkendsten Blumen und Früchten so reichlich gesegnete Pflanze ertrug die schwüle Hitze der Drangsale, Verfolgungen und Bedrückungen nicht, welche sich von mehreren Seiten her über den hebräischen Staat verbreiteten. Sie, die allein der Thau des Friedens nährt, erhält und befruchtet, mußte welken, als das Blut der im Kriege Erschlagenen zu ihren Wurzeln hinabdrang, als die Thränen trostloser Wittwen, verlaßner Waisen, unterdrückter Redlichen sie überschwemmten. So schön sie daher zuvor unter dem milden Himmel der Freiheit, Sicherheit und Ruhe gegrünt, so reizend sie manches Weisen, Helden und Menschenfreundes Locken mit ihren Blüten und Blättern geschmückt hatte; so traurig senkte sie jetzt den Scheitel, der alles Reizes beraubt war. Und als man sie endlich gar aus ihrem heimischen Boden entwurzelte, als man sie auf fremde Fluren verpflanzte, da wurden bald ihre Blätter das Spiel der Winde und ihre Wurzeln der Gewürme Nahrung. Die

Thaten Moſeh's und andrer Helden der Vorzeit lagen zu fern, und waren ſchon zu oft durch Lieder verherrlicht, als daſs ſie noch zu neuen Geſängen reizen konnten. Die Wunder des Muthes, der Tapferkeit, der Unerſchrockenheit, wodurch ſich das Heldenzeitalter der Hebräer auszeichnete, und die zu manchem kühnen Liede begeiſtert hatte, waren den jetzigen verweichlichten Nachkommen jener Streiter zu unglaublich, als daſs ſie mit Vergnügen dabei verweilen, und durch Betrachtung derſelben zum Preiſe ihrer kühnen Ahnherren entflammt werden konnten. *) Vorzüglich aber laſtete der Deſpotendruck der Aſſyrer und Chaldäer, der Syrer und Römer zu ſchwer auf ihrem Nacken, als daſs ſie ſich zu etwas Groſsem und Edlen emporzurichten vermochten. Und was dieſer Druck von auswärtigen Feinden nicht that, das vollendeten die ewigen Gährungen, Bedrängungen und Zwiſtigkeiten, die im Herzen des Staates wüteten. Wie konnte daher in ſo ſtürmiſchen, unſichern und blutgierigen Zeiten die Poeſie gedeihen, ſie, die allein in ſtiller Ruhe grünt, oder nur in ſiegreichen Kriegen ſprieſst, um Blumen für das Haupt des menſchenfreundlichen Helden darzureichen? Dazu kam noch, daſs es den Gefühlvolleren der Nation jetzt durchaus an Muſtern zur Nachahmung, an Einrichtungen zur Aufmunterung fehlte, um ihre dichteriſchen Anlagen zu entwickeln, das Feuer der Begeiſterung anzufachen, und ſich und Andre dadurch zum Guten und Edlen zu erwärmen. Ganz anders war es im Zeitalter Samuel's, David's, Salomo's,

*) Auch wär' es unter dem Joche fremder Herrſcher nicht rathſam geweſen, den Muth, die Tapferkeit und Unerſchrockenheit der Ahnherren zum Gegenſtande der Poeſie zu wählen. Die Deſpoten der Hebräer hätten dies leicht als Neuerungsſucht auslegen und als ſolche beſtrafen können.

Jesaias's. *) Wie viel treffliche Naturgesänge tönten nicht aus den von Samuel errichteten Prophetenschulen! Wie entzündete nicht David's Beispiel, gleich einem elektrischen Schlage, alle Herzen zur Liebe des Gesanges! Wie weckte Salomo's Harfe ringsumher schlummernde Töne, die vielleicht ohne ihn nie den Saiten entschollen wären! Wie riss Jesaias's Schwung den lauschenden Zeitgenossen mit sich empor zum Throne Jehovah's, um einzustimmen in den Preis des Unendlichen! Wie sammelten sich allenthalben die Seher Gottes um ihn, um seinen Akkorden zu horchen, um durch seine Begeisterung ihr Herz zu entflammen, um von ihm Schönheit und Würde, Kraft und Leben des Gesanges zu lernen! Jetzt waren alle diese entzückenden Sänger der Vorzeit verstummt, selbst die Stimmen der Klage, die auf Babylon's Fluren den Druck der Knechtschaft beseufzten, waren von den Lüften verwehet. Was konnte daher zur Nacheiferung reizen, was zum Vorbilde dienen, was Sporn und Ermunterung werden? Und wenn auch manches von den Gesängen der Vorwelt noch nicht vom Sturm der Zeiten vertilgt war, so lag es doch in stummen Sammlungen verschlossen und wagte es nicht, vor den feindseligen Ohren des Despoten seine Stimme zu erheben. Denn wie durften manche Lieder, im süssen Taumel errungener Freiheit, besiegter Feinde, erkämpfter Rechte gesungen, jetzt laut ertönen, wo man die Sklavenfessel trug, und wo der despotische Herrscher wachsam auf alles lauschte, was zu Zerbrechung derselben ermuntern konnte? Wie durfte der Spott über die Ohnmacht sterblicher Herrscher gegen die Macht Jehovah's, wie die Hohnlache

*) Man sehe den ersten Band dieser Geschichte, wo die Ursachen, welche den Flor der hebräischen Poesie in der vorigen Periode beförderten, S. 280 — 291 weitläufiger angegeben sind.

über vereitelte Plane stolzer Unterdrücker, wie die Drohungen des Schutzgottes der Israeliten gegen die Dränger und Verfolger derselben laut werden, welche so viele Gesänge David's und seiner Zeitgenossen, so viele lyrische Ergüsse der hebräischen Seher beseelen? Eben so wenig durften die mancherlei politischen Weissagungen der alten Propheten, die Verheissungen glücklicher Zeiten, die Aussichten in Tage der Freiheit, der Ruhe, der Herrschaft jetzt der Stille, worin sie ruhten, entschlüpfen, wenn Unruhen verhütet und die Geissel der Despoten nicht zur Rache gereizt werden sollte? Wie hätte in dieser Lage nun wohl gar ein neuer Sänger es wagen können, ähnliche Empfindungen in Lieder zu hauchen, ähnliche Aussichten in Weissagungen zu eröffnen, ähnliche Gesinnungen, Entschlüsse, Hofnungen in Gesängen zu verbreiten? Der herrschende Ton, worauf die Seelen der bessern Israeliten in diesem Zeitraume gestimmt waren, war überdies Harm und stiller Schmerz über die verlorne Selbstständigkeit ihres Reichs, war verborgene Traurigkeit über das noch immer zunehmende Elend ihrer grossentheils verblendeten und bethörten Brüder, war herzzernagender Gram bei'm Anblick des immer näher kommenden Verderbens, das endlich die völlige Auflösung des längst schon morschen Staats in kurzem nach sich ziehen musste. Eine solche Stimmung der Seele aber ist nicht geeignet, in Liedern laut zu werden, oder wenn dies ja der Fall ist, so verhallen sie gern in einem einsamen Winkel, wo niemand der rinnenden Thräne spottet, wo das Schluchzen des Kummers nicht vom Hohne verlacht wird. *) Noch viel weniger konnten die Musen unter dem verderbteren

*) Die jüngsten der in der Psalmenlese befindlichen elegischen Lieder reichen daher höchstwahrscheinlich nicht in die Zeiten der neuen Niederlassung der Juden in Palästina.

Theile der Ifraeliten Freunde finden. Denn diefe wurden, wie ein Schiff bei'm Meerfturm, von immerwährenden Gährungen, Feindfeligkeiten und Erbitterungen umhergeworfen. Bald war es diefe, bald jene Partei, die fie begünftigten, für die fie Leib und Leben wagten. Bald follte diefer, bald jener Plan ausgeführt, bald diefer geftürzt und jener erhoben, bald diefer gerettet und jener dem Verderben geopfert werden. Wie war es bei diefem ewigen Hin- und Herwogen der Leidenfchaften möglich, nur der Dichtkunft zu gedenken, gefchweige denn ihr Heiligthum zu befuchen und Weihgefchenke darin aufzuhängen? Selbft die Zeiten der Makkabäer, wo der bisher fo trübe und ftürmifche Himmel fich über dem Staate der Ifraeliten in etwas erhellte, waren von jenen Gährungen unter den Parteien nicht ganz frei, und wo auch Stille herrfchte, da war es die Stille der See, die vor heftigen Stürmen vorhergeht. Doch wäre die Regierung jener Heldenfamilie auch noch fo friedlich gewefen, fo waren die Mufen einmal aus dem ihnen verhafst gewordenen Judäa zu weit entflohen, als dafs fie fogleich zurückgerufen werden konnten. Sonft würden fie in den kühnen Thaten der Makkabäer fehr glücklichen Stoff zu Gefängen, gleich den Liedern der Vorwelt, gefunden haben. Endlich verlor die hebräifche Dichtkunft auch durch den Verfall des Gottesdienftes eine fehr wichtige Stütze ihrer vormaligen Gröfse. *) Wie viel der geiftvolleften und feurigften Lieder ertönten nicht zu den Zeiten David's und Salomo's am Sabbat, oder an

*) Die genaue Verbindung, worein David Poefie, Mufik und Gottesdienft zu verfetzen wufste, trugen das meifte zu der hohen Vollendung bei, welche die heilige Dichtkunft im Davidifchen Zeitalter erreichte. M. f. diefen Verfuch einer allgemeinen Gefchichte der Poefie I. S. 288.

den Feſten der Iſraeliten! Wie beeiferten ſich die heiligen Sänger, von David ermuntert, und durch ſein Beiſpiel entflammt, durch entzückende Geſänge das verſammelte Volk mit Andacht zu durchglühen, es auf den Flügeln der ihm mitgetheilten Begeiſterung zu Jehovah zu erheben, ſein Herz mit Freude, Dank und Beruhigung zu erfüllen, und ſeinem Geiſte die ſeligſten Ausſichten in die Zukunft zu eröffnen! Wie ſorgten ſie nicht, um ſelbſt dem frommen Pilger, der aus den Provinzen zum Feſte nach Jeruſalem wallte, Geſänge in den Mund zu legen, die ſeine Sehnſucht nach dem Heiligthum Jehovah's erregten, die ſein Herz auf die Feier der feſtlichen Tage vorbereiteten, die ihn ſchon im voraus mit frommen Gefühlen, Wünſchen und Entſchlüſſen erfüllten! *) Wie rang ſelbſt die heilige Tonkunſt, um durch ihr himmliſches Feuer die Glut des gottesdienſtlichen Geſangs zu verſtärken, und Aller Herzen zu dem ſeligſten Entzücken zu ſchmelzen! Jetzt war von dem allen kaum ein Schatten noch übrig. Der ſchöne Tempel, ein Wunder der Baukunſt, lag in der Aſche, und als er von neuem daraus erſtieg, war ſein Glanz doch nicht mit der Würde und Hoheit des alten Tempels zu vergleichen. Die heiligen Feſte wurden in den Zeiten der Angſt und Verfolgung nicht ſelten unterbrochen. Kein Reiſegeſang ſcholl da mehr auf den Wegen, worauf vormals der fromme Pilger hinauf nach Jeruſalem wallte: kein Halleluja ſtieg mehr zu den goldenen Zinnen des Tempels. Kein Wunder, daſs auch die Harfe nicht mehr tönte, daſs die Flöte

*) Die Pſalmenleſe enthält eine Menge treflicher Geſänge von der Art, die zu den empfindungsvolleſten dichteriſchen Ueberreſten des hebräiſchen Alterthums gehören. Man nannte ſie Reiſelieder, oder Stufenlieder, weil ſie bei'm Hinaufſteigen nach Jeruſalem geſungen wurden. M. ſ. Th. 1. dieſes Verſuchs einer allgem. Geſch. der Dichtk. S. 288.

ſchwieg, daſs die Poſaune und Aduffe verſtummten. Kein Wunder, daſs die heilige Tonkunſt eben ſo verfiel, als die Kunſt der Lieder, die ſie vormals auf ihren Flügeln zur Gottheit empor trug. Kein Wunder, daſs der Geſang verhallte, als ſeine Dollmetſcherin, die Muſik, ihn nicht mehr durch das Ohr in das Herz hinableitete, ſeine Empfindungen und Gedanken nicht mehr den Vorſtellungen und Gefühlen des Hörers anſchloſs und mit ihnen zu einem ſchönen Ganzen vereinigte.

Jeſus, der Sohn Sirach's, war daher, ſo viel wir wiſſen, in dieſem Zeitraum der Einzige, der dem dichteriſchen Ruhme ſeiner durch die Gunſt der Muſen ſo ausgezeichneten Ahnherren in hebräiſcher Sprache mit Glücke nachrang. *) Die Bewunderung der Denkſprüche des weiſen Salomo leitete ihn vermuthlich auf dieſen Zweig der Poeſie, der für ſein Zeitalter auch der ſicherſte und angemeſſenſte war. Doch konnte er nicht umhin, auch die Empfindungen ſeines Herzens über die Wunder der göttlichen Macht und Güte, in einem feurigen Hymnus zu ergieſsen, und den Ruhm ſeiner Ahnherren mit dankbarer Bewunderung zu verkünden. Der Stifter des Chriſtenthums wählte, ohne auf Dichterruhm Anſprüche zu machen, das Gewand der Parabel, um verſchiedene heilſame Lehren durch dieſe Einkleidung dem ſchwachen Auge ſeiner Zeitgenoſſen näher zu bringen. Johannes endlich, oder wer der Verfaſſer der unter ſeinem Namen bekannten Orakel ſeyn mag, verſuchte es, ſich durch die Lieder der alten Seher ſeines Volkes zum Prophetengeſange zu begeiſtern. Die Epopöe blieb auch in dieſer Periode

*) Jeſus Chriſtus bediente ſich der ſyriſchchaldäiſchen Sprache und Johannes der Helleniſtiſchen. Der Siracide hingegen ſchrieb höchſtwahrſcheinlich in der eigentlichen Sprache ſeiner Vorfahren.

eine der hebräischen Dichtkunst unbekannte Blume. Der Orientale war von je her zu lebhaft, zu feurig, als dass nicht jeder Gedanke seiner Seele sogleich in Empfindung übergegangen, und seine Empfindung zu stark und innig, als dass sie nicht plötzlich in lyrische Gesänge ausgebrochen wäre. Daher konnte auch auf diesem Felde fast keine andre Gattung von Poesie zu einiger Blüte gelangen, als die lyrische. *) Vielleicht auch, dass die Lebhaftigkeit des raschen Morgenländers seinem Geiste zu längeren epischen Gedichten nicht Ruhe und Stätigkeit genug erlaubte, dass er nur zu kürzeren Liedern gleichsam Brust und Odem hatte. Endlich war auch wohl die Anhänglichkeit des Hebräers an die durch Sage und Geschichte ihm überlieferten Thaten der Vorzeit zu stark und bänglich, sein Glaube selbst an die geringsten Kleinigkeiten der Urgeschichte zu gross und gewissenhaft, seine Ehrfurcht selbst für die Legende zu unbegränzt, als dass sich die epische Dichtkunst daran wagen konnte. Sonst würde der Auszug der Väter aus Aegypten in der früheren Geschichte, so wie die Thatenreihe der Makkabäer in der späteren Periode des jüdischen Staats dem Epiker keinen ganz verwerflichen Stoff geliefert haben. Selbst zum Drama hätte so manche im grauen Alterthume vorgefallene Begebenheit gewiss nicht ohne Glück bearbeitet werden können, wenn man nicht auch poetische Bearbeitungen wirklicher, oder geglaubter Vorfälle der vaterländischen Geschichte von dieser Art als Staatsverbrechen gefürchtet hätte. Dagegen trug Johannes kein Bedenken, die Schicksale des Christenthums und den ihm bevorstehenden Triumph über die Reli-

*) Im Munde der Hebräer nahm jeder Stoff, den sie poetisch vortrugen, mehr oder weniger, eine lyrische Form an. Selbst unter ihre Denksprüche drängten sich daher lyrische Ergüsse.

gion der Juden und Heiden zu einer Art von heiligem Drama zu verarbeiten. *) Denn hier ward er durch keine heilige Legende eingeschränkt, durch keine abergläubische Ehrfurcht gegen Sagen der Vorzeit gefesselt. Der Schauplatz seines Drama's war nicht auf Erden, sondern im Himmel, der Stoff desselben nicht ein Vorfall aus der Urgeschichte seiner Nation, sondern eine wichtige Begebenheit, die seinem prophetischen Blicke aus der Zukunft entgegenglänzte. Daher konnt' er sich ungestört dem Feuer der Begeisterung überlassen und auf den Flügeln der Dichtung so hoch empor schweben, als er wollte.

*) Dass die Apokalypse, die sich unter Johannes's Namen aus dem hebräischen Alterthum erhalten hat, zu der dramatischen Dichtart gehöre, hat Hr. Hofr. Eichhorn in seinem treflichen Kommentar über dieselbe hinlänglich dargethan. Vermuthlich gaben die griechischen und lateinischen Drama's, die dem Verfasser sehr gut bekannt seyn konnten, ihm die Idee zu einer Dichtart, welche dem ganzen hebräischen Alterthum, ja beinahe der ganzen morgenländischen Poesie der Vorzeit unbekannt war. Denn das Buch Hiob kann nicht unter die Zahl der Drama's gerechnet werden: eben so wenig bilden die Lieder, die bei Einweihung der Burg Zion mimisch abgesungen wurden, ein eigentliches Drama.

I. Lehr-

1. Lehrpoeſie.

a) Die Parabel.

3.

Parabeln Jeſus's.

Einige Proben davon.

Die Abſicht der Parabel iſt, gewiſſe Lehren, Wahrheiten und Erfahrungen durch Hülfe der Dichtung der menſchlichen Faſſungskraft nahe zu bringen. Eben dieſes iſt auch der Zweck der Fabel, und in ſo fern ſind ſich beide Dichtarten ziemlich ähnlich. Allein die Fabel iſt vermöge ihrer Natur mehr geeignet, Ueberzeugung zu bewirken, als die Parabel. Die letztere iſt ein erdichteter Fall aus der menſchlichen Geſchichte, der ſich zwiſchen Dichtung und Wahrheit in der Mitte verliert. *) Sie macht nur wahrſcheinlich, ohne Gewiſsheit hervorzubringen. Die Fabel hingegen zeigt uns die innere Nothwendigkeit einer Wahrheit, eines Erfahrungsſatzes, einer zu beginnenden Handlung. Dies bewirkt ſie durch den Charakter der Weſen, die ſie aufſtellt, die ſie in unſrer Nähe reden und handeln läſst. Durch dies Letztere hilft ſie dem Mangelhaften der Parabel ab, indem ſie uns durch die von ihr aufgeſtellten handelnden Naturweſen die moraliſchen Geſetze der Schöpfung ſelbſt in ihrer innern Nothwendigkeit vor Augen bringt. **) Aus dieſem Grunde wählten ſie

*) M. ſ. Herder's zerſtreute Blätter III. S. 165.

**) Der Charakter der Naturweſen, welche die Fabel aufſtellt, ſagt Herder, iſt, ſo wie ihr Verhältniſs gegen einander, durch die Natur beſtimmt; ſie handeln in dieſem Charakter und müſſen in ihm handeln, nicht aus Willkühr, ſondern aus Nothwendigkeit. Er gehet fort durch ihr Leben, und kein Geſchlecht kann ihn ändern. Da er nun zugleich ſtark ausgeprägt, und nicht,

die Weisen der Vorzeit schon im grauesten Alterthum zur Lehrerin der Menschen, und sie erreichten gewiss in den meisten Fällen damit ihre Absicht. Auch der Lehrer des Christenthums gebrauchte die sinnliche Kraft der Dichtung, um gewissen Lehren und Wahrheiten einen leichtern Eingang in die Herzen seiner Zeitgenossen zu verschaffen. Er wählte dazu die Parabel, deren bildlicher Vortrag ihm zur Erreichung seiner Absicht genügte. Die Geschichtschreiber seines Lebens und seiner Thaten haben uns einen schönen Kranz derselben aufbehalten. Edle Einfalt, Kraft und Nachdruck sind der Charakter derselben. Die Bilder, woraus sie bestehen, sind aus der Natur, oder aus dem täglichen Leben ausgehoben und eben so geschickt gewählt, als meisterhaft verbunden. Dies ist der Grund der grossen Deutlichkeit und Anschaulichkeit, vermöge welcher sie dem blödesten Verstande einleuchten, dies die Ursache

wie bei dem Menschen, unbestimmt, wandelbar und versteckt ist; da ihn jedermann, auch ein Kind, kennt, und von Jugend auf mit dem Namen und mit der Gestalt des Baums und des Thieres auch sein inneres Gepräge, ja mit der Geschichte desselben zugleich sein unwandelbares Schicksal verbindet; so ist es eben die Fabel, die uns jetzt eine Lehre, jetzt einen Erfahrungssatz aus dieser Geschichte als nothwendig darstellt, mithin von den ewigen Gesetztafeln der Natur uns ein Wort, oder eine Sylbe, unauslöschlich in's Gemüth prägt. M. s. Herder's zerstr. Bl. III. 166. Jesus hielt indess die Fabel, die vorzüglich dazu geeignet ist, Lebensklugheit zu lehren, vermuthlich nicht für würdig genug, um Religionswahrheiten dadurch zu veranschaulichen, oder Bemerkungen zu versinnlichen, die er bei seinem Lehramt über die Moralität der Menschen zu machen Gelegenheit hatte. Ueberdies war es ihm auch mehr darum zu thun, seinen Zeitgenossen gewisse besondere Thatsachen in Absicht ihrer Moralität und Folgen sinnlich darzustellen, als allgemeine Erfahrungssätze und Lehren der menschlichen Fassungskraft nahe zu bringen. Hierzu aber war ihm die Parabel bequem.

des grofsen Interesses, welches der Gebildete wie der Ungebildete daran findet, dies die Quelle der Kraft, womit sie auf jede nur irgend für das Schöne und Edle gefühlvolle Seele wirken. Dazu kommt noch die Würde, die Reinheit und Mannigfaltigkeit der Sprache, dazu die Popularität und Zweckmäfsigkeit des Ausdrucks, dazu die ungekünstelte Natur des Vortrags, der sich von hochtrabendem Schwulste eben so weit entfernt, als von Nüchternheit und Plattheit. Lauter Eigenschaften, die sie würdig machen, in der Gallerie der besten und interessantesten dichterischen Gemälde der Vorwelt eine ehrenvolle Stelle einzunehmen. Um die Bemerkung sinnlich darzustellen, dafs die von ihm ausgestreuten Lehren nur in wenigen Herzen Wurzel fafsten und Früchte trugen, und um die Ursachen dieser traurigen Erfahrung seinen Zuhörern zu veranschaulichen, erzählte er einst folgende Parabel:

Ein Landmann gieng, um Saat zu streun, auf's Feld,
Und sieh! indem er streute, fiel ein Theil
Des Samens auf den Weg, und Wanderer
Zertraten ihn, ihn pickten Vögel weg.
Ein andrer Theil fiel auf den Fels, und bald
Nachdem er aufgieng, welkt' er wieder: denn
Es fehlet' ihm an Säften zum Gedeihn.
In Dornen fiel ein dritter Theil der Saat.
Die Dornen grüneten mit ihr empor,
Und sie erstickte unter ihrem Druck.
Der Rest des Samens nur traf gutes Land,
Gieng auf und brachte hundertfältig Frucht.
Wer Ohren hat, zu hören, höre mich!

Die ausgestreute Saat ist Gottes Wort.
Der Weg, auf den ein Theil des Samens fiel,

Sind, die das Wort zwar hörten, aber bald
Vergessen, weil ein böser Dämon es
Hinweg aus ihrem Herzen raubt, damit
Sie nicht beselige des Wortes Kraft.

Dem Felsen gleicht, wer Gottes Lehre hört
Und freudig aufnimmt, doch nur kurz bewahrt.
Sie schlägt nicht Wurzel in des Herzens Grund,
Drum grünt sie nur im Sonnenschein des Glücks.
Und welkt, so bald des Unglücks Sturm erbraust.

Den Dornen ähnlich sind die Menschen, die
Das Wort des Herrn vernehmen, aber voll
Von Ueppigkeit, von Sorgen und Begier
Es in der Brust ersticken, dass es nicht
Emporschiesst und des Segens Früchte trägt.

Dem guten Lande gleichen die zuletzt,
Die Gottes Wort vernehmen, tief in's Herz
Es prägen, was ihr Ohr vernommen hat,
Und Früchte bringen ohne Zahl und Ziel. *)

Ein andermal suchte Jesus seinen Zeitgenossen die traurigen Folgen ihrer Ruchlosigkeit und Unachtsamkeit auf seine Ermahnungen und Warnungen zu zeigen, und sie auf den nahbevorstehenden Untergang ihres Staats aufmerksam zu machen, den sie, durch Verachtung seiner Person und seiner Lehren, selbst beschleunigten. Er erzählte daher folgende Parabel: **)

Einst pflanzt' ein Hausherr einen Weinberg, zog
Rings um die Reben einen Zaun zum Schutz,
Grub eine Grube zum Empfang des Weins,

*) M. s. das Evangelium Lukas's VIII, 15.

**) S. Matthäus XXI, 33. Markus XII, 1.

Der aus der Kelter floſs, *) baut' einen Thurm, **)
That ihn an Winzer aus und zog darauf
Hinweg von ihm in ein entferntes Land.
Als nun herbei die Zeit der Früchte kam,
Da ſandt, er Knechte zu den Winzern hin,
Um zu empfahn der Reben ſüſse Frucht.
Allein die Winzer griffen frevelhaft
Die Knecht', erwürgten einen aus der Zahl,
Den andern ſtäupten ſie, der dritte ſank
Von einem Guſs von Steinen hingeſtreckt.
Nun wurden abermals, und mehr als jüngſt,
Vom Hausherrn Knechte hingeſandt: allein
Auch dieſe traf das Loos der Erſteren.

Drauf ſandt' er zu den Winzern ſeinen Sohn,
Und dacht' in ſeinem Herzen: „ſcheuen ſie
Auch nichts, ſo werden ſie doch dieſen ſcheun!"
Doch kaum noch ſahn die Weingärtner den Sohn,
So riefen ſie ſogleich einander zu:
„Dies iſt der Erbe! Kommt, erwürget ihn,
Damit hinfort ſein Erbgut unſer ſei"!

Geſagt, geſchehn! Sie faſsten ihn alsbald,
Sie warfen aus dem Weinberg ihn hinaus,
Sie ruhten nicht, bis er im Blute ſchwamm!

Wenn nun der Herr des Weinbergs kommen wird,
Wie wird es dann den Weingärtnern ergehn?

*) Eine ausgemauerte Grube in der Erde, oder ein Gefäſs unter der Kelter, worein der Wein floſs.

**) Wahrſcheinlich, um den Weinberg beſſer bewachen zu können, oder auch zur Verſchönerung. Der Hausherr that alles, um den Weinberg ſchön, ſicher und nutzbar zu machen.

Verderben wird das Loos der Frevler seyn,
Der Weinberg aber wird an Andere
Vom Hausherrn ausgethan, die treulich Frucht
Ihm bringen, wann die Zeit der Trauben kommt. *)

b) Denksprüche.

4.

Gnomen Jesus's, des Sohns Sirach's.

Durch Denksprüche und Sprüchwörter Weisheit und Tugend zu lehren, war zu sehr im Geist des Orients, und die Gnomen Salomo's und seiner Nachahmer hatten eine zu günstige Aufnahme gefunden, als dass dadurch nicht mehrere gute Köpfe gereizt seyn sollten, sich in dieser Dichtart zu versuchen. **) Auch Jesus, der

*) Der Sinn dieser Parabel ist deutlich. Jehova liess von Zeit zu Zeit weise Männer unter den Israeliten auftreten, die ihnen bessere Kenntnisse von der Natur der Glückseligkeit und den dazu führenden Wegen beibringen, und sie zu Benutzung dieser Wege auffordern sollten. Allein der ausgestreute Samen der guten Lehre blieb fruchtlos; ja mehrere jener Weisen wurden sogar das Opfer der guten Sache, wenn sie mit Ernst und Nachdruck Besserung forderten, wenn sie ihre Forderungen mit Androhung unausbleiblicher Leiden und Widerwärtigkeiten begleiteten. Endlich erschien Jesus: aber auch dieser hatte kein besseres Schicksal als seine Vorgänger. Der Tod ward der Lohn seines wohlthätigen Eifers. Allein die Strafe für diese gewissenlose Denekensart, für dies frevelhafte Verfahren der Juden blieb nicht aus: sie büssten es mit dem Untergange ihres Staats, der sie in alle' Gegenden der Erde zerstreute.

**) Ueber den Ursprung, das hohe Alter und die Beschaffenheit der Gnomen oder Denksprüche sehe man den ersten Theil dieses Versuchs S. 303. u. f.

Sohn Sirach's, ſammelte beinahe zwei Jahrhunderte vor Chriſtus manches reizende und wohlriechende Blümchen der gnomiſchen Poeſie auf dieſem Felde. *) Sein Sittenbuch iſt nach Eichhorn eine Rhapſodie von moraliſchen Deklamationen, von kurzen und längern Betrachtungen über den Weltlauf, die Lebensarten und Handlungsweiſen der Menſchen in allen Ständen, Ordnungen und Altern; eine Sammlung von einzelnen, bald abgeriſſenen, bald zuſammenhängenden Gedanken und Einfällen, von gemeinen und ſcharfſinniggedachten, von witzigen und zugeſpitzten Sprüchen zum weiſen Gebrauch des Lebens; ein würdiges Geſellſchaftsſtück zu den Weisheitsſprüchen Salomo's. **) Bald ſchildert der Verfaſſer die Tugend und das Laſter nach Natur und Folgen, und giebt die Bewegungsgründe zu jener, und die Quellen von dieſem an, wie es aus dem Hang des menſchlichen Herzens, oder aus der Geſellſchaft, von der man fortgeriſſen wird, oder aus mangelhaften und irrigen Begriffen von Gott und den menſchlichen Verhältniſſen zu ihm, entſpringe. Bald ſtellt er den Kampf der Neigungen im Menſchen dar, ſein Wägen und Ueberlegen, ſein Wanken und Schwanken, und das allmälige Steigen und Wachſen der Luſt bis zu ihrer Vollbringung; bald ſucht er die Wünſche der Menſchen zu berichtigen und einzuſchränken, und ſie vom ſcheinbaren und zweideutigen Gute zum weſentlichen und wahren hinzulenken. Er empfiehlt, was das Leben erheitern kann, Zufriedenheit und Frohſinn, Ver-

*) Jeſus, der Sohn Sirach's, blühte ungefähr 180 Jahre vor Chriſtus. Er ſchrieb ſein Sittenbuch hebräiſch, ſein Enkel gleiches Namens aber überſetzte es, ſeiner Vorrede zufolge, in Aegypten unter Ptolemäos Evergetes II. in's Griechiſche. M. ſ. Eichhorn's Einleitung in die apokryphiſchen Bücher des Alten Teſt. S. 35. f.

**) M. ſ. Eichhorn Einl. in die apokr. Bücher d. A. T. S. 42.

meidung der Aengstlichkeit, der Sorge, des Zorns und des Neides; er giebt Vorschriften und Rathschläge zur Betreibung der häuslichen und burgerlichen Geschäfte, des Feldbaues und der Handierungen; er lobt die Klugheit, die Stille und Arbeitsamkeit des Mannes, und warnt vor der List und Schwatzhaftigkeit des Weibes; er schildert und erhebt die Keuschheit, Sittsamkeit und Häuslichkeit der Gattin, und warnt den Mann vor den Lockungen der Buhlerin, vor Faulheit und zweckloser Thätigkeit. Er geht durch alle Alter, Stände und Verhältnisse; der Jugend empfiehlt er Bescheidenheit und Gehorsam, dem Alter rechtschaffenes und vorsichtiges Betragen, um als Muster in allem der Jugend vorzuleuchten; dem Gastfreund schärft er edles freigebiges Benehmen ein, dem Gast Bescheidenheit und Mäfsigkeit. Er stellt Betrachtungen über die Weisheit, nach dem vielfachen Sinn des Wortes, an, und preist ihr Lob; er spricht erhaben und stark von der Schöpfung und Gröfse Gottes, die aus seinen Werken hervorstralet; er feiert das Andenken der Patriarchen und der merkwürdigsten Ahnherren seiner Nation, und betet gegen ihre Feinde und um die Wiederherstellung ihrer gesunkenen Wohlfahrt. Uebrigens schliefst sich Jesus in seinen Gnomen meistentheils an die mittleren Stände an. *) Sie sind es, über deren Ereignisse er Bemerkungen mittheilt, sie, von deren Bedürfnissen er handelt, sie, deren Pflichten er einschärft. Wahrscheinlich war er selbst ein Glied derselben; daher waren ihm auch ihre Mängel und Gebrechen, ihre Wünsche und Bedürfnisse, so wie

*) Vermuthlich gehörte Jesus zu dem mittleren Stande, ob ihn gleich mehrere Litteratoren aus dem Priestergeschlecht ableiten. Weder die Lebensart, noch die Schicksale desselben, meldet die Geschichte: blos nennt sie uns Jerusalem als seine Vaterstadt.

die Mittel, diese letzteren zu befriedigen, am bekanntesten. Dafs er nicht blos aus seinem eigenen Schatze von Erfahrungen und Beobachtungen schöpfte, dafs er auch aus früheren Gnomenlesen entlehnte, sagt er selber. Auch bestätigen es die mannigfaltigen Wiederholungen derselben Gedanken mit ähnlichen Worten, und die hier und da vorkommenden Verschiedenheiten und Widersprüche in Grundsätzen und Aeufserungen. Selbst der entgegengesetzte Geist, der aus manchen Gnomen athmet, läfst auf ihr Entstehen in verschiedenen Zeitaltern schliefsen. Jedoch verarbeitete Jesus das, was er entlehnte, gröfstentheils auf seine eigene Weise und nach seiner Absicht. Uebrigens darf man in seinen Sittensprüchen keine systematische Ordnung suchen. *) Sein Zweck war vermuthlich, ein nützliches Volksbuch zu liefern, und hierzu hatte er nicht nöthig, die einzelnen Gnomen zu einem planmäfsigen Ganzen zusammenzureihen; oder er verfertigte mehrere Gnomenlesen zu verschiedenen Zeiten, die nachher zu **einem** Werke verbunden wurden, so wie wir es noch jetzt besitzen. Die Sprache, worin diese Denksprüche ursprünglich geschrieben wurden, war keine andere, als die hebräische, oder der syrischchaldäische Dialekt derselben. Der ganze Bau des Buchs trägt so sehr das Gepräge eines hebräischen Originals, die Struktur ist so ganz dem Genius dieser Sprache angemessen, der hebräi-

*) Die Methode, Moral in Sittensprüchen zu schreiben, sagt mein schätzbarer Freund Linde, enthält schon allein die Entschuldigung aller scheinbaren Unordnung: denn sie ist eben so wohl ein Kind der Armuth und Rohheit, als der Kunst und der Absicht. Die meisten Sentenzen waren flüchtige Beobachtungen, einstweilige provisorische Vorschläge, empirische Seelenarzeneien, ohne Beweis und Ausführung. M. s. Glaubens- und Sittenlehre Jesus, des Sohns Sirach, von Linde. Leipzig 1795. Vorrede XVII.

ſche Parallelismus der Glieder überall zu unverkennbar, als daſs ſich hieran zweifeln lieſse. Eben ſo unverkennbar aber iſt es auch, daſs Salomo ganz das Vorbild war, nach dem ſich Jeſus, der Sohn Sirach's, bildete. Die ganze Anordnung, der ganze Gang, die ganze Einkleidung des königlichen Weiſen findet ſich in dieſen Gnomen wieder. In beiden Sammlungen wechſeln kurze Betrachtungen mit einzelnen Gnomen ab; in beiden ſind die meiſten Denkſprüche von einzelnen Fällen abgezogen und daher nicht ſelten unbeſtimmt, halbwahr und ſchielend; in beiden dient zuweilen eine allgemeine Sentenz zum Thema, deſſen reichhaltiger Inhalt durch einzelne Betrachtungen und Bemerkungen weiter entwickelt wird. Wenn die Sprache des Siraciden um einige Stufen niedriger iſt, als in den Gnomenleſen Salomo's; wenn ſie ſich ſeltener zur Würde der Poeſie erhebt; wenn ſie ſeltener in Fragen, Ausrufungen, Apoſtrophen übergeht: ſo iſt Jeſus dagegen reicher an Bemerkungen über die verſchiedenen Stände und Lebensarten der Menſchen; ſo betrachtet er die Gegenſtände, aus mehreren Geſichtspunkten und von mehreren Seiten; ſo ſind ſeine Behauptungen dreiſter, beſtimmter, treffender. *) Uebrigens bemerkt man auch in dieſem Werke des hebräiſchen Alterthums den mächtigen Kampf zwiſchen Licht und Finſterniſs, zwiſchen Aufklärung und Vorurtheil, die alle Schriften der Iſraeliten in höheren oder geringeren Graden auszeichnet, und den die Hebräer nie zum Vortheil der Wahrheit zu beendigen im Stande waren. **) Zum

*) Es iſt nicht leicht eine Klaſſe von Menſchen, nicht leicht eine Lebensart, nicht leicht eine Weltveränderung oder ein Privatſchickſal, worüber der Siracide nicht nachgedacht und ſeinen Rath ertheilt hätte.

**) Ueberhaupt ſehe man über dies Sittenbuch Jeſus's: Eichhorn's Einleitung in die apokryphiſchen Bücher des A. T. S. 28. f.. Lin-

Schluſs nun noch einige Proben der Denkſprüche des Siraciden. Das Lob eines braven Weibes, das auch Salomo, oder ein anderer Dichter ſeines Zeitalters, verherrlichte, mag dieſelben eröffnen: *)

Beglückt vor allen, wahrlich! iſt der Mann,
Dem das Geſchick ein gutes Weib verlieh!
Verdoppelt wird ihm ſeiner Tage Zahl.
Ein biedres Weib erheitert ihren Mann,
Und ſtreuet Glück auf ſeine Stunden hin. —
Gar ein vortreflich Gut iſt ihr Beſitz:
Dem Redlichen allein wird er zu Theil. **)
Sein Loos ſei Reichthum, oder Armuth, ſtets
Iſt ſeine Bruſt voll von Zufriedenheit,
Von ſeinem Antlitz ſtrahlt die Freude nur. ***)
Ein anmuthsvolles Weib ergötzt den Mann,
Und ihre Klugheit ſtärket ſein Gebein.
Des Höchſten Gab' iſt ein beſcheidnes Weib.
Ein ſittſam Weib bezahlt kein Preis der Welt.
Wie Gottes Sonn' am Morgenhimmel ſtralt,
So glänzt des Weibes Schöne, der die Hand
Der Tugend neuen Reiz verleiht, dem Mann,
Ein ſchönes Weib erfreut des Mannes Blick,

de'ns Einleitung zur neuen Ueberſetzung der Gnomen des Siraciden, und Niemeyer's Abhandlung über die Methode, die Moral in Sittenſprüchen vorzutragen, vor Linde'ns älterer Ueberſetzung.

*) M. ſ. Kap. XXVI.

**) Denn nur dem Rechtſchaffnen wird ſie ihre Hand bieten, nur bei ihm verweilen, nur ihm ſeine Tage verſüſsen.

***) Durch Theilnehmung an allem, was den Mann betrift, durch ihr ſanftes, offenes und heiteres Weſen verjagt ſie alle Nebel der Traurigkeit von ſeiner Stirne, erhält ſie ihn in einem immerwährenden Zuſtande der Zufriedenheit.

Und übersteigt der Wünsche jeglichen.
Sitzt Güte nun auf ihrer Zunge noch
Und Sanftmuth; — o fürwahr dann ist er mehr,
Als ein gemeiner Sterblicher, ihr Mann. —
Wer eine Gattin hat, hat einen Schatz,
Hat eine Hülf' und Stütze seiner Ruhe.
Da wo kein Zaun ist, wird das Gut zerstreut: *)
Wo keine Gattin ist, da seufzt der Mann
Unstät und flüchtig überall umher. **)
Wer traut dem Räuber, der gerüstet stets
Von einer Stadt zur andern dringt? So trau
Auch nie dem Mann, der keinen Ruhplatz hat,
Der einkehrt, wo die Nacht ihn überschleicht. ***)

Sehr treflich sind auch die Vorschriften, die uns der Siracide über die Wahl der Freunde und das rechte Betragen gegen dieselben giebt. Wie richtig und in der Erfahrung gegründet ist es, wenn er sagt:

Jedem begegne mit Freundlichkeit; aber von Tausenden traue
Einem kaum, und nur dann, wann dir die Noth ihn bewährt:
Denn gar viele sind blos, so lang sie geniessen, dir Freunde,
Und verschwinden, so bald Unglück und Mangel dir naht.

*) So wie der Zaun, die Mauer den Dieben wehrt, so hält auch ein aufmerksames wirthschaftliches Weib alles ab, was die Ruhe und den Wohlstand des Hauses stört.

**) Er findet nirgends Ruhe, nirgends Befriedigung seiner Wünsche: denn es fehlt ihm an einer theilnehmenden Seele, der er seine Leiden und Freuden mittheilen könnte.

***) Der Mann, dem es an einer Gefährtin des Lebens fehlt, steht gleichsam vereinzelt in Gottes Welt da: er hat nirgends Ruhe, nirgends eine Heimath. Aber eben deshalb ist er auch für Andre um so gefährlicher, weil die scharfen Ecken seines Charakters nicht durch weiblichen Umgang abgeschliffen, seine wilden Begierden nicht gedämpft und unschädlich gemacht sind.

oder wenn es anderswo heiſst:

Junge Freunde ſind gleich dem friſchgekelterten Weine:
Laſs ſie erſt altern, alsdann frommen ſie beide dir nur!

Wie edel gedacht iſt es, wenn er dem Beſitzer eines Freundes zuruft:

Denke des Freundes nicht nur in der Seele, wenn es ihm wohlgeht:
Denke mit Gelde ſein auch, wenn es ihm übel ergeht!
Lieber verliere dein Geld, ob des Freundes, oder des Bruders,
Ehe der freſſende Roſt unter'm Geſtein es verzehrt!

Doch genug hievon, um auf den Geiſt und Beſchaffenheit der übrigen Sittenſprüche des Siraciden ſchlieſsen zu können. Der Name, den der Verfaſſer durch dieſe Gnomen unter ſeinen Landsleuten erlangte, ward bald ſo groſs, als der Ruhm der Weisheit, den Salomo's Gnomen dieſem gekrönten Dichter verſchafften. Kein Wunder, daſs ſpätere Nachahmer ſeiner Dichtart die nicht ſelten unglücklichen Erzeugniſſe ihres Fleiſses durch Vorſetzung ſeines Namens zu verherrlichen ſuchten. So führt der Talmud unter Ben Sira's (des Sohns Sirachs) Namen entweder eine geſchriebene Sentenzenſammlung, oder nur einzelne Sprüche an, *) die ſich im Munde der Juden erhalten hatten, und ſo führen noch jetzt zwei kleine Gnomenleſen, in welcher die Sprüche nach den Konſonanten des hebräiſchen Alphabets geordnet ſind, den Namen des Ben Sira. Allein

*) Einige von dieſen Gnomen finden ſich auch im Sittenbuche des Siraciden faſt mit eben den Worten, andre haben bloſs eine groſse Aehnlichkeit mit Sentenzen aus der Gnomenleſe Jeſus's. Uebrigens iſt es noch nicht entſchieden, ob dieſe Gnomen den Namen Ben Sira mit Recht an ihrer Spitze führen, und ob dieſer mit unſerm Siraciden eine und dieſelbe Perſon iſt. M. ſ. Eichhorn's Einleitung in die apokryphiſchen Bücher des A. T. S. 81.

ſie ſind zu unbedeutend, als daſs wir länger dabei zu verweilen für nöthig hielten. Eben ſo übergehen wir auch die im Talmud aufbehaltenen moraliſchen Sentenzen. *)

c) Räthſel.

5.

Räthſelhafte Sprüche des Siraciden.

Das Räthſel iſt darin dem Denkſpruch gleich, daſs beiden Erfahrung zu Grunde liegt. Uebrigens hat es mehr die Abſicht, zu unterhalten, die Aufmerkſamkeit zu ſpannen, den Scharfſinn zu beſchäftigen, als durch Mittheilung heilſamer Wahrheiten zu nützen. Daſs die Morgenländer, vorzüglich aber die Hebräer und Araber, ſeit den älteſten Zeiten Freunde dieſes Kindes einer muntern Laune waren, iſt bereits an einem andern Orte gezeigt worden. **) Selbſt im Zeitalter des Siraciden, nachdem der hebräiſche Staat durch ſo viele Stürme des Unglücks in ſeinen Grundfeſten war erſchüttert und wankend gemacht worden, hatte ſich die Vorliebe der Juden für das Räthſel nicht ganz verloren. Zwar war

*) Geſammelt ſind dieſelben von J. Druſius unter dem Titel: Adagiorum Hebraicorum decuriae aliquot, hinter den Proverbiis Ben Sirae, Franeck. 1597. Was von Sittenſprüchen der ſpäteren Perioden der hebräiſchen Poeſie den Geiſt des Siraciden athmete, das führte man auf ihn zurück, ſo wie man die früheren hebräiſchen Gnomen von unbekannten Verfaſſern dem Salomo beizulegen pflegte.

**) M. ſ. den erſten Theil dieſes Verſuchs S. 324 etc. Hier iſt auch der unterſcheidende Charakter der Räthſel, der ſie von den Denkſprüchen ſondert, weitläufiger angegeben. M. ſ. auch Ziegler's Ueberſetzung der Denkſprüche Salomo's, Einleitung Seite 9.

die frohe Laune, die aus den Räthseln eines Simson, Salomo und Anderer hervorscherzte, durch tausenderlei Drangsale in Trübsinn und Schwermuth umgewandelt: dennoch aber konnte man jene Spiele des Witzes nicht ganz vergessen. Man behielt daher wenigstens die körperliche Hülle bei, nachdem der Geist der Fröhlichkeit dahin war, und kleidete ernstere Wahrheiten und Bemerkungen in das Gewand des Räthsels. Von dieser Art räthselhafter Sprüche finden wir mehrere in der Gnomenlese des Siraciden, welcher sich vielleicht auch hierin den königlichen Weisen zum Muster wählte, der ihm bei Abfassung seiner Denksprüche zum Vorbild diente. Allein nur das Kleid vermocht' er von ihm zu entlehnen, um ernstere Erfahrungen, so wie er sie täglich zu machen Gelegenheit hatte, darein zu hüllen. Zur Bestätigung des Gesagten hier einige Proben:

Vor dreien Dingen scheu' ich mich,
Und ob des vierten bet' ich.

Vor Hochverrath, Rebellion,
Und falschem Zeugniss bebt mein Herz;
Denn ärger als der Tod sind sie.
Doch Seelenmarter ist ein Weib,
Dem Eifersucht die Brust durchglüht;
Nichts schonet ihrer Zunge Gift. *)

Viel Dinge ändern die Entschlüsse
Des Herzens insgemein.
Vortheil und Schaden, Tod und Leben,
Doch mehr vermag Zureden noch.

*) Bei der Vielweiberei der Orientalen musste die schreckliche Wirkung der Eifersucht des zweiten Geschlechts noch mehr in die Augen fallen und noch furchtbarer seyn, als in den Abendländern.

An dreien Dingen hab' ich Freude,
Die schön vor Gott und Menschen sind.

An Eintracht, die bei Brüdern wohnt,
An Freundschaft, die Bekannt' umschlingt,
An Uebereinstimmung der Herzen,
Die unter Mann und Weibe herrscht. —

Dagegen hass' ich auch drei Dinge,
Von ganzer Seele hass' ich sie.

Des Bettlers Stolz, des Reichen Lügen,
Den Greis, der Thor und Buhler ist.

Drei Dinge kränken mich gar sehr,
Das viert' entflammt mein Herz noch mehr.

Ein tapfrer Krieger, der da schmachtet,
Ein Weiser, den das Volk verachtet,
Ein Frommer, der zum Frevel kehrt,
Nichts ist, das seinem Sturze wehrt. *)

Uebrigens gilt das über den poetischen Werth und den Inhalt der Denksprüche des Siraciden bereits gefällte Urtheil auch von diesen räthselhaften Sentenzen.

*) Es kränkt jeden Menschenfreund, sagt Herr Prediger Linde zu dieser Stelle, wenn Erwartungen und Hofnungen, die er sich vom Andern wegen seiner richtigen Religionskenntnisse und Tugendanlagen macht, so plötzlich dahin sind: wenn er nicht weiss, ob er mehr den verblendeten Verstand, oder das wankelmüthige Herz bedauren soll, und wenn er ahnen muss, dass ein solcher rettungslos verloren geht.

2. Li-

2. Lyriſche Poeſie.

a) Der Hymnos.

6.

Des Siraciden Hymnos auf die Gröſse und Majeſtät Jehovah's.

Der Geiſt des Iſraeliten war im Ganzen genommen während dieſer Periode durch Drangſale und Widerwärtigkeiten zu tief gebeugt, als daſs er ſich zu kühnen Lobgeſängen des Allwaltenden emporzuſchwingen vermochte. Und wem der Jammer und die Zerrüttung des von den Wogen des feindlichen Schickſals hin und her geworfenen jüdiſchen Staatsſchiffs nicht das Herz mit Schwermuth und banger Ahnung erfüllte, den trieben Parteiſucht, Meuterei und Familienfehden zu ſehr umher, als daſs die heilige Muſe Gelegenheit gefunden hätte, Empfindungen der Andacht, der Ehrfurcht, der Dankbarkeit gegen Jehovah in ſeine Seele zu hauchen. Iſt es daher befremdend, wenn die Harfe David's faſt ganz verſtummt war, wenn Aſſaph's lehrende Saiten nicht mehr ertönten, wenn die reizenden Geſänge der Koraiten nicht mehr zur Nacheiferung weckten? Nur von Jeſus's des Siraciden lyriſchen Herzensergüſſen hat ſich ein Lobgeſang auf Jehovah und eine heroiſche Ode auf die Anherren ſeines einſt ſo glücklichen Volks erhalten. Der erſtere iſt voll von Feuer, Kraft und Leben. Die von Jehovah's Gröſse und Majeſtät ſo ganz erfüllte Seele des heiligen Sängers arbeitet ſichtbar, um alle die Empfindungen der Bewunderung und des Entzückens zu ergieſsen, womit die Betrachtung der Werke des Unendlichen ſie durchglühte. Alles, von der Sonne bis zum Reife, iſt uns darin mit den lebendigſten Far-

ben vor Augen gemalt, uns jeder Theil der herrlichen Schöpfung Gottes gleichsam im **Werden** gezeigt, Vergangenheit und Zukunft vor uns aufgedeckt. Hier und da nimmt der Hymnos den höchsten Schwung: er sieht die Sonne prangend aus dem Purpurgewölke des Morgens hervorgehn, er sieht sie im Mittag mit ihrem alles durchdringenden Feuer Berg und Fluren versengen, er sieht sie die Wolken des Himmels entzünden, dass leuchtende Blitze aus ihrem nächtlichen Schoosse hervorrauschen. Doch meistens verweilt er in der mittleren Sphäre, und rührt und gefällt durch den ihn durchaus belebenden Geist der Andacht und der Ehrfurcht, durch schöne malerische Bilder, durch Neuheit der Gedanken und Wendungen. In jeder Hinsicht verdient er es daher, den besten Gesängen David's, Assaph's und Moseh's an die Seite gestellt zu werden, deren geschmackvolles Studium ihn auch unstreitig erzeugte. *) Dass ich nicht zu viel davon behauptete, wird man aus folgender ihn nicht ganz erreichenden Verdollmetschung beurtheilen können.

Jehovah's Werke will ich preisen,
Erzählen, was mein Auge sah!
Auf sein Gebot begann die Welt. **)

*) Dass die erhabenen Gesänge David's und seiner Zeitgenossen den Siraciden begeisterten, und dass besonders der hundert und vierte Psalm ihm Gedanken, Gemälde und Bilder zu diesem Hymnos lieferte, zeigt die zwischen beiden stattfindende Aehnlichkeit zu deutlich, als dass es eines Beweises bedürfte.

**) Nur eines Winks des Unendlichen bedurft' es und alles, was werden sollte, hatte sein Daseyn, trat hin in den Wirkungskreis, worin es thätig seyn und nützen soll. Eben so sagt der Psalmist von Gott: Er spricht, so geschieht's: er gebeut, so stehet's da. M. s. Psalm XXXIII, 6.

Der Sonne Stral erleuchtet alles,
Das ganze grofse Weltall ist
Rings ihres Glanzes voll.
Nie spricht des Frommen Mund
Die Wunder aus, die sich zum Preise
Jehovah's Wink erschuf.

Des Meeres Tiefe ergründet er,
So wie des Menschen Herz.
Ein jeglicher Entwurf ist ihm bekannt.
Wie jedes Wunder in der Schöpfung Raum,
So liegt enthüllt der Seele Rath vor ihm.
Was war und seyn wird, hellt er auf,
Entschleiert die geheimste Spur.
Kein Wort sogar entgehet ihm,
Ja, kein Gedank' ist ihm versteckt.

Jehovah war's,
Der seine Werke ordnete;
Von Ewigkeit zu Ewigkeit ist er.
Nie nimmt er ab, nie nimmt er zu,
Nie darf er eines fremden Raths.

O, wie so schön sind seine Werke!
Wie schön, obgleich ein Funke nur
Davon in unser Auge dringt! *)
Wie lebt ringsum, wie grünet alles!

*) So sehr wir uns auch anstrengen mögen, die Wunder der göttlichen Schöpfung zu ergründen, so fällt doch kaum ein Funken des Lichts in unser Auge, das höheren Wesen leuchtet, das auch uns dereinst, nach höherer Ausbildung, wird tiefere Blicke in die Natur der Dinge thun lassen.

Wie höret alles sein Gesetz, *)
Und spendet Freud' und Segen aus!

Wer wird es jemals satt,
Der Schöpfung Herrlichkeit zu schaun?
Des Himmels stolze Höhe,
Der reine Dunstkreis, — wie entzückt
Dies Schauspiel unser trunknes Herz!

Die goldne Sonne, wann sie früh
Verkündend ihres Schaffers Preis
Durch feuchte Nachtgewölke bricht, —
Wie hehr ist sie, wie wundervoll!
Im Mittag senget ihre Glut:
Nichts widerstehet ihrem Stral.
Wie auch der Ofen glüh', in dem
Metall der Künstler schmelzt, —
Doch dreimal heisser brennt
Ihr Flammenmeer der Berge Scheitel dann.
Sie steckt selbst Nachtgewölk' in Brand,
Und lischt des Auges Licht
Frohlockend durch des Blitzes Stralen aus.
Gross ist der Herr, der sie erschuf,
Auf dessen Wink sie ihre Bahn durchwallt!

Der Mond erscheint im weiten Himmelsraum,
Wie es Jehovah ordnete.
Er dient zum Zeitmaass, wächst und mindert sich,
Bis er sich ganz verliert. **)
Sein Lagerzelt hat er am Horizont,

*) Nichts in der ganzen Natur geht von den Gesetzen ab, die ihm Gott vorschrieb: alles geht seinen bestimmten Weg.

**) Hier sind einige Ideen weggelassen, die sich auf den Volksglauben und die Gewohnheiten der Juden beziehen.

Dort schlummert er im Sternenraum. *)
Des Himmels Zier ist der Gestirne Glanz.
Ein Heer von Lichtern, stralen sie
Auf Gottes Wink. Sie stehn geordnet da,
Und werden nie der Wach' am Himmel satt.

Auf! sieh den Regenbogen dort
Und preise den, der ihn erschuf!
Ha! welch ein Farbenglanz entstralet ihm!
Mit seinem Kreise voller Pracht
Kränzt er des weiten Himmels Raum.
Jehovah's Rechte spannt ihn aus.

Auf Gottes Ruf schwebt auch der Schnee
Herab auf Berg und Flur,
Und Blitze rauschen durch die Luft.
Es öffnet seines Reichthums Schatz der Herr,
Und Tropfen säuseln auf das Saatenfeld.
Gewaltig presst sein Arm das Nachtgewölk,
Dass Hagel ihm entrauscht. **)
Die Berg' erzittern, wenn er naht.
Der Südwind weht auf sein Geheiss.
Des Donners Brüllen schreckt die Welt,
Sie schreckt des Nordes Wutgeheul,
Wie der Orkane Wirbeltanz.

Schnell, wie der Vögel bunter Chor
Hoch aus der Luft zur Erde niederschiesst,
Streut er den Schnee. Heuschrecken gleich

*) Der Siracide sieht den Mond am Himmel unter dem Bilde eines aufgeschlagenen Zelts. Ein ganz neuer Gedanke, der sich auf die Gestalt und Farbe des Mondes gründet, und eine sehr angenehme Wirkung thut.

**) Abermals ein neues und moralisches Bild der göttlichen Macht!

Stürzt dieser auf die Flur herab.
Das Auge starrt ob seines Silberscheins,
Ob seines Wassers staunt das Herz.

Jehovah schüttet Reif, wie Salz,
Herunter auf die Flur.
Eiszapfen starren, wenn er friert.
Der Nordwind tobt — die Welle wird Krystall,
Und wo nur Wasser schleicht, da kehrt er ein,
Und zeucht's, wie einen Panzer, an. *)
Er tilgt der Berge Schmuck umher,
Versengt die Weiden, frisst das Gras,
Wie Feuer, von den Angern weg.

Doch bald dehnt sich ein Nebel aus,
Und heilet, was der Nord verdarb.
Es rinnt ein Thau, der nach dem Sturm erquickt. **)
Auf sein Geheiss verstummt der Zorn des Meers,
Er pflanzte Inseln in die Flut.
Der Schiffer malt der See Gefahr
Erzählend uns, und Staunen füllt das Ohr.
Ha! welche Wunder hausen dort,
Geschöpfe jeder Art! ***)

Jehovah will's, und ruhig schwebt das Schiff
Die Flut hinab, denn was er spricht, geschieht.

*) Das Eis ist gleichsam der Panzer des Winters, womit er sich allenthalben, wohin er kömmt, gegen die Pfeile der Sonne verwahrt.

**) Nebel und Thau sind Boten des Frühlings, sind Labsal für die von den brennenden Winden des Orients erschöpften Wanderer.

***) Eine ganze Welt neuer Geschöpfe lebt im Elemente des Wassers und freut sich seines Daseyns.

O, wer erreicht, so viel er rühmen mag,
Ihn, den Unendlichen,
Der noch viel hehrer ist, als alles was er schuf?

Hochheilig ist Jehovah, wunderbar,
Und mächtig seines Arms Gewalt.
Singt ihn im kühnsten Lobgesang,
Das kühnste Lob bleibt unter ihm. *)

b) Heroische Ode.

7.

Jesus's, des Siraciden, Lob der Vorfahren.

Der Hebräer hatte eine grosse Vorliebe für seine Vorfahren. Niemals dacht' er an dieselben, ohne sich von Ehrfurcht und Bewunderung ihrer Grösse durchdrungen zu fühlen. Alle Unternehmungen und Thaten seiner Anherren stralten ihm in einer ganz eigenen Glorie. Jehovah selber — so erzählten seine heiligen Bücher — würdigte die Väter seiner Nation einer Art von vertrauterem Umgang. Er interessirte sich für sie bei allem, was sie begannen: er rieth und warnte, er foderte auf und schreckte ab, er erschien ihnen bei Tage und im Traume. Diese aus der Urwelt herabgeerbten Vorstellungen der Legende, oder der frühesten Denkensart eines rohen sinnlichen Volks, das in jeder Erscheinung und Empfindung die Gegenwart und den Einfluss der Gottheit ahnet, waren selbst dem späteren Hebräer so heilig und ehrwürdig, dass er es nicht wagte,

*) Hier hat der Uebersetzer sich einige Abweichungen von der Urschrift erlaubt, oder vielmehr die Gedanken des Siraciden etwas mehr zusammengezogen, ohne jedoch etwas Wesentliches aufzuopfern.

nur im geringſten an ihrer Wahrheit zu zweifeln, zumal nachdem ſie ihm durch alte Geſänge und Geſchichsurkunden beſtätigt zu ſeyn ſchienen. *) Beſonders waren Abraham, Iſaak, Jakob, Joſeph, Moſeh ihm ſehr ehrwürdige Namen, auf die er ſtolz war, die in ſeinen Augen alles Groſse, Edle und Ruhmvolle des Auslandes verdunkelten. War es daher ein Wunder, wenn dieſe Namen ihm überall vorſchwebten, wenn ſie ſich allenthalben in ſeine Vorſtellungen und in ſeine Worte drängten? War es ein Wunder, wenn ſie ihm beſonders jetzt in einem vorzüglichen Glanze erſchienen, wo der Staat, faſt aller Stützen beraubt, ſich täglich tiefer zu ſeinem Falle ſenkte und eine baldige gänzliche Zertrümmerung ahnen lieſs? „Wie glücklich, — muſst' er in ſeiner dermaligen bedrängten Lage denken, — wären doch die Zeiten der Väter, wo Gott noch ſichtbar auf Erden wandelte, wo er mit vorzüglicher Huld und Güte für ſeine Lieblinge ſorgte, wo er ſie auf jedem ihrer Schritte leitete und führte! Allein wie ausgezeichnet an Rechtſchaffenheit und Tugend, an Einſicht und Weisheit, an Muth und Tapferkeit muſsten auch dieſe Lieblinge Jehovah's ſeyn, daſs der Unendliche ſich ſo ſichtbar zu ihnen herablieſs, ſie ſo unaufhörlich mit allen Arten von Gütern ſegnete!" Doch ſie zu Muſtern der Nachahmung für ſeine Zeitgenoſſen aufzuſtellen, beſonders aber einen Moſeh, Joſuah, David, von Seiten ihrer kriegeriſchen und patriotiſchen Tugenden, als Vorbilder zu empfehlen, war unter den dermaligen Um-

*) Selbſt die Sage von dieſen Stammvätern der Nation, von ihrem Leben, ihren Thaten und Schickſalen war dem Juden ſo ehrwürdig, daſs er es nicht wagte, den geringſten Umſtand bei'm Nacherzählen daran zu ändern. Daher erhielten ſich alle Mythen der Urwelt, als ausgemachte Wahrheit, und man that eher alles andre, als Volksſagen des Alterthums bezweifeln, oder anders erklären.

ständen nicht rathsam, die Herrscher der Juden würden leicht Neuerungssucht und Empörungsplane darin geahnet und dem unbedachtsamen Eiferer mit dem Tode oder ewigen Banden gelohnt haben. Eine stille Bewunderung der sittlichen und geistigen Grösse der Vorfahren aber konnte niemand wehren, und gerade diese war vorzüglich dazu geeignet, sich wenigstens in Gedanken aus der verderbten und unglücklichen Gegenwart zu entfernen, und sich an den frohen, entzückenden Bildern der Vorwelt zu weiden und aufzurichten. Vermuthlich war dies es auch, was Jesus, den Sohn Sirach's, vermochte, die Gallerie der schönen Bilder seiner Väter mit verweilenden Augen zu betrachten, ihre Vorzüge aufzusuchen und in einem stillen sanftdahingleitenden Liede zu verherrlichen. Ich begnüge mich von diesem etwas weit ausgeführten Gemälde nur den Anfang herzusetzen:

Auf! grosse Männer will ich singen,
Die Anherrn unsrer Nation!
Gross ward ihr Name durch Jehovah,
In Ewigkeit ertönt ihr Preis.

Sie herrschten über ihre Reiche,
Berühmt durch Stärke wurden sie.
Ihr Rath war immerdar voll Weisheit,
Es troff von Weissagung ihr Mund. *)

Sie führten mit Verstand die Völker,
Mit tiefer Einsicht ins Gesetz!

*) Nicht blos Weisheit, das Resultat ihrer Erfahrungen, zeichnete sie aus, sondern die Gottheit liess ihre Lieblinge sogar Blicke in die Zukunft thun, um sie dadurch in den Stand zu setzen, ihrer Nation zweckmässige Vorschriften des Lebens zu ertheilen.

Sie sangen seelenvolle Lieder:
In Sprüchen lehrten sie das Volk. *)

Mit Reichthum und mit Macht gesegnet,
Sahn sie rings um sich Freud' und Glück.
Man pries sie hoch zu ihren Zeiten,
Man preist noch jetzt bewundernd sie.

Jehovah liebte sie: voll Glanzes
Stralt ihre Tugend immerdar,
Ihr Stamm erhielt ein schönes Erbe,
Der Kinder viel' umblühten sie. **)

So grünen sie in's fernste Alter,
Zu keiner Zeit verlöscht ihr Ruhm:
Ruht schweigend auch ihr Staub im Grabe,
Ihr Name schwebt von Mund zu Mund.

Spat rühmen einst erstaunt die Völker
Von ihrer Weisheit Schätzen noch:
Die Volksversammlungen verkünden,
Voll tiefer Ehrfurcht, ihr Verdienst. ***)

Nach diesem allgemeinen Lobe schildert der Dichter die Verdienste der einzelnen Stammväter seiner Nation: doch auch die Schande einiger unter ihnen

*) Denksprüche waren es vorzüglich, wodurch die Weisen der Vorwelt, besonders des Morgenlandes, ihre Weisheit unter das Volk zu bringen und gemeinnützig zu machen suchten.

**) Viele Kinder betrachtete der Hebräer als einen vorzüglichen Beweis des göttlichen Wohlwollens. Daher war auch der Hauptinhalt des Bundes, den Gott mit Abraham machte, eine glückliche und zahlreiche Nachkommenschaft.

***) Noch spät gedenkt man ihrer Weisheit in den Volksversammlungen, weil sie hier oft sehr nützlichen Rath ertheilte, und in misslichen Fällen jederzeit Auskunft zu geben wusste.

ward von ihm nicht verschwiegen. Würde, edle Einfalt und Natur sind das sichtbare Gepräge, das allenthalben Gedanken und Ausdruck bezeichnet. Ohne sich auf den Flügeln einer kühnen Begeisterung in höhere Regionen zu erheben, geht dieser Lobgesang sanft und ruhig fort. Gleicht er daher auch nicht, wie ein grosser Theil der Davidischen Lieder, der himmelanstrebenden Ceder, so kriecht er doch auch nicht auf dem Boden, wie der muthlose Eppich. Noch immer verräth er, dass er in einem Lande reifte, welches einst so treffliche Blumen des poetischen Geistes hervorbrachte.

3. Prophetengesang.

Johannes's prophetisches Drama.

8.

Inhalt, Plan und poetischer Werth der Orakel des Johannes.

Die Seher der Vorwelt betrachteten sich als Stellvertreter, als Dollmetscher der Gottheit. Dies musste ihre Phantasie beflügeln, ihr Herz mit Begeisterung erfüllen, und jede schlummernde Empfindung der Seele wecken. Fanden sie sich nun unter diesen Umständen veranlasst, ihre Stimme zu erheben, so konnte ihr Ausdruck nicht anders, als kühn, als lebendig, als bilderreich seyn. Jedoch begnügten sich nicht alle mit einer starken, gedrungenen und bildlichen Sprache, um ihre Orakel mitzutheilen, sondern einige von ihnen nahmen auch noch zu Gesichten und allegorischen Gemälden ihre Zuflucht. *) Hauptsächlich bemerkten die späteren

*) Vorzüglich wurde dies in den Zeiten des babylonischen Exils und nach demselben Sitte. Denn in den babylonischen Staaten

Propheten das in Gesichten, was die früheren Seher in kurze, bildreiche, kraftvolle Sprüche kleideten. Besonders wurden seit Daniel's Zeiten Gesichte und Träume in allen Schriften und Einkleidungen der Hebräer herrschend. *) Die Gegenstände, welche man zu dergleichen Gesichten wählte, waren entweder aus der Körperwelt, oder aus dem Reich der Geister hergenommen, und bestanden sowohl in Thatsachen, als in blossen Ideen. Die ersteren stellten die Dinge selber dar, und waren daher historisch: die letzteren liessen etwas Aehnliches aus der Körperwelt an die Stelle der Ideen treten, und wurden hierdurch allegorisch. Nicht selten wurden die Verkünder der prophetischen Gesichte, nach ihrer Dichtung, in den Himmel entrückt, um künftige Dinge, bevor sie auf Erden zur Wirklichkeit gediehen, gleichsam auf der himmlischen Bühne in Gegenwart der Gottheit aufgeführt zu sehen. Die hiebei zum Grunde liegende Idee war keine andere, als dass alles, was sich auf Erden ereignen solle, zuvor erst im Himmel untersucht, geprüft, und gleichsam zur öffentlichen Schau und Beurtheilung dramatisch vorgestellt werde? **) Diese Idee eröffnete der Phantasie und Dichtungskraft der Seher ein sehr weites Feld: dennoch aber finden wir vor den Zeiten des Christenthums keinen hebräischen Dichter, der dieselbe zu einem ausführlichen himmlischen Drama ausgesponnen hätte, wie Johannes. Der Grund davon liegt entweder darin, dass jene Idee nicht früher herrschend wurde, oder dass die Hebräer erst durch ihren Verkehr mit den Römern das

nahmen die Juden eine ganz veränderte Geisteskultur und religiöse Philosophie an.

*) M. s. den ersten Theil dieses Versuchs S. 468. u. 476.

**) M. s. Commentarius in Apocalypsin Joannis scripsit I. G. Eichhorn, praefat. p. V. VI. und Vol. I. p. 150.

Drama kennen lernten. Allein geſetzt auch, daſs ſie es ſchon früher gekannt hätten, ſo würde doch die abergläubiſche Religioſität der Juden es einem jüdiſchen Dichter nicht einmal erlaubt haben, einen Vorfall aus ihrer Geſchichte dramatiſch zu behandeln. *) Eine im Himmel vorgefallene Begebenheit muſste es daher ſeyn, die einem unter den Juden aufgewachſenen Dichter zur Fabel eines Drama's dienen konnte. Und eine ſolche fand Johannes, indem er ſich auf den Flügeln der Begeiſterung zum Throne Jehovah's emporſchwang und daſelbſt den von Jeſus Chriſtus oftmals vorherverkündigten Triumph des Chriſtenthums über die Religionen der Juden und Heiden von den himmliſchen Weſen, der herrſchenden Idee gemäſs, gleichſam dramatiſch aufführen ſahe, bevor er auf Erden erfolgte. Denn der Triumph der chriſtlichen Lehre über Abgötterei und Judenthum iſt die Fabel des Johanneiſchen Drama's, des einzigen in ſeiner Art, das uns nicht nur aus dem hebräiſchen Alterthum, ſondern aus der ganzen älteſten Geſchichte der Poeſie noch übrig iſt. Alles iſt darin in Geſichte und Symbole eingekleidet. Die Handlung wechſelt mit Monologen, Gebeten, Hymnen, Unterredungen der himmliſchen Geiſter. Jeruſalem, Rom und ein verſchönertes Jeruſalem ſind die Sinnbilder der drei Hauptgegenſtände der Prophetenblicke des Johannes. Das erſtere iſt Symbol des Judenthums, das zweite ſtellt das Heidenthum vor, das verſchönerte Jeruſalem zeigt die chriſtliche Religion an. Hienach zerfällt das ganze himmliſche Drama in drei Akte, an die ſich ein Pro-

*) Ihre abergläubiſche Ehrfurcht gegen alle Sagen, welche die Thaten und das Schickſal ihrer Vorfahren betrafen, iſt der Grund davon. Sie wagten es nicht, nur den kleinſten Umſtand davon hinwegzunehmen, oder zuzuſetzen, oder nur in eine etwas andere Verbindung zu bringen.

log und ein Epilog anschliesst. Im Prologe zeigt der Seher, dass der Inhalt dieses Drama's die Christen angehe. Zuerst grüsst er die sieben christlichen Gemeinen, und erzählt ihnen, wo, und wie er von den Begebenheiten der Zukunft durch Gesichte belehrt sei, und wie er den Auftrag erhalten habe, die Christen durch Briefe zur Rechtschaffenheit und Tugend zu ermuntern. *) Hierauf erfolgen diese Briefe selber, sieben an der Zahl, an die einzelnen Vorsteher der sieben christlichen Gemeinen, denen dies prophetische Drama übersandt ward. Der Inhalt der Briefe ist entweder Lob, oder Tadel, je nachdem das Betragen der Gemeinen beschaffen war. Nach diesen Briefen beginnt das eigentliche Drama. Eine Beschreibung der Scene eröffnet dasselbe. **) Johannes wird auf den Flügeln des Entzückens in den Himmel entrückt. Jehovah erscheint daselbst auf einem Throne, umringt von vier wunderbaren Welten und den vierundzwanzig Aeltesten, die ihn anbeten. Alles, was der Seher, der an der Pforte des Himmels Platz genommen hat, sieht und hört, wird von ihm aufgezeichnet. Die erhabensten und prächtigsten Bilder der hebräischen Dichter werden zusammengesetzt, um den Wohnsitz der Gottheit zu schildern. Der Ewige hält in seiner Rechten ein Buch, welches die Schicksale der Zukunft enthält. Niemand in der ganzen Schöpfung vermag die Siegel zu lösen, die den Inhalt des Buchs verschliessen. Nur vom Messias wird es erbrochen, und was darin enthalten ist,

*) Christus selbst erscheint dem Seher, nach seiner Dichtung, wahrscheinlich am Ostertage auf der Insel Patmos, wohin er des Christenthums wegen verbannt war, und befiehlt ihm, alles, was er sehen und hören würde, niederzuschreiben.

**) Der Prolog geht von Kap. I, 4 bis III, 22. Vom vierten Kapitel an erfolgt das eigentliche Drama. Zuvörderst aber kommt die Beschreibung der Scene IV, 1. VIII, 5.

unter Bildern vorgeftellt. Schrecklich ift fein Inhalt für die Feinde der Chriften, erfreulich für die Freunde des Meffias. Im erften Akt fällt das irdifche Jerufalem von feiner ftolzen Höhe in die Tiefe des Abgrundes. Schreckliche Unglücksfälle verkünden den Fall deffelben. *) Die Strafsen toben von Aufruhr, ein römifches Heer rückt heran, die Aufrührer zu züchtigen, und Jerufalem — liegt im Staube. Der Sturz diefer Feindin des Chriftenthums wird im Himmel durch ein Triumphlied gefeiert. Nun beginnt der zweite Akt. **) Noch ift die Lehre Jefus's nicht völlig gefichert. Auch Rom, der Sitz des Heidenthums, unter dem Bilde eines Seeungeheuers vorgeftellt, mufs erft fallen, ehe die chriftliche Religion ganz zu triumphiren im Stande ift. Sein Fall wird verkündet. Sieben Plagen wüten gegen die Stadt, und Engel erfcheinen, ihr Unglück anzudeuten und zu vollenden. Grofs ift ihr Elend, fchrecklich der Sturz diefes Sitzes abgöttifcher Gräuel. Ein Triumphlied und Triumphzug befchliefsen den Aufzug. Jetzt find alle Feinde der chriftlichen Lehre bezwungen. Daher läfst fich das verfchönerte Jerufalem vom Himmel zur Erde herunter, und unvergänglich und unangefochten ift nun die Glückfeligkeit der Chriften. Dies ift der Inhalt des dritten Akts, der fich mit einer Schilderung des Wohnorts der Seligen endet. Im Epiloge bekräftigt der Engel, der dem Seher das verfchönerte Jerufalem zeigte, den Inhalt des ganzen Orakels. Daffelbe thut auch Chriftus, und beide verfichern, dafs nur Rechtfchaffenheit und

*) Vier Engel mit fchmetternden Trompeten fleigen herab, um eben fo viele Arten des Unglücks zu verkündigen.

**) Er beginnt von Kap. XII, 18 — XX, 10. Der dritte Akt geht von Kap. XX, 11 — XXII, 5. Von hieran folgt der Epilog bis zu Ende.

Tugend auf die Glückseligkeit der Christen Anspruch geben. Daher ermahnt Johannes seine Leser zur rechten Anwendung der ihnen mitgetheilten Orakel, und verläſst sie mit dem Segenswunsche, womit die Apostel gewöhnlich ihre Sendschreiben schlieſsen. — Betrachten wir dies prophetische Drama nun auch von seiner ästhetischen Seite, so werden wir finden, daſs der Dichter hinlänglichen Beruf und poetisches Talent besaſs, ein so schwieriges Gedicht, wie dies Drama ist, zu unternehmen. Der Plan desselben ist mit der gröſsten Geschicklichkeit entworfen, und mit der tiefsten Einsicht in die Erfordernisse eines guten Drama's ausgeführt. *) Die Eintheilung der Handlung in drei Akte ist ganz einfach und durchaus in der Natur der zu behandelnden Fabel enthalten. Prolog und Epilog stehn in der schönsten Harmonie mit einander. Im ersteren gebeut Jesus dem Seher, den Gemeinen seine Gesichte mitzutheilen: im letztern bekräftigt er ihre gewisse Erfüllung. Der erhabenen und prachtvollen Schilderung Jehovah's steht ein ähnliches Gemälde des Messias, als ein kunstvolles Seitenstück, gegenüber. Die Anordnung der einzelnen Scenen verräth nicht weniger poetische Kunst, als Reichthum und Fülle des Genies. Sie stehen nicht abgesondert und vereinzelt da, sondern hängen durch die genauste Verbindung mit einander zusam-

*) Sey's nun, daſs der Dichter sich die Regeln eines guten Drama's aus griechischen und römischen Schauspielen abgezogen hatte, oder, welches vielleicht wahrscheinlicher ist, daſs sein Scharfsinn und die Natur der Sache ihn von selbst darauf leiteten. Uebrigens sehe man eine weitläufigere Auseinandersetzung der Schönheiten dieses prophetischen Werks, so wie der gegründeten Ansprüche desselben auf den Namen eines dramatischen Gedichts in Eichhorn's äuſserst geschmackvollen Kommentar über die Apokalypse I. S. XVIII. f.

sammen, so dass ein jeder vorhergehende Auftritt den Grund des nächstfolgenden enthält. Die im Drama vorkommenden Personen reden und handeln durchaus wie ihr Charakter, ihre Würde und ihr Verhältniss gegen einander es erfordern. Die Scene ist und bleibt im Himmel: denn noch erfolgt der Sturz der jüdischen und heidnischen Religion nicht wirklich, sondern er wird nur, gleichsam zur Prüfung, auf der himmlischen Bühne vorgestellt. Deshalb ist auch die Einheit der Zeit, so fern dieselbe einem dramatischen Dichter zur Pflicht gemacht werden kann, nicht aus der Acht gelassen. Die Einheit der Handlung aber ist so deutlich, dass sie von selbst in die Augen springt. Der bevorstehende Triumph des Christenthums über die jüdische und heidnische Religion ist die Hauptbegebenheit, auf welche sich alle einzelnen Vorfälle, als Glieder einer Kette, beziehen. Auch daran, dass die Handlung vollständig sei, ist nicht zu zweifeln. Sie hat ihren bestimmten Anfang, ihren Verlauf und ihren Ausgang. Es ist kein wissenswürdiger, hieher gehörender, Umstand, über den der Leser nicht unterrichtet wurde. Dabei ist der höchste Grad der Täuschung erreicht: denn alles tritt durch die Versinnlichungskunst des Dichters so deutlich vor unsre Sinne, dass wir es selber wahrzunehmen wähnen. Das Christenthum soll die Welt beglücken, allein Juden und Heiden suchen es auszurotten. Diese müssen daher erst hinweggeschafft werden, wenn die göttliche Absicht in Erfüllung gehen soll. Hier ist also auch Verwickelung und Auflösung, das Grunderforderniss eines Drama's. Kurz es giebt nicht leicht eine Pflicht des dramatischen Dichters, welche Johannes nicht gekannt und in Erfüllung gebracht hätte. Dabei herrscht allenthalben die grösste Mannigfaltigkeit und Abwechselung, welche die Aufmerksamkeit bis zu Ende in gleich starker Spannung

erhält und aller Ermüdung auf das kräftigſte vorbeugt: Monologe unterbrechen hier und da die Handlung, Gebete und Hymnen wechſeln mit Unterredungen der himmliſchen Weſen. Bilder reihen ſich an Bilder, Gemälde an Gemälde, Symbole an Symbole, aber alle empfehlen ſich durch glückliche Wahl und Neuheit. Nur ſelten ſind einerlei Sachen durch dieſelben Sinnbilder vorgeſtellt: ſie haben immer wenigſtens eine neue Seite. Die Quellen der hier vorkommenden Bilder, Gemälde, Symbole ſind theils die Orakel der Propheten, beſonders des Jeremias, Ezechiel's, Daniel's, theils das eigene glückliche Genie des Dichters, das es ihm nie an ſinnlichen Hüllen zum Ausdruck ſeiner Gedanken fehlen ließs. *) Auch von Griechen und Römern hat er einiges entlehnt, als die Feierlichkeit des Triumphs, die weiſse Farbe der zu Triumphen üblichen Roſſe, die um das Haupt der Sieger gewundenen Kränze, und mehr dergleichen. Der Ausdruck endlich iſt überall edel und erhebt und ſenkt ſich, je nachdem es die Natur der Sachen erfordert, die er vorträgt. **)

*) Daſs Johannes die prophetiſchen Schriften ſeiner Nation ſtudirte, läſst ſich von einem Lehrer des Chriſtenthums nicht anders erwarten. Allein er that noch mehr: er erwärmte ſich auch an dem Feuer derſelben, er belebte ſeine Phantaſie durch den lebendigen Odem, der aus ihnen ſo fühlbar hervorweht, er weidete ſich an ihren Figuren, Gemälden und Bildern. Kein Wunder, daſs ſie ſeinem Geiſte bei Verfertigung dieſes Drama's allenthalben entgegen kamen.

**) Stellenweis findet man daher den ſchönſten und kühnſten Ausdruck der Begeiſterung, und dann einmal wieder, beſonders im Prolog und Epilog, eine Sprache, die ſich zur einfachen aber kraftvollen Proſa herabläſst.

9.

Verfaffer, Zeitalter und Sprache der unter Johannes's Namen bekannten Orakel. Probe aus denfelben.

Nicht leicht find über irgend ein Geifteserzeugnifs des Alterthums ungerechtere Urtheile gefällt worden, als über das prophetifche Drama des Johannes. Man vergafs es als ein Gedicht zu betrachten, wo nicht jedes Bild und Gemälde mit Vorfällen aus der Gefchichte verglichen werden darf: man war zu wenig in den poetifchen Geift der alten prophetifchen Orakel eingeweiht, als dafs man feine Schönheiten zu entdecken und zu würdigen vermochte. Kein Wunder alfo, wenn mehrere Gelehrte es als das Werk eines Schwärmers verfchrien, und ihm allen Werth abfprachen. Erft dem verdienftvollen und fcharffichtigen Eichhorn war es aufbehalten, uns durch feine richtige Erklärung auf die hohen Schönheiten deffelben zu leiten, und feinen Rang unter den Schöpfungen der hebräifchen Poefie zu beftimmen. Allein ob J o h a n n e s wirklich der Verfaffer diefes Werks war, bleibt immer noch etwas ungewiffes. *) So viel ift indeffen ausgemacht, dafs es bereits im erften chriftlichen Jahrhundert vorhanden war, und dafs im zweiten der allgemeinen Sage, die es für ein Produkt des Apoftels Johannes ausgab, nicht widerfprochen wurde. Wie hätt' es aber ein Betrüger wagen können, es entweder noch bei Lebzeiten des Apoftels, oder bald nach feinem Tode, als von ihm herrührend, unterzufchieben? Sieben Gemeinen, denen diefer

*) Die Anzahl der Zeugen für die Authentie der Offenbarung Johannes's in der älteften Gefchichte des Chriftenthums ift bei weitem ftärker, als w i d e r diefelbe.

Prophetengefang mitgetheilt wurde, hätten dabei irre geleitet werden müffen. Indeffen ward die Aechtheit deffelben gleichwohl fchon feit dem dritten Jahrhundert angefochten, und es fehlte bereits damals an ficheren Nachrichten über dies Werk, um den Streit befriedigend zu entfcheiden. Die Unbekanntfchaft mit den Regeln einer richtigen Auslegung prophetifcher Schriften machte, dafs man alles in diefem Buche zu wörtlich nahm, wodurch es nothwendig in einem fehr nachtheiligen Lichte erfcheinen mufste. Wie konnte man fich aber überzeugen, dafs Johannes ein fo abgefchmacktes Werk, wofür man es anfah, gefchrieben haben follte? — Doch wer auch der Verfaffer deffelben feyn mag, fein poetifcher Werth liegt jetzt zu fehr am Tage, als dafs man ihn verkennen dürfte. Sein Urfprung fällt gegen das Ende des erften Jahrhunderts. Die Sprache, worin es gefchrieben ift, ift die Helleniftifche. Ueberall haucht fie orientalifchen Geift und Odem. Zu den fchönften Stellen diefes prophetifchen Drama's gehört die Befchreibung des Wohnfitzes der Gottheit, wo fie unter lautem Preife thronet, und wo alles was der Seher wahrnimmt, wie auf einer glänzenden Bühne, vorgeht. Sie diene dem Lefer, ihn auf das Ganze fchliefsen zu laffen. Der Dichter beginnt alfo:

Jetzt fchaut' ich auf, und fieh! es öffnete
Der Himmelspforten eine fich vor mir, *)

*) Vorher hatte der heilige Dichter alles neben fich auf Erden wahrgenommen: jetzt, da dies vorüber ift, fchaut er empor und fieht den Himmel geöffnet. Eine Stimme gebeut ihm emporzufteigen, um von allem Zeuge zu feyn, was fich hier ereignen werde. Der Himmel wird wie ein königlicher Palaft gefchildert, daher hat er auch feine Pforten. Viele Bilder in diefer Schildederung find von dem Gepräng am Hofe orientalifcher Fürften hergenommen.

Und jene Stimme, die, Poſaunen gleich,
Zuvor in's Ohr mir ſcholl, rief nun mir zu:
Auf! ſteig hieher! denn ſehen ſoll dein Blick,
Was in der Folgezeit geſchehen wird!
Alsbald ergriff Entzücken meinen Geiſt, *)
Und ſieh! ein Thron ſtand da, und auf dem Thron
Saſs eine Lichtgeſtalt, und der da ſaſs
War anzuſchauen wie des Jaſpis Glanz,
Und wie des Sardyx Stral, **) und um den Thron
Schlang kränzend rings ein Regenbogen ſich,
Dem grünen Feuer des Smaragdes gleich; ***)
Und vierundzwanzig ſtanden um den Thron
Der Stühle da, und auf den Stühlen ſaſs
Ein Rath von vierundzwanzig Aelteſten,
Mit Lichtgewanden ſämmtlich angethan, ****)

*) Der Dichter war von ſeinem vorigen Entzücken, worin er Chriſtus erblickt und ſeine Befehle vernommen hatte, wieder zu ſich gekommen, als er auf den Flügeln einer neuen und noch kühneren Begeiſterung in den Himmel verſetzt wurde.

**) Jeſaias K. VI. und Ezechiel I. und K. X. liefern dem Johannes zu dieſem Gemälde gröſstentheils die Farben. Jehovah ſaſs als Lichtgeſtalt auf dem Throne. Der Orientale kannte nichts Edleres und Erhabneres, als Feuer und Licht. Kein Wunder, wenn er es zum Bilde der höchſten Gröſse und Majeſtät gebraucht. In dieſer Schilderung gleicht der Glanz Jehovah's dem prachtvollen Schimmer des Jaſpis und des Sardyx. Der erſtere iſt jedoch hier nicht der grüne Edelſtein dieſes Namens, ſondern der röthliche, oder purpurfarbene. Der Sardyx hat eine bläſsere Röthe.

***) Der Regenbogen diente dazu, den blendenden Glanz des Jaſpis und Sardyx etwas zu mildern. M. ſ. Eichhorn's Kommentar I. S. 158.

****) Des Pomps wegen ſaſs ein heiliger Senat in einem halben Cirkel um den Thron her, gleich den Miniſtern um den Thron

Und goldne Kronen um der Locken Schnee.
Und Blitze rauſchten von dem Thron daher,
Es rollten Donner von ihm mit Gebrüll, *)
Und ſieben Leuchter brannten um den Thron,
Die ſieben Geiſter des Unendlichen. **)
Des Mees durchſichtigem Kryſtalle glich
Die Fläche vor dem glanzumſtralten Thron, ***)
Und unter'n Thron hin beugten ſich im Kreis
Vier Weſen, voll von Augen überall.
Das erſte dieſer Weſen glich dem Leu,
Dem jungen Stiere war das andre gleich,
Das dritte trug ein Antlitz, wie der Menſch,
Dem vierten ähnlich war der Aar im Schwung. ****)

des Königs. Dieſer heilige Senat beſtand aus den chriſtlichen Märtyrern. Die Zahl deſſelben richtet ſich wahrſcheinlich nach den vierundzwanzig Ordnungen der hebräiſchen Prieſter und Leviten. Als Märtyrer hatten ſie Kronen auf den Häuptern.

*) Jehovah iſt dem Hebräer der Urheber des Donners und der Blitze. Daher läſst der Dichter dieſe Boten der Gottheit, nach einer ſehr ſchönen Idee, am Thron verweilen, um auf ihre Befehle zu lauſchen, und ſie von dorther zu vollbringen. Dies konnt' er um ſo mehr, da der Thron auf den Wolken, der Werkſtätte der Blitze, ruht.

**) Sieben Leuchter erhellten die Gegend um den Thron her, nach der Aehnlichkeit der ſieben Leuchter im Tempel zu Jeruſalem. Allein dies waren nicht irdiſche Leuchter, ſondern es waren Geiſter.

***) Der Thron Jehovah's ſtand auf einer kryſtallenen Fläche, auf den Wolken des Himmels: daher konnte der Dichter ſehr richtig Donner und Blitze unter dem Throne hervorrauſchen laſſen.

****) Vier wunderbare Weſen trugen den Thron. Dieſe Weſen waren mit Verſtand begabt: denn ſie ſangen das Lob des Ewigen. Ihre Geſtalt iſt nach den Gryphen und Sphinxen geſchil-

Und jegliches von dieſen Weſen trug
Sechs Flügel, rings mit Augen überſät,
Die Tag und Nacht kein ſüſser Schlaf beſchlich.
Stets riefen dieſ' einſtimmig auf zum Thron
Der Gottheit: „Heilig, heilig, heilig iſt
Jehovah, Gott, der Allgewaltige,
Der war, und iſt, und ewig bleiben wird!"
Und ſieh! indem zum Dank und Preiſe des,
Der auf dem Throne ſaſs, des Seligen,
Ihr Ruf erſcholl, da fielen nieder vor
Dem Mächtigen, der auf dem Throne ſaſs,
Rings um die vierundzwanzig Aelteſten
Und beteten den Hocherhabnen an,
Und warfen ihre Kronen nieder vor *)

dert, welche die Juden in groſser Menge während ihres babyloniſchen Exils an den Trümmern des Palaſtes zu Perſepolis erblickten. Die Theile, woraus dieſe wunderbaren Weſen beſtehen, ſind von den vier vorzüglichſten Geſchöpfen des Thierreichs entlehnt, nämlich von dem Stiere, dem Löwen, dem Adler und dem Menſchen. Mit dem hinteren Theile ihrer Körper tragen ſie den Thron, ſo daſs dieſer Theil dem Auge verborgen iſt, nur der Vordertheil ragt dergeſtalt hervor, daſs man ihre Geſichte ringsumher um den Thron erblickt. Ueberall ſind ſie mit Augen verſehen, ſo daſs ihnen nichts entgeht. Der Grund dieſer Dichtung liegt entweder in der Gewohnheit der Juden, den Scharfblick himmliſcher Weſen durch eine Menge von Augen auszudrücken, oder der Dichter wollte dadurch die allgemeine, überall verbreitete Helligkeit des Himmels andeuten. Um den Thron Jehovah's ſelbſt in den Lüften tragen zu können, ſind den wunderbaren Weſen Flügel beigelegt. M. ſ. Jeſaias VI, 2. 3.

*) Um ihre Ehrfurcht gegen Jehovah an den Tag zu legen, warfen die Aelteſten ihre Kronen ab, und zeigten dadurch an, daſs nur der Ewige Ruhm und Ehre verdiene. Zugleich ſetzen ſie

Dem Thron, und ſprachen: „Herr, du biſt es werth,
Zu nehmen Preis und Ehr' und Ruhm und Dank:,
Denn deine Hand ſchuf alles, was da lebt,
Durch deinen Willen ward, ſoviel umher
Im weiten Reich der Schöpfung Weſen ſind!

das von jenen wunderbaren Weſen begonnene Loblied fort und bekennen, daſs alles in der weiten Schöpfung von dem Willen desjenigen abhänge, der ihm Daſeyn und Kräfte ertheilte.

II. *Arabische Poesie.*

1. Sprache.

1.

Hamjarischer und Koraischischer Dialekt.

Schon in den frühesten Zeiten theilte sich die arabische Sprache in zwei Hauptmundarten, in die Hamjarische und Koraischische. Die erstere blühte in dem von den Tabbajah beherrschten glücklichen Arabien, *) die letztere dagegen erhob sich in den westlichen Gegenden dieser Halbinsel durch den Namen Koraisch, dem die Aufsicht über die Kaaba in Mekka anvertraut war. Dafs das Alter des Hamjarischen Dialekts bis über Moseh hinausgehe, ist bereits an einem andern Orte gesagt worden. Schon unter den mächtigen Tabbajah, den Beherrschern der Hamjaren, blühte er in jugendlicher Kraft und Schönheit. Denn schon jetzo hatten sich die Araber aus der Nacht der Barbarei

*) Der Name Tobba, in der mehreren Zahl Tabbajah, ist der Königstitel der alten Regenten von Jemen oder dem glücklichen Arabien. Er war ihnen so eigen wie der Name Pharao den ägyptischen Königen und der Name Khosroes den Sassaniden von Persien. Der zehnte Tobba von Jemen, Noeman, soll ein Zeitgenosse Moseh's gewesen seyn. Ihre Regierung verliert sich daher in's späteste Alterthum. M. s. Eichhorn's Vorrede zu Richardson's Abhandlung über Sprachen, Litteratur und Gebräuche morgenländischer Völker übers. v. Federau, S. 12.

hervorgearbeitet, und einige Kultur gewonnen. Daher fehlte es ihnen nicht an glücklichen Dichtern, die sich vorzüglich damit beschäftigten, die älteste Geschichte ihrer Nation auf die Nachwelt zu bringen. So wie ihnen hierzu die schon gebildete Sprache sehr behülflich war, so gewann diese wiederum unter ihren Händen und durch ihre Feile immer mehr an Politur und Gewandheit. Die aus diesem Zeitraum erhaltenen uralten Denkmale der Hamjarischen Poesie sind davon Beweise. Allein so grofs die Verdienste der Hamjaren um die Ausbildung der arabischen Sprache auch sind, so haben die westlichen Araber doch den meisten Antheil an der Vervollkommnung derselben. Durch diese erlangte sie erst männliche Stärke. Vorzüglich erwarb sich der Stamm Koraisch sehr grofse und bleibende Verdienste um ihre Verfeinerung. *) Dazu kam noch, dafs in den Gegenden, wo die nach ihren Verbesserern benannte Koraischische Mundart herrschte, die feinsten, aufgeklärtesten und angesehensten Araber ihren Wohnsitz hatten, dafs Handel und Gewerbe daselbst die Thätigkeit wirkten, Wohlstand und Reichthum herbeiführten, und Künste und Wissenschaften begünstigten und unterstützten. Unter der Aufsicht der Koraischiten stand ferner die Kaaba, oder das heilige Haus zu Mekka, wohin jährlich eine unglaubliche Menge von Pilgern aus allen der Zabischen Religion ergebenen Völkerschaf-

*) Der Unterschied zwischen der hamjarischen und koraischischen Mundart der arabischen Sprache ist nicht sehr beträchtlich. Die letztere besafs den ganzen Sprachschatz der ersteren, aufserdem aber hatte sie wahrscheinlich noch mehrere Wörter, die den Hamjaren völlig unbekannt waren. Da Redner und Dichter die koraischische Mundart um die Wette bearbeiteten, die Hamjaren aber sich wenig um die Ausbildung ihrer Sprache bekümmerten; so ist dies nicht anders zu vermuthen. M. s. Eichhorn's Vorrede zu Federau's Uebers. von Richardson's Abh. über Sprachen, Litteratur und Gebräuche morgenl. Völker.

ten zuſammenſtrömten. Daſs unter dieſen Pilgern ſich auch mancher denkender Kopf, auch mancher durch eigene Beobachtung und fremde Belehrung aufgeklärter Weiſer befinden muſste, läſst ſich nicht anders denken. Hatte man nun eine von gottesdienſtlichen Uebungen leere Stunde, ſo verwandte man dieſelbe zu einer geiſtvollen und gemeinnützlichen Unterhaltung: denn der Araber war nicht blos tapfer und gaſtfrei, ſondern auch ein Freund der Wiſſenſchaften. Daher kam es, daſs man ſogar in Werken des Geiſtes wetteiferte, daſs man Dichter und Redner mit vorzüglicher Achtung behandelte, dafs ſelbſt Fürſten den durch die Gunſt der Muſen erlangten Lorbeer mehr, als Krone und Scepter, ſchätzten. Vorzüglich ſtiftete man im Anfange der folgenden Periode zu Okhad einen eigenen Verſammlungsplatz für Gelehrte und Freunde der Wiſſenſchaften. Hier war es einem jeden erlaubt, an den Wettſtreiten des Geiſtes, als Redner, oder als Dichter, Theil zu nehmen, und die ganze Verſammlung ertheilte mit Einſicht und Unparteilichkeit den Wettpreis. *) Wer ſo glücklich war, den Preis davonzutragen, deſſen Gedicht ward auf Leinwand, oder Seide, mit goldenen Buchſtaben geſchrieben, und über dem Eingange des Tempels zu Mekka aufgehangen. Daſs durch dergleichen Anſtalten die arabiſche Sprache ſowohl an Reichthum, als an Feinheit, Ründung und Gewandheit gewinnen muſste, läſst ſich nicht läugnen. Daher fällt in dieſe Zeiten auch ihre glänzendſte Periode. Indeſſen würde man nicht wenig irren, wenn man in der arabi-

*) M. ſ. Richardſon's Abhandlung über Sprachen, Litteratur und Gebräuche morgenl. Völker überſ. von Federau S. 10 etc. In einem poetiſchen Wettſtreite zu ſiegen, war dem Araber eben ſo viel werth, als dem Griechen. Seine ganze Familie, ſein ganzer Stamm hielt ſich dadurch für geehrt und ausgezeichnet.

ſchen Litteratur dieſes Zeitraums mehr als Gedichte ſuchte. An gute Redner iſt nicht zu denken: wahre Beredſamkeit fand ſo wenig zu den Arabern, als zu den Hebräern den Zugang. *) Der Charakter der arabiſchen Sprache in dieſem Zeitraum iſt ein ausnehmender Reichthum, der ſie zum Sprichwort machte, eine bewundernswürdige Kraft und Stärke, die gröſste Lieblichkeit und Anmuth, die ſie zum Ueberreden vorzüglich eignete, und eine unverkennbare Gewandheit. Der Wohlklang ihrer Ausſprache iſt ſo eigenthümlich, daſs kein Ausländer ihn zu erreichen im Stande iſt. Man muſs ihn aus dem Munde eines gebildeten Frauenzimmers hören, um ihn ganz beurtheilen zu können.

2. Gedichte.

1.

Charakter der arabiſchen Poeſie in dieſer Periode.

Die arabiſche Poeſie hat mit der Dichtkunſt der Hebräer ſehr viel Aehnliches. Beide ſind gleichſam Töchter Einer Mutter. Der Grund davon liegt in der Gleichheit des Klima's, der Lebensart, der Neigungen und der Sitten beider Völker. Selbſt die groſse Verwandtſchaft ihrer Sprache that dazu das Ihrige. Lebhaft und feurig, wie der Geiſt des Arabers, iſt auch ſein Gedanke, ſeine Empfindung, ſeine Neigung, und nicht minder lebhaft der Ausdruck derſelben. Daher die kurzen, beinahe abgemeſſenen Sprüche; daher der groſse Reichthum und die vorzügliche Lebhaftigkeit der Metaphern,

*) M. ſ. Wahl's Allgemeine Geſchichte der morgenländiſchen Sprachen und Litteratur S. 414 f.

Bilder und Gemälde; daher die Geneigtheit zu einer durchaus sinnlichen blumenreichen Sprache. Hierzu kommt noch das Eigenthümliche der Gegenden, welche die Araber bewohnen, das Charakteristische ihrer Sitten und Lebensart, das Auszeichnende ihrer Gebräuche. *) Dies alles ist für sie ein fruchtbarer Boden ganz eigener Bilder, Gleichnisse und Gemälde, die den Ausländer oft nicht wenig befremden, ihm nicht selten den Sinn arabischer Gedichte sehr erschweren. Schatten und Wasserkühle sind dem in einem heissen Landstrich wohnenden Araber Bilder der Glückseligkeit. Die Wohlgerüche von Jemen, der Muskus von Hadramaut, die Perlen von Omman gewähren ihm in seinen Gedichten eine Menge von angenehmen Gleichnissen und Schilderungen. Dagegen finden wir in den Poesien des wüsten und peträischen Arabiens auch nichts häufiger, als Gemälde von Wölfen, von Löwen, von jähen Abgründen, von Felsen und Wüsten. **) Der nomadische Araber verlebte, und verlebt noch jetzt die meisten Nächte unter freiem Himmel, oder in Zelten: er sieht daher Mond und Sterne und die ganze schöne Natur immerfort in ihrem vollen Glanze. Kein Wunder, wenn die Bilder derselben immer vor seinem Geiste schweben, wenn sie seinen Gedichten eine ganz eigene Farbe und Lieblichkeit geben. Nichts ist ihm daher gewöhnlicher, als die Stirne seiner Geliebten mit dem Morgen, ihre Locken mit der Nacht, ihr Antlitz mit der Sonne, ihre Wan-

*) Die Araber wohnten theils unter Zelten und zogen mit ihren Heerden von einem Orte zum andern, theils wohnten sie in Städten und nährten sich von der Handlung. Die letzteren verloren allmälig sehr viel von ihrer alten Simplicität und Originalität des Charakters.

**) Das Buch Hiob, das hier reifte, beweist dies augenscheinlich. So sehr richtet sich die Farbe der Poesie nach den Gegenden, wo sie hervorkeimt.

gen mit Rofen, ihre Zähne mit Perlen, ihre Augen mit der Blühte der Narciffe, ihr Haar mit Hyacinthen, ihre Lippen mit dem Wein, ihren Wuchs mit der Fichte zu vergleichen. Das blaue Auge eines fchönen Weibes, das fich in Thränen ergiefst, ift ihm ein Veilchen, von welchem Thau herabrinnt, fo wie der Krieger an der Spitze feines Heeres, ein Adler, der durch die Lüfte fegelt und mit feinen Flügeln das Gewölk durchfchneidet. *) Auch entlehnt er fehr viele Bilder von dem Kamele, das er wartet, von dem Roffe, das ihm Ruhm und Sicherheit verfchffat, von dem Straufse, der wilden Taube und andern Thieren, womit er unabläfsig umringt ift. Ganz anders find dagegen die Poefien der ftädtifchen Dichter, die fich meiftentheils an den Höfen der Grofsen aufhielten. Die Bilder derfelben find weit weniger lebhaft und gewählt, weit weniger treffend und mannigfaltig, und ihre Sprache minder rein und lieblich. Dafür aber übertreffen fie die ländlichen Dichter an Inhalt und Ausführung. Lob oder Tadel der Grofsen, Kämpfe und Schlachten, und andre wichtige Vorfälle find die Gegenftände ihrer Lieder. Dabei find fie reich an moralifchen Denkfprüchen, wowit fie ihre Gefänge, wie mit duftenden Blumen häufig durchftreuen. Dafs fie bei ihrem Lobe und Tadel nicht felten über die Gränzen der Wahrheit hinausfchweifen, hat feinen Grund unftreitig in der Lebhaftigkeit ihres Geiftes, in dem Feuer ihrer Affekten, das ihr Auge blendet und den fchwächeren Stral der Wahrheit vor ihm verdunkelt. **) Uebrigens drehen fich die arabi-

*) M. f. die Einleit. Zu den Poems confifting chiefly from the Asiatik Languages.

**) M. f. Reiske'ns Abhandlung über die arabifche Poefie vor dem Lamifchen Gedicht des Thograi, wovon wir in der Gefchichte der folgenden Periode reden werden.

schen Gedichte nur um eine geringe Anzahl von Gegenständen. Das Lob der Schönen, die indessen grösstentheils nur Geschöpfe der Phantasie sind, ihre Rosse und Kamele, die grossen Waldungen und Wüsteneien, die sie durchstreichen, die Gefahren, die sie bei den nächtlichen Besuchen ihrer Geliebten bestehen, der Ruhm, den sie im Kampfe mit einbrechenden Fremden erringen, ihre Geschicklichkeit, das Schwert zu führen, den Bogen zu spannen und die Lanze zu schwingen, sind meistens der Stoff, der sie zum Gesange begeistert.

3.

Gattungen arabischer Gedichte. Einige Proben davon.

Ein grünes Gefilde, ein klarer Quell und vorzüglich ein schönes Weib sind dem Araber die reizendsten Gegenstände in der Natur. Was Wunder also, dass er bei dieser hohen Empfänglichkeit für alles Schöne, bei der ihm eigenen Feinheit, Lebhaftigkeit und Stärke der Empfindungen und bei der vielen Gemächlichkeit und Musse, die ihm seine Lebensart gewährt, vorzüglich derjenigen Leidenschaft Raum giebt, auf deren Stamme von jeher die schönsten Arten der Gedichte erwuchsen. Daher giebt es auch schwerlich ein arabisches Gedicht, es sey nun Klage, Lob, oder Spott der Gegenstand desselben, wo sich nicht die den Araber überall begleitende und durchglühende Liebe wenigstens in einer und der andern Stelle ergösse. Sehr befremdend scheint es deshalb, dass die arabische Poesie keine eigene Gattung durchaus erotischer Gedichte hat. *) Allein wenn

*) In der Hamassah findet sich ein Buch erotischer Gedichte. Ob sie indess durchaus erotisch sind, vermag ich nicht zu entscheiden. Die obige Aeusserung, dass es dem Araber an Liedern

man den schrecklichen Hang zur Eifersucht kennt, der den Araber vorzüglich charakterisirt, wenn man weiss, an welchen Fehden, zu welchem Blutvergiessen, zu wie viel Morden dieselbe schon fortriss; so wird man sich nicht wundern, dass man die grösste Vorsicht gebrauchte, um nicht die Eifersucht seiner Stammgenossen aufzuregen. Daher sind die Schönen, die der Araber besingt, fast lauter Geschöpfe der Einbildungskraft, und auch diesen weiht er nie ein vollständiges Lied, sondern beginnt mit ihrem Lobe nur seine längeren Gesänge, von welcher Art der Stoff derselben auch seyn mag. *) Die lyrische Dichtart ist bei ihm die herrschende, und Freude oder Klage, Lob oder Spott, Furcht oder Hoffnung ihr vorzüglichster Inhalt. Die eigentliche Epopöe und das Drama fehlt den Arabern gänzlich. Das Buch Hiob, so fern man dasselbe für ein arabisches Produkt will gelten lassen, hat mit beiden Formen etwas Aehnliches, doch erreicht es keine völlig. Die Satyre ist der arabischen Dichtkunst nicht fremd, doch ergiesst sie sich blos lyrisch. Auch ist sie nicht sowohl die Frucht der muntern Laune und des Witzes, als vielmehr die Missgeburt des Hasses und der Erbitterung. Sitten und Ehrbarkeit wurden darin nicht selten auf das empfindlichste beleidigt, und Anstand und Schamhaftigkeit mit Füssen getreten. Mit Recht verstösst man diese Gattung von Gedichten daher aus der züchtigen und muntern Klasse der Satyre und gesellt sie zu der rohen und pöbelhaften Zunft des Pasquills.

fehle, die ganz von der Liebe eingegeben wurden, gründet sich auf Reiske'ns Urtheil, das in dieser Sache gewiss Gewicht hat.

*) Bei der Geschichte der folgenden Periode der arabischen Dichtkunst mehr davon.

quills. Uebrigens nennen die Araber die Dichtkunst Scher und ein poetisches Produkt Kasidah, *) oder Karidh. Den letztern Namen führt es von dem Reime, indem eine oder zwei Sylben durch das ganze Gedicht wiederholt und gleichsam wiedergekäuet werden. So wie sich die Hälfte des ersten Verses endigt, so schliefst sich auch die zweite Hälfte, und alle übrigen Verse. Die Verse, welche man Bait (Gezelte) nennt, sind sich in einem Gedichte in Hinsicht auf die Länge und das Sylbenmaafs gleich. Ueberhaupt mischen die Araber nicht gern lange und kurze Verse durch einander. **) Die längsten Gedichte überschreiten nicht hundert Verse: die wenigsten dehnen sich bis zu dieser Länge. Aus kurzen Versen bestehende Lieder heifsen Regjz, oder Orgjuzah, ausführlichere Gedichte aber Thawila. Die ältesten Denkmale arabischer Dichtkunst, die sich aus dem Alterthum erhalten haben, sind im Hamjarischen Dialekt verfertigt, und gehören in diese Periode. Wir führen einige davon, die sich in der Hamassah, einer alten Sammlung arabischer Gedichte, befinden, zur Probe an. ***) Wird man auch

*) Kasidah bedeutet ein abgeschnittenes, durch die abgemessene Länge der Wörter vertheiltes Produkt. Karidh heifst im Arabischen das Wiedergekäuete.

**) Ueber die Prosodie der arabischen Sprache und Dichtkunst sehe man ein besonderes hievon handelndes Werkchen von Samuel Clarke, Oxford 1663.

***) Die Hamassah ist eine Sammlung vorzüglicher arabischer Gedichte aus den ältesten Zeiten der Araber. Abu Temam al Thai verfertigte diese Blumenlese, und Mohhämmed Ben Hussain al Marzuki erläuterte sie durch einen Kommentar, ohne den man sie schwerlich verstehen würde. Der erstere lebte vom Jahr Christus's 806 bis 845. Der Titel Hamassah bedeutet kriegerische Tugend. Diese Anthologie besteht aus zehn Theilen und enthält lauter Arbeiten von Dichtern, die

nicht ganz den dichterischen Charakter der Araber in dieser Periode daraus beurtheilen lernen, so werden sie doch wenigstens einen Vorschmack von den ältesten Früchten des arabischen Parnasses geben. Den Anfang mache der Klaggesang eines Hamjaren nach einer unglücklichen Schlacht seiner Stammgenossen, worin Olkama, der Sohn eines Hamjarischen Tobba, geblieben war. Der Dichter singt also:

Wer von den Erdbewohnern sah
Schon jemals einen Kampf,
Der unsrer Schwerter Mordgefecht
Mit Taim's Söhnen glich?

Danieder schlug das Blut den Staub,
Voll Grauses war ihr Tag:
Doch stärkt' aus seinen Schrecken sich
Mit neuer Kraft ihr Muth. *)

theils vor Mohhammed, theils kurz nach demselben lebten. Das erste Buch Babal Hamassah, (Buch der kriegerischen Tugend, oder Tapferkeit) gab der ganzen Sammlung den Namen. Lobgesänge auf arabische Helden sind der Inhalt desselben. Das zweite Buch enthält Elegien, das dritte moralische Denksprüche, das vierte erotische Gedichte, das fünfte Satyren, das sechste Loblieder auf die Gastfreiheit der Araber, das siebente mancherlei poetische Gemälde, das achte Schilderungen von gefahrvollen Reisen durch dürre unzugängliche Wüsten, das neunte Scherze, das zehnte Beschreibungen ausgezeichneter Araberinnen. Mehrere Gedichte aus dieser Sammlung befinden sich in Schultens Monumentis vetustioribus Arabiae. Das hier übersetzte Schlachtlied steht S. 15.

*) Es floss des Bluts so viel, dass der bei'm Kampf aufsteigende Staub dadurch niedergeschlagen wurde. Furchtbar war der Widerstand, den wir den Taimiten thaten; allein die Grösse der Gefahr vermehrte nur ihren Muth und ihr kriegerisches Feuer.

Dem Löwen glich ihr Feuergrimm,
Der in dem Lager laurt,
Und wir der Nacht, die ringsum Graus
Aus ihrem Schoose streut. *)

Kein Freund verliefs den andern da,
Eh er zu Boden fiel: **)
Und keiner ihrer Krieger wich,
Bis er den Feind durchdrang.

Nie ruhten Taim's Söhne: wild
Schwang stets ihr Arm den Speer,
Und ihre Tapferkeit gofs Muth
In jedes Streiters Brust. ***)

So kämpften sie, bis Hamjar's Heer
Zurück vom Kampfplatz wich,
Bis muthlos die Geschlagenen
Zu ihren Stämmen flohn.

Doch o! nicht all' entrannen, viel',
Ach! viele frafs das Schwert,
Und schimpflich weht des Windes Hauch
Nun Staub in ihr Gelock!

Folgende zwei Gedichte der erzählendbeschreibenden Gattung aus dieser Periode fand man an den Trümmern zerstörter Schlösser im Hadramaut. Wenn sie auch

*) Die arabischen Dichter vergleichen die dichten Haufen bewafneter Heere häufig mit der Nacht, die durch ihre Dunkelheit Graus erregt.

**) Nach den Worten: bis sich der Riemen von dem Fuse riss, d. h. bis sie nicht mehr aufrecht stehen konnten.

***) Durch ihre eigene Tapferkeit entflammten sie den Muth ihrer Streiter.

nicht das Gepräge einer hohen dichterischen Vollkommenheit an sich tragen, nicht als schöne Darstellungen einer sehr lebhaft gerührten Empfindsamkeit entzücken; so werden sie doch als ehrwürdige Ueberreste des grauen Alterthums auf unsre Aufmerksamkeit Anspruch machen können. Die alten Inhaber dieser Schlösser schildern ihr Leben in denselben also: *)

Lang hausten wir in dieses Schlosses Raum,
Von Leiden fern, und fern von Dürftigkeit.
Das Meer spühlt' uns mit hohen Wellen an,
Voll drängten sich die Ström' in ihrem Bett.
Uns tränkte mild der Dattelhaine Saft,
Und ihrer Wächter Gaum erquickten stets
Die reifsten Datteln jeder Art. Das Wild
Des Landes fingen wir mit Garn und Spiess,
Und Fische gab das Meer im Ueberfluss.
Bald prangten wir in seidenem Gewand,
Im grünen bald, bald im gestickten Kleid.
Wir dienten Fürsten, fern von niederm Sinn,
Und unversöhnlich gegen Trug und List.
Sie zeigten uns durch Hud's Religion **)

*) Dies Gedicht findet sich in Schultens Monumentis vetustioribus Arabiae und in Eichhorn's Vorrede zu Richardson's Abhandlung über Sprachen, Litteratur und Gebräuche morgenl. Völker übers. von Federau S. 23 etc. Schultens entlehnte es aus einem geographischhistorischen Werke, das den Titel führte: Beschreibung der Länder und Geschichte ihrer Bewohner. Dieses Werk verbreitet über den ältesten Zustand des glücklichen Arabiens sehr viel Licht.

**) Hud, ein Patriarch, oder Prophet der Araber, war nach Hussain Varz, der eine Paraphrase über das Kapitel des Korans, welches Hud überschrieben ist, verfertigt hat, der Sohn des Schalekh, eines Sohns des Arfaxad, des Enkels von Noah. Er lebte unter einem uralten arabischen Stamme, den Aditen, im glückli-

Den Pfad, der hin zu stetem Glücke führt.
An Wunder glaubt, erleuchtet, unser Herz,
An Auferstehung und ein bessres Seyn.
So oft ein Feind in unsre Fluren brach,
Begegneten mit scharfen Lanzen wir
Ihm alsobald, und fochten ritterlich.
Vom braunen und vom weissen Ross herab
Schwang unser Arm für Weib und Kind das Schwert.
Und wer auf uns zu stossen wagte, dem
Grub tiefe Wunden unser Stahl in's Herz,
Bis er zurück vor unserm Grimme floh.

Die zweite Schilderung hat sehr viel Aehnliches mit der ersteren, nur treten hier ländliche Scenen an die Stelle der Kriegsauftritte.

Lang weilten wir allhier in dieser Burg,
Uns störte keine Sorg', als die für's Land,
Das reichlich Saaten trug. Zu hunderten
Führt' uns, w n er erschien, der Abendstern,
Nach jedem T e die Kamele heim,
Die an der Tr k' entzückten unsern Blick,

chen Arabien. Ei r alten Sage zufolge ward er von der Gottheit dazu bestimmt, die Einheit des göttlichen Wesens zu lehren, und seine Landsleute von der Abgötterei zurückzubringen. Allein so ernstlich er sich dies Geschäft auch angelegen seyn liess, so vergiengen doch mehrere Jahre, ohne dass man von seinen Vorträgen Nutzen verspürte. Dieses reitzte die Gottheit zum Unwillen: sie sandte daher einen sehr heftigen und kalten Wind, Sarsar bei den Arabern genannt, der sieben ganze Tage und Nächte dergestalt wütete, dass alle Ungläubigen des Landes ausgerottet wurden, und nur der Prophet Hud sammt denen, die seine Vorträge beherzigt hatten, am Leben blieben. M. s. Herbelot's orientalische Bibliothek II. S. 757. der deutschen Uebersetzung. Halle 1787.

Und noch einmal ſo viel der Schafe, ſchön
Wie weiſse Hirſch' und Kühe, trägen Schritts,
So führten wir in dieſer Burg allhier
Wohl ſieben der Jahrhunderte hindurch
Ein Leben, wie es nie die Lippe nennt.
Dann folgten Jahre, dürr und unfruchtbar,
Wie eins verfloſs, floſs auch das andre hin,
Da wurden wir, als hätte nie das Glück
Uns überſtralt, kaum eine Spur von uns
Lieſs übrig des ergrimmten Todes Wuth. *)

So iſt das Loos von dem, der Gott vergiſst:
Von ſeinem Hauſe bleibt nicht eine Spur. **)

*) Die erſte Widerwärtigkeit, welche die Aditen wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen die Religionsverbeſſerung des Hud züchtigte, war, der Sage nach, eine ſehr groſse Dürre und Unfruchtbarkeit. Hieraus entſtand eine ſchreckliche Hungersnoth, der ſich noch mehrere andre Uebel zugeſellten, und ein groſser Theil des tapferſten, reichſten und mächtigſten Volks in Arabien ward eine Beute des Todes. Als auch die Ueberreſte den Propheten Hud noch nicht alle hörten; ſo wurden die Frevler endlich, wie ſchon erzählt iſt, durch den Wind Sarſar vertilgt. M. ſ. Herbelot's orientaliſche Bibliothek unter dem Namen Hud.

**) Man entdeckte dieſe Gedichte im glücklichen Arabien unter der Regierung des erſten Khalifen aus dem Hauſe der Ommiahden, oder der Banu Ommiah (Söhne des Ommiah) Namens Moaviah Ben Abu Sofian. Der Entdecker war Abdorrahman, der Statthalter des glücklichen Arabiens zwiſchen dem vierzigſten und funfzigſten Jahre der Hedſchrah. Die Araber halten ſie für Denkmale aus den Zeiten der Aditen, der älteſten Bewohner des glücklichen Arabiens Geſetzt auch, daſs dies viel zu übertrieben wäre, ſo gehören ſie doch wohl in dieſe Periode.

III. Perſiſche Poeſie.

1. Sprache.

1.

Der deriſche Dialekt der Parſiſchen Sprache erhält ſeine gröſste Ausbildung.

In den früheſten Zeiten der perſiſchen Geſchichte gab es in Perſien, wie in allen Reichen von beträchtlicherem Umfang, eine Menge Mundarten, die von den Provinzen, worin ſie geredet wurden, ihren Namen erhielten. *) Am gebildetſten und berühmteſten waren indeſs von dieſen allen die Parſiſche (Farſiſche) und die Pehlwiſche. Die erſtere blühte in Parſiſtan, oder dem eigentlichen Perſien. Auſserdem bedienten ſich ihrer auch die gebildetſten Perſer weit umher in den ebnen Gegenden des Landes. Die Pehlwiſche Sprache hingegen, die der Parſiſchen ſehr an Feinheit und Ausbildung nachſtand, herrſchte beſonders um das Kaſpiſche Meer und in den gebirgichten Provinzen. *)

*) M. ſ. die Geſchichte der perſiſchen Sprache im erſten Theile dieſes Verſuchs S. 478. und Richardſons' Abhandlung über Sprachen, Litteratur und Gebrauche morgenl. Völker S. 31. der deutſchen Ueberſetzung.

**) Die Pehlwiſche Sprache war die Sprache des Landvolks und daher roher, ungeregelter, ſchleppender als das feinere, ausgearbeitetere Deri.

Mit der Regierung des Bäh äm an, oder Ardschir Deirasdeft, ungefähr vier Jahrhunderte vor Christus, hörte dieselbe auf, am Hofe geredet zu werden. Behram Gkur verengte ihr Gebiet noch mehr, so dass sie allmälig ganz aus der Reihe der lebenden Sprachen hinwegschwand. Nunmehr wurde die schon längst beliebte Parsische Mundart die einzige Sprache Persiens. Jedoch unterschied man das Derische als die feinere Hofsprache von dem Farsischen, der Sprache der übrigen Perser. *) Zur höchsten Stufe der Verfeinerung erhuben das Deri die Sassaniden. Der Erste aus diesem Königsstamme, Ardschir Babegkan, der zwei Jahrhunderte nach Christus den Thron bestieg, verfertigte eigene Geisteswerke, wozu er sich der Derischen Mundart bediente. **) Das ermunternde Beispiel des Kö-

*) Parsisch und Farsisch ist gleichbedeutend. Es kommt her von Parsistan, oder Farsistan, dem alten Namen Persiens. Die Sylben istan sind die gewöhnliche persische Endung der Ländernamen. Die Mutter aller persischen Mundarten soll nach den Vermuthungen einiger Sprachforscher Zendi gewesen seyn. Für ihr Geburtsland giebt man das alte Medien (Georgien, Iran und Azerbidschjan) aus, von wo sie sich weiter verbreitete. Provinzialmundarten waren: Herwi in Herad, Segkzi in Segkistan, Zabli in Zablistan, Sogkdi in Sogdiana. M. f. Wahl's Geschichte der morgenländischen Sprachen und Litteratur, S. 183.

**) Ardschir Babegkan war nicht allein ein grosser Regent, sondern auch ein guter Dichter und Schriftsteller. Er schrieb ein Tagebuch seines öffentlichen uud häuslichen Lebens Karnameh, so wie auch ein andres Werk moralischen Inhalts. Das letzrere liess Nuschirwan der Gerechte im sechsten Jahrhundert nach Christus verbessern, und schickte es an alle seine Befehlshaber, als eine Vorschrift, wonach sie durchaus ihr ganzes Verhalten einrichten sollten. Seit Ardschir Babegkan wurden mehrere persische Regenten und Wezire Freunde und Beförderer der Litteratur. Die Prosa, die in den Sassanischen Schriften herrschte,

nigs trieb auch andre gute Köpfe an, den Musen zu opfern. Hierdurch aber gewann das Deri immer mehr an Reichthum, Gewandheit, Wohlklang und Rundung. Sie ward eine Art von bezaubernder Musik, die, zumal im Munde des Frauenzimmers, selbst das gefühlloseste Ohr entzückte. Auch ihre innere Ausbildung gedieh so weit, dass es ihr an Regelmässigkeit vielleicht keine Sprache der Welt zuvorthut.

2. Gedichte.

2.

Charakter der persischen Poesie in diesem Zeitraum.

Wie in allen Ländern der Erde, so gieng auch in Persien die Litteratur und Aufklärung von der Poesie aus. Alles, was man Andern als nützlich und heilsam vortragen wollte, ward anfangs auch hier in das Gewand der Dichtkunst gekleidet. Schon in der Mitte der Pischdadischen Heldenregierung, verkündeten die Stralen einer lieblichen Morgenröthe, was man einst von der persischen Poesie zu erwarten habe. Bis zur Herrschaft der Khejanier war die Sprache der Parsen noch ganz dichterisch. Jetzt trat Lokman auf und erzählte Fabeln, um seinen Zeitgenossen Weisheit zu lehren. *) Hatte man früher, selbst die Jahrbücher der Geschichte, woran es dem Pischdadischen Hause nicht

war männlich und angenehm. Seit dem dritten christlichen Jahrhundert ward sogar eine Akademie zu Dschondisabur berühmt, die auch für die persische Sprache sehr nützlich wurde.

*) Vor Lokman erschien Zeretoschtro, und ward der Religionslehrer seiner Landsleute. Sein Zend Awesta ist noch ganz in der Sprache der Poesie abgefasst. M. s. den ersten Theil dieses Versuchs S. 481.

fehlte, in der Sprache der Musen geschrieben; so machte man jetzt Versuche, auch blos zu dem Verstande zu reden. Gegen das Ende der Khejanischen Regentenfolge schied sich endlich die Prosa von der Dichtkunst. Nun schrieb man die Annalen der Geschichte prosaisch, und brachte dadurch mehr Zuverlässigkeit in dieselbe. Doch vergass man über diese neue Sprache der Dichtkunst nicht, vielmehr schritt diese letztere dem Ziele der Vollendung, das sie jedoch erst späterhin erreichte, immer näher. Khischtap, Behmen und die königliche Wittwe Homai, welche die persische Litteratur überhaupt mit dem glücklichsten Erfolg begünstigten, liessen ihren ermunternden Schutz und Beifall auch den Werken der Musen angedeihen.*) Der herrschende Charakter der dichterischen Denkmale aus diesen Zeiten war der romantische und heroische.**) Denn da der tapfre Perser nur nach Kriegsruhm und grossen Thaten geizte, so mussten auch seine Lieder nichts lieber singen, als bestandene Abenteuer, bezwungene Feinde, erkämpfte Siege. Alexanders Waffen verscheuchten die persischen Musen aus den ihnen geweiheten Sitzen, oder brachten sie doch wenigstens eine Zeitlang zum Schweigen. Doch so gross dieser Nachtheil für die schöne Litteratur der Perser im Anfang auch schien, so ward er doch bald wieder durch günstige Umstände gehoben. Die Bekanntschaft mit griechischen Werken des Geschmacks, welche den häufigern Verkehr zwischen Parsistan und Hellas veranlasste, musste das Schönheitsgefühl der Perser sehr berichtigen, verfeinern, veredlen,

*) Die königliche Wittwe Homai war die Mutter des Darab oder Dara I, des Vaters von Darab II, den die Griechen Darioos Kodomannos nennen, und den Alexander vom Thron stiess.

**) M. s. Wahl's Geschichte der morgenl. Sprachen und Litteratur S. 282.

und sie neue Gattungen von Gedichten kennen lehren. *) Allein erst der Regierung der Sassanier war es aufbehalten, durch ihr mildes und friedliches Scepter die verscheuchten Musen aus ihren Zufluchtsörtern zurückzurufen und die neuen durch den Umgang mit den Hellenen erhaltenen Samenkörner eines besseren Geschmacks zu befruchten. Hauptsächlich war es Chosru Nuschirvan, der sich um die Litteratur seines Reichs auch noch dadurch Verdienste erwarb, dass er die vorzüglichsten Werke des Geschmacks der Griechen durch Uebersetzungen auf persischen Boden verpflanzen liess. Wie sehr die Dichtkunst der Perser in diesem Zeitraum geblüht haben müsse, beweist der hohe Grad von Schönheit und Vollendung, der noch die spätern Gedichte des silbernen Zeitalters der persischen Sprache bezeichnet. Die blinde Wuth der arabischen Khalifen nach dem Sturz des persischen Kaiserthums gegen die Magier und ihre Schriften war zu gross und anhaltend, als dass nicht auch der grösste Theil der dichterischen Denkmäler Persiens ein Raub der Flammen geworden wäre. **) Leider! können wir daher auf den Charak-

*) Persien und Arabien standen mit den Nachfolgern Alexanders des Grossen in Syrien und Aegypten in genauer Verbindung. Man betrachtete sogar die griechische Sprache geraume Zeit vor Mohhämmed daselbst als eine Kenntniss, die zu einer feinen Erziehung gehörte; auch hatte man in diesem Zeitraum in Persien häufig griechische Sklaven. Durch dies alles musste die Bekanntschaft mit der griechischen Litteratur sehr befördert werden.

**) Das persische Reich ward unter Jezdetschird dem dritten, im Jahr nach Christus 636. ein Raub des arabischen Khalifen Omar. Die magische Religion samt allen vaterländischen Sitten und Gesetzen mussten nun arabischen Sitten und der arabischen Religion weichen. Alles, was magisch hiess, ward auf das grausamste verfolgt, und alle magischen Bücher vernichtet. Leider aber traf das Schicksal nicht blos Religionsschriften, sondern auch

ter und die Vollkommenheit dieser gewiss sehr reizenden Lieder der goldenen Periode nur Schlüsse machen. Sie selbst sind unwiederbringlich für uns dahin, und nur ihr Nachhall in späteren Liedern lebt fort, und lässt uns den Verlust derselben mit Wehmuth bedauren. Denn gewiss passte auch auf sie, was ein späterer orientalischer Dichter von der Anmuth des Gesangs rühmt:

Süsser Gesang — er hält die rollenden Wellen im Lauf auf:
Fesselt der Vögel Flug, zähmet der Thiere Gewalt.
Süsser Gesang — er bestrickt das Gemüth der fühlenden Menschen.
Wonn' ist ihnen der Mann, der sie mit Liedern ergötzt —
Felsen hallen zurück den Gesang der Flöte des Hirten,
Horchend des Führers Ton hüpfet das wilde Kameel.
Tulpen entschliessen sich, es entknospet die Rose dem Dornbusch,
Wenn sie der Nachtigall zärtliche Stimme vernimmt.
Härter, als Dorn und Fels, und wilder, als wilde Kamele,
Wäre des Menschen Gemüth, das der Gesang nicht entzückt.

eine Menge von Werken, die von ganz andern Gegenständen handelten. Kein Wunder, wenn auch eine beträchtliche Anzahl von Gedichten hierbei ihr Grab fand. Jedoch wurden vielleicht einige prosaische und poetische Geschichtsbücher gerettet, woraus Ferdusi wahrscheinlich zu seinem vortreflichen epischen Gedichte Schahnameh den Stoff entlehnte. M. s. Wahl's Geschichte der morgenl. Sprache und Litteratur S. 283. und Richardson's Abh. über Sprachen, Litteratur und Gebräuche morgenl. Völker S. 118 der deutschen Uebersetzung.

IV. Poesie der Hindus.

1. Sprache.

1.

Schanskrit, oder Sanskrit, ist die älteste Sprache der Hindu's, oder doch eine der ältesten.

Hindostan, als ein Land von so grossem Umfange, konnte sich unmöglich auf Eine Sprache einschränken. *) Es gab daher seit den ältesten Zeiten daselbst mehrere Sprachen, von denen jedoch das Schanskrit, oder Sanskrit, den Vorzug des Alterthums und der Ausbildung behauptete. Auch dieses hatte wieder seine verschiedenen Mundarten: allein da dasselbe fast nur noch in den Büchern fortlebt, so läst sich von diesen nichts mehr mit Gewisheit sagen. Um Agra, haupt-

*) Die Sprachen in Hindostan weichen zum Theil so sehr von einander ab, dass man die eine verstehen kann, ohne den Sinn der andern nur zu ahnen. Einige derselben sind reiner und gebildeter, andre gemischter und roher. Unter allen den Veränderungen, die sich von Zeit zu Zeit in Hindostan ereigneten, und welche auf den Wechsel der Sprachen Einfluss haben, bleiben die Hinduischen Sprachen doch so ziemlich unverändert. Die Ursache davon ist leicht zu finden. Die Hindus wurden nie von fremden Nationen ganz bezwungen: daher konnten sich auch keine auswärtige Wörter und Redensarten in ihre Sprachen drängen, welches bei den Sprachen besiegter Völker immer der Fall ist. Ueber die verschiedenen Sprachen der Hindus sehe man Rüdiger's neuesten Zuwachs der deutschen und fremden Sprachkunde, Leipzig 1782, Stück 1. S. 37.

sächlich aber auf dem der Dichtkunst so günstigen Boden von Matra, ward der reinste Dialekt des Schanskrit gesprochen. Man nannte ihn Wradscha. Fünf Sechstheile desselben stimmten ganz mit der Sprache überein, worin die heiligen Bücher der Hindu's geschrieben sind. So lang Bramah's Religion in Hindostan die herrschende war, so lang war auch die Sprache der Weda's, oder heiligen Bücher, in einem grossen Theile dieses Landes im Gebrauche. Die Organisation des Sanskrit ist vortreflich. Nach dem Urtheil des giltigsten Richters in dieser Sache, des verdienstvollen Jones, ist diese Sprache vollkommener, als die griechische, und wortreicher, als die lateinische. Ueberdies besitzt sie, nach eben diesem gelehrten Sprachkenner, eine weit höhere philosophische Politur und Ausbildung, als die Sprachen Roms und Griechenlands. Gleichwohl hat sie mit beiden in den Wurzeln der Zeitwörter und in den grammatikalischen Formen eine bewundernswürdige, keinem blossen Zufalle mögliche, Uebereinstimmung. Hieraus läst sich nicht ohne Grund vermuthen, dass alle drei Sprachen aus einer gemeinschaftlichen, nicht mehr vorhandenen, Quelle flossen, zu welcher sich auch die Gothischen und Celtischen Mundarten, so wie das alte Persische, zurückführen lassen. *) Das jetzt nur in den Büchern noch übrige Sanskrit verdient durch seine hohe grammatikalische Ausbildung den Namen der Vollendeten. **) Kraft und Nachdruck, hoher

*) M. s. Asiatik Researches: or Transactions of the Society instituted in Bengal for inquiring into the history and antiquities, the arts, sciences and litterature of Asia, S. 422. Der Stifter der Asiatik Society war der verewigte, um die Hinduische Litteratur, so wie um die ganze orientalische Poesie, äusserst verdiente William Jones, gewesener Oberrichter in Bengalen.

**) Der Name Sanskrit kommt her von Sam, in Zusammensetzungen San, völlig, und skrita, geendigt, vollbracht. Er bedeutet daher, was sie auch ist, eine vollendete Sprache.

Reichthum und Wohlklang, vollkommene Regelmäſsigkeit und Einheit in der Organiſation ſind der Charakter derſelben. Möchte dieſe Sprache, worin alles, was ſich von Hindiſcher Litteratur erhalten hat, geſchrieben iſt, doch bekannter ſeyn! Möchte das Studium derſelben eifriger als bisher betrieben werden! Der Philolog, der Alterthumsforſcher, der Weltweiſe, der Geſchichtskundige, der Freund des Schönen und Edlen, kurz ein jeder der ſich ihr widmete, würde reichliche Zinſen für die darauf verwandte Mühe erhalten. Vorzüglich aber würden die aus dem Alterthum geretteten Schätze der Poeſie einen beträchtlichen Zuwachs bekommen.

2. Gedichte.

2.

Beſchaffenheit der Hinduiſchen Poeſie.

Ueber Hindoſtan gieng ſchon frühzeitig die Morgenröthe der Aufklärung und des Geſchmacks auf.*) Die Urſachen dieſer Erſcheinung liegen zu ſehr im Dunkel, als daſs wir ſie uns erklären könnten. So viel aber wiſſen wir mit Gewiſsheit, daſs die ſchöne Pflanze der Poeſie auf dieſem fruchtbaren Boden ſchon im vorigen Zeitraum hervorwuchs und die Knoſpen zu ihrer künftigen

*) Daſs die frühe Kultur der Hindu's ſich nicht durch das ganze weite Reich derſelben erſtreckte, und daſs ſie nicht allenthalben gleich groſs war, braucht man wohl nicht erſt zu bemerken. Die Griechen, die, wie die Römer, überall ihre Nationalgottheiten fanden, laſſen den Dionyſos Kultur über Hindoſtan verbreiten. Vermuthlich hielten ſie den Iſuren oder Iſchbur, eine Hinduiſche Perſonifikation der Gottheit, für den Oſiris der Aegypter, den ſie ſich als gleichbedeutend mit ihrem Dionyſos dachten.

Blühte zeigte. Auch hier war die Fabel die früheste und angenehmste Lehrerin der noch ganz der Sinnlichkeit unterworfenen Menschen. Die von dem Brahmen Wischnu-Sarman für die Kinder eines Radscha (Raja) von Patna verfertigte Hitopadesa gehört in die ältesten Zeiten. Sie enthält die Sittenlehre der Hindu's im Gewande der Apologen und Fabeln. Die unter Bidpai's Namen bekannten Apologen sind nichts anders, als Wischnu's Hitopadesa. *) Von den Fabeln ging man bald zu längeren epischen Gedichten über, worin man die Thaten der Vorwelt verherrlichte. Zwei derselben, das Bharata und Ramayana, sind so alt und ehrwürdig, daſs man sie in Hindostan sogar zu der vierten Sammlung heiliger Schriften rechnet. Der Inhalt des Bharata ist der Krieg der Kurus und Pandus, zweier Aeste des Bharat, eines der berühmtesten Könige der Hindu's. *) Die verschiedenen Auftritte

*) Der Name Hitopadesa bedeutet nützlichen Unterricht. Dies trefliche Werk, das der unsterbliche Jones in's Englische übersetzte, ward zuerst im sechsten christlichen Jahrhundert von Busertschumihr, dem Leibarzt und nachmaligen Wezir des groſsen Nuschirwan, aus dem Sanskrit in's Pehlwi übergetragen. Der zweite habassidische Khalif lieſs es in's Arabische übersetzen; der Sultan Mahmud Gazi brachte es in Verse. Aus dem Arabischen ward es nachmals in's Persische und ins Türkische übergetragen. Die französische Dollmetschung vom Jahre 1709 ward nach dem Persischen, und die spätere von Galland aus dem Türkischen verfertigt. Die verschiedenen Benennungen, welche dies Werk in den Uebersetzungen bekommen hat, sind: Kulila Dumna, Anuar Soheli, Ayah Danisch. M. s. Asiatik Researches I, 429.

**) Bharat, oder Bheret, Duschmanta's Sohn, war einer der glorreichsten Könige der Hindu's, weshalb Hindostan in den Sanskritbüchern nach ihm immerfort Bheretkath oder Bheretwersch, das Land Bherets, genannt wird. Das nach ihm betitelte groſse epische Gedicht heiſst Maha Bharat.

tritte und Abwechselungen dieses Krieges werden darin mit mythologischen Verzierungen, wie im Homer, durchflochten, und eben so anschaulich, als unterhaltend, dargestellt. Eine Episode dieses Gedichts ward von Wilkins unter dem Titel: Bhagvat-Geeta in englischer Sprache herausgegeben. Noch berühmter und älter ist die andre Epopöe der Hindu's, die Ramayana. Walmik, einer der frühesten und ehrwürdigsten Barden von Hindostan, besingt darin die Züge des Rama, eines der gröfsten Eroberer des Alterthums. *) Ein Heer von Satyrn und Pawianen begleitete ihn, nach der Sage, auf seinen Zügen, und erbaute ihm eine Brücke aus Felsen über das Meer zwischen Zeilon und der Spitze der Halbinsel. Wie sehr man den Sänger dieses Gedichts verehrte, erhellt schon daraus, dafs man ihn zum Vater der Hinduischen Dichtkunst machte. **) Nachdem man sich durch Bearbeitung der didaktischen und epischen Poesie Kräfte genug gesammelt hatte, um höhere Flüge zu wagen, schritt man auch zu Versuchen in der dramatischen Dichtkunst. Allein auch diese Dichtkunst hat unter den

*) Rama unterjochte ganz Hindostan nebst Lanka, oder der Insel Zeilon. Die Satyrn, welche ihn dabei unterstützten, waren unstreitig Bergbewohner, die man ihrer Tatarischen Häfslichkeit wegen mit Satyrn verglich. Der Feldherr des Rama hiefs Hanumat, ein Dichter und Tonkünstler, von dem noch jetzt eins der vier Hinduischen Musiksysteme benannt wird. M. s. Asiatik Researches I, 257. 258.

**) In einem von Jones angeführten Hinduischen Verse heifst es: Die Dichtkunst war die spielende Tochter Walmik's, Wyasa (der Verfasser des epischen Gedichts Bharata) erzog sie, und sie wählte sich Kalidas zum Bräutigam nach der Ordnung Widerbha, d. h. nach einer Art mystischer Verbindung, der zwischen Dichter und Dichtkunst stattfindet. M. s. Sakontala oder der entscheidende Ring, ein Schauspiel des Kalidas, übersetzt von Georg Forster, Vorrede des engl. Uebersetzers XVII.

Hindu's ein Alter, welches über alle historischen Denkmale hinausgeht. Die Erfindung desselben wird einem weisen und gottbegeisterten Manne, Namens Bheret, zugeschrieben. *) Doch wer der Erfinder des unter der Benennung Natak bekannten Hinduischen Drama's auch seyn mag, und in welches Zeitalter seine Erfindung zu setzen ist, so viel ist ausgemacht, dass es ein Jahrhundert vor Christus unter dem Radscha Wikramaditya schon zu grosser Vollkommenheit gediehen war. Dieser glorreiche Gönner und Beförderer der Dichtkunst, Sprachkunde und Mathematik, unterhielt neun Gelehrte, gewöhnlich unter der Benennung der neun Kleinode bekannt, an seinem Hofe, von denen Kalidas als Dichter am meisten hervorglänzte. Ausser dass dieser auf Veranlassung seines fürstlichen Gönners die einzelnen Gesänge des grossen epischen Gedichts Ramayan sammelte, sang er auch noch eine Menge Lieder, die noch jetzt die Bewunderung der Kenner erregen. So weit die poetischen Arbeiten dieses treflichen Dichters bekannt sind, bestehen sie in einem Schauspiel Urwasi, in einem Heldengedicht, oder vielmehr einer Reihe von Gedichten in einem Buche über die Sonnenkinder, in einem andern Gedichte mit vollkommner Einheit der Handlung über die

*) M. s. Sakontala, oder der entscheidende Ring S. XII. Die Sage, dass Bheret der Erfinder der dramatischen Dichtkunst sei, ist zu fabelhaft, als dass sie Glauben verdiente. Nach Andern war Hanumat der erste Hinduische Dramatiker. Dieser soll sein Gedicht auf einen glatten Fels gegraben und ihn nachmals, mit der Arbeit unzufrieden, in das Meer gestürzt haben. Viele Jahre nachher, fährt die Sage fort, liess ein gelehrter Fürst durch geschickte Taucher Abdrücke von dem Gedichte in Wachs nehmen, und stellte auf diese Art das Schauspiel grösstentheils wieder her. Uebrigens war dieses Schauspiel nach der Ueberlieferung gleichen Inhalts mit dem epischen Gedichte Ramayan.

Geburt des Kumara und in einigen erotischen Erzählungen in Versen. Allein die Krone von seinen Gesängen ist das Schauspiel Sakontala, oder der entscheidende Ring, das vollkommenste Werk in seiner Art, was man nur immer aus jenen Zeiten erwarten kann. Sein dichterischer Werth ist zu groſs, als daſs wir nicht mit Vergnügen noch etwas bei ihm verweilen sollten. *)

Sakontala, oder der entscheidende Ring von Kalidas.

3.

Inhalt dieses Schauspiels.

Die Sakontala ist von Anfang bis zu Ende ein schönes Ganzes, in allen ihren Gliedern zu ihrem dramatischen Endzweck belebt und gebildet. Die Fabel, oder die Verknüpfung der Begebenheiten ist ernsthaft, vollständig und hat Gröſse. Sie rollt sich auf das natürlichste ab, ist höchst einfach und ohne Episoden fortgeführt, und eilt mit jedem neuen Vorfall zu Ende. Duschmanta, Radscha von Hindostan, ein Sproſs-

*) Dies Hinduische Schauspiel war in Hindostan sehr beliebt. Zur Zeit seines Entstehens und der ersten Aufführung desselben stand das Reich der Hindus in der vollen Stärke. Ueberdies schmeichelte der Volkseitelkeit die glänzende Gestalt, worin die Radscha's und Helden, der Stolz der Hindu's, darin auftraten. Der Hof zu Awanti ward unter der Herrschaft des Wikramaditya an Pracht von keinem Monarchenhofe der älteren und neueren Zeiten übertroffen. Kein Wunder, wenn daher auch die Dekorationen zu diesem Stücke äuſserst prachtvoll waren.

ling vom Stamme des berühmten Puru, verfolgt auf der Jagd eine Gazelle. Die Flucht des Wildes, die Geschwindigkeit des Wagens werden in wenigen Zügen so veranschaulicht, dass man beides selbst zu sehen meint. Plötzlich ruft eine Stimme, als der Radscha den Pfeil an die Bogensehne zum Schuss gelegt hat, warnend ihm zu: „Sie darf nicht getödtet werden; diese Antilope hat seinen Zufluchtsort in diesem Haine!“ Sogleich hält der Wagen still. Ein Einsiedler hebt die Hände empor und beginnt: „Tödte nicht ein armes, junges Thier, das einen Schutzort gefunden hat! Nein, gewiss! es darf nicht verletzt werden. Ein Pfeil in dem zarten Leibe dieses Thiers wäre wie ein Feuer in einem Baumwollenballen. Eure Waffen, ihr Helden! sind zur Rettung der Bedrängten bestimmt, nicht aber zum Verderben der Unschuld.“ Der Fürst gehorcht, und der Einsiedler ladet ihn ein, diese geweihete Freistätte zu besuchen, in welcher die Pflegetochter eines ehrwürdigen Brahmen in dessen Abwesenheit die Pflicht der Gastfreiheit zu üben angewiesen sei. Duschmanta trägt kein Bedenken, der Einladung zu folgen. Rings umher bemerkt er die Zeichen des Heiligthums. Er steigt vom Wagen, entkleidet sich des fürstlichen Schmucks, und betritt das ehrwürdige Dunkel des Haines. Eine frohe, ihm aber wunderbare Ahnung erhebt leise ihre Stimme in seinem Herzen. „Kommt her, geliebte Gespielinnen!“ ertönt eine weibliche Lippe. Er horcht, er sieht sich um, und erblickt Mädchen mit Wasserkrügen, um die zarten Pflanzen zu wässern. Ihre Schönheit erfüllt ihn mit einem frohen Erstaunen, er bewundert Sakontala's gefühlvolle Seele, die nicht auf des Vaters Geheiss der Blumen pflegt, sondern aus schwesterlicher Neigung. Tief und innig ist das Gefühl, das die weiblichen Herzen gegen die blühende Schöpfung äussern: am liebenswürdigsten ist jedoch die feine

Empfindsamkeit der Sakontala, der ihre Freundinnen sehr viel Angenehmes zu sagen bemüht sind. Sie finden in ihrer geliebtesten Bluhme Priyamwada eine Vorbedeutung ihres annahenden Glücks einer frohen Vermählung. Doch plötzlich fährt eine summende Biene aus der Bluhme und will sie nicht verlassen. Duschmanta ist Zeuge dieses ganzen Auftritts, worin Sakontala in einem so unschuldigen und liebenswürdigen Lichte erscheint. Voll der feurigsten, herzlichsten Liebe verweilt sein Auge auf ihrem reizenden Gesichte. Nur quält ihn der folternde Zweifel, ob dies Meisterstück der Schöpfung, als die Tochter eines Brahmen, ihn auch durch Gegenliebe beglücken dürfe. Bescheiden tritt er endlich aus seinem bisherigen Dunkel hervor, und es beginnt eine entzückende Scene der Gastfreundschaft und der Unschuld. Duschmanta's Liebe wird mit jedem Augenblicke heisser und unwiderstehlicher. Eine kunstlose Unterredung verräth hierauf, dass Sakontala nicht des Brahmen, sondern des berühmten Radscha Nausika Tochter sei. Jetzt giebt Duschmanta den Wünschen seines liebenden Herzes völlig Raum: doch indem er sich durch seinen Ring entdeckt, trennt ein Geschrei über die Annäherung eines wütenden Elephanten die Unterredung. Die nächstfolgenden Scenen enthalten alle Symptomen der Liebe, durch alle schüchternen Zweifel und Hoffnungen bis zum Zutrauen, bis zur Gewissheit. „Was die Liebe nur Zartes, selbst Buhlendes und Tändelndes hat, sagt Herder, findet man hier in jedem Grade des Lichts und Schattens, jungfräulich und königlich, bald ausgedrückt, bald nur mit einem Hauche berührt." *) Duschmanta und Sakontala sind jetzt

*) M. s. Herder's zerstreute Blätter IV, 270. Meisterhaft sind die in diesem Werke befindlichen Urtheile über die Sakontala. Daher trug der Verfasser dieses Versuch's kein Bedenken, sie hier und da seinen Lesern mitzutheilen.

durch das älteste und heiligste Band Gandharwa, durch Wort und Gelübde verbunden. *) Allein nunmehr schlingt sich der Knoten. Bei'm Abzuge des Königs erschallen Trauerstimmen. Die Freundinnen der Sakontala werden besorgt. Das unglückliche Mädchen hat während der süßen Träumereien ihrer Liebe einen Gast nicht bemerkt, der ohne ihr Wissen einen wilden Fluch auf sie legt. **) Die Freundinnen Sakontala's suchen ihn durch ihr Bitten zu heben; allein nur Milderung, nicht Aufhebung desselben, ist's, was sie erlangen. Unterdess ist Kanna, Sakontala's Pflegvater, zurückgekommen und handelt, wie ein höherer Geist aus einer höheren Ordnung der Dinge. Sakontala soll nun den heiligen Hain, den Wohnort ihrer Kindheit, die Quelle ihrer zartesten Freuden, verlassen und den Thron Duschmanta's theilen. Ein tiefer Schmerz verwundet Kanna's ihres Pflegvaters Seele, indem er dies beschliesst. „Ach! ruft er aus, der Thränenstrom, den die Vernunft unterdrückt und in sich zurückzwingen will, hemmt meine Stimme und trübt mein Auge!" Seltsam, dass ein Waldbewohner, fern von den Wohnungen der Menschen, dieses Uebermaass von Betrübniss empfindet! O wie schrecklich müssen die Leiden auf dem Herze des Hausvaters lasten, der seine Tochter

*) Die Hindus haben acht Arten der Verheirathung. Die vierte Art Gandharwa erfodert blos die gegenseitige Einwilligung der kontrahirenden Parteien, ohne alles Ceremoniel. Sie können ganz allein seyn, ihre Halsbänder, oder Blumenkränze austauschen und das Frauenzimmer dabei hinzusetzen: ich bin dein Weib geworden. Hierauf versetzt der Mann: es ist wahr; alsdann ist die Verbindung geschlossen. M. s. Code of genteo Laws S. 40.

**) Gastfreiheit war die heiligste Pflicht der Hindus, so wie überhaupt der orientalischen Völker. Der härteste Fluch strafte eine blosse Vernachlässigung derselben.

von ſich läſst! Mit der innigſten Empfindung bereitet er hierauf ſeine geliebte Sakontala zur Abreiſe vor, thut ſelbſt den Nymphen ihren Abſchied kund, und erhält von dieſen eine glückwünſchende Antwort. Rührend iſt die Scene, wo ſich das liebende Mädchen von ihrem bisher ſo angenehmen, ſo entzückenden Wohnſitze trennt, wo ſie ſelbſt von ihren Pflanzen, von ihren Lieblingsblumen, von ihren Rehchen zärtlichen Abſchied nimmt. „Entzückt mich gleich der Gedanke," ruft ſie aus, „meinem Geliebten an's Herz zu fliegen, ſo verlaſſen mich doch alle Kräfte, da ich jetzt von dieſem Haine, dem Zufluchtsorte meiner Jugend, ſcheiden ſoll. O ſtralendſte der ſchlängelnden Pflanzen," ſeufzt ſie ihrer geliebten Madhawiſtaude zu, „empfange meine Umarmung! *) Erwiedre ſie mit deinen biegſamen Zweigen! Von dieſem Tage an, ſo groſs auch die Entfernung ſei, die von dir mich trennt, werd' ich dich ſtets mit meinem Geiſt umſchweben. Du aber, geliebter Vater, wendet ſie ſich an Kanna, betrachte dieſe Pflanze wie mein andres Ich! Holde Freundinnen! ſchlieſst ſie dann an ihre Geſpielinnen, dieſer Madhawiſtrauch ſei ein koſtbares Unterpſand meiner Liebe in euren Händen!" Bei'm Anblick ihrer geliebten Antilopenkuh wendet ſie ſich nochmals mit einer dringenden, aus dem zärtlichſten, unſchuldigſten und gefühlvollſten Herze emporſteigenden Bitte an Kanna. „Mein Vater, fleht ſie, du ſiehſt die Antilope, die dort der Bürde wegen, womit ſie belaſtet iſt, ſo langſam daher ſchleicht. O! ſo bald ſie dieſer Bürde los iſt, ſende mir eine gütige Botſchaft mit der Nachricht ihres Wohlſeins! Was ſeufzeſt du, zärtliches Geſchöpf? redet ſie dann die Antilope

*) Die Madhawi, die Lieblingspflanze der Sakontala, iſt die in Hindoſtan ſehr gewöhnliche Ipomaea Quamoclit des Linné mit ſchlängelndem Stamm und glühendrothen Bluhmen.

selbst an. Jammerst du meinetwegen, da ich unsern gemeinschaftlichen Wohnort verlassen muss? *) Wie ich dein pflegte, als du deine Mutter bald nach deiner Geburt verlorst, so wird mein Pflegvater, wenn wir scheiden, dich hüten mit sorgsamer Wartung. Kehre zurück, armes Geschöpf, kehre zurück, unsre Trennung ist unvermeidlich!" Nach diesen Ergiessungen der Wehmuth, die das gepresste Herz der scheidenden Sakontala in etwas erleichterten, beginnt der weise und zärtliche Kanna seinen väterlichen Rath an sie und ihre Führer. „Wir demüthigen Waldbewohner, sagt er, kennen doch die Welt, die wir verliessen." Und er hat Recht; denn über alles treffend und aus der Erfahrung geschöpft sind die Lehren, die nun, süss wie Honig, von seiner Lippe herabfliessen. Tiefgerührt fällt ihm Sakontala zu Füssen und ruft aus: „Mein Vater! in Demuth bezeug' ich dir meine Verehrung." Dann umschlingt sie mit zärtlichen Armen ihre Gespielinnen, um ihnen ihr Lebewohl zu stammeln. Schrecklich ist die Besorgniss, die eine derselben, Anusuya, mit den Worten in ihr weckt: „Sollte der tugendhafte Monarch sich deiner nicht sogleich erinnern; so zeige ihm nur den Ring, auf welchem sein Name eingegraben ist." Allein sie unterdrückt sie, und scheidet. „Weh! wehe!" rufen die Gespielinnen, indem sie ihren Augen entschwindet, „die dichten Bäume verbergen schon unsre Geliebte!" Mit ängstlichklopfendem Herze nahet Sakontala indess dem Wohnsitz ihres königlichen Gatten. Sie wird mit ihrer Begleitung vorgeführt; allein, wie gross ist ihre Betrübniss, als Duschmanta, vom Fluch des

*) Diese Antilope ist vermuthlich die sogenannte blaue Kuh, oder Nil-Ghaa der Hindus, ein sehr schönes Thier von der Höhe eines kleinen Pferdes, von schwarzgrauer Farbe, mit weissen Flecken an den Füssen und Ohren. Die schöne schlanke Gestalt dieses Thiers ward von den Hindus sehr geschätzt.

überſehenen Gaſtes bezaubert, ſich ihrer nicht mehr erinnert! *) Der dem unglücklichen Mädchen zu Theil gewordene Ring iſt das einzige Mittel, ihm ihre Verbindung in das Gedächtniſs zurückzurufen. Sie will ihn daher vom Finger ziehen, aber, o des Unglücks! der Ring iſt verloren. Mit der gröſsten Kunſt iſt das Licht, worin Duſchmanta in dieſer Scene erſcheinen muſs, gemildert und gerichtet. Bewundernswürdig zeigt ſich das Betragen der Sakontala und ihrer Führer. Das leidende Mädchen muſs die höchſten Beleidigungen der Liebe dulden, muſs ſich für eine Betrügerin, für die Verführte eines, vielleicht niedrigen und ſchlechten, Menſchen halten laſſen. Treflich ſind hier alle Qualen der Reue, der Liebe, des endloſen, nahe an Verzweifelung gränzenden, Schmerzes geſchildert. Als die Unglückliche vergebens jeden Umſtand hervorgeſucht hat, der den Radſcha an den Genuſs der Liebe in ihren Armen erinnern kann: als er ihr ſogar erwiedert: „mit ſolchen eigennützigen und überzückerten Erdichtungen fängt man des Wollüſtlings Seele;“ da kann ſich Sakontala nicht länger halten. „Ehrloſer,“ ruft ſie aus, „du miſſeſt alle Welt nach deinem verderbten Herze!“ und ſetzt bald darauf im Anfall des ſchwärzeſten Unmuths hinzu: „O Erde, milde Göttin! verleih mir einen Platz in deinem Schooſe!“ Die Nymphe Menaka **) führt ſie hierauf von der Stätte hinweg, wo ihr Herz von ſo vielen Leiden beſtürmt ward, und bringt ſie in Aditi's Palaſt, ***) in dem ſie nach einiger Zeit von ei-

*) So heilig war das Gaſtrecht bei den Hindu's, daſs ſelbſt eine unſchuldige Verletzung deſſelben auf das härteſte geſtraft ward.

**) Die Nymphe Menaka war Sakontala's Mutter und wohnte in Aditi's Pallaſte.

***) Aditi iſt bei den Hindu's die Gattin des Kaſyapa, des perſonificirten unendlichen Raums, den ſich die Griechen als den

nem schönen Sohn genest. Gleich nach ihrem Verschwinden aus der Nähe des Duschmanta bringt ein Priester die Nachricht von der Erscheinung der Nymphe, welche die leidende Sakontala entrückte. Der Radscha ahnet Bezauberung, aber noch erräth er nicht den ganzen Zusammenhang der Sache. Erst die Herbeibringung des entscheidenden Ringes, den ein Fischer im Bauch eines gefangenen Fisches fand, zieht die Hülle vom Auge des bis dahin verblendeten Fürsten. Nun erinnert er sich mit den tiefsten Schmerzen der Reue und der Liebe der gekränkten Unschuld. Er wünscht sie zu besitzen: allein erst der Götterwagen des **Matali** wird erfodert, um sie wiederzufinden. **Matali**, um die Regententugenden des unglücklichen Fürsten zu lohnen, erscheint mit seinem Wagen und führt ihn durch die Lüfte zu Sakontala's Wohnung. *) Höchstbezaubernd ist die Scene, wo Duschmanta zuerst einen spielenden Knaben, ein Wunder der Schönheit, als den seinigen entdeckt, und sich dann voll Scham und Entzücken vor der mit Trauergewande bekleideten Mutter desselben niederwirft, und um Verzeihung und Liebe flehet. Sakontala's sanftes, ganz zur Liebe geschaffenes Herz verzeiht ihm, und nachdem er sich etwas von seinem Entzücken erholt hat, erzählt er ihr das ganze Gewebe der Umstände, die ihn verblendeten, und zu sich selber brachten. Sogleich kehrt nun auch die ihm angestammte, aber durch Sehnsucht der Liebe verschwundene, Thätigkeit von neuem zu ihm zurück. Er wird wieder, was er vormals war, Mann und Herrscher und Gehülfe der Götter. Unter den Segenswünschen und Vorher-

Uranos dachten. Mit der Aditi zeugte Kasyapa den Indra, den Beherrscher des Luftkreises. M. s. Jones Vorrede zur Sakontala.

*) Matali ist der Wagenführer Indra's, gleichfalls einer Gottheit.

sagungen der Unsterblichen, des Matali, Kasyapa und Aditi, dass Heldentugend den Sohn der Sakontala und des Duschmanta zur Herrschaft erhöhen werde von einem Meere zum andern, erreicht das Schauspiel sein Ende. *)

4.

Charaktere und dichterische Schönheiten der Sakontala.

Die bisherige Auseinandersetzung des Inhalts der Sakontala ist nichts weiter, als ein grober Umriss eines schönen Gesichts, ohne Farbe, Geist und Leben; und dennoch wird sie nicht ganz uninteressant seyn. Wie sehr muss nun nicht der Anblick des schönen Denkmals der Urwelt selbst bezaubern, wie sehr das Studium desselben selbst die gespanntesten Erwartungen, die strengsten Forderungen, nicht nur befriedigen, sondern sogar übertreffen! Nur freilich darf man es nicht europäisch, mit flüchtiger Neugierde betrachten, sondern man muss es mit feinaufmerkender Ueberlegung, Ruhe und Sorgfalt, im Geiste der Hindu's studiren. „Welch ein weiter Gesichtskreis, sagt Herder, herrscht in diesem Werke! Ein Gesichtskreis über Himmel und Erde. Welch eine eigene Art, alles anzuschauen! Götter und Geister, Könige und Hofleute, Einsiedler, Brahmen, Pflanzen, Weiber, Kinder, alle Elemente der Erde.

*) „Du weisst die ganze Wahrheit, meine Tochter," sagt Kasyapa zur Sakontala, nachdem sie den Vorgang der Sache erfahren hat. „Zürne nun dem Gatten nicht länger. Er verwarf dich, als die Macht des Zaubers sein Gedächtniss geschwächt hatte; sobald aber die Finsterniss zerstreut war, erwachte seine eheliche Liebe. So der Spiegel, dessen Oberfläche verunreinigt wird; er wirft kein Bild zurück: giebt man ihm aber seinen Glanz wieder, so zeigt er vollkommen ähnliche Züge."

Und wie tief ist alles aus der Philosophie und Religion, aus der Lebensweise und den Sitten der Hindu's nach ihrem Klima, ihren Geschlechtsabtheilungen und sonstigen Verhältnissen geschöpft, ja in derselben verwebt!" *) Die Charaktere sind, nach Art der Hindus, nicht sehr scharf gezeichnet, doch auch nicht unbedeutend, und jeder in gewissem Grade idealisch. Sakontala wird sogleich durch die gröfste weibliche Einfalt, durch eine kindliche Naivetät, durch die gänzliche Abwesenheit aller anmafsenden Absicht in dem was sie thut, sagt und denkt, dem Herze des Lesers theuer. Die vorzügliche Reizbarkeit ihres Körperbaues gegen die Hitze des Hinduischen Klima's giebt ihr eine liebenswürdige Schwäche und Hülfsbedürftigkeit. Sie gefällt uns durch die Zartheit und Innigkeit ihres schwärmerischen Gefühls, und selbst ihre vielleicht etwas tändelnd scheinende Liebe für Pflanzen und Thiere, ihr Glaube an Vorbedeutungen, ihre Aufwallungen von Unwillen, sind uns nicht zuwider. Ihr sanftes Leiden und ihre Hingebung bei'm Abschied erschüttern uns im Innersten. Wir zürnen dem feindseligen Wesen, das eine solche Schönheit, Unschuld und Tugend zu betrüben vermochte. Wir frohlocken, wie über ein uns selbst zu Theil gewordenes Glück, als die Wolken der Trübsal über ihrem Haupte verschwinden, und die heiterste Frühlingssonne auf sie herniederlächelt. Kurz, Sakontala ist alles, was eine Hinduische Bluhme des Reizes, der Zucht und der Tugend seyn kann: sie verdient ihren hohen

*) M. s. Herder's zerstreute Blätter IV, 273. Dafs alles in diesem Schauspiel so tief aus der Natur der Hinduischen Sitten, Vorstellungen und Mythen herausgeschöpft ist, beweist die Aechtheit desselben unwidersprechlich. Denn so afft man nicht nach, sagt der angeführte feine Kunstrichter, und wenn man auch das System und die Lebensart der Hindu's auf allen Fingern herzusagen wüfste.

Rang durch ihre lange Prüfung, ihr spätes Glück durch ein langertragenes Unglück." Auch Duschmanta ist ein, wiewohl nicht scharf gezeichneter, doch sehr interessanter, Charakter. *) Er vereinigt alle Tugenden der Herrscher, ohne von den Fehlern frei zu seyn, die ihre Würde nur zu oft begleiten. Seine Majestät und Hoheit stralt überall hervor, und verräth sich selbst, wenn ihn Kummer entstellt hat. Frömmigkeit ist sein höchstes Lob; nur durch den Einfluss der Zauberei geblendet, weigert er sich, den Brahmen aus der Einsiedelei, die ihm Sakontala zuführen, Glauben beizumessen. Seine Härte gegen die Geliebte seines Herzens ist nicht Treulosigkeit, sondern die Wirkung eines Fluchs, der sein Gedächtniss zerrüttete. Uebrigens stralt seine Gerechtigkeitsliebe im hellesten Lichte, und in Verwaltung seines Richteramts zeigt er die grösste Sorgfalt. Reife der Beobachtung, Selbstkenntniss, Bescheidenheit sind auffallende Züge seines Charakters. Sein zartes Gefühl macht eine Zeitlang sein Unglück: am Ende aber wird es ihm Quelle der seligsten Freuden. Der höchste Ehrennamen, den der Dichter ihm giebt, ist der Namen eines Weisen. Mit vieler Kunst behandelt ist der Charakter des Kanna, eines heiligen Brahmen, und des Pflegevaters der Sakontala. In drei Akten hindurch wird von ihm geredet und auf seine Heiligkeit, Frömmigkeit, Weisheit und einnehmende Güte aufmerksam gemacht. Im vierten zeigt er sich ganz der Erwartung würdig, die von ihm erregt ist. Den Namen des Vaters und Weisen, der ihm überall beigelegt wird, verdient er durch seine Zärtlichkeit,

*) Duschmanta, einer von den Nachkommen des in der Geschichte der Hindu's so berühmten Puru, ist der Hauptcharakter des Stücks. Der Dichter sucht in diesem Drama anschaulich darzuthun, dass durch ihn die Herrscher Hindostan's dicht an die Region der Gottheit reichen.

durch ſeinen göttlichen Ernſt, durch ſeinen alles erwärmenden und belebenden Enthuſiasmus, und durch den ruhigen und feſten Blick, mit dem er ſich und die Dinge dieſer Erde richtig faſst und beurtheilt. Die Geſpielinnen der Sakontala in ihrer ländlichen Einſamkeit ſind lauter gute, zartfühlende, theilnehmende Mädchen, die von den Vorzügen ihrer Freundin zu ſehr durchdrungen ſind, als daſs ſie ihr nicht gern und überall das Opfer ihrer Achtung und Liebe ſchenkten, als daſs ſie nicht durch das Glück derſelben ſich beſeligt und durch ihren Kummer gebeugt und umdüſtert fänden. „O meine Sakontala! ruft daher Anuſuya aus, in deiner Geſellſchaft ſcheinen mir erſt die Bäume unſers Vaters Kanna ſchön und entzückend," und Priyamwada wünſcht ſich darum mit ihr in den Schatten des Amrabaums zu ſetzen, weil ihre reizende Freundin in voller Anmuth der Winde gleiche, die ſich blühend um den Stamm deſſelben ſchlängle. *) Madhawya iſt einer der ſonderbarſten Charaktere im ganzen Drama. Aus dem Brahmenſtamm, und mit Duſchmanta erzogen, iſt er, wiewohl viel älter, ein Zwiſchending zwiſchen Hofnarr und Freund des Königs. Er ſagt dem Monarchen hier und da die Wahrheit mit einer Herzlichkeit, daſs wir ihn liebgewinnen. Im Gefühl des Läſtigen, das mit einem Poſten, wie der ſeinige, unzertrennlich verbunden iſt, iſt er nicht ganz zufrieden, und äuſsert dies an mehr als einem Orte. Die übrigen Charaktere ſind zu untergeordnet und unbedeutend, als daſs wir uns dabei aufhalten ſollten. **) Daher nur noch eini-

*) Der Namen Priyamwada bedeutet die Freundlichredende.

**) Der Sohn des Duſchmanta und der Sakontala, der ſo viel Verheiſsungen von den Göttern erhält, iſt ein wunderſchönes Knäblein, ganz der Wiederſchein der edlen Geſtalt des Vaters. Die ihm ertheilte Handlungsart iſt ganz natürlich, unbefangen und offen, wie man ſie bei Kindern findet.

ge Bemerkungen über die dichterischen Schönheiten dieses Schauspiels, das Herder am besten mit dem Namen eines epischen Drama's zu belegen glaubt. Dass die dem Ganzen zu Grunde liegende Handlung vollständig und äusserst interessant sei, und der Knauel derselben sich eben so natürlich, als zweckmäsig abwinde, ist schon erinnert. *) Die Länge des Stücks darf uns nicht auffallen; es war für Hindus geschrieben und berechnet, für die es im höchsten Grade befriedigend seyn musste. Wie innig ist nicht die Theilnahme, wie herzlich das Mitleiden, wie nagend die Furcht, die der Dichter in unserm Herzen in Hinsicht auf Sakontala und Duschmanta zu wecken und zu unterhalten weiss! Wie begleiten wir die erste mit dem zärtlichsten Mitgefühl durch alle mannigfaltigen Wechsel ihres Schicksals! Wie freuen wir uns ihrer Liebe, ihrer Hoffnungen, ihrer Aussichten in die seligste Zukunft! Wie beben wir für sie, als der Himmel über ihr sich trübt, als schwarze Gewitter sich thürmen, als sie die Erde bittet, sie in ihren Schoos aufzunehmen! Wie frohlocken wir, als wir sie endlich im Palast der Aditi, der Gattin der Gottheit Kasyapa, wiederfinden, als wir ein holdes Knäblein, den Trost ihrer Einsamkeit und Leiden, um sie her tändeln sehen, als wir den entzauberten Duschmanta reuig und verzeihungflehend zn ihren Füssen erblicken, als die Götter glückwünschend ihnen die seligste und glorreichste Zukunft verheissen! Und fast eben so sehr weiss der Dichter uns für den unglücklichen Herrscher zu interessiren, der nicht durch die Schuld seines Herzes, der durch den Fluch einer feindseligen Gottheit verblendet, die Geliebte seiner Seele verkannte,

*) Nichts konnte den Hindn's, die ihr Reich für das erste der Erde halten, interessanter seyn, als den Stamm ihrer Herrscher bis zu den Göttern hinaufgeleitet zu sehen, ja sie selber unter den Unsterblichen zu erblicken.

beleidigte, auf's empfindlichste kränkte! Die edelsten Beschäftigungen seiner königlichen Würde sind sein Vergnügen, bis die Leiden seiner unglücklichen Liebe jede seiner Kräfte lähmen, jede seiner bisherigen Freuden in Wermuth verwandeln. Sein Zustand ist grausevoll: nur die Götter vermögen es, ihn herauszureissen, und sie, die hier allenthalben mit im Spiele sind, *) lohnen endlich sein Verdienst durch die Hand seiner, auf wunderbare Weise wiedergefundenen Geliebten. Ein griechischer Dichter hätte hier den geschürzten Knoten vielleicht natürlich gelöst, allein Kalidas hatte seine gewiss im Lokale liegenden Gründe, es vom Anfang bis zu Ende auf einen heiligen, göttlichen, wunderbaren Zusammenhang anzulegen. Bei den Hindu's war es Volksglaube, dass sich Geister in das Glück und Unglück der Menschen mischen, dass Menschen von der erhabensten Andacht und Betrachtung zunächst am Fusse des höchsten irdischen Elysiums wohnen: daher konnte sich Kalidas die grösste Wirkung von dieser Art der Maschinerie versprechen. Die Farben dieses Schauspiels endlich in Absicht des Ausdrucks, der Bilder, Gleichnisse, Gemälde sind die zartesten, frischesten und prachtvollesten, wie sie die unerschöpfliche Fülle des fruchtbaren Hindostan nur irgend hervorzubringen vermochte. „Selbst Griechenland," sagt Herder, „scheint arm dagegen; noch mehr sind es die nordlichen Länder."

Auch

*) Schon ehe Duschmanta den Hain betritt, in dem er Sakontala kennen lernt, ist ihr Pflegvater Kanna abwesend, um ein über seine Pflegetochter hangendes böses Geschick von ihr zu entfernen. Bei dieser Gelegenheit wird ihm die Verheissung, dass aus ihrem Schoose ein Götterkind, ein Beherrscher der Hindu's, hervorgehn werde. Nun sieht er ruhig über jedes Hinderniss hinweg, und überlässt den ganzen Fortgang der Sache dem Verhängniss.

Auch die Reize der Musik sind nicht vergessen; doch tönen sie nur hier und da als zarte Anklänge, nicht überströmend. Der Prolog sogleich beginnt mit Rhythmus, und auch im Schauspiel selber ertönen hier und da Chöre, Lobgesänge und kurze, geistvolle Lieder, die über das Ganze eine sehr angenehme Mannigfaltigkeit verbreiten. Ueberhaupt so bald die Empfindung in diesem Drama einen höheren Schwung nimmt, zeichnet sich die Sprache der Urschrift durch Sylbenmaaſs und Rhythmus aus, beides aber fällt weg, so bald der Ton sich zur gewöhnlichen Unterredung herabläſst. *)

5.

Einige Proben aus der Sakontala.

Ehe wir uns von diesem angenehmen und interessanten Schauspiele trennen, wollen wir noch einige der schöneren Stellen, so wie sie uns in die Hände fallen, ausheben und zur Bestätigung des Gesagten mittheilen. Durch edle Einfalt, Kraft und Würde empfiehlt sich sogleich der Segensspruch des Brahmen, womit der Prolog anhebt:

Wasser war des Schöpfers erstes Werk;
Feuer empfaht die Gaben,
Anbefohlen im Gesetz:
Heilig ist die Opferweihe!

Zeiten miſst das Himmelslichterpaar,
Und des Schalles Führer,

*) Aristoteles nennt dergleichen Ausdruck, wo sich Rhythmus, Harmonie und Gesang zum Entzücken des Ohrs vereinigen, den Gewürzten (λογον ἡδυσμένον)

Zarter Aether, füllt das All!
Erd' ist des Gebärens Mutter.

Leben alles Athmenden ist Luft!
So in acht Gestalten
Sichtbar, nähr' und segn' euch Gott,
Issa der Naturverwandler! *)

Fast gleicher Art, doch minder feierlich und religiös ist der Chor der unsichtbaren Waldnymphen, welche die scheidende Sakontala, die so lang die Freude und der Stolz ihres Hains war, mit frommen Segenswünschen auf ihre Reise zum Wohnort des königlichen Gatten begleiten:

Heil begleit' auf ihren Wegen
Ueberall Sakontala!
Süsse Frühlingslüfte streuen,
Zum Genuss, der Blühten Balsam
Fächelnd um die Hold' umher!

*) Unter Issa dachten sich die alten Hindu's die ewigen Kräfte der Natur, durch welche alles besteht, alles erhalten wird, die das Aufgelöste ersetzen, und in einer andern Gestalt wiederherstellen. Die Gottheit wird dem Menschen, nach der Vorstellung der Hindu's, in acht Gestalten sichtbar: im Wasser, im Feuer, im Opfer, in der Sonne, im Monde, im Aether, in der Erde und in der Luft. „Sehr natürlich, sagt der deutsche Uebersetzer der Sakontala, ist es, die Urkraft des All in den Elementen, und da, wo sie am stärksten wirken, in den grossen Weltkörpern anzuerkennen. Aber desto merkwürdiger, dass man auch noch den Schritt wagte, im reinen Opfer (Ghih) die göttliche Kraft vorauszusetzen, und mit einer Subtilität, die man mehrere tausend Jahre später auf ein andres System angewendet hat, die Gottheit sich selbst wieder darzubringen."

Teiche, grün von Lotosblättern, *)
Und voll frischer Silberflut,
Kühlen sie, da wo sie wandelt,
Und belaubte Zweige decken
Sie vorm Grimm der Sonnenglut!

Wie viel Lieblichkeit, zartes Gefühl, und, fast möcht' ich sagen, anakreontische Anmuth und Naivetät hat folgende Anrede des Duschmanta an ein Bienchen, welches sich, während er, hinter dem Gebüsch versteckt, dem Stamme des reizenden Mädchens nachsann, ihrem Gesichte näherte!

Du, glückliches Bienchen!
Umschwirrest den Winkel
Des reizendsten Auges,
Das alles entzückt.

Du nahest dem Ohre,
Und flüsterst so leise,
Als wäre der Liebe
Geheimniss dir kund.

Jetzt trinkest du, während
Mit Grazienfinger
Hinweg dich zu scheuchen,
Die Huldin sich müht.

Den süssesten Honig
Entsaugst du der Lipp' ihr,

*) Die Lotosbluhme zog wegen ihrer ausnehmenden Grösse und Schönheit die Aufmerksamkeit der Hindu's auf sich. Ihre Bluhmen glühen mit mancherlei Farbenschattirung, vorzüglich aber ihre reiche Bluhmenkrone mit einem rothen Schimmer. Ihre Blätter sind weich, gross und schattig.

Und jegliche Schätze
Der Wolluſt darin.

Ich aber, — indeſs du
In Götterluſt ſchwelgeſt —
Ich ſinne dem Stamm nach,
Deſs Sprößling ſie iſt. *)

Während Duſchmanta mit raſtloſem Eifer ſeinen königlichen Pflichten obliegt, ertönen abwechſelnd zwei Stimmen, gleichſam die Stimmen ſeines Volks zum Preiſe ſeiner Herrſchertugenden:

Erſte Stimme.

Nicht dein Vergnügen iſt dir Glück,
Du wachſt nur für dein Volk
Bei Tag und Nacht. Seit dem du biſt,
Glüht dieſer Trieb in dir.

So trägt die Mittagsglut der Baum
Auf ſeinem breiten Haupt,
Indeſs er den mit Schatten kühlt,
Der unter ihm ſich birgt.

*) Nachdem Duſchmanta ganz von Sakontala's Reizen bezaubert iſt und er ihren Beſitz wünſcht, ſchreckt ihn der Gedanke, daſs ſie vielleicht die Tochter eines Brahmen, und ihm daher vom Schickſal verſagt ſei. „Ich fürchte, ſie gehört zum heiligen Geſchlecht ihres Pflegevaters," ſagt er bey ſich ſelbſt. „Oder quält mich eine ungegründete Beſorgniſs? Mein heiſses Herz hängt ſo feſt an ihr, und ſie ſollte nicht eines Kriegers Braut werden können?" Während des ſchüttelt Sakontala ängſtlich den Kopf und ruft aus: „Ah! da fährt eine Biene aus dieſer Mallikabluhme und ſummt mir um das Geſicht!" Indeſs die Biene nun das ängſtliche Mädchen noch mehr in Schrecken ſetzt, beneidet ſie Duſchmanta in den mitgetheilten Verſen.

Zweite Stimme.

Führſt du den Richterſtab, dann kehrt
Zum Recht, wer ihm entwich:
Der Zwiſt verſtummt, wenn du gebeutſt,
Nichts ſchreckt, wen du beſchirmſt.

Reich quillt der Güter Fülle dem,
Der dir verwandt iſt, Fürſt!
Und jeden deiner Bürger nennt
Verwandt dein mildes Herz.

Wir ſchlieſsen dieſe Proben mit einem der ſchönſten Monologe in dieſem ganzen Drama. Duſchmanta, von Sakontala's Reizen bezaubert, wünſcht nichts mehr, als ſie ganz zu beſitzen: und doch kämpſt er mit bangen Zweifeln, ob ihm auch dieſer heiſseſte Wunſch des Herzes erfüllt werden könne. Als ein troſtloſer Liebender tritt er daher auf und ſpricht bey ſich alſo:

Ich weiſs gar wohl, wie vieles über ſie
Die Frömmigkeit vermag. Nur Kanna wird
Allein entſcheiden, wem ſie Hand und Herz
Einſt ſchenken ſoll: zu ſicher weiſs ich es! *)
Und doch vermag mein liebekranker Geiſt
So wenig in der Ruhe ſtillen Schoos
Zurückzukehren, die mich ſonſt umfing,
Als das Gewäſſer in die Höhe ſteigt,
Nachdem es ihr einmal entfloſſen iſt. —
O Gott der Liebe! wie ſo ſcharf, ſo ſcharf
Sind deine Pfeile doch, wiewohl ſie nur

*) Sie wird, als eine folgſame Tochter, nicht ſelbſt über ihre Hand entſcheiden, ſondern ihrem Pflegevater Kanna die Wahl ihres Gatten überlaſſen. Wer weiſs aber, ob dieſer nach meinen Wünſchen entſcheidet?

Gespitzt mit Bluhmen sind! Jetzt ahn' ich sie,
Die Ursach' ihrer Schärfe. Flammen sind
Die Spitzen, eingetaucht in Hara's Gift;*)
Wie das Barawafeuer **) unerstickt
Selbst unter Fluten brennt, so brennen sie
Noch diesen Augenblick. Wie könntest du,
Du, der du selbst zu Asche branntest, sonst
Des Menschen Herz entzünden? — ***) Ob ihr gleich,
Du, und der Mond, werth des Vertrauens scheint;
So täuscht ihr doch uns arme Liebenden
Nur gar zu sehr. Wenn man, wie ich jetzt, liebt,
Mit Unrecht schreibt man bluhmichtes Geschoss
Dir dann, so wie dem Monde Kühlung, zu.
Der Mond — er schüttet Glut auf uns herab
Mit seinem thaubeladnen Silberstral,
Und du — du schärfst die Pfeile, die du schnellst,
Mit Demantspitzen, scheinen sie uns gleich
Mit Bluhmen nur befiedert, und geschärft,
Und doch, — und doch durchströmte dieser Gott,

*) Hara ist einer von den vielen Namen der zerstörenden Gottheit Siwa. Auch bei den Hindu's führten die Gottheiten nach ihren Verrichtungen und Wirkungskreisen verschiedene Beinamen.

**) Das Barawafeuer war eine dem griechischen Feuer ähnliche Erfindung. Ueberhaupt waren den Hindu's schon im höchsten Alterthum allerlei Arten des künstlichen Feuers, allerlei Feuergewehre und der Gebrauch des Schiesspulvers zu Feuerwerken, Lichtkugeln und dergleichen bekannt. Nur muss man sich dieselben nicht in der Gestalt, Beschaffenheit und Mischung der europäischen denken. M. s. Halhed's Vorrede zu seiner Uebersetzung des hinduischen Gesetzbuchs.

***) Kama, der Gott der Liebe, ward der hinduischen Mythologie zufolge durch Hara's Feuer zu Asche verbrannt: allein die Götter träufelten Nektar auf die Asche, und der Liebesgott gieng neubelebt aus ihr hervor.

Der einen Fisch in dem Paniere trägt, *)
Mit Wonne mich, — verwundet er mich auch! —
So fern es ihm, dem Strengen, nur gefiel,
Durch die mich zu vernichten, die allein
Auf Erden nur mein Herz in Fesseln hält,
Und deren Augen, gross und reizend wie
Des Rehes Augen, glänzen. Hast du denn,
Du Mächtigster der Götter, gar mit mir
Kein Mitleid, ob ich auch vor dir gebeugt
Anbete deiner Gottheit Majestät? — —
O Liebe, Lieb'! es fächeln Hunderte
Der stürmenden Gedanken meiner Brust
Zur Glut dein Feuer an. Ha! ziemt es dir,
Zu spannen deinen Bogen bis an's Ohr,
Damit, auf mich gerichtet, tiefer noch
In's Herz mir fahre der geschnellte Pfeil?

(Seufzend:)

Nichts, leider! nichts gewährt mir Linderung,
Als meiner Huldin liebevoller Blick.

(Er sieht auf.)

Gewiss bringt dieses Mittags schwüle Glut

*) Kama wird von den Hindu's auf einem Papagei reitend vorgestellt. Er hat fünf oder sechs mit würzhaften Kräutern zugespitzte Pfeile, einen Bogen von Zuckerrohr mit der Bogensehne von Bienen und einen Fisch im rothen Paniere. Nach der Mythologie ist er ein Sohn des Himmels (Kasyapa) und der Täuschung, (Maia) eine sehr zarte, ätherische Dichtung! Retti, oder die Zärtlichkeit, ist seine Gattin, und Wassant (der Frühling) sein unzertrennlicher Freund, der ihm immerfort den Köcher mit frischen Ambrablühten füllt. Sein Lieblingsaufenthalt ist die Gegend um Agra, vorzüglich aber die Ebene Matra. Hier bringt auch Krischen, oder Krischna die Nächte mit neun Milchmädchen, (Gopi) den Gespielinnen seiner Kindheit, unter Tänzen, Flötenspiel und ländlichen Lustbarkeiten hin.

Sakontala mit ihren Freundinnen
Hier an des Flusses Ufer, dicht umlaubt
Von blätterreichen Lotosstauden, zu.
Recht so, mein Fuss, tritt näher hin zu ihm!
(Er geht umher und spähet.)
Gewiss, gewiss! vor kurzem wandelte
Die Freundin meiner Seele, wie mir dünkt,
Hier unter'm Schatten dieser Bäume noch:
Denn unverwelkt stehn ja die Stängel dort
Der Bluhmen, die sie sich zum Schmucke brach,
Und hier von diesen Blättern, die erst frisch
Vom Stamm gestreift sind, fliesst der Milchsaft noch.
(Er fühlt ein wehendes Lüftchen.)
Ha! wie erquickend ist der Lüfte Hauch
An dieses Ufers Rand! Umfangt mich hier,
Ihr sanften Winde! haucht mir Wohlgeruch
Von Wasserliljen *) zu, kühlt meine Brust,
Durchflammt von Kama's unsichtbarer Glut!
Kühlt mit dem Thau, dem milden Thaue sie,
Den ihr der Welle des Malini raubt! **)
(Er sieht auf die Erde)
Heil mir! Sakontala — sie weilt gewiss
Hier irgendwo in diesem Labyrinth
Von Blüthenstauden: ***) denn im gelben Sand

*) Die Wasserlilien sind eben das, was oben die Lotosstauden. Ihr goldner Staub färbt die Bäche um Kasyapa's Wohnung. Ihr Wohlgeruch ist äusserst süss und balsamisch.

**) Der Malini ist ein Fluss, der von den Schneegebirgen Himalaya herabkommt, der also äusserst frisch und kühl ist.

***) Die Entdeckung frischer Tritte im Sande lässt den liebenden König ahnen, dass Sakontala nicht fern sei. Er versteckt sich daher, um sie zu belauschen.

Am Eingang jener Laub' erblick' ich dort
Noch frische Tritt', ein wenig vorn erhöht,
Und hinten eingedrückt von dem Gewicht
Der schönsten Glieder, die ein Auge sah.
Hier, hinter diesem dicken Laubgebüsch
Erreicht sie sicher mein entglühter Blick.

(Er versteckt sich und späht mit Sorgfalt umher.)

O Wonne! jetzt seh' ich die Reizende!
Die Huldin meiner Seele ruhet dort
Auf einem Fels, mit Bluhmen überstreut,
Um sich die beiden Freundinnen. — Verbergt,
Verbergt ihr dichten Zweige mich, indess
Mein Ohr auf ihre holde Rede hört!

6.

Noch über einige andre poetische Denkmale der Hindu's aus diesem Zeitraum.

Noch vor Kalidas, dem geistreichen und geschmackvollen Verfasser der Sakontala, und mehrerer andrer dichterischer Werke, auf denen noch nächtliches Dunkel ruht, blühte Wyasa, gleichfalls ein berühmter Dichter der Hindu's *). Sein bereits erwähntes episches Gedicht Bharata, worin er den Krieg der Kuru's und Pandu's verewigte, erhielt ein so grosses Ansehn,

*) Wyasa, oder eigentlich Krischna-Dwapayen-Wyasa, machte sich auch dadurch um seine Landsleute verdient, dass er die vielen Weda's in drei oder vier Bücher sammelte. Der Held, der seinem epischen Gedichte dem Namen gab, Bharat, Bheret, oder Bhereta, war der Sohn des Duschmanta und der Sakontala, der bei Kalidas den Namen Serwademana (Löwenbändiger) führt, und von welchem Hindostan nachmals wegen seines grossen Ansehns den Namen Bherakhand erlangte. Kalidas schildert ihn uns in seinem Drama als einen Knaben von ungemeinem Feuer, Muth und Leben.

dafs man es so gar zu den heiligen Büchern zählte. Die von Wilkin's herausgegebene Bhagvat Geeta, eine Episode desselben, läfst uns auf den Geist und den poetischen Charakter des Ganzen schliefsen. Zugleich aber dient es auch dazu, uns die Religionsphilosophie der Hindu's, eine der interessantesten des ganzen Alterthums, kennen zu lehren. „Nach dieser ist Brehm die Selbstständigkeit, das erste und einzige Wesen, welches war, und ist und in Ewigkeit seyn wird. *) Ausser ihm, das sich nur selbst begreift, und von keinem andern Wesen begreifen läfst, ist die ganze Schöpfung Täuschung (Maia.) Sie ist nur in unsern Sinnen, nur in unserm Verstande, vorhanden. Weit inniger, als die grofsen Elemente ist das Wesen der Wesen in Allem. Allein das All ist nicht dies Wesen selber: kein Ding, von welcher Art und Vollendung

*) Die gelehrten Hindu's erkannten, wie Jones behauptet, ihren heiligen Büchern zufolge, nur ein höchstes Wesen. Sie nannten es Brahme, oder Brehm, das Grofse. In der Aeufserung seiner Schöpferkraft ward es ihnen Brahma (männlichen Geschlechts). Seine Kraft selber, seinen göttlichen Geist nannten sie Wischnu, (den Durchdringer) oder Narayan (den auf dem Wasser Gehenden). Als Verwandler der Gestalten — denn Zerstörung fand auch nach der Vorstellung der Hindu's nicht Statt — hatte er unzählige Namen, von welchen Siwa, Issa, Iswara, Rudra, Hara, Sambhu, Mahaweda die gewöhnlichsten sind. M. s. Forster's Erläuterungen zur Sakontala. S. 264. 265. Die mancherlei Berührungspunkte dieser hinduischen Vorstellungsart mit der griechischen Mythologie, die Mischung metaphysischer Begriffe mit historischen, die man in beiden wahrnimmt, beweisen, wie Forster sehr richtig bemerkt, dafs in dem Gange der Einbildungskraft, auch da, wo sie am ungebundensten scheint, weniger Willkürliches liegt, als man erwarten sollte. Jedoch waren die Mythen der Griechen einfacher, und wegen dieser Einfachheit wurden sie mit dem Fortgange der Zeit reiner und schöner, so dafs sie den Idealen der griechischen Kunst das Daseyn zu geben vermochten.

es' auch sei', ist ein Theil von ihm. Alle Dinge sind in ihm; sie sind sein Abdruck. Das Gemüth kann es suchen dies Wesen der Wesen durch Grundsätze, die, wie Brehm selbst, allenthalben das einzige Ewige sind." So viel von der hinduischen Philosophie zur Einleitung, um folgende Stellen aus der Bhagvat-Geeta zu verstehen, und uns von dem genauen Verhältniss, worin Weisheit und Dichtkunst auch im grauesten Alterthum der Hindus standen, einen Begriff zu machen. Auch von dem Geist und der Sprache der ältesten Poesie von Hindostan werden uns diese Auszüge einiges errathen lassen. Das selbstständige Wesen drückt sich hier über sich selbst gegen Arjun also aus:

Auf und vernimm der Geheimnisse grösstes! Alles, was da ist,
Ruhet in mir, wie die Luft im weiten, unendlichen Aether,
Und kehrt wieder zurück, nach seinem vollendeten Zeitlauf,
In die Quelle des Seyns, aus welcher es wieder hervortritt. —
Vater und Mutter der Welt, der Erscheinungen Grund und Erhalter,
Ihre Geburt und Wiederauflösung und endlicher Ruhort,
Regen und Sonnenschein, Tod und unsterbliches Leben,
Aus- und Einkehr bin ich, der Dinge Seyn und Verschwinden, —
Nichts ist grösser, als ich. Wie die köstliche Perl an der Schnur hängt,
Hangen die Wesen an mir. Ich bin im Wasser die Feuchte,
Licht in der Sonn' und im Mond. Anbetung bin ich im Weda,
Schall in dem Firmament, und Menschennatur in der Menschheit,
Süsser Geruch in der Erd' und Glanz in der Quelle des Lichtes,
Leben und Glut in Allem, des Weltalls ewiger Samen.

An einem andern Orte dieser Episode kommen dieselben Vorstellungen nur mit einigen Veränderungen vor. Bilder und Ausdruck haben hier noch grössere Mannigfaltigkeit und Fülle.

Ich bin der Schöpfung Geist, ihr Anfang, Mittel und Ende,
In den Naturen das edelste stets von allen Geschlechtern.
Unter den Himmlischen Wistnu, die Sonne unter den Sternen,
Unter den Lichtern — der Mond, von den Elementen — das Feuer,
Miru unter den Bergen, das Weltmeer unter den Wassern,
Ganga unter den Strömen, Aswaata unter den Bäumen,
König in jeglicher Art der Menschen und aller Lebendgen,
Unter den Schlangen bin ich die ewige Schlange, der Weltgrund,
Unter den Rossen das Ross, das aus den Wellen des Milchmeers
Sprang, und der Elephant, aus eben den Wellen geboren,
Unter den Waffen der Donner; bin Führer der himmlischen Heerschaar
Unter den Kriegern; ein Lehrer der Geister unter den Lehrern,
Unter Gebeten das stille Gebet, der himmlischen Chöre
Leiter; von Worten das göttliche Wort, einsylbig und heilig.
Millionen Formen, Geschlechter, Arten und Farben,
Das ist meine Gestalt. —

Mit welch einem Aufwande von Beredsamkeit, mit welch schönen Bildern und Gleichnissen ist hier die blosse Idee, ich bin in jeder Art das Erste und Edelste, versinnlicht und anschaulich gemacht! Ist es möglich, einen und denselben Gedanken mannigfaltiger zu drehen und zu wenden, mit mehr Abwechselung auszudrücken, durch immer neue Figuren und Wendungen dem Ekel kräftiger entgegenzuarbeiten, als hier geschehen ist? Und nun lese man die prachtvolle Schilderung, die uns der Dichter in folgendem Auszuge aus demselben Gedichte von dem Wesen der Wesen macht. Man beherzige den schönen Hymnos, in den sich Arjun's Seele bei Betrachtung des Edelsten, des Ersten ergiesst; und man wird dem grauen Sänger der Hindu's seine Bewunderung nicht versagen können. Der Ewige

hatte Arjun geboten, ihn mit himmlischen Augen zu betrachten. *) Arjun gehorchte, und nun fährt der Dichter fort:

Arjun sahe die hohe Gestalt in himmlischer Zierde,
Vielbewafnet, geschmückt mit Perlen und köstlichen Kleidern,
Duftend in Wohlgerüchen, bedeckt mit seltenen Wundern.
Allenthalben umher der Häupter Blicke gerichtet,
Hielt er die Welten in sich, geschieden in jede Verändrung.
Uebertäubt von den Wundern, das Haar vor Schrecken erhoben,
Sank der Schauende nieder und betete preisend den Gott an:
„Ewiger, in dir seh' ich die Geister alle versammelt,
„Alle Gestalten der Wesen: ich sehe den schaffenden Brahma
„In dir, thronend über dem Lotos. Ich schaue dich selbst an,
„Dich mit unendlichen Armen und Formen und Gliedern bewafnet;
„Und doch seh' ich in dir nicht Anfang, Mittel und Ende.
„Geist der Dinge! Du Form des Alls! ich schaue die Krone
„Deines Haupts, eine stralende Glorie, leuchtend in alle
„Fernen, mit unermeßlichem Lichte, die Welten ihr Abglanz.
„Deine Augen, — der Mond und die Sonne. Der Athem des Mundes —
„Flammendes Feuer. Der Raum des Weltalls — deine Verbreitung.

*) Arjun, mit dem das Wesen der Wesen hier redet, war nach der hinduischen Mythologie der Wagenführer der Sonne. Wenn Helios bei den Griechen seinen Wagen selbst lenkt und Eos, eine Titanide, vor dem Wagen herzieht; so sitzt, nach der Vorstellung der Hindu's, Arjun, als Lenker der sieben Sonnenrosse, vor dem Sonnengotte Surya und zerstreut, nicht aus eigener Kraft, sondern durch die Macht des hinter ihm sitzenden Gottes, die nächtlichen Schatten. Da die Morgendämmerung in dem heißen Hindostan nur wenige Augenblicke dauert, so lassen die hinduischen Dichter unstreitig nicht erst Eos (die Morgenröthe) vor dem Sonnengott herziehn, sondern denselben sogleich auf den Wagenlenker folgen. M. C. Forster's Erläuterungen zu Sakontala S. 259.

„Geister seh ich' zu dir sich nahn, wie zum Orte der Zuflucht,
„Geister seh ich' erschrocken die Hände falten und zittern.
„Welten schauen dich an — und staunen, dich die gewaltge
„Riesengestalt von unzähligen Augen und Gliedern und Häuptern,
„Armen und Brüsten. Die Heere der länderbeherrschenden Helden —
„Siehe! sie stürzen in deinen verschlingenden feurigen Athem,
„Wie in das unermeſsliche Meer die rollenden Ströme,
„Wie in die Flamme des Lichts der Mücken Schwärme sich stürzen.
„Aber du stehest und bleibst und füllst mit Stralen das Weltall. — *)"

So viel aus der Bhagvat Geeta zur Probe! Ausser dem grossen, diese Episode in sich fassenden, epischen Gedichte Maha Bharat schrieb Wyasa auch noch verschiedene, nach Andern sogar alle, Puranas oder Sammlungen mythologischer Erzählungen in Versen. **) Allein ein so unermeſsliches Werk war ge-

*) Diese Uebersetzung ist von Herder. Man findet sie in den Zerstreuten Blättern IV. S. 253. f. Hier und da werden dem Leser dieser Auszüge ähnliche Ideen und Ausdrücke hebräischer Dichter beifallen.

**) Die Puranas, achtzehn an der Zahl, gehören zu den heiligen Schriften der Hindu's. Diese heiligen Bücher führen überhaupt den Namen Weda, Wedam, Wedang. Die Weda's bestehen aus vier Büchern, die von Gott selbst offenbart seyn sollen. Sie sind nicht verloren gegangen, wie Sonnerat behauptete, sondern haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Das brittische Museum zu London besitzt ein vollständiges Exemplar davon, in eilf Banden, welches der Obriste Poliet auffand. Wyasa, dessen wir als eines der ältesten hinduischen Dichters erwähnt haben, brachte die vorhin unzähligen Weda's auf vier Bücher zurück. Die drei ersten derselben erläutern in methodischer Ordnung die menschlichen Pflichten. Das vierte Buch enthält die göttlichen Gesetze, und ist unstreitig in späterer Zeit verfertigt. Beweis davon ist der Dialekt, worin

wiss nicht die Arbeit eines einzigen Mannes. Vermuthlich gieng es daher mit Wyasa wie mit David, Salomo,

es geschrieben ist. Dieser wird leicht verstanden, da hingegen die drei ersten Bücher nur von wenigen Brahmen ausgelegt werden können. Ueberhaupt besitzen die Hindu's sechs Sammlungen heiliger Schriften, welche den gemeinschaftlichen Namen Sastras (Schastras) führen. Die erste dieser Sammlungen enthält die vier Bücher des Weda. Die zweite heisst Upa-Weda (Unter-Weda) und besteht gleichfalls aus vier Büchern. Der Inhalt derselben betrift Chirurgie und Medizin, Musik, Tanzkunst, Kriegskunst, Architektur, und die übrigen mechanischen Künste. Die dritte Sammlung des Sastra führt den Namen Anga, oder Wedanga. Sprachkunde, das Rituale des Gottesdienstes, Astronomie und Auslegung schwer zu verstehender Wörter des Weda sind der Inhalt derselben. Die vierte Sammlung besteht aus den achtzehn Puranas, die zum Theil, oder ganz dem Wyasa beigelegt werden, und mythologische Erzählungen in sich fassen. Die fünfte, Dherma, oder Menu-Sinriti, enthält in achtzehn Büchern die Rechtsgelehrsamkeit. Die letzte Sammlung endlich, Dersana, ist der Inbegriff der Philosophie der sechs hinduischen Schulen. Die drei letzteren Sammlungen fasst man auch unter dem gemeinschaftlichen Titel Up-Anga (Unter-Anga), zusammen, und zählt alsdann nur vier Sastra's. Zu der vierten Sammlung, oder den Puranas gehören auch die beiden grossen epischen Gedichte, das Bharata und Ramayana. Die Kommentare über alle diese Werke gehen in das Unendliche. Den Suderas, oder der vierten Klasse der Hindu's ist es nicht vergünnt, in einem der sechs Sastra's zu lesen, oder daraus vorlesen zu hören. Dafür aber besitzen dieselben eine Menge profaner Schriften, die aus den Sastra's gezogen und sehr unterhaltend sind. Um sich von dem Umfange der heiligen Litteratur der Hindu's einen Begriff zu machen, bedenke man, dass die Weda's aus mehr als tausend Unterabtheilungen bestehen, dass die Purana's über fünfmalhunderttausend Versabschnitte, oder Stanzen, enthalten, und dass das Maha-Bharat allein mehr, als hunderttausend in sich fasst. Auf diese Art geht alles Uebrige verhältnissmässig in's Unendliche fort. M. s. Asiatik Researches I, p. 340 - 355. und 415 - 431.

Jesaias bei den Hebräern, wie mit Homeros bei den Griechen, wie mit Lokman bei den Arabern. Ihr Name war zu glänzend, als daſs nicht ſpätere Schriftſteller gewähnt hätten, ihren eigenen Geiſteswerken dadurch Ruhm zu verſchaffen, daſs ſie ihnen denſelben gleichſam als einen verſchönernden Kranz, aufſetzten. Und was von fremder Arbeit nicht auf dieſe Art verdienſtvollen Männern zugeſchrieben wurde, das erhielt ihren Namen durch den Hang gleichlebender, oder ſpäterer, Kritiker, allem was ſich namenlos in der Welt umhertrieb, durch Vorſetzung eines Namens gleichſam mehr Stätigkeit nnd Anſpruch auf Fortdauer zu ertheilen. Kein Wunder, wenn man dann in dieſer Hinſicht berühmten Männern dasjenige beilegte, was mit den Denkmalen ihres Geiſtes, war es auch nur der äuſseren Form nach, Aehnlichkeit hatte. Auf dieſe Art vermehrten ſich wahrſcheinlich auch die Gedichte des Wyaſa, ſo wohl an Zahl als an Umfange.

7.

Fortſetzung.

Einige Gedanken weiſer Brahmen.

Als Zeitgenoſſen des geiſtreichen Verfaſſers der Sakontala, oder als bald nach ſeinem Zeitalter blühende Dichter nennt uns der gelehrte Jones noch Amara, Sundar, Sankha und Dhanik. Allein ihre Namen ſind leider alles, was wir bisher von ihnen wiſſen. Vielleicht daſs der Entdeckungseifer gelehrter Britten ſie uns in kurzem näher kennen lehrt, und uns näher in den Tempel der hinduiſchen Dichtkunſt führt, in deſſen Vorhofe, wir bereits ſo herrliche Denkmale der

Kunſt

Kunst bewundern. Vorzüglich stand das Schauspiel, als die vollendetste Darstellung der Poesie, seit Kalidas bei den Hindu's sehr in Ansehn. Daher ist es kein Wunder, wenn die Pandits, oder gelehrten Brahmen, behaupten, dass ihre Trauerspiele, Lustspiele und Farçen unzählbar seyen. Nächst den dramatischen Arbeiten des Kalidas, die wir schon oben genannt haben, rühmt man noch, als vorzüglich vollendete Natak's, oder Drama's: Das bösartige Kind, die Entführung der Uscha, die Zähmung des Durwasas, die ergriffene Locke, Malati, und Madhawa. Ausser diesen werden noch fünf bis sechs dramatisirte Abenteuer der hinduischen Götter am meisten bewundert. Alle diese Gedichte sind da, wo der Dialog einen höheren Schwung nimmt, in Versen geschrieben: wo er sich aber zur gewöhnlichen Unterredung herabläfst, beginnt die Prosa. Die Vornehmen und Gelehrten reden darin das reine Sanskrit, den Weibern hingegen, selbst aus den gebildeteren Ständen, wird Prakrit in den Mund gelegt. Die geringeren Personen des Schauspiels endlich bedienen sich der gemeinen Dialekte der jedesmaligen Provinz, die sie nach der Dichtung des Verfassers bewohnen. Mehr von den dichterischen Ueberresten der alten Hindu's zu sagen, verbietet der Mangel an Nachrichten, so wie die Gränzen dieser Geschichte. Wir schliessen daher diesen Abschnitt mit einigen vorzüglichen Gedanken weiser Brahmen, in der Sprache der Musen vorgetragen, und durch Wahrheit und Nutzbarkeit für das menschliche Leben ausgezeichnet. Wie wahr, wie schön gedacht und gesagt ist es, wenn ein Weiser Hindostans über den verschiedenen Einfluss der Leiden auf den Rechtschaffnen und den Bösen sich so ausdrückt:

Wenn dem redlichen Mann ein Leid unschuldig begegnet,
Ist er ein fliegender Ball in der Hand des Geschicks;
Niederprallt er zu Boden, damit er über sich steige,
Da, wie ein Erdenklos, starrend, der Böse zerfällt.

Wer vermag die Richtigkeit des Gedankens in Zweifel zu ziehen, und dem Herze des Weisen seine Bewunderung zu versagen, der von Andacht und Religion so denkt und urtheilt?

Von Begierden frei, und frei von Lohnsucht,
Thut der Weise Guts, und weiss es selbst nicht.
Unbefangen vom Erfolg der Thaten,
Weiht er sie der Andacht reinem Feuer.
Gott ist seine Gabe, Gott das Opfer,
Gott des Altars Flamme, Gott der Opfrer,
Und nur Gott kann seines Opfers Lohn seyn.

* * *

Niemand schaden, allen Hülfe leisten,
Jedermann ein heiliger Altar seyn,
Ist Religion. Und diese Freundin
Geht mit uns, wenn Alles einst zurückbleibt.

Wie tief aus der Beobachtung des menschlichen Herzes herausgehoben und nur zu oft durch die Erfahrung bestätigt sind endlich folgende Bemerkungen über die Aeusserung wahrer und falscher Freundschaft!

Wie der Schatten früh am Morgen,
Ist die Freundschaft mit dem Bösen,
Stund' auf Stunde nimmt sie ab.
Aber Freundschaft mit dem Guten
Wächset, wie der Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

* * *

Freunde niederer Art sind dem irdnen Gefäße vergleichbar:
Leicht zerbricht es, und schwer wird es von neuem ergänzt.
Bessere Seelen gleichen der goldenen Schale, die nie bricht.
Nie vom Roste befleckt, ist sie und bleibet sie Gold.

* * *

Nicht der Stand entscheidet über Gaben,
Aber über Sittlichkeit der Umgang.
Sieh den süßen Strom sich mit dem Meere
Mischen, und er ist fortan untrinkbar. *)

*) Mehrere Gedanken weiser Brahmen findet man in Herder's zerstreuten Blättern IV. 315 — 342. Auch die hier eingerückten sind aus dieser geschmackvollen Sammlung ausgehoben. Möcht' es dem verehrungswürdigen Sammler und Uebersetzer doch gefallen haben, die Quellen, aus denen er schöpfte, so wie die Verfasser und Zeitalter dieser Bluhmen der hinduischen Dichtkunst und Weisheit zu nennen! Ein gleicher Wunsch drängt sich dem Verfasser dieses Versuchs auch in Absicht der übrigen aus morgenländischen Dichtern gesammelten poetischen Bluhmen auf. — Doch ein jeder wird die mitgetheilten Gedanken der hinduischen Weisen gewiss mit Vergnügen lesen; sollten sie auch, — was der Verfasser dieses Versuchs nicht verbirgt — diesem Zeitraum der Poesie nicht angehören.

V. *Poesie der Dschinesen.*

1. Sprache.

1.

Die Sprachen der Dschinesen vervollkommten sich in diesem Zeitraum nur sehr wenig.

Die Dschinesen, eines der ältesten Völker der Erde, hatten unter uns unbekannten Umständen schon frühzeitig eine gewisse, ganz eigenthümliche, Kultur erlangt. Da nun aber keine Kultur des Geistes und der Sitten ohne heilsamen Einfluss auf die Bearbeitung und Verfeinerung der Sprache denkbar ist; so ward auch den verschiedenen Sprachen der Dschinesen eben so frühzeitig, wiewohl der einen mehr, der andern weniger, eine gewisse ihrem Geisteszustande angemessene, Ausbildung zu Theile. Allein verschiedene in der Staatsverfassung und in dem mungolischen Sklavensinn der Dschinesen gegründete Umstände *) erschwerten

*) M. s. den ersten Theil dieses Versuchs S. 264. 265. Charakter, Wohnsitz, Regierungsform und andre Umstände verhinderten oder erschwerten die Kulturfortschritte der Dschinesen. Ihr mungolischer Charakter bestimmte sie zur sklavischen Unterwürfigkeit, und zur Furcht vor allen Neuerungen. So wie dadurch auf der einen Seite eine fast immerwährende Ruhe im Lande erhalten wurde, so ward dagegen auf der andern auch alles Aufstreben des Geistes verhindert, alle Ausbildung der Verstandeskräfte erschwert, alles Feuer der Einbildungskraft erstickt und

ihr Fortschreiten in jeder Art der Geistesbildung zu sehr, als daſs sich der nachtheilige Einfluſs derselben nicht auch über die Sprache verbreitet hätte. So wie sie sich, mit allem was sie wuſsten und konnten, in einem ewigen Kreise umher drehten, und den ihnen früh zu Theil gewordenen Grad der Ausbildung fast um nichts vergröſserten; so blieb auch die Sprache derselben auf der Stufe stehen, die sie einmal eingenommen hatte. Wir werden daher, um ihren dermaligen Zustand und Einfluſs auf die Fortbildung der Poesie zu schildern, nur sehr wenig zu dem hinzusetzen können, was wir schon an einem andern Orte davon gesagt haben. Der Wohllaut, wodurch dieselbe sich schon in der vorigen Periode auszeichnete, und zu poetischen Kunstbildungen eignete, erhielt sich während des jetzigen Zeitraums nicht nur bei seiner vorigen Anmuth, sondern gewann auch durch den öfteren Gebrauch derselben zur Poesie, die der Dschinese von jeher liebte, vermuthlich noch neue Reize. Denn wie war es möglich, sie fortgesetzt zu Gedichten zu verarbeiten, ohne die vielleicht noch übrigen scharfen Ecken immer mehr hinwegzuschleifen, ohne ihr immer mehr Rundung, Gewandheit und Wohlklang zu geben? Die vorher schon statthabende und durch ihre Mannigfaltigkeit vergnügende Modulation der Töne ward unstreitig durch den fortgesetzten Gebrauch derselben noch vielfacher und musikalischer, und die Länge und Kürze der Sylben bestimmter. Und so läſst es sich auch wohl nicht denken, daſs, bei aller den Dschinesen eigenen Geistesarmuth und sklavischen Anhänglichkeit an das Hergebrachte, der Vorrath ihrer Ideen durch eigenes und fremdes Nachdenken und Beobachten nicht um

ausgelöscht. Den kühnen Schwung, den man in den Kunstbildungen der übrigen orientalischen Völker findet, sucht man daher in dschinesischen Werken vergebens.

etwas, ſei es auch noch ſo wenig, ſollte gewonnnen haben. Erweiterte ſich aber die Maſſe ihrer Vorſtellung, ſo muſste nothwendig auch ihr Sprachſchatz durch Erfindung neuer Wörter zur Bezeichnung und Erhaltung des Entdeckten einigen Zuwachs bekommen. Endlich muſste die dſchineſiſche Sprache, durch den anhaltenden Gebrauch, den nicht nur ihre Dichter, ſondern auch ihre übrigen Schriftſteller, davon machten, auch in Abſicht ihres innern Baues gewinnen und regelmäſsiger werden. *) Sei daher ihr Fortſchreiten auf dem Wege zur Vollendung auch noch ſo gering und unbeträchtlich, ſo läſst ſich, nach dem bisher Geſagten, doch kein völliges Stilleſtehn derſelben denken, ſondern auch ſie muſs, nach der Analogie ihrer morgenländiſchen und abendländiſchen Schweſtern, ſich in etwas bereichert, verfeinert und gebildet haben.

2. Gedichte.

2.

Beſchaffenheit der dſchineſiſchen Poeſie. Einige Proben davon.

Die früheren Gedichte der Dſchineſen waren moraliſch, oder hatten doch einen moraliſchen Anſtrich, und waren häufig mit Sittenſprüchen durch-

*) Bei allem dem iſt der grammatiſche Bau der dſchineſiſchen Sprache noch immer äuſserſt regellos und ſchwankend. Man unterſcheidet in derſelben weder Geſchlecht, noch Nennfall. Sehr ſelten unterſcheiden ſich Nennwort und Zeitwort, Subſtantiv und Adjektiv. Nyai heiſst ſo wohl die Liebe, als ich liebe. Hao-dſchin bedeutet einen guten Menſchen und Dſchin-Hao Menſchengüte.

flochten. Daher ermunterte Kong-fu-tsee seine Schüler häufig zum Studium der alten Poesie, besonders aber des kanonischen Buchs Schi-king, einer Sammlung von dreihundert Oden aus dem ältesten dichterischen Alterthum von Dschina. *) „Kinder, sagte er, warum studirt ihr nicht im Buch der Oden? Wenn wir auf der Erde dahinkriechen, wenn wir keinen Nutzen schaffen, wenn wir uns nicht zu Ehrenstellen emporschwingen können; so werden wir durch die Kraft der Oden erhoben und zur wahren und vollkommnen Ehre tüchtig gemacht werden. In den Oden, fährt er fort, erblicken wir, wie in einem Spiegel, unsre Pflichten. Zugleich aber zeigen sie uns auch, was wir, als unsre Natur entehrend, zu fliehen haben, und durch die fleifsige Betrachtung dessen, was uns obliegt, werden wir mit einer heilsamen Verachtung alles Unsittlichen durchdrungen. Durch das Studium der Oden werden wir gesellig, beredt und angenehm. Denn so wie die Musik die Töne mäfsigt, so schwächt die Poesie auch unsre Begierden und Leidenschaften. Die Oden — hiemit schliefst er endlich seine Ermahnung — lehren uns, wie wir zu Hause unsern Aeltern, und aufserhalb desselben, unsern Fürsten dienen müssen.“ **) Diese Aeufserungen des dschinesischen Philosophen zeigen uns die ältesten poetischen Schöpfungen seines Vaterlandes, wenigstens von ihrer moralischen Seite, in einem sehr vortheilhaften Lichte. Ob sie sich aber auch gleich sehr durch

*) Eine dieser Oden haben wir im ersten Theile dieses Versuchs übersetzt geliefert.

**) Ein andermal sagte Kong-fu-tsee zu seinem Sohne Pe-yu: „Uebst du dich auch fleifsig in den ersteren Abschnitten der Oden? Wer sich hienach nicht fleifsig bildet, der ist einem Menschen ähnlich, welcher mit seinem Gesicht vor einer Mauer steht. Dieser ist zu allem untüchtig. Er vermag weder vorwärts zu gehen, noch irgend etwas anderes zu betrachten.“

dichterische Schönheit und Anmuth auszeichneten? dies ist eine andere Frage. So viel wir aus Ueberresten schliessen können, empfehlen sie sich durch eine edle Einfalt und Würde, durch Natur und Kraft des Ausdrucks und durch eine gefällige Harmonie der Verse. Ohne sich gleich den übrigen orientalischen Gedichten aus diesem Zeitraum durch einen kühnen Flug, durch ein vorzügliches Leben und durch eine sinnliche, bluhmenreiche Sprache hervorzuthun, gefallen sie doch durch gewisse kunstlose Reize und eine angenehme Ruhe, die fast durchgängig in ihnen athmet. Hin und wieder, wo die Gedanken es mit sich bringen, nehmen sie jedoch auch einen höheren Schwung, und verlassen die niedere Region, in der sie gröfstentheils verweilen. Eben dieses gilt auch von den dschinesischen Poesien aus dieser Periode. Auch diese entlehnen ihre Reize von einer edlen Einfalt und Natur, die durchgehends in ihnen herrschend ist, so wie von der Wahrheit, Nutzbarkeit und Kraft der darin vorgetragenen Ideen. — Uebrigens werden die dschinesischen Verse blos nach der Anzahl der Sylben bestimmt, denen man allmälig auch Reime beifügte. Die ersten abgemessenen Verse dieser Nation bestanden jederzeit aus vier Sylben, oder Wörtern. Späterhin wählte man eine ungleiche Anzahl von Sylben, die man von fünfen bis auf neune häufte. *)

*) M. s. Freret's Abhandlung über die Dichtkunst der Dschinesen in der Histoire de l'academie royale des Inscriptions et des belles lettres T. II. p. 536. Damit sich der Leser einen anschaulicheren Begriff von dem mechanischen Bau der ältesten dschinesischen Gedichte machen könne, führen wir hier eine Stelle aus einem Lobgedicht auf den Kaiser Hwoang Wan-li in der Urschrift an:

Hwoang keu, schen mien
Long schih nan pien
Dschi tsu y sching
Dschu Hai tsin kien.

Die in neueren gereimten Gedichten der Europäer gröfstentheils beobachtete Abwechfelung zwifchen männlichen und weiblichen Reimen war den Dfchinefen unbekannt. Wo fie daher Reime anbrachten, da fuchten fie diefelben auf eine andere Art mannigfaltig zu machen. *) An Heldengedichten fehlt es in Dfchina gänzlich; ja felbft das eigentliche Drama ift hier fremd: denn die dfchinefifchen Schaufpiele find blos Gefpräche mit etwas Gefang vermifcht. Die kürzeren Gattungen poetifcher Produkte, als Sinngedichte, Madrigale, Sonette, waren den Dfchinefen feit langer Zeit die liebften. Hauptfächlich aber gilt dies von der folgenden Periode, wo fie fich vorzüglich mit dichterifchen Tändeleien befchäftigten. Durch zu grofse Künftelei verfielen fie in das Gezwungene und entfernten fich von der edlen Einfalt, die einem gereinigten Gefchmack nur allein gefallen kann. Zum Schluffe diefes Abfchnitts mögen ein Paar dfchinefifche Oden dienen, welche wir bei dü Halde finden. Zwar wird man aus folgender, fo viel es fich thun liefs, treuen Ueberfetzung den Werth und die Befchaffenheit derfelben nicht ganz zu beurtheilen im Stande feyn — denn um dies zu können, müfste man fie in der Urfprache felber lefen — dennoch aber werden wir uns danach ein ungefähres Bild von ihrem moralifchen Anftrich, von ihrer Einfalt in Gedanken und Ausdruck, von ihrer Natur und Würde entwerfen können. Die erfte diefer Oden enthält den Gedanken, dafs kein Reich ohne die

Der Sinn diefer Stelle ift folgender: „So lang der Drache und die Schlange fchweigen, fo lang bemerken wir zwifchen beiden keinen Unterfchied; fobald fie aber zu zifchen anfangen, fo unterfcheiden wir fie ohne Mühe."

*) Die Dfchinefen haben fogar feit geraumer Zeit eigene Reimwörterbücher. M. f. Fourmont Grammatica Sinica p. 361.

Hülfe der Gottheit und ohne die Tugend des Fürsten bestehen könne. *)

Ein Reich zu gründen, ist umsonst
Des Menschen Kraft bemüht:
Der erste Stoss zertrümmert es;
Hält es die Gottheit nicht.

Es gleicht dem Wasser, das nicht weit
Von seinem Quell versiegt,
Und das in seinen dürren Schlund
Das nächste Sandfeld schlürft.

Der Bluhme gleich, erhebt es sich,
Die Morgens früh entblüht,
Und wann die Nacht vom Himmel thaut,
Verwelkt zu Boden sinkt.

In des Verderbens Abgrund stürzt
Ein ganzes Volk hinab,
Wenn der, der auf dem Throne sitzt,
Das Joch des Lasters trägt.

Die zweite Ode lehrt die Wahrheit, dass die Gottheit alles wisse, und alles vergelte.

Was nur auf dieser Welt geschieht, —
Der Gottheit ist es kund:
Vergebens sucht, was er beginnt,
Der Mensch ihr zu entziehn.

*) Diese Ode des Wey-wu-kong, eines fünfundneunzigjährigen Greises, ward alle Tage vor dem kaiserlichen Palast abgesungen. Nützlichere Lehren und Warnungen, als hierin vorkommen, konnten dem Monarchen nicht leicht an das Herz gelegt werden.

Nicht dann erst hebt ihr Wissen an,
Wenn ihre Hand uns zeigt,
Dass unsre That, ob auch der Welt,
Doch ihr nicht ferne sei. *)

Nie, wie so lang er säume, bleibt
Die Tugend ohne Preis,
Nie aber auch von Elend frei
Des Lasters Frevelthat.

Die Zeit nur macht den Unterschied,
Die da Vergeltung bringt,
Und die dem Einen rascher eilt,
Dem Andern träger schleicht. **)

So wenig neues für unsre Zeiten und Begriffe dieses Gedicht auch enthalte, und so gering der dichterische Schmuck sei, der die darin vorgetragenen Gedanken verschönert; so freut es uns doch, sie schon in jenem Zeitalter und mit der Bestimmtheit zu finden, worin wir sie hier lesen. Nicht weniger angenehm von ihrer moralischen, zugleich aber auch ästhetischen Seite ist

*) Die Gottheit weiss sogleich, was wir denken und thun, ehe der Gedanke noch einmal ganz reif, ehe die That ganz vollendet ist. Der Mensch irrt daher sehr, wenn er wähnt, dass sie erst dann anfange Kenntniss von seiner Denk- und Handlungsart zu erlangen, wenn sie ihm durch Glück oder Unglück, je nachdem jene gut, oder böse waren, Beweise giebt, dass sie damit bekannt sei.

**) Jedes Gute wird von der Gottheit belohnt, jede Unsittlichkeit gestraft: dies ist ein allgemeines Gesetz. Der Unterschied besteht allein darin, dass die guten oder bösen Folgen der Handlungen den Einen früher treffen, den Andern später.

folgender Ausſpruch eines dſchineſiſchen Weiſen, womit wir dieſe Proben beſchlieſsen:

Spricht von Andern man ſchlecht, ſo zernagt mir Kummer die Seele,
Gleich als durchbohreten mir ſpitzige Dornen das Herz:
Rühmt man aber den Werth des Andern, ſo freuet mein Geiſt ſich,
Wie mich der labende Hauch duftender Bluhmen erfreut.

II. Abendländiſche Dichtkunſt.

Kulturzuſtand Europa's.

1.

Rom iſt in dieſem Zeitraum herrſchender Staat. Mit den Waffen deſſelben dringt mehr oder weniger Kultur in verſchiedene europäiſche Länder.

Griechenland und Italien ausgenommen, war Europa in der vorigen Periode noch der Wohnſitz ungebildeter, zum Theil nomadiſcher, Völkerſchaften. Das vorzüglichſte Erwerbungsmittel derſelben beſtand in der Jagd und im Kriege, und war hierzu Wohnort und Nachbarſchaft nicht günſtig, ſo nährte man ſich von der Viehzucht. *) Zu dem mühevolleren und ſpäterlohnenden Feldbau verſtand man ſich nur dann erſt, wenn ſich keine der vorigen Nahrungsquellen öffnete. Daſs unter dieſen Umſtänden weder Kultur des Geiſtes, noch Verfeinerung der Sitten gedeihen konnte, läſst ſich

*) Rohe Völker haben noch wenige Bedürfniſſe, und auch dieſe ſuchen ſie ſich mit einem ſo geringen Kraftaufwande zu verſchaffen, als möglich. Daher iſt es nicht befremdend, wenn ſie Krieg, Jagd uud Viehzucht dem Feldbau vorziehn, der auf der einen Seite anhaltender beſchäftigt, und auf der andern die darauf verwandte Mühe nicht unmittelbar lohnt, ſondern die Vergütung der Arbeit erſt in der Zukunft, in der bevorſtehenden Aernte, zeigt.

leicht begreifen. Man ſtarrte daher ſo lang in der urſprünglichen Barbarei und Rohheit fort, bis die von den Griechen gebildeten Römer, durch Hülfe ihrer Eroberungen, daſelbſt einige Stralen der ihnen eigenen Kultur verbreiteten. Das heutige Spanien, Frankreich bis an den Rheinſtrom, das ſüdliche England, ſo wie alle im Süden und manche im Norden der Donau bis an das karpathiſche Gebirge gelegene Länder, erhielten auf dieſem Wege die erſten Keime der Bildung. Denn wo ſich die Römer eine Gegend unterwarfen, da machten ſie die wandernden Völker ſtätig, da begünſtigten ſie den Feldbau und hieſsen die bezwungenen Nationen auf alle übrigen Nahrungsquellen Verzicht thun, da erbauten ſie Städte und beſetzten dieſelben mit Truppen, *) da ſorgten ſie für die Einführung und Beobachtung guter Ordnung, nützlicher Einrichtungen, heilſamer Geſetze, da bemühten ſie ſich endlich den Einwohnern einen Geſchmack an Künſten und Wiſſenſchaften beizubringen, und dadurch ihre Denkungsart und Sitten milder zu machen. In einigen Gegenden, wie im weſtlichen Europa, wo die Fruchtbarkeit des Bodens den Feldbau begünſtigte, und die Milde des Klima's die Herzen der Kultur empfänglicher machte, erreichten ſie ihre Abſicht früher, als in den unfruchtbaren unter rauher Kälte dahinſtarrenden Ländern. Doch hatten dieſe in Abſicht ihres Kulturzuſtandes, noch immer groſse Vorzüge vor den unbezwungenen Völkerſchaften, den G e r m a n e n **) und S l a v e n. Dieſe

*) Oft führten ſie auch Pflanzvölker in die eroberten Provinzen, welche die Kultur derſelben noch ſchneller und gewiſſer beförderten.

**) Unter den Germanen verſteht man nicht blos die Bewohner des eigentlichen Deutſchlands, ſondern auch alle durch Sitten und Sprache mit dieſen verwandten Völkerſchaften in dem heutigen Jütlande, in Skandinavien und Sarmatien. Alle dieſe wa-

betrachteten jede Art von Aufklärung als ein Mittel, wodurch man ihnen das Joch der Knechtschaft aufzulegen suchte. Kein Wunder also, wenn sie jede Verfeinerung des Geistes und der Sitten um so mehr verabscheuten, je eifersüchtiger sie auf ihre rohe Freiheit waren, wenn sie ihrer alten Barbarei mit Leib und Seele ergeben blieben, und vermittelst ihrer wilden Stärke ihren gesitteten Nachbarn einmal über das andere gefährlich wurden. Dass die Galen, oder Celten, wiewohl gleichfalls von den Römern unbezwungen, von jenen Völkern eine vortheilhafte Ausnahme machten, und sich, wenigstens durch eine Art von poetischer, Kultur hervorthaten, beweisen die reizenden Gesänge der Barden Ossian, Ullin und andrer, die in diesem Zeitraum aus ihrem Schoose hervorgiengen, und noch jetzt den Kenner wahrer Schönheit mit Vergnügen und Bewunderung erfüllen. Die Griechen hatten mit dem Ende des vorigen Zeitraums die goldne Periode ihrer Geistesbildung zurückgelegt. Wenn sie daher in dem jetzigen noch hin und wieder erhellende Stralen der Kultur von sich ausgehen liessen, so waren es die, zwar noch angenehmen, aber doch schwächeren Stralen der Abendröthe, welche die bereits herannahende Nacht verkündigten. Ueberdies trafen dieselben durch Alexander's und seiner Feldherren siegreiche Waffen mehr die Länder des Orients, als Europa, wo hauptsächlich nur die Römer von ihnen lernten, um wieder von ihrer Seite die Lehrer der Menschheit werden zu können. — Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir nun zu den einzelnen europäischen Völkern über, welche

ren zunächst an dem kaspischen und schwarzen Meere, in den ältern Zeiten aber vermuthlich noch tiefer in dem nördlichen und nordöstlichen Asien, einheimisch und wanderten zu verschiedenen Zeiten nach Europa. M. s. Adelung's Versuch einer Geschichte der Kultur, S. 241.

ſich in dieſer Periode hervorthaten, um ein kurzes Gemälde ihres politiſchen und geiſtigen Zuſtandes zu entwerfen. Die Griechen und Römer werden jedoch uns hiezu abermals die meiſten und intereſſanteſten Züge liefern; doch, denk' ich, ſollen auch die kurzen Umriſſe vom Kulturzuſtande der Celten und Germanen nicht ganz unintereſſant ſeyn.

1. Kulturzuſtand der Griechen.

1. Kurzer politiſcher Ueberblick.

2.

Der Aetoliſche und Achaeiſche Bund ſichern eine Zeitlang Griechenlands Freiheit, endlich aber wird ſie doch ein Raub der römiſchen Waffen.

Die unter Griechenlands Staaten herrſchende Uneinigkeit, der zu ihnen hindurchgedrungene, alles entnervende Luxus und der gänzliche Mangel an Volksgeiſt, der ſie beſtechbar, und jede Aufopferung für das Vaterland faſt unmöglich machte, waren die Urſachen, daſs Philippos von Makedonien mit einem ſchwachen Heere ein Reich bezwang, das die furchtbare Macht der Perſer vergeblich zu unterjochen ſuchte. Die unglückliche Schlacht bei Chäronea machte das feſte Griechenland von Makedonien abhängig. *) Zwar ſucht'

*) Dieſe Schlacht ward im dritten Jahre der 110ten Olympiade, 338 vor Chriſtus geliefert. Philippos ſiegte mehr durch Beſtechungen, als durch Hülfe der Waffen. Er raubte den Griechen ihre Freiheit unter dem Vorwande ihr Oberfeldherr zu ſeyn, und

sucht' es nach Philippos's Tode die Fesseln der Sklaverei nochmals von sich abzuschütteln; allein Alexander flog eiligst herbei, zerstörte Theben und zwang die Griechen abermals zur Unterwerfung. Als hierauf der Tod den schwelgenden Ueberwinder der Perser mitten unter seinen Siegen vom Schauplatz der Erde hinwegraffte, und der durch ihn errichtete ungeheure Kolofs von Reichen zertrümmert wurde; da war Griechenland besonders das Augenmerk der unrechtmäfsigen Besitznehmer der verwaisten Staaten. Unter dem Vorwande, es befreien zu wollen, vertrieb daher einer den andern aus dem Innern desselben, und suchte sich den Besitz davon zu sichern. Diese Streitigkeiten waren jedoch für Hellas's Freiheit am Ende vortheilhafter, als es Anfangs den Anschein hatte. Man warf das Joch der Knechtschaft ab, und nur Thessalien blieb in den Händen der Familie des Demetrios. Furchtbar war hierauf der Einfall, schrecklich die Plünderung eben der gallischen Horden, die bereits Makedonien verwüstet hatten. *) Allein die Aetolier, Athener, Phokier und Böotier erkämpften einen entscheidenden Sieg über diese, ihren Weg mit Blut und Verwüstungen bezeichnenden, Barbaren. Hellas sah sich hiedurch von neuem frei, und da die Aetolier in diesem

und ihr Sittenverderbnifs war zu grofs, als dafs sie im Stande gewesen wären, kräftigen Widerstand zu leisten. M. s. Gillie's Betrachtungen über Geschichte, Sitten und Charakter der Griechen, Bremen 1781. Meiners's Geschichte der Wissenschaften II. S. 598.

*) Der ursprüngliche Wohnsitz dieser gallischen, oder celtischen Völkerschaften war vermuthlich Sarmatien. Die vereinigte griechische Armee, die gegen sie stritt, bestand aus 22800 Mann. M. s. Pausanias Phokis XX. Die Athener hatten den Oberbefehl. Die Barbaren litten bei Delphi mehr durch die Natur, als durch die Waffen. Bei ihrem Zurückzuge wurden sie fast gänzlich aufgerieben.

Kriege den gröſsten Ruhm der Tapferkeit eingeärntet hatten; ſo ſchloſſen viele andre Städte einen Bund mit denſelben.*) Der dadurch entſtehende groſse Völkerverein erhielt von ihnen den Namen des Aetoliſchen Bündniſſes. Auf gleiche Weiſe erneuerten einige Achäiſche Städte die von ihnen gegen Makedoniens Unterdrückung geſchloſſene Verbindung: und bald folgten mehrere ihrem Beiſpiel.**) Beſonders zog Aratos, ihr tapfrer und ſtaatskluger Strategos, Sekyon, Korinth, Athen und andre Städte auf ihre Seite. Wie glücklich, wie hinlänglich gegen die Waffen fremder Mächte geſichert war jetzt Griechenland, wenn beide Bündniſſe ſtark genug geweſen wären, der Eiferſucht den Zugang zu ſich zu verſperren. Allein das vermochten ſie nicht, und da nun noch das einſeitige Beſtreben der Achäiſchen Eidgenoſſenſchaft, ſich und ihr Bündniſs zu verſtärken, hinzukam; ſo war es bald um Hellas's Freiheit geſchehen.***) Kleine Befehdungen waren das Vorſpiel von dem bald darauf erfolgenden Kleomeniſchen Kriege. Die Veranlaſſung dazu gab Sparta, das kurz vorher ſeine alte Verfaſſung wieder erhalten hatte.****) Die Achäer, ganz dem Zweck ihres Bundes zuwider mit den Makedoniern vereinigt,

*) Die verſchiedenen Stämme der Aetolier, eines kriegeriſchen Volks, unterhielten von jeher ein Bündniſs unter einander.

**) Das geſchahe Olymp. CXXIV, 4. 280 vor Chriſtus. Die Achäiſche Eidgenoſſenſchaft hatte ihren Sitz im Peloponnes, der Aetoliſche Bund hingegen im mittlern Griechenland.

***) Die Häupter des Achäiſchen Bundes waren zu ehrgeizig und herrſchſüchtig, und ſelbſt Aratos's Eifer nicht immer verdachtlos.

****) Kleomenes der dritte, König von Sparta, erbaute im Gebiet von Megalopolis ein Fort, Athenäon. Dieſer Feindſeligkeit wegen erklärten die Achaer 227 vor Chriſtus den Krieg.

trugen den Sieg davon: doch blieb Sparta im Genusse seiner Freiheit. Der Bundesgenossenkrieg war bald die Folge jenes Sieges. Schon jetzt würde ein beträchtlicher Theil von Griechenland abermals mit Sklavenfesseln gebunden seyn, wenn nicht die Nachricht von der Niederlage der Römer die Waffen Philippos des dritten nach Italien gerufen hätte. *) Die Römer, anfangs Freunde der Aetolier, nahmen den Staat von Athen gegen die Makedonier in ihren Schutz, und ertheilten allen Griechen durch ein feierliches Edikt die Freiheit. Sparta gerieth zuerst in die Knechtschaft des Machanidas, und dann des Nabis, **) der sogar von den Römern geschützt wurde. Als darauf die Aetolier sich mit Antiochos dem dritten, König von Syrien, gegen Rom verbanden; so wurden sie von dem römischen Feldherrn Markus Fulvius geschlagen. Der Achäische Bund war nur allein noch vermögend, die gänzliche Unterwerfung Griechenlands durch die römischen Waffen zu verhindern. Allein er litt selbst durch innere Uneinigkeiten. Sparta fiel von ihm ab und ward dafür von Philopömen gezüchtiget, von den Römern aber gerettet. Philopömen verlor Freiheit und Leben in einem Kriege mit den gleichfalls vom Bunde abgefallenen Messeniern. Nun verfiel die Achäische Eidgenossenschaft immer mehr. Die Römer wuss-

*) Geheime Auffoderungen an Philippos, die Römer mit Krieg zu überziehen, und die wahrscheinliche Hofnung, diese Feinde seines Reichs zu demüthigen, vermochten ihn, in Griechenland Frieden zu schliessen, und nach Illyrien und Italien zu gehen.

**) Machanidas warf sich in Sparta zum Oberherrn auf und verdrängte die Ephoren. In der Schlacht bei Mantinea ward er von Philopömen getödtet. Nun bemächtigte sich Nabis der Regierung. Er herrschte als Tyrann, tödtete wer ihm verdächtig vorkam, und hatte eine Leibwache und Spione zu seinen Diensten.

ten sich immer tiefer in seine Angelegenheiten zu mischen, und den Anführern des Bundes fehlte es an Staatsklugheit und Entschlossenheit. Nach Makedoniens Untergang verfuhren jene Eroberer in Griechenland ganz nach Willkühr. Ein Theil der Achäer war ihnen in's geheim ergeben, die übrigen schwächten sie durch Abführung unzähliger Geiseln. Bei'm Ausbruch eines neuen Krieges, wozu Sparta's Abfall vom Bunde die Veranlassung gab, siegte Metellus über die ihr eigenes Verderben suchenden Achäer. *) Sein Nachfolger Mummius zerstörte hierauf Korinth, und Griechenland ward unter dem Namen Achaja in eine römische Provinz verwandelt. Athen allein blieb in Hinsicht auf seine ehemaligen Verdienste noch eine Zeitlang im Genusse der Freiheit. Erst als es Misbrauch damit trieb, beschränkte es Sylla, nach vorhergegangener Eroberung, mehr als je. Auch in der Folge genoss dieser vormalige Lieblingssitz der Musen bei allen Veränderungen des römischen Reichs eines erträglicheren Looses, als das übrige Griechenland. Unter Vespasian stand das Athenische Bürgerrecht noch in Ansehen. Durch Hadrian erlangte die Stadt sogar wieder eine Art von Flor, der jedoch unter den folgenden Kaisern sich nicht erhalten konnte.

*) Kritolaos, der Strategos der Achäer, ward von Metellus in der Phokischen Schlacht besiegt und getödtet. Der neue Befehlshaber Diäos sah sich sogar genöthigt, Sklaven zu werben. Theben, Megara und andre Städte wurden erobert, und die Anerbietungen des Friedens mit der grössten Heftigkeit verworfen. Mummius machte 146 vor Christus die Feinde verwägen und schlug sie im Thal Leukopetra bei Korinth. Nachdem die meisten Einwohner dieser Stadt entflohen waren, ward sie erobert, geplündert und zerstört. Der Achäische Verein wurde hierauf getrennt und Griechenland zu einer römischen Provinz erniedrigt. M. s. Polybios II, 1484. Pausanias VII, 16. VIII, 37.

2. Kulturgemälde.

3.

Die griechische Kultur verfällt immer mehr. Ursachen dieses Verfalls.

Seit der Bezwingung der Perser bis zum Verlust der griechischen Freiheit erreichte die Kultur der Griechen die höchste Stufe der Vollendung. Dichter und Künstler, Geschichtschreiber und Redner, Mathematiker und Philosophen wetteiferten, ihr Vaterland glorreich und unsterblich zu machen. Kurz, jedes Talent, das durch die Umstände geweckt und vervollkomnet werden kann, entfaltete sich auf's reizendste. Hatte die Geschichte sich in früheren Zeiten bis auf die merkwürdigen Vorfälle einzelner Städte beschränkt; war sie bemühter gewesen, die fabelhaften Sagen des grausten Alterthums zusammenzureihen, als gleichzeitige Ereignisse auf die Nachwelt zu bringen: so trat nun im Herodotos, durch die glänzenden Thaten seiner Zeitgenossen geweckt, ein Mann auf, der die Vorfälle der persischen Kriege mit meisterhaftem Griffel verewigte, und mit seltener Kunst die Geschichte der ganzen ihm bekannten Erde damit in Verbindung brachte. Sein Beispiel weckte bald noch mehrere talentvolle Männer aus ihrem Schlummer, und begeisterte sie zu ähnlichen Unternehmungen. Thukydides erwarb sich durch die Gründlichkeit seiner Einsichten, durch die praktische Nutzbarkeit seiner Kenntnisse, durch die Kraft und Würde seines Vortrags eben den Beifall, den sein Vorgänger durch die Mannigfaltigkeit seiner Beobachtungen und durch die Anmuth und edle Einfalt seines Styls erlangt hatte. Nicht minder grofs war der Name, welchen die Muse der Geschichte dem weisen, wahr-

heitliebenden, unbestechlichen Xenophon gewährte. Auch die Weltweisheit entwand sich immer mehr dem mythischen Kleide, das ihr die Denker des Alterthums angelegt hatten, und zeigte sich im Gewande der Gemeinnützlichkeit und Wahrheit.*) Dennoch verschmähte sie darum die Reize eines schönen, selbst der Sinnlichkeit schmeichelnden, Vortrags nicht, sondern erwarb sich durch dieselben nur noch zahlreichere Freunde.**) Mit noch grösserer Geschwindigkeit erflog die Redekunst den Gipfel der Vollendung: denn welches Talent musste in demokratischen Staaten mehr benutzt, gebildet, bewundert werden, als das Talent der Rede? Und was hier das Bedürfniss des Staats allein bewirkte, das that der den Griechen eigenthümliche Sinn für das Schöne, das der Hang zu den Vergnügungen der Phantasie, das der Wohlstand der griechischen Staaten für die Aufnahme und Vollendung der schönen Künste. Die Tempel verlangten Bilder der Götter, angemessen den Ideen, die sich der geschmackvolle Grieche von dem Aeussern der Unsterblichen machte.***) Die Paläste der Grossen und die öffentlichen Prachtgebäude bedurften eines dem herrschenden Wohlstande gemässen Schmucks, der wetteifernde Stolz der Familien, der Städte und Stämme dachten nur darauf, das Andenken ihrer grossen Männer durch reizende Kunstgebilde zu

*) Hauptsächlich gilt dies von der Philosophie des Sokrates, deren Hauptaugenmerk die Besserung des Herzes, die Veredlung der Sitten war.

**) Besonders liebte Platon einen geistreichen und blühenden Vortrag.

***) Der Grieche dachte sich die Gestalt der Götter menschlich. Als Götter aber mussten sie alle Sterblichen auch an Bildung, wie an Kraft, Einsicht und Lebensdauer übertreffen. Daher wurden die Darstellungen derselben durch die Poesie und Kunst Ideale der Schönheit.

verewigen: lauter Umſtände, welche die Knoſpe der ſchönen Künſte bald zur lieblichſten, zur entzückendſten Blühte entfalten muſsten. Vorzüglich aber war Athen der Boden, worin ſie am ſchönſten gediehen, wo ſie ſich in ihrem bezauberndſten Lichte zeigten. Unſterblich ſind die Namen, die ſich ein Phidias, Praxiteles, Skopas und Polykletos durch die erhabenſten Ideale der Schönheit erwarben, welche unter ihren Händen Daſeyn und Odem erhielten. Aber ach! nur kurze Zeit erfreute ſich Hellas dieſer hohen Kultur, dieſes faſt unüberſteigbaren Gipfels der Ausbildung und Verfeinerung! Die Stralen, welche das glänzende Geſtirn der Aufklärung über Griechenland verbreitete, glichen zu ſehr den ſchwülen Sommertagen, als daſs ſie nicht ein baldiges Gewitter hätten fürchten laſſen. Eine Kette verderblicher Kriege erſchütterte mehrere griechiſche Staaten in ihrem Innern. Der durch den Wohlſtand herbeigeführte aſiatiſche Luxus richtete die Sitten zu Grunde, der unerſättliche Durſt nach immer friſchen Vergnügungen der Sinnen erſchöpfte die Kaſſen und hieſs jedes Mittel ergreifen, um dieſelben wieder anzufüllen. Die Liebe zum Vaterlande gieng mit dem Sinn für das Edle und Pflichtmäſsige verloren, die Freiheit artete in Zügelloſigkeit und Frechheit aus, und Tapferkeit und Drang nach kühnen Thaten war faſt bis auf die Namen verſchwunden.*) Konnt' es unter dieſen Umſtänden wohl einem Volke widerſtehen, das ſich in langen Fehden mit ſtreitbaren Nachbarn Uebung und Kriegskunde errungen hatte? Philippos, erſt ihr Oberfeldherr, dann ihr Beherrſcher, ſo wie ſein Sohn Alexander, gönnten ihnen nur noch ſo viel Kräfte, um ſich ſelber aufreiben zu können. Lange Zeit wüteten

*) Dies Gemälde, ſo wie die folgende Schilderung, paſst vorzüglich auf die Athener. Doch wird man die meiſten der hier geſammelten Züge auch bei den übrigen Griechen antreffen.

ſie daher mit eigenen Händen in ihrem Eingeweide, und regte ſich auch dann und wann einmal ihr ſonſtiger Freiheitsſinn wieder; ſo war dies dennoch nicht ächter Heldenmuth und Unternehmungsgeiſt, ſondern das krampfhafte Zucken eines Sterbenden, das jedesmal nur gröſsere Kraftloſigkeit zurückläſst. *) War es ein Wunder, wenn bei dieſer Verkettung der Dinge auch die Flamme des Genie's erloſch, der Flügel der Einbildungskraft gelähmt ward, wenn faſt aller Geſchmack für das wahre Schöne verloren gieng? Die Tempel der Götter ſtanden öde, die groſsen Feſte der Nation wurden nicht mehr mit der ſonſtigen Pracht und Ehrfurcht gefeiert, die heiligen Spiele wurden oft unterbrochen, und waren nur noch ein Schatten von ihrem ſonſtigen Glanze. Wie viel Auffoderungen für Dichter und Künſtler, durch reizende Schöpfungen der Phantaſie Unſterblichkeit zu geben und zu verdienen, giengen hiemit zu Grunde! Die Quelle des Wohlſtandes, der vormals ſo manche ſchöne Kunſtbildung ihr Daſeyn verdankte, verſiegte immer mehr. Der verderbliche Hauch des Deſpotismus machte, daſs jeder Keim des Schönen und Edlen verwelkte, ehe er noch ſich zu entfalten begonnen hatte. Ganz Griechenland lag im Zuſtande der Erſchlaffung; nur für ſolche Laſter, die ſelbſt im Gefühle der Kraftloſigkeit geübt werden können, als Verrätherei, Hinterliſt, Berückung, hatte man noch Sinn und Empfänglichkeit. Selbſt die geprieſenſten Helden und Feldherren des Aetoliſchen und Achäiſchen Bundes — was ſind ſie gegen einen Miltiades, Leonidas, Epaminondas, Themiſtokles? **) Mehr Ränke, als Waffen

*) Das gilt vorzüglich von den Zeiten, wo die griechiſchen Vereine ſich gegenſeitig zu Grunde zu richten ſuchten.

**) Wer wagt es, einen Kallippos, Pyrrhos, Aratos, Philopömen, Agis, Kleomenes mit den früheren griechiſchen Staatsmännern und Helden zu vergleichen? Sinn und Gefühl für Freiheit

waren die Mittel, wodurch sie zu siegen sich bemühten. Viele derselben fröhnten den schändlichsten Lastern, übten die schändlichsten Ungerechtigkeiten. Wahre Grösse, ächte Tugend, kühner und unbestechlicher Volksinn waren jetzt Ausnahmen von der Regel, da in den vorigen Zeiten Niedrigkeit der Gesinnungen, Lasterhaftigkeit, Feigheit und Mangel an Vaterlandsliebe, als etwas Seltenes, befremdeten. Die Beredsamkeit, durch Demosthenes zum höchsten Gipfel erhoben, sank immer tiefer. Asiatischer Schwulst vertrat die Stelle der Attischen Nüchternheit, wodurch sie vormals so sehr gefallen hatte. Die Geschichte, welche Thukidydes und Xenophon zu einer Freundin der Wahrheit erhoben, fiel von neuem in's Wunderbare, Lügenhafte und Abenteuerliche. Die Dichtkunst verschwand fast gänzlich aus dem feilen, sittenlosen und stürmischen Hellas, und wanderte mit andern Kenntnissen und Geschicklichkeiten nach Aegypten in das friedliche Alexandrien. Der Glanz der bildenden Künste, der Malerei und Architektur, die Alexanders Kunstgeschmack und Freigebigkeit noch erhalten hatte, erblich nach seinem Tode. Dafür aber ward die Länderkunde erweitert, die Naturgeschichte durch einen ansehnlichen Schatz von Erfahrungen bereichert, das Studium der Astronomie durch Babylon's Eroberung geweckt und begünstigt, und die Meskunde sorgfältiger bearbeitet und ausgebildet. Doch geschah dies mehr an dem ruhigen Zufluchtsorte der Musen in Alexandrien, als in dem tumultvollen Griechenland. Denn nachdem der Stolz die Habsucht und Herrschbegierde der Feldherren

waren jetzt in Hellas fast ganz verschwunden. Das Interesse der grösseren Hellenischen Völker war getheilt, die Amphiktyonen besassen schon lange ihr voriges Ansehen nicht mehr, jeder sah nur auf seinen Vortheil. Daher war die Unterdrückung des andern mehr Gegenstand der Freude als des Unwillens.

des zu früh hinweggerafften Alexanders in dem unglücklichen Hellas ausgetobt hatte, ward es erst von gallischen Horden, dann durch die Fehden der auf einander eifersüchtigen griechischen Eidgenossenschaften und endlich durch die Makedonier und Römer fast unaufhörlich zerrüttet, geplündert, verwüstet. Kein Wunder also, wenn die griechischen Staaten, jene vormaligen Sitze der Künste und Wissenschaften, des Kunstfleisses und der Handlung, immer mehr verfielen, und, trotz ihres Prahlens mit alten Tropäen, Titeln und Ansprüchen, in die Niedrigkeit armer Reichsstädte hinabsanken. *)

II. Kulturfortschritte der Römer.

1. Kurzer politischer Ueberblick.

4.

Die römischen Waffen bezwingen den halben Erdboden.

Der für die Römer so siegreiche Krieg mit Tarent ward für diese, noch ziemlich rohen, Streiter eine sehr nützliche Schule der Kriegskunst. **) Allein die Nachbarschaft mit Sicilien, worein sie durch Tarent's Bezwingung geriethen, und die Theilnahme an den Händeln dieses unruhigen Eilandes verflocht sie in einen neuen und furchtbaren Krieg mit einem auswärtigen

*) M. s. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen ersten Bandes zweites Stück S. 223.

**) Die Römer lernten hier vom König Pyrrhos die Kunst, ihre Heere ordentlich zu stellen und zu lagern. M. s. Polybios II, 20. Die Masse des Silbers im öffentlichen Schatze ward durch Tarent's Eroberung so vermehrt, dass man neue Silbermünzen prägen konnte.

Volke, womit sie zeither in einer freundschaftlichen Verbindung gestanden hatten. *) Die Mamertiner, von Hiero und den Karthagern bekriegt, bewarben sich um Rom's Beistand, den man ihnen auch nicht versagte. So entstand der erste punische Krieg, worin die Römer zuerst eine Seemacht erhielten, den Seedienst lernten, durch anhaltende Uebung und furchtbare Kämpfe ihre Kräfte stärkten und Gelegenheit bekamen, die Grösse und das Feuer ihres Patriotismus auf die edelste Art an den Tag zu legen. Die Karthager wurden aus Sicilien, Sardinien und Korsika getrieben, und unter Attilius Regulus bis nach Afrika verfolgt. Zwar erlitten auch die Römer manche harte Stürme: allein sie wurden dadurch nur immer muthiger. Nach Erschöpfung seiner letzten Kräfte, sah sich daher Karthago zuletzt genöthigt, einen schimpflichen Frieden einzugehn, worin es den Römern alle seine Besitzungen auf Sicilien, und die kleinen Inseln im mittelländischen Meer, abtrat, und eine grosse Summe Geldes zahlte. **) Minder wichtig waren die Kriege des siegreichen Rom's mit den Bojern und Liguriern, wichtiger die Wegnahme der Karthago gehörigen Insel Sardinien mitten im Frieden. In einem Kriege mit den Illyriern wurden hierauf den Vormündern des Königs Pinäos Gesetze vorgeschrieben. Noch beträchtlicher war der Krieg gegen die Cisalpinischen Gallier. Insubrien

*) Die Römer standen vorher in einem Handlungsbündnisse mit den Karthagern, und verbanden sich sogar mit ihnen gegen den König von Epiros Pyrrhos. M. s. Heyne Comment. III. quibus foedera Carthageniensium cum Romanis super navigatione et mercatura facta illustrantur, Gottingae 1780.

**) Dieser erste punische Krieg wütete vierundzwanzig Jahre. Der Anfang desselben gewährte den Römern keine sehr günstigen Aussichten. Desto glücklicher war der Fortgang und das Ende. M. s. Polybios I, 13. 63.

und Ligurien vermehrten das römische Gebiet und Istrien ward eine Beute der römischen Waffen. Furchtbar war der Ausbruch des zweiten punischen Kriegs, den der vorhergegangene harte Friede, die Wegnahme von Sardinien und Hannibal's tödtlicher Hass gegen die Römer erzeugte. Unendlichen Schwierigkeiten trotzend, gieng dieser grosse Feldherr mit seinem Kriegsheer über die Pyrenäen und Alpen, und brach, in Gesellschaft vieler gallischer Nationen, von Norden her in Italien ein. Schrecklich waren die Wunden, die er den Römern am Ticinus, am Trebia, am See Trasimene, vorzüglich aber bei Kannä, zu schlagen wusste. Ein grösserer Verlust, als hier, hatte die Römer noch nicht getroffen. Dennoch verzweifelten sie nicht, zumal da ihnen Hannibal Zeit zur Erholung gönnte. Die Winterquartiere in Kampanien, wo die Karthager sich allen Arten der Ueppigkeit in die Arme warfen, machten dieselben überwindlich. Von jetzt an waren die römischen Waffen siegreich. Sicilien, Sardinien und Spanien waren zugleich Schauplätze des Kriegs und fruchtbar an Lorbeer für die unermüdeten Römer. Publius Kornelius Scipio spielte hier eine sehr glänzende Rolle, und zog den König von Numidien Massinissa mit in das römische Bündniss. Vergebens rückte Hannibal auf kurze Zeit vor Rom. Sicilien fiel gänzlich in die Hände der Römer, *) alle karthagischen

*) Sicilien hatte anderthalb Jahrhunderte hindurch bald mit einheimischen Tyrannen, bald mit auswärtigen Feinden zu kämpfen. Die Stadt Syrakusa suchte sich die ganze Insel zu unterwerfen und fiel selbst in die Hände des Dionysios. Der Sohn desselben, Dionysios der jüngere, ein Freund und Beförderer der Gelehrsamkeit, ward erst durch Dion und dann durch den Korinther Timoleon verdrängt und der Insel ihre Freiheit wiedergegeben. Doch leider! war der Genuss dieser Freiheit nicht von Dauer. Zwanzig Jahre darauf verschaffte sich Agathokles die Oberherrschaft von Syrakusa und vom grössten Theil der Insel. Allein er

Besitzungen in Spanien giengen verloren, und die karthagische Küste ward von einer römischen Flotte geplündert. Der glorreiche Sieg des Scipio bei Zama nöthigte zuletzt die Karthager zu einem Frieden, der sie ganz in die Abhängigkeit von den Römern stürzte. Nun begann die glänzendste Periode der römischen Gröſse. Gleich weit entfernt von zurückschreckender Barbarei und entnervender Ueppigkeit, gebrauchten sie ihre unermeſslichen Reichthümer zum Besten des Vaterlandes. Eine lange Reihe groſser Helden und edler Staatsmänner gab dem römischen Namen im Auslande Glanz und Hoheit, und Patriotismus und Billigkeit hielten die gemeinen Bürger im Gehorsam. Quinctius Flaminius brach Makedoniens Macht bei Kynoskephalä, Lucius Scipio beugte Syrien bei Magnesia, Acilius und Fulvius Nobilior besiegten die Aetolier. Durch Aemilius Paulus und Lucius Anicius wurden Makedonien und Illyrien römische Provinzen; Mummius bezwang Griechenland und Scipio Aemilianus der Afrikaner stürzte Karthago. Allein nun eröffnete sich die Quelle, woraus sich Ueppigkeit und Laster über Rom verbreiteten. Der groſsen Männer wurden weniger, Hinterlist und Betrug verdrängten die vorige offne Handlungsart, Ländersucht

ward vergiftet und noch lebend auf den Scheiterhaufen getragen. Die zu Syrakusa fortdauernden Unruhen bewogen die Einwohner, den Schwiegersohn des Agathokles, Pyrrhos, aus Italien herbeizurufen. Er war so glücklich, seinen Sohn zum Könige von Sicilien ernennen zu können: allein in kurzem brachte ihn die Begierde, alles zu haben, selbst um dasjenige, was er bereits in Besitze hatte. Nach seinem Abzuge ward Hiero zuerst Feldherr, dann Beherrscher von Sicilien. Seine Regierung war weise und glücklich. Als er in Gesellschaft der Karthager die Mamertiner, oder die neuen verrätherischen Bewohner von Messina, demüthigen wollte, riefen diese die Römer zu Hülfe.

ward ein Hauptzug im römischen Charakter und Bedrückung und Aussaugung der Provinzen täglich herrschender. Der edle Verfechter Lusitaniens, Viriathus, fiel durch Meuchelmord, und die Freiheit des so lang durch ihn geschützten Landes war verloren. Nicht weniger zeigte sich das Sittenverderbniss eines grossen Theils der Römer im Kriege mit der Stadt Numantia, den Scipio Aemilianus endigte. Nunmehr brachen auch bürgerliche Unruhen in Rom selbst aus, und Römer wüteten gegen Römer. Die Gracchen vertheidigten das Volk gegen die Bedrückungen des Adels, und es kam zwischen beiden Parteien zu einem völligen Bruche, ja sogar zum förmlichen Gefechte. Während dieser Unruhen im Innern des römischen Staats bezwang man ausserhalb Pergamus, breitete sich an der südlichen Meerküste des jenseitigen Galliens aus, und besiegte Dalmatien. Der Numidische Krieg mit Jugurtha zog ganz den Schleier hinweg, welcher den verdorbenen Charakter der römischen Bürger und Feldherren noch in etwas bedeckte. *) Während desselben beunruhigten furchtbarere Feinde, die Cimbern, zu denen sich nachmals noch Teutonen hinzugesellten, verschiedene römische Provinzen. Das Glück ihrer Waffen machte sie immer dreister. Sie bedroheten zuletzt sogar Italien, und ohne Marius's Tapferkeit wär' es vielleicht um Rom geschehen gewesen. **) Zugleich entstand

*) Bestechungen richteten in dem feilen Rom jetzt alles aus. Dies erfuhr Jugurtha in reichem Maasse während seines Aufenthalts zu Rom. M. s. Sallustius XX.

**) Dies war die erste deutsche Völkerwanderung, deren die Geschichte Erwähnung thut. Ueber die ersten Wohnsitze der Cimbrer war man von jeher ungewiss. Nach Einigen wohnten sie in Jütland und Schleswig, und waren Deutsche, die eine grosse Wasserfluht nöthigte, ihr Vaterland zu verlassen. M. s. Tacitus Nachrichten über Germanien 37. Schmidt's Geschichte

ein neuer Sklavenkrieg, der den Römern sehr gefährlich wurde. Denn die Zahl der Sklaven war sehr beträchtlich, besonders auf den Landgütern der römischen Grossen und in den Provinzen, wo sie hauptsächlich den Feldbau treiben mussten. Unaufhörliche Arbeiten und Misshandlungen, vorzüglich aber ihre Vermiethung an Andre, ihre Abrichtung zu Fechterspielen, ihr Gebrauch zu den niedrigsten Dingen, brachten sie zur Verzweifelung. Wie konnten sie ein Leben achten,

der Deutschen I. S. 50 f. Heinrich's Geschichte der Deutschen, Guthrie IX, 1. 36. 92. Florus läst sie dagegen vom äussersten Gallien herkommen, III, 3. Andre machen sie zu Celten. M. s. Bellum cimbricum descripsit Joh. Müller, Turici 1782. S. 50. Im Jahre 113 vor Christus lernt man sie zuerst auf ihren Wanderungen kennen. Sie greifen die Bojer in Vindelicien an, und ziehn sich bis an die Gränze von Illyrien. Nach der Niederlage des römischen Konsul's Papirius Karbo bei Noreia im heutigen Crain, rücken sie in die Schweiz ein, wo sich die Tiguriner mit ihnen verbinden. Hierauf gehn sie über den Rhein, verwüsten Gallien und verlangen von den Römern ein Stück Landes. Bei einem Angriff auf das römische Gebiet bringen sie dem M. Junius Silanus 109 vor Christus eine Niederlage bei, und schlagen in demselben Jahre den Aurelius Skaurus. Rom geräth in die gröfste Bestürzung, und Marius wird einige Jahre hinter einander zum Konsul gewählt. Unerwartet gehn die Cimbrer nun nach Spanien, woraus sie jedoch durch die Celtiberier vertrieben werden. Erst nach der Rückkehr aus Spanien vereinigen sich die Cimbrer mit Teutonen. M. s. Beck's Welt- und Menschengeschichte, II. S. 169 f. Nunmehr schicken sie sich an, über die Alpen zu gehen. Die Teutonen und Ambronen wollen über Ligurien, das heutige Gebiet von Genua, und die Cimbrer über Noricum, oder die jetzigen Gegenden von Trient und Brixen, in Italien eindringen. Die Tiguriner sollen die Norischen Alpen decken. Marius setzt sich am Zusammenfluss der Rhone, läst die Feinde drei Tage lang das römische Lager angreifen, folgt ihnen dann, als sie sich entfernen, und vertilgt in seiner Hauptschlacht die Nation der Teutonen fast gänzlich. Auch die Cimbrer werden bei Verona fast sämmtlich aufgerieben.

das ihnen ſchrecklicher, als der Tod war? Sie fochten daher mit der gröſsten Erbitterung. Blut und Wunden waren ihnen gleichgültig und der Tod in eben dem Maaſse willkommen, als ein neuer Verluſt der errungenen Freiheit furchtbar und unerträglich. Erſt wiederholte Niederlagen dieſer Unglücklichen ſetzten daher den Konſul Markus Aquilius in den Stand, dieſem ſchrecklichen Kriege ein Ende zu machen.

5.

Bürgerliche Kriege zerrütten den römiſchen Staat, ehe er in eine Monarchie verwandelt wird.

Marius fühlte zu ſehr, was ſeine gerettete Vaterſtadt ihm verdankte. Er that daher die verwägenſten Eingriffe in die Rechte des Staats und der Bürger. Metellus und Sylla führten die Sache der Optimaten und des Adels: Lucius Appulejus Saturnius und Glaucia dagegen waren die vornehmſten Stützen des Marius. Allein noch war der letztere nicht mächtig genug, ſeine herrſchſüchtigen Plane durchzuführen. Erſt ein dreiſsigjähriger Krieg, durch den Mord des Livius Druſus veranlaſst, muſste Italien verheeren und ſeines edelſten und beſten Bewohner berauben, ehe der römiſche Staat durch den ſchändlichen Ueberreſt verwirrt werden konnte. L. Kornelius Sylla beendigte dieſen Krieg mit den italiſchen Bundesgenoſſen zu ihrem Vortheil und zur Verherrlichung ſeines eigenen Namens. Dieſes reizte Marius's Eiferſucht nur noch mehr, und die Vorſpiele der bürgerlichen Kriege nahmen den Anfang. Nicht nur Rom und Italien, ſondern der ganze Orient ward ein Schauplatz der Verheerung. Zum Glück ward Marius bald ein Opfer der Völlerei, und Cinna fiel in einem Aufſtande ſeiner eigenen Krieger.

Blutige

Blutige Siege bahnten nun dem noch übrigen Sylla den Weg nach Rom, und er wütete mit einer Grausamkeit, dass man ihn auffordern musste, nur einige Feinde am Leben zu lassen, über welche er herrschen könne *) Hierauf auf immer zum Diktator erhoben, suchte er die vorigen Gräuel seiner schrecklichen Siege durch die vortreflichsten Staatsverbesserungen zu vergüten. Jetzt erhob sich Pompejus, der, nach einem treflichen Geschichtsforscher, dazu bestimmt zu seyn schien, seinen Ruhm auf fremde Siege und Arbeiten in dem Zeitalter vieler grosser Feldherren und Staatsmänner zu gründen. **) Nach den glänzendsten Thaten kehrte er nach Rom zurück, das er mit unermesslicher Beute bereichert hatte. Habsucht und Grausamkeit erhoben im römischen Staate jetzt immer mehr ihr Haupt, und Bürger und Krieger entarteten so sehr, dass von der vorigen Republik kaum der Name noch übrig blieb. Selbst Weiber nahmen an Verschwörungen Antheil, wie aus der Geschichte des schändlichen Katilina hervorgeht. Pompejus, Krassus und Cäsar verbanden sich, von denen der letztere, als Konsul und Statthalter in Gallien, bald das grösste Ansehn erlangte. Durch ihn erhielt das römische Gebiet einen beträchtlichen Zuwachs an Ländern, durch ihn wurden den Römern Gegenden und Völker bekannt, die bis dahin noch im Dunkel lebten. Jetzt erst erhielt man einige Bekanntschaft mit

*) M. s. Florus III, 21. Gleichwohl wurde Sylla bei seinem Triumphe von den Vornehmen, die ihm folgten, Vater und Retter genannt.

**) M. s. Beck's Welt- und Menschengeschichte II. S. 191. Pompejus hatte das Glück, mehrere wichtige Kriege ohne viele Mühe zu endigen. Dahin gehört der langwierige Krieg mit dem Q. Sertorius, der sich in Spanien behauptet hatte, dahin der Krieg mit den Fechtern und Sklaven, mit den Cilicischen und Kretischen Korsaren, und mit dem Könige von Pontus,

den Völkerschaften, Wohnsitzen und der Verfassung der Germanen und ein zweimaliger Einfall in Britannien machte auch die hier wohnenden Galen und Belgen bekannter. Eine allgemeine Empörung der Gallier gab hierauf dem Cäsar Gelegenheit, sich zum bürgerlichen Kriege vorzubereiten. Das von der Hand des Eigennutzes nur schwachgeknüpfte Band, wodurch er bis dahin mit Pompejus und Krassus verbunden war, zerriss, er eilte nach Italien, um sich Roms zu bemächtigen, und besiegte bald nachher Pompejus's Legionen in Hispanien. Die Niederlage dieses grossen Mannes bei Pharsalus, so wie sein an der Küste von Aegypten erfolgter Tod, verschafften seinem Gegner freien Spielraum. Man überhäufte den siegreichen Cäsar mit allen Arten von Ehrenbezeugungen, und trug gleichwohl kein Bedenken, ihn, nach Bezwingung aller seiner Feinde, vermittelst einer geheimen Verschwörung, als das Opfer des wieder erwachten republikanischen Geistes bluten zu lassen. Allein der Charakter des damaligen Zeitalters der Römer war zu verderbt, als dass sie wieder in den Genuss einer wahren Freiheit zurückversetzt werden konnten. *) Man sah bald mit Schrecken ein, dass der Staat eines einzigen Beherrschers nicht entbehren könne. Antonius, ein ränkevoller Bösewicht, und Julius Cäsar Oktavianus, ein schlauer Jüngling voll unbegränzter Ehrsucht, erzeugten einen Krieg in Italien. Kaum war derselbe glücklich beendigt, als Oktavianus

*) Amtserschleichungen und Bestechungen waren jetzt etwas gewöhnliches: man misshandelte diejenigen, die es wagten, die alte Verfassung aufrecht erhalten zu wollen. Die Raubsucht der Statthalter in den Provinzen überstieg allen Glauben. In den Gesetzen sah man nichts mehr, als Fesseln, deren man sich so bald als möglich entledigen müsse. Der Privatvortheil jedes Einzelnen war die einzige Regel seines Verhaltens. M. s. Meiner's Geschichte des Verfalls der Römer S. 238. f.

ſichtbar die Stelle ſeines Groſsoheims einzunehmen ſuchte. *) Selbſt das für den Staat ſo äuſserſt verderbliche Triumvirat, das Antonius, Lepidus und Oktavianus mit einander ſchloſſen, war ganz dazu geeignet, die Macht des letztern zu vergröſsern. Kaſſius und Brutus, die letzten Römer, fielen in der Schlacht bei Philippi, Sextus Pompejus unterlag in einem Hauptgefechte zur See, und Lepidus ſah ſich durch Oktavianus ohne Schwertſchlag ſeiner Würde und ſeines Heers beraubt. Nun war Antonius nur allein noch im Stande die Eiferſucht jenes ehrgeizigen Jünglings zu reizen. Das niedrige und unbeſonnene Betragen des erſteren erzeugte bald einen Krieg, deſſen für den letztern glücklicher Ausgang einen Freiſtaat endete, welcher über drei Jahrhunderte das Schrecken und die Bewunderung der Erde geweſen war. **)

6.

Eine Reihe nachläſſiger Regenten und innere Zerrüttungen befördern den frühen Umſturz des abendländiſchen Kaiſerthums.

Oktavianus, nachmals mit eigener Genehmigung Auguſtus genannt, ***) gieng mit Unterdrückung

N 2

*) Oktavianus übertraf ſeinen Groſsoheim eben ſo ſehr an Verſchlagenheit und Ränken, als er von ihm an Kriegskenntniſſen und Entſchloſſenheit in Gefahren übertroffen wurde.

**) Der Sieg des Oktavianus bei Aktium, ſo wie der Tod des Antonius und der Kleopatra, vollendeten den Untergang des römiſchen Freiſtaats. Denn nun war keiner mehr, der die Freiheit vertheidigen konnte.

***) Man that verſchiedene Vorſchläge zu einem Titel für Oktavianus, und er wählte den Ehrennamen Auguſtus. Der Name

der römiſchen Freiheit nur langſam zu Werke. Er ſorgte für die Sicherheit, Ruhe und Bevölkerung des Staats durch Geſetze und neue Anſtalten, weil ſein eigener Vortheil es verlangte. Durch die von ſeinem Stiefſohn, Nero Klaudius Druſus, und andern Feldherren gegen die Germanen unternommenen Feldzüge wurden Deutſchlands Völker, Sitten und Verfaſſung bekannter. Das goldene Zeitalter der römiſchen Litteratur, das ſeine Regierung verherrlichte, war nicht die Frucht ſeiner Einrichtungen und ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften. Unverdient iſt daher der Ruhm, den Dichter und Schmeichler ihm verſchafften, und ſeinen laſterhaften, zum Theil blödſinnigen und des Verſtandes beraubten, Nachfolgern, ſo wie den Verdienſten des Mäcenas und Agrippa, verdankt er es, wenn ſeine Regierung unter den nächſtfolgenden hervorglänzt. *) So oft man auch die Freiheit wiederherzuſtellen verſuchte, ſo gieng ſie doch zugleich mit dem Anſehn des Senats, mit der Sicherheit des Lebens und des Eigenthums unter dem Tiberius, und noch mehr unter dem Kajus, Klaudius und Nero verloren. Boshafte Günſtlinge verübten unter fremden Namen alle Gräuel des Laſters, und das ächte Verdienſt ward ein Opfer der Eiferſucht und der Tücke. Selbſt die ſchwärzeſten Farben ſind zu hell, um ein paſſendes Gemälde von den Ausſchweifungen und Abſcheulichkeiten unter Nero's Herrſchaft zu liefern. Galba's, Otho's und Vitellius's Re-

Auguſtus ward jetzt perſönlich, Cäſar Familienname, und die Benennung Imperator bezeichnete die Würde. Auch den Titel Pater patriae erhielt Oktavian vom Volke.

*) Auguſtus war und blieb, trotz aller Schmeichler, ein deſpotiſcher, grauſamer, gegen die Menſchheit gleichgültiger, ſelbſtſüchtiger Mann von ſchwachem Kopfe, feiger Seele, und böſem Herzen. M. ſ. Gibbon's Hiſtory of the decline and fall of roman Empire III, 2.

gierungen waren ganz militärisch: wie konnten sie daher dem Staat die Ruhe und den Wohlstand wiedergeben, den er verloren hatte? Vespasianus, ein verdienter Feldherr, verdankte seine Thronbesteigung den Waffen, und empfahl sich durch Weisheit, Thätigkeit und Sparsamkeit. Noch ehrwürdiger war sein Sohn Titus, den man mit Recht die Freude und das Vergnügen der Menschen nannte. Die Vortreflichkeit seines Charakters und seiner Regierung ward durch die Grausamkeit seines Bruders und Nachfolgers Domitianus noch mehr gehoben. Zum Glück für die römischen Provinzen bestieg nach seiner Ermordung eine Reihe vortreflicher Regenten aus Nerva's Hause den Thron, und verbreitete über ein ganzes Jahrhundert Sicherheit und Ruhe. Ulpius Trajanus verdiente den ihm beigelegten Namen des besten Fürsten, und Aelius Hadrianus verband mit mehrern ruhmwürdigen Eigenschaften auch noch eine vorzügliche Liebe zu den Künsten und Wissenschaften. *) Treflich waren die Regierungen der Antonine, deren Namen man noch lange nachher mit Ehrfurcht nannte. Doch ward das römische Reich schon jetzt von immer mehreren und neuen Feinden angegriffen. Aurelius Kommodus war Schwachkopf und Schwelger: wie konnte er sich daher um sein Volk Verdienste erwerben? Von jetzt an ward die Gunst verwilderter Soldaten der einzige Weg zum Throne. Daher schwangen sich Leute

*) Er besaſs ein vorzüglich starkes Gedächtniſs, verstand die griechische Sprache, und hatte gute historisch-litterarische Kenntnisse: allein an Beurtheilungskraft und gründlichen Einsichten in allen Wissenschaften und Künsten, die er affektirte, fehlte es ihm fast gänzlich. Von seinen dichterischen Talenten zeugen mehrere griechische und lateinische Epigrammen, die sich bis jetzt erhalten haben. Wechselsweis war er übrigens ein vortreflicher Fürst und ein eifersüchtiger Tyrann.

vom niedrigſten Stande und ohne Regententugenden auf denſelben, ſo fern ſie ſich nur den Beifall der Soldaten zu erſchmeicheln, oder zu erkaufen wuſsten. Die Verwirrung im römiſchen Staate griff immer mehr um ſich, bis ſie unter dem Licinius Valerianus den höchſten Grad erreichte. Die Allemannen, Franken, Gothen und Herulen fielen in die Provinzen, und Gallienus's Trägheit, Grauſamkeit und Verſchwendung bewirkte einen faſt gänzlichen Abfall aller ſeiner Statthalter von demſelben Aurelianus und Diokletianus fochten glücklich gegen die Deutſchen, retteten das römiſche Reich von ſeinem Untergange, und ſuchten das vorige Anſehn deſſelben, ſo gut als möglich, wiederherzuſtellen. Die Verlegung der Reſidenz nach Konſtantinopel durch Konſtantin, den erſten chriſtlichen Kaiſer, bewirkte eine allgemeine Veränderung im Reiche. Argliſt war der herrſchende Zug in Konſtantin's Charakter, und wie ſein Herz bei aller ſeiner Verkehrtheit und Laſterhaſtigkeit, doch nicht ganz ohne alles Gute war, ſo beſtand auch ſeine Regierung aus böſen und guten Handlungen. Die Achtung aller Zeiten verdient dagegen, als Held und Weltweiſer, Julian, ein von den Fehlern ſeines Jahrhunderts und ſeines Hauſes unangeſteckter Herrſcher, der dem Staate nur zu früh entriſſen wurde. *) Ein längeres Leben würde ihn vielleicht in den Stand geſetzt haben, den rohen und halbwilden Völkerſchaften Schrecken einzuflöſsen, die aus dem nördlichen Aſien herbeiſtrömend die römiſchen Gränzen von allen Seiten umla-

*) Tapfer, enthaltſam, ſtreng und weiſe, machte ſich Julian durch Verbeſſerung des Hofs und der Gerichtsſtellen, durch Entfernung der bisherigen Werkzeuge der Tyrannei und durch kluge Anſtalten für die Aufnahme des Reichs in wenigen Monaten verdienter, als viele ſeiner Vorgänger und Nachfolger während der ganzen Dauer ihrer langen Regierung.

gerten. Allein das Schicksal wollte es anders: Theodosius's unglückliche Theilung brachte die von jenen Barbaren längerwartete Gelegenheit herbei, das römische Reich anzugreifen, und sich in die Trümmern desselben, wie in einen Raub, zu theilen. *)

2. Kulturgemälde.

7.

Gang und Charakter der römischen Kultur.

Fast sechs Jahrhunderte hindurch ward der römische Freistaat ununterbrochen von neidischen oder misstrauischen Feinden in kriegerischer Thätigkeit erhalten. Erst die Unterdrückung sämtlicher Staaten Italiens verschaffte ihm Ruhe und Genuss der von ihm mühsam errungenen Vortheile des Friedens. **) Die Erbitterung, womit er Anfangs kriegte, verschwand immer mehr, je

*) Theodosius hatte nicht die Absicht, dass das Morgenland auf immer vom Abendlande getrennt bleiben sollte, allein die Eifersucht der beiden Staatsminister, des Stiliko und Rufinus, die er seinen Söhnen an die Seite gestellt hatte, bewirkten einen Familienbruch, die Schwäche und unglückliche Regierung des Arkadius und Honorius befestigten die Trennung, und eine darauf folgende Reihe nachlässiger Fürsten des Abendlandes beförderten den frühen Umsturz des okcidentalischen Kaiserthums. Romulus Augustulus sass eben auf dem Throne, als eine gefährliche Konföderation deutscher und barbarischer Völker die letzten Ueberreste der römischen Freiheit und Herrschaft vertilgte. Dies geschah im Jahr 476 oder 479 nach Christus. M. s. Gibbon VI, 228.

**) Selbst in seinen Kriegen bereitete sich Rom zum feineren Genuss des Lebens vor. Denn durch diese erhielt er Ruhe und Wohlstand, durch diese lernte er Muster der feinern Lebensart kennen, die er allmälig nachzuahmen sich gedrungen fühlte.

mehr sich der Schauplatz des Krieges entfernte; und je weiter die Gränzen des römischen Reichs ausgedehnt wurden; desto mehr drang Kultur in dieselben. *) Aus den Fehden mit auswärtigen Völkern brachte man Reichthum, Sitten und Kenntnisse mit in's Vaterland zurück. Durch die Eroberung von Unteritalien ward man mit den hier wohnenden griechischen Kolonien bekannt, und zum Empfange der griechischen Muse vorbereitet. Nun verwies man diese Schöpferin der süssesten Freuden nicht mehr des Landes, sondern sie diente zum Zeitvertreibe und zur Unterhaltung. Die Bezwingung Illyrien's bahnte ihr noch vollends den Weg in die römischen Staaten, ohne der griechischen Schwelgerei zugleich den Zugang zu eröfnen. Erst der glückliche Ausgang des zweiten punischen, und des makedonischen Kriegs, so wie die Eroberung von Syrakus, bereiteten, durch die unermeslichen Reichthümer die nach Rom hinströmten, aus der Ferne den Verfall desselben vor. Mit den neuen aus Syrien und Aetolien dahin geschleppten Schätzen kamen auch Weichlichkeit, Schwelgerei und glänzende Laster zu dem bis dahin noch rauhen und kriegerischen Römer. Das verarmte Hellas vermochte nun nicht mehr der Wohnsitz der Künste und Wissenschaften zu bleiben. Vielmehr wanderten diese itzt wetteifernd in das reiche mit allen Herrlichkeiten der bezwungenen Länder prangende Rom, und es ward sogar ein Zweig des Luxus, Griechen zu Erziehern und Gesellschaftern zu wählen. Vergeblich arbeitete Kato, als Patriot, der immer weiter um sich greifenden griechischen Litteratur entge-

*) So lange Rom noch mit seinen Nachbarn kriegte, stritt es um seine bürgerliche Existenz. Kein Wunder also, wenn es hier mit mehr Leidenschaft zu Werke gieng, als in seinen spätern Kriegen.

gen: *) auch er ward endlich vom allgemeinen Strome fortgerissen. Die fortdaurende Vermehrung der Staatseinkünfte, das Steigen der Privatreichthümer entnervte die sonstige römische Kraft mit jedem Tage mehr, und bald verlor sich jene kriegerische Tugend völlig, wodurch Rom einen so hohen Gipfel der Grösse erstiegen hatte. Man schätzte nun nur, was auf die Sinne einen angenehmen Eindruck machte. Die Kochkunst genoss daher mit der Malerei, Architektur und Bildhauerkunst gleiche Ehre: denn an ächtes Gefühl für das Schöne und Erhabene, an wahre Liebe zu den Künsten der Musen, darf man jetzt bei den Römern nicht denken. In der Poesie war man blos Nachahmer der Griechen. Das Studium der Geschichte gewann einige Freunde: am meisten aber schätzte man die Beredtsamkeit samt den mit ihr zusammenhängenden Wissenschaften. Die Sprache der Römer formte sich immer mehr nach ihrer Mutter, der griechischen. Man übersetzte Meisterwerke der griechischen Dichtkunst, um die Neugierde des Volks zu befriedigen, das dem Dichter sein Ohr lieh, wenn die Buden der Seiltänzer und Fechter verschlossen waren. Auch die Philosophie fand Zugang zu dem gebildeten Römer, ohne jedoch je in Rom das eigentliche Bürgerrecht zu erhalten. Man achtete sie als Dienerin der Beredtsamkeit, oder der Mode wegen. Nur wenige Denker ehrten sie als eine anständige Beschäftigung in Stunden der Musse. Mit dem zunehmenden Müssiggang vermehrte sich auch der Hang zu den Künsten und Wissenschaften, als einem bequemen Mittel

*) Kato war selbst ein Mann von litterarischer Bildung und ein Freund der griechischen Musen. Was er daher that, that er blos als Patriot: indem er die griechische Kultur noch zur Zeit als gefährlich für sein Vaterland betrachtete. Späterhin lernte er selbst die griechische Sprache, um die litterarischen Schätze Griechenlands benutzen zu können.

zur Ausfüllung geschäftloser Stunden. Der Nationalcharakter des Römers ward immer mehr verwischt, bis er gänzlich dahin war. Egoismus verdrängte die Liebe zum allgemeinen Besten, Durst nach Staatswürden trat an die Stelle des sonstigen Eifers, sich durch wahre Ehre derselben würdig zu machen, Habsucht und Wollust erstickten alle edleren Empfindungen des Herzens. Der von Schulden zu Boden gedrückte Pöbel, oder verarmte Schlemmer beneidete den prassenden Besitzer eroberter oder schändlich zusammengehäufter Schätze. Groll und Parteisucht waren davon die Folgen, und alle Mittel willkommen, sich der Schuldenlast zu entraffen. Selbst die den Staat zusammenhaltenden Bande waren dem nach Ueberfluss gierenden Frevler nicht zu heilig: er löste sie ohne Bedenken, wenn er seinen Zweck dadurch erreichte. Kein Wunder, wenn einzelne Männer, die Tollkühnheit und Lasterhaftigkeit genug besassen, das Aeusserste wagten, um den Staat, als einen Raub, an sich zu reissen. Fast ein ganzes Jahrhundert wüthete Rom auf diese Art in seinem Eingeweide. Waffen und Landesverweisungen vereinigten sich, die noch übrigen wenigen Edlen zu vertilgen. Italien ward zur Oede, und die blühendsten Städte desselben in Aschenhaufen verwandelt. So ward Julius Cäsar sieben Jahrhunderte nach Rom's Erbauung Alleinherr desselben. Der Verlust der Freiheit zog jetzt noch grössere Unthätigkeit nach sich. Um sich nun gegen den Anfall der Langenweile zu sichern, warf man sich mit noch grösserem Ungestüm als vorher den Vergnügungen aller Art in die Arme. Ungeheuer war daher der Aufwand, womit man öffentliche Schauspiele, Triumphe und Feste feierte, ungeheuer die Verschwendung reicher Privatpersonen, um ihre Sinnen zu kitzeln und Aufsehen zu erregen. Die Einführung der monarchischen Gewalt versetzte dem römischen Geiste eine

tödtliche Wunde, so nöthig die Monarchie auch durch die Verdorbenheit des Nationalcharakters, durch die Weitläufigkeit der römischen Provinzen und durch die darin herrschende Zwietracht gemacht ward. Der Handel sank immer tiefer; Monopole nagten an seiner Wurzel, und ganze Handelszweige wurden das Eigenthum einiger weniger. Dagegen feierte die römische Litteratur jetzt ihr goldenes Zeitalter. *) Ohne viel an innerm Werthe zu gewinnen, erweiterte sich das Feld der Wissenschaften immer mehr. Der Zufluss griechischer Ideen war jetzt stärker als jemals. Ganze Schaaren gelehrter und geschmackvoller Griechen kamen nach Rom hin, führten ihre Sprache in die feinern geselligen Kreise ein, und berichtigten und schärften das Schönheitsgefühl des vornehmen Römers durch ihr Eigenes. Der römische Knabe lernte in der Schule des griechischen Lehrers, und der römische Jüngling begab sich nach Griechenland, um die Ausbildung des Geistes und der Sitten daselbst zu vollenden. Kein Wunder, wenn man auch jetzt sehr wenig Originalität bei den Römern findet, wenn ihre Geisteswerke meistens Nachbildungen griechischer Muster, nicht selten sogar blosse Uebersetzungen griechischer Meisterstücke sind. **)

*) Man würde dem Augustus unverdiente Ehre erzeigen, wenn man die Blühte der Litteratur unter seiner Regierung auf seine Rechnung schriebe. Der feine, humane, geschmackvolle Mäcenas, so wie mehrere glückliche Umstände waren die Ursache derselben. Das meiste that der vertraute Umgang mit den Griechen und das Studium ihrer geistvollen Schriften.

**) Es fehlte nicht an grossen Köpfen in Rom: allein sie modelten sich zu sehr nach griechischen Mustern. Daher entgieng ihnen denn jener Geist der Selbstständigkeit und Originalität, jene genialische Kraft und Fülle, die in griechischen Werken das Herz mit einem süssen Erstaunen füllt, und uns selbst diejenigen Kunstbildungen der Griechen, wo die Linie des Schönen nicht so ganz beachtet ist, mit Bewunderung betrachten

Am meiſten hob die Dichtkunſt im Anfange der römiſchen Monarchie ihr Haupt empor und kam den griechiſchen Vorbildern ziemlich nahe. Möchte ſie nur nicht ſo oft die Lobrednerin ſtolzer Deſpoten geweſen ſeyn, nicht zu oft ihren Weihrauch an unwürdige Sklaven ihrer Lüſte verſchwendet haben! Auch die hiſtoriſche Kunſt erſtieg eine ſehr beträchtliche Höhe: nur Schade, daſs ſie die Wahrheit oft zu ſehr verſchleiert, oft die erzählten Vorfälle in ein fremdes Licht ſtellt, oft hinwegläſst und hinzuthut, je nachdem es Zeitumſtände oder Privatrückſichten es erfoderten, oder rathſam machten. Die Beredtſamkeit, die nur in Freiſtaaten vorzüglich gedeihen kann, ward zugleich mit der Freiheit zu Grabe getragen. Schon Auguſtus untergrub das ſchöne Staatsgebäude, das der Römer durch ſo viele blutige Kriege errichtet hatte: der heimtückiſche Tiberius ſtürzte es vollends über den Hauſen. Eine furchtbare Stille folgte dieſem Sturze und kriechende Schmeichelei trat immer mehr an die Stelle der Wahrheitsliebe. Das Groſse und Edle ward im Leben eben ſo ſelten, als in den Geiſteswerken der Dichter, Geſchichtſchreiber und Redner. Hatte man zuvor durch groſse Gedanken, durch edle Einfalt, durch Wahrheit und Natur zu gefallen geſucht, ſo haſchte man jetzt mit Hülfe des Gernwitzes, des Schwulſtes und alles deſſen, was den Schein der Neuheit an ſich trug, nach Beifall. Die Beſchäftigung mit der Dichtkunſt ſank zum Gewerbe herunter, die Zahl der Rhetoren nahm faſt in eben dem Maaſse zu, als die Beredtſamkeit verdrängt ward, und Aberglaube, der aus Aegypten nach Rom drang, trat an die Stelle der Wiſſenſchaften. Der Philoſophie endlich war es nicht mehr um Auffindung der Wahr-

heiſst. M. ſ. die ſchöne Abhandlung: Geſchichte der römiſchen Poeſie in den Charakteren der vornehmſten Dichter aller Nationen, I, 1. S. 9.

heit, um Aufklärung des Verſtandes, um Bildung des Herzens zu thun: auch ſie ward eine Sklavin der herrſchenden Art zu denken und zu reden. Ihr Unterricht erniedrigte ſich zur leeren Deklamation hinab, und ihr ganzer Zweck war erreicht, wenn ſie das Ohr des Zuhörers mit runden Perioden zu kitzeln, wenn ſie durch einen prunkenden Schwall von Worten, von Bluhmen und Sentenzen eine froſtige Bewunderung abzulocken vermochte. *) Die zwar glücklichen aber zu einförmigen Regierungen der Veſpaſiane, Hadriane und Antonine wiegten den römiſchen Geiſt der Tapferkeit in den Schlummer, und der langwierige Friede, den ſie unterhielten, erſtickte den ſonſt ſo regen Nationalſtolz der Römer. Als nun blutgierige und wollüſtige Deſpoten ſich von neuem auf den Thron zu ſchwingen wuſsten, da erlag das ſchwache Staatsgebäude, das bereits durch zahlloſe Stöſse in ſeinem Innerſten erſchüttert war, dem Druck der in mehreren Gegenden ſich erhebenden militäriſchen Tyrannen. Barbariſche Völker theilten ſich nun in ſeine Trümmer, und ſcheuchten die Muſen in friedlichere Gegenden. Doch war die Nacht der Unwiſſenheit und Rohheit, die ſie eine Zeitlang über den ſonſt ſo ſchön erhellten Wohnſitz der Kultur verbreiteten, dem ſpäterhin erfolgenden neuen Emporblühen der Künſte und Wiſſenſchaften weit erſprieſslicher, als die bange Gewitterſchwüle der letzteren Perioden der römiſchen Herrſchaft. — Vergleichen wir nun die Kultur der Römer in den beſſeren Zeiten noch kürzlich mit der griechiſchen; ſo finden wir, daſs der ernſtere Weltbezwinger bei aller Aehnlichkeit ſeiner Litteratur mit der helleniſchen, doch mehr die Söhne des griechiſchen Verſtandes, oder die in Griechenland

*) Daher war auch die Stoiſche Philoſophie in dieſem Zeitalter die Lieblingin der Römer, weil ſich dieſe mehr, als jede andre, zu erhabenen Ausſprüchen und auffallenden Sätzen eignete.

erzeugten und gebohrnen ernsteren Wissenschaften schätzte, als die Tochter des griechischen Geschmacks und Witzes. Die ernsthafte und stolze Denkart des Römers, der selbst in dem Zeitalter der höchsten Verfeinerung von seiner vormaligen kriegerischen Erziehung und Verfassung noch lange eine gewisse Ernsthaftigkeit und Erhabenheit des Geistes beibehielt, war mehr für die Arbeiten des Verstandes, als für die Vergnügungen des Witzes geeignet. Dennoch aber wurden auch diese nicht ganz verachtet, sondern auch die griechischen Musen fanden in Rom Verehrer und Freunde. *)

III. Kulturzustand der Galen oder Celten.

8.

Die Galen haben frühzeitig einen gewissen Grad von Kultur.

Die Galen, oder Celten, einst ein sehr mächtiges Volk, verbreiteten ihre Herrschaft über alle westlichen

*) Wenn gleich die höheren Wissenschaften in Griechenland erfunden und ausgebildet wurden; so hatten sie im Ganzen genommen in Rom doch mehrere Freunde, als in Hellas. Auch wandte der ernsthafte Römer diese Kinder des Verstandes mehr zu seiner Aufklärung und zur Verbesserung seiner Lage an, als der Grieche, bei dem sie mehr Gegenstände der müssigen Speculation und ein Spielwerk der Schulen gewesen waren. Wenn diese ernsteren Wissenschaften sich daher zu Rom auch nicht zu einer höheren Vervollkommnung im Schulverstande erhoben; so spornten sie doch zu einer grössern Thätigkeit und Wirksamkeit; so hatten sie mehreren Einfluss auf die Handlungsart und die Stimmung des Charakters. Der Grieche war dagegen durch die Eigenthümlichkeit seines Geistes und durch seine ganze Verfassung zu sehr an die Sinnlichkeit und an das Sinnlichschöne gefesselt, als dass er das von ihm Erfundene auch zu nutzen wusste. M. s. Adelungs Gesch. d. Kultur, S. 246.

Länder von Europa. In Spanien beſaſsen ſie einen ſchönen und weiten Landſtrich, wo ſich ihre Waffen oftmals mit den römiſchen zum Nachtheil der letzteren maſsen. In Gallien, dem ſie den Namen gaben, und wo ſie ihren vorzüglichſten Wohnſitz hatten, machten ſie dem Julius Cäſar zehn Jahre lang zu ſchaffen. Noch länger widerſtanden ſie den Römern in Britannien, das die ſtolzen Bezwinger der Erde ſich endlich ſogar genöthigt ſahen völlig aufzugeben. Ihr Brennus legte das gebieteriſche Rom in die Aſche, und hätte die kriegeriſchen Römer faſt um alle Früchte ihrer vorigen Siege gebracht. Ein Heer derſelben zog ſelbſt bis nach Thrakien, Griechenland und Kleinaſien, wo ſie unter dem Namen der Galater mehr als einmal Furcht und Schrecken verbreiteten. Endlich war auch Helvetien, der obere Theil von Italien, der untere Theil von Deutſchland längs der Donau bis nach Pannonien und Illyrikum zu, mit galiſchen Stämmen beſetzt. Am dauerhafteſten aber war jedoch ihr Aufenthalt in Gallien und auf den britanniſchen Inſeln, wo ſie auch durch Verbreitung des ihnen eigenen Grades von Kultur am nützlichſten wurden. Denn die Galen beſaſsen ſeit undenklichen Zeiten ein gebildetes Syſtem über Zucht und Sitten, welches einen ſehr wohlthätigen und bleibenden Einfluſs auf ſie hatte. Nach dem Zeugniſs des Ammianus Marcellinus blüheten die heilſamſten Künſte in ihrem Schooſe. Die Druiden, ihre Philoſophen und Prieſter, deren Urſprung in das graueſte Alterthum zurückgeht, philoſophirten frühzeitig über die erhabenſten Gegenſtände und behaupteten ſo gar die Fortdauer der Seele nach dem Tode. *) Das Geſchäft der Barden dagegen war, das Andenken glorreicher Thaten durch Geſänge auf die Nachwelt zu bringen, und Humanität

*) M. ſ. Ammianus Marcellinus XIV. 9.

und gute Denkensart zu verbreiten. Diese beiden Stände scheinen seit den frühesten Zeiten die vornehmsten Glieder des Staats gewesen zu seyn. Nach Julius Cäsar kamen die Druiden, die Lehrer der Barden, aus Britannien nach Gallien, und jeder, der sich völlig in die Wissenschaften derselben weihen zu lassen wünschte, begab sich nach Britannien. So glücklich die Galen auch eine Zeitlang den römischen Waffen widerstanden, so erlagen sie doch endlich ihren Feinden. Die Uneinigkeit der galischen Fürsten unter einander, war die Hauptquelle ihres nachmaligen Verderbens. Die ihnen benachbarten Belgen, oder Kymren, suchten ihnen allenthalben nachzudringen. Außerdem litten sie durch die zerstörenden Waffen der Römer, dann durch mehrere Teutonische Nationen, von denen sie oft auf das gewaltsamste gedrückt, entkräftet und ausgerottet wurden. *) Ihre Sprache hallt daher in unsern Tagen kaum noch an den äußersten Enden ihrer vormaligen Besitzungen in Irland, auf den Hebriden und in dem nackten schottischen Hochlande. Ihre übrigen Länder wurden von Gothen, Franken, Burgundern, Allemannen, Sachsen, Normannern und andern deutschen Völkerschaften in mancherlei Vermischungen besetzt, ihre Sprache verdrängt und ihre Namen vom Strom der Zeiten verschlungen. So sehr sie übrigens auch zur Zeit ihrer Kriege mit den Römern gegen Cäsar's Heer das Ansehen halber Wilden hatten, so erschienen sie doch, mit mehreren deutschen Stämmen verglichen, in einem weit vortheilhafteren Lichte. Ihr Charakter war weit leichter und gewandter: auch übertrafen sie dieselben bei weitem an Kunstfleiß, Aufklärung und politischer Ein-

*) M. s. Herder's Ideen zu einer Gesch. der Menschheit, IV. S. 8. f.

Einrichtung. Nothwendig aber waren, wie Herder sehr richtig bemerkt, die so weit verbreiteten verschiedenen Nationen dieses Volksstammes, nach Ländern, Zeiten, Umständen und wechselnden Stufen der Bildung, sehr verschieden. Der Gale an der Küste des Hochlandes, oder Irlandes, konnte daher mit einem Gallischen, oder Celtiberischen Volke, das die Nachbarschaft gebildeter Nationen oder Städte genossen hatte, nur in sehr wenigen Punkten der Kultur und Sitten zusammenkommen.

IV. Kulturzustand der deutschen Völkerschaften.

9.

Politischer Ueberblick.

Schon den griechischen Schriftstellern sind die deutschen Nationen nicht ganz unbekannt, *) am deutlichsten aber zeigen sie sich ungefähr ein Jahrhundert vor Christus auf dem Schauplatz der Geschichte. Denn um diese Zeit vermochte wahrscheinlich eine furchtbare Wasserfluht die Cimbern, sich mit Weib und Kind und allem, was sie hatten, in langen Zügen aus ihrem Vaterlande zu entfernen. Aller Orten, wo sie sich zeigten, verbreiteten sie Furcht und Schrecken. Die Römer erlitten mehrere Niederlagen durch ihre siegreichen

*) Die Griechen kannten schon deutsche Nationen unter dem Namen der Celten, der Hamaxobier, der Bastarnen und Burgundionen. Den alten Italiern wurden sie zu den Zeiten des älteren Tarquinius unter dem Namen der Cenomanen furchtbar. M. s. Livius V, 33 f.

Waffen, und nur Marius war ſo glücklich, ſie zwölf Jahre nach ihrer Erſcheinung zurückzudrängen. Dennoch war die dadurch erkämpfte Ruhe nicht von langer Dauer. Dreiſsig Jahre nachher ward Ehrenveſt, (Arioviſt) ein edler Fürſt der Sueven, von einem galliſchen Völkerſtamme gegen einen andern herbeigerufen. Seine Tapferkeit erregte Bewunderung, und erwarb ihm ſelbſt die Achtung der Römer. Allein ſo ſehr die Römer ihm auch ſchmeichelten, ſo ward ihnen die zunehmende Macht des Sueven doch bald zu furchtbar. Von einem ſchädlichen Aberglauben bethört, wagte es Ehrenveſt nicht, vor dem Eintritt des Vollmonds zu fechten, und ſein ganzes Heer ward aufgerieben. Lange begnügte ſich das geſchreckte Deutſchland hierauf, nur kleine Streifereien in das römiſche Gebiet zu wagen, ohne etwas Groſses zu beginnen. Durch die Eroberung von Rhätien, Vindelicien und Norikum ſetzten ihm die Römer die Donau zur nördlichen Gränze. Späterhin griff Druſus die deutſchen Völker auch bei'm Niederrhein an, und drang bis zur Elbe vor. Allein die Deutſchen wichen blos vor ihm, ohne beſiegt zu werden, und ſobald ſich die Gelegenheit dazu günſtig zeigte, trieben ſie entweder ſelbſt den Feind zurück, oder warteten, bis ihn Kälte und Mangel hinwegſcheuchte. Unter Tiberius begann Deutſchland ſchon Beſatzungen in Weſtphalen einzunehmen und den ſtolzen Römern Treue zu geloben. Allein nur Greiſe und Kinder vermochten dies Joch zu ertragen: die kraftvollen deutſchen Jünglinge dagegen, zum Theil in der römiſchen Kriegsſchule gebildet, lauerten nur auf eine Gelegenheit, das drückende Joch abzuſchütteln. *) Herr-

*) Die Alten gewöhnten ſich an das römiſche Joch, weil man es ihnen Anfangs leicht zu machen ſuchte. Allein die Jüngeren merkten die Abſichten der Römer bei Beſiegung der Völker. Auch konnten ihnen die immer zahlreicher werdenden Beſatzun-

mann, ein junger Cheruskerfürst, entwarf den Plan dazu. Mit römischer Kultur bekannt, erwarb er sich bald die Freundschaft und das Vertrauen des Varus. Hierauf lockte er ihn in einen Hinterhalt, und rieb das ganze römische Heer in einer wilden und ungebahnten Gegend, bei stürmischem Wetter, völlig auf. Zufrieden, die Freiheit seines Vaterlandes gerettet zu haben, benutzte er seinen Sieg nicht weiter. Hinterlistige Ueberfälle und Verbreitung des Geistes der Uneinigkeit und Zwietracht im Herzen Deutschlands machten die Römer in der Folge mehrmals zu Siegern, nie aber zu Ueberwindern der Deutschen. Desto trauriger war es, dass diese sich unter einander selbst bekämpften und zu Grunde richteten. Marbod, ein Jüngling aus der Regentenfamilie eines Suevenstammes, und das Haupt des Suevischen jetzt Markomannischen Völkervereins, versuchte seine Kräfte gegen Herrmann, das Oberhaupt der Cherusker. Er verlor seine Herrschaft, und nahm nunmehr zu den Römern, unter denen er sich auch gebildet hatte, seine Zuflucht. Auch der Cheruskische Verein gieng bald darauf im neunzehnten Jahre nach Christus zu Grunde, weil man Herrmann, des Strebens nach Oberherrschaft verdächtig, auf eine schändliche Art um das Leben gebracht hatte. *) Eine

gen, Schanzen und Kastele, die sich immer mehr verengenden Jagdbezirke der Eingebornen, die täglich zunehmenden Aushebungen und Verpflanzungen deutscher Jünglinge unter entfernte römische Legionen, keine andern, als feindselige Gesinnungen gegen die Römer einflössen. Als man nun von römischer Seite so gar mit Leibesstrafen, mit Ruthen und Beilen drohte; da vermochte der junge Deutsche die Knechtschaft nicht länger zu ertragen. M. s. Herzog's Versuch einer allgem. Gesch. der Kultur der deutschen Nation I, S. 36.

*) Herrmann fiel bald nachher, nachdem Adgandester, Fürst der Chatten, vergeblich Gift von den Römern gefordert hatte,

geraume Zeit hindurch schweigt nunmehr die Geschichte von den Deutschen, nicht weil sie unthätig waren, sondern weil die Nachrichten von ihren Thaten für uns verloren giengen. So viel ist indess gewiss, dass es auch jetzt im innern Deutschlande an Einigkeit und einem gemeinschaftlichen Interesse fehlte, dass Fehden auf Fehden folgten, Räubereien sich an Räubereien schlossen. Die Römer fuhren fort ihre Gränzen am Rhein und an der Donau stark zu befestigen und die Deutschen in Uneinigkeit zu erhalten. Im Dacischen Kriege, gegen das Ende des ersten christlichen Jahrhunderts, fochten die Deutschen, als Bundesgenossen der Dacier, gegen die Römer, und in den Markomannischquadischen Unruhen, in der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christus, machten Römer und Deutsche gemeinschaftliche Sache mit einander. Allmälig treten nun an die Stelle der ältesten Bewohner Deutschlands, der Chauken, Cherusker, Chatten, Semnonen, wenn gleich nicht ganz verschiedene, doch wenigstens veränderte, Völker und andre Namen derselben. Die Sachsen, Franken, Allemannen, Burgunder und Thüringer erscheinen nun auf dem Schauplatz der Geschichte, und spielen bald bedeutende Rollen. Die innern Streitigkeiten in Rom erlaubten den Römern wenig, an die Deutschen zu denken. Desto mehr dachten diese daran, aus jenen Unruhen Vortheil zu ziehen. Noch vor der Mitte des dritten christlichen Jahrhunderts sahen sich daher

um ihn zu tödten, durch seine eigenen Verwandten. Nach seinem Tode verloren die Cherusker Ruhm und Ansehn durch innere Unruhen und durch unglückliche Kriege mit den Chatten. Tiberius suchte von Herrmann's Tode keinen weiteren Vortheil zu ziehen. Er begnügte sich, die Gränzen seines Reichs zu behaupten, worin er jedoch auch nicht so ganz glücklich war.

die vormaligen Welteroberer gezwungen, von den Allemanniern den Frieden zu erkaufen, und noch späterhin allen nördlich an der Donau wohnenden deutschen Völkerschaften Jahrgelder zu geben. Nur mit Mühe, und durch Hülfe ansehnlicher Geschenke, waren sie aus Italien, Griechenland und Gallien zurückzutreiben. Erst die neue Staatsveränderung, welche Konstantin beendigte, verschaffte den römischen Gränzen mehrere Sicherheit. Doch war auch diese nicht von Dauer, sondern unter Konstantius's Regierung nahmen die Verheerungen schon von neuem ihren Anfang. Erst dem Kaiser Julian gelang es, den Deutschen verschiedene Länder und Oerter wieder abzunehmen, deren sie sich bis dahin bemächtigt hatten.

10.

Die Deutschen machten während dieser Periode auf dem Wege der Kultur beträchtliche Fortschritte.

Auch den Deutschen gelang es, bei allen Schwierigkeiten, die ihnen Klima, Boden und Entfernung von gesitteten Nationen, in den Weg legten, bald, sich aus ihrer ursprünglichen Unwissenheit und Rohheit herauszuarbeiten. *) Schon eine Zeitlang vor Tacitus machte

*) Die Deutschen gehörten vermuthlich zu dem Celtischen Völkerstamm, der sich über den gröſsten Theil des mitternächtlichen Europa's und Asiens verbreitet hatte. In ihren ursprünglichen Wohnsitzen, in den Gegenden am Kaukasus und am schwarzen Meere, wo noch eine Menge deutscher Wörter ihre einstmalige Gegenwart verrathen, standen sie wahrscheinlich auf einer höheren Stufe der Kultur, als nachmals zu der Zeit, wo sie zuerst öffentlich in der Geschichte auftreten. Der noch jetzt von den Deutschen geführte Name ist der älteste. Alle kleineren deutschen Völkerschaften waren vom Stamme Tuisko's, oder Tuisto's. Von ihm hieſsen daher seine Abkömmlinge erst Tuisten, woraus allmälig durch eine leichte Abänderung

die Jagd nicht mehr ihre einzige Nahrungsquelle, nicht mehr den einzigen Gegenſtand ihrer Thätigkeit aus. Schon hatten ſie die für das häusliche Leben nützlichſten Thiere kennen gelernt, gezähmt und an ſich gewöhnt. Ein groſser Theil der Deutſchen hatte bereits Landeigenthum, und lieſs das Feld von ſeinen Leuten bauen. Dabei waren ſie im Beſitze von allerlei mechaniſchen Geſchicklichkeiten: ſie ſpannen, ſie webten und wuſsten ſich ſogar ſchon Salz auf eine künſtliche Weiſe zuzubereiten. Auch trieben mehrere unter ihnen eine Art von Handlung mit den benachbarten Römern und wagten es, mit ihren Kähnen die Küſten des Meers zu beſchiffen. Nicht ſelten erſchollen Lieder von den Thaten ihrer Helden zu den begleitenden Tönen der Harfe. Selbſt in der Malerei war man nicht ganz fremd mehr; und die mit römiſchen Sitten vertrauten Vornehmeren unter den Deutſchen verſtanden auch die Kunſt zu ſchreiben. Treue und Redlichkeit, Gaſtfreiheit, Gutherzigkeit und Keuſchheit waren die Grundzüge im Charakter der Deutſchen. Statt der Höhlen, wodurch ſie vormals gegen Wind und Wetter geſichert wurden, bewohnten ſie jetzt über der Erde aufgeführte Hütten.

Tuitſche und Teutſche wurde. Bei zunehmender Weichheit der Nation ward der Name Teutſche in Deutſche verwandelt. Die Römer nannten unſre Vorfahren Germanen (Kriegsmänner,) oder, nach einer andern Ableitung von Herrmannie, (einer Verbindung von Männern zum Kriege,) vermöge ihres Ueberfluſſes an Kehlbuchſtaben, Ghermannen, woraus ſich dann der Name Germanen bildete. Den Namen Deutſche kannten die Römer nicht und konnten ihn auch nicht wiſſen, weil ſie immer nur einzelne Zweige jenes groſsen Völkerſtammes kennen und fürchten lernten. Sie nannten die ganze Nation Germanen, weil einzelne, mit einander verbundene, deutſche Völkerſchaften, ſich, eben ihrer Verbindung wegen, dieſen Namen beilegten. M. ſ. Herzog's Verſuch einer allgem. Geſch. der Kultur der deutſchen Nation.

Schon bedeckte man ſich durchaus mit Kleidern, ja man fing ſogar hier und da ſchon an, ſich zu putzen. An die Stelle der vorigen Nahrungsmittel, der Eicheln und Wurzeln, war rohes und gekochtes Fleiſch getreten. Man lebte in einer bürgerlichen Geſellſchaft, hatte Begriffe von Recht und Unrecht, und ehrte Geſetze. Die Religion war einfach, aber erhaben. Nur der Krieg war eine ehrenvolle Beſchäftigung und der Trunk eine herrſchende Neigung. An wiſſenſchaftliche Kultur war noch nicht zu denken. Ohne eine ausgebildete Sprache iſt dieſe nicht möglich: die Sprache der Deutſchen aber war jetzt noch ziemlich roh und ungebildet. Deſto ſchöner und verſprechender blühte dagegen die ganz auf der Empfindung beruhende Dichtkunſt, an welche die Muſik ſich anſchloſs. Wenn man jetzt in Deutſchland auch tanzte, ſo war dies doch nicht ſo wohl Tanzkunſt, als kriegeriſche Uebung. Die Uebung aber, wie Tacitus ſagt, bewirkte Kunſt, und die Kunſt erzeugte Schönheit.

I. Griechische Poesie.

a. Sprache.

1.

Die griechische Sprache sinkt allmälig immer tiefer von der in der vorigen Periode erstiegenen Höhe herunter.

Gegen das Ende des vorigen Zeitraums hatte die griechische Sprache jene Stufe der Ausbildung und des Reichthums erstiegen, welche man mit dem Namen der oratorischen Prosa bezeichnen kann. *) Es gab nun im ganzen Gebiet der Erfahrungen und Kenntnisse keinen Begriff mehr, den sie nicht eben so angemessen als angenehm und wohlklingend auszudrücken vermochte. Wie ein Gewand aus Koischem Flor bereitet, sich sanft und dicht an den schönen griechischen Körper anschloss, ohne die kleinste seiner Schönheiten zu verbergen, so stellte auch die griechische Sprache jeden Gedanken der Seele, jede Empfindung des Herzens, jede Entdeckung des Verstandes mit einer Genauigkeit und Anmuth dar, dass man den die Worte belebenden Geist durchaus nicht verkennen, nicht ohne Wohlgefallen bemerken konnte. Allein kaum war diese glänzende Höhe erstiegen, als, nach dem allgemeinen Lauf

*) M. s. den ersten Theil dieses Versuchs einer allgem. Geschichte der Poesie S. 513.

der Dinge, mit der gesammten griechischen Kultur, auch die schöne Sprache der Hellenen allmälig wieder von dem Gipfel ihrer Vollendung hinabsank. Die Reinigkeit litt zuerst durch den vermehrten Umgang mit Fremden und durch das Unterliegen der Griechen unter fremde Waffen. Wenn daher Xenophon schon zu seiner Zeit den Attischen Dialekt durch den starken Verkehr mit Ausländern entstellt fand, wie viel mehr musste die Sprache der Hellenen nach Alexanders des Grossen Zeiten an ihrer Reinigkeit verlieren! Zwar erweiterte dieselbe durch die Züge dieses siegreichen Helden ihr Gebiet beträchtlich: denn sie folgte seinen Waffen nach allen Gegenden der Erde, fand hier und da Freunde und verweilte gern in den neuen Ländern. Vorzüglich schlug sie in dem blühenden mit Wohlstand und Ueberfluss gesegneten Alexandrien mit Freuden ihren Wohnsitz auf, und erlangte daselbst gleichsam eine verjüngte Blühte.*) Allein ihre innere Vortrefflichkeit gewann durch diese erweiterte Herrschaft so wenig, dass sie vielmehr in dem Maasse an innerer Güte und Schönheit verlor, als sie sich über mehrere Länder verbreitete. Denn unmöglich konnten fremde Sprachwerkzeuge ihr allen den Wohlklang, alle die bezaubernde Harmonie und Geschwindigkeit lassen, die sie im Munde des gelehrten Griechen hatte. Ueberdies mussten allmälig einzelne Wörter und Wortfolgen aus der Sprache in sie übergehen, in deren Mutterlande sie Freunde und Beförderer gefunden hatte. So schlich sich in Alexandrien gewiss nicht weniger eine Menge von ägyptischen

*) Denn zu Alexandrien, wo sich eine grosse Menge Griechen niedergelassen hatten, wohin griechische Gelehrte, von den Ptolemäern aufgefodert und begünstigt, aus allen Gegenden zusammenströmten, war die ganze Kultur durchaus griechisch. Die griechische Sprache war daher die Sprache des Hofs und aller, die auf Kultur Anspruch machten.

Wörtern und Redensarten in den Schatz der griechischen Sprache ein, als derselbe in Italien neuen und fremdartigen Zuwachs erhielt. Durch dies alles aber ward die schon vollendete Sprache der Hellenen nicht gebessert, sondern verlor immer mehr von ihrer Eigenthümlichkeit und Schönheit. Ja, in Griechenland selbst genoss sie keines bessern Schicksals. Die immer mehr Ueberhand nehmende Sucht der Sophisten begann, statt praktische gemeinnützliche Wahrheiten vorzutragen, sich durch leere Spitzfindigkeiten und neue tiefsinnigscheinende Gedanken auszuzeichnen. Hiezu aber mussten sie eine Menge neuer Wörter und Redensarten erfinden, in deren Schöpfung sie nicht immer glücklich genug waren, um sie den alten Ausdrücken mit Recht an die Seite stellen zu können. Eine Folge davon war, dass nicht wenige der alten Wörter und Formen entweder ganz aus der gangbaren Sprache verschwanden, oder doch ihre alten Bedeutungen verloren und neue an deren Stelle erhielten. Endlich musste selbst im Innern von Hellas die Sprache der Hellenen durch viele auswärtige Ausdrücke entstellt und verdorben werden. Denn zu geschweigen, dass die aus fremden Gegenden zurückkehrenden griechischen Heere mit mancherlei neuen Begriffen auch neue Wörter zur Bezeichnung derselben, mit sich brachten; so ward Griechenland, besonders aber Athen, Korinth und einige andere Oerter späterhin der Aufenthalt unzähliger, aus mehreren Gegenden herbeiströmender, Fremden, deren Gegenwart gleichfalls nicht ohne nachtheiligen Einfluss auf die griechische Sprache seyn konnte. Wenn man nun zu diesem allen noch den immer sichtbarer werdenden Verfall der gesammten griechischen Kultur hinzunimmt, der auch für die Sprache nicht ohne verderbliche Folgen seyn konnte; so ist es kein Wunder, wenn die um die Zeiten Alexanders in ihrer Jugendblühte prangende

Sprache der Griechen in kurzem alle Verheerungen des herannahenden Alters erfahren musste. Am meisten aber geschah das, nachdem der römische Freistaat die Beute herrischer Despoten geworden war, und auch die römische Kultur, der Wiederschein der griechischen, immer mehr in Verfall gerieth. Die Neuplatoniker und andre Afterphilosophen weideten sich zu sehr an den abergläubischen Grillen, Spitzfindigkeiten und Possen, die sie vortrugen, als dass sie auf einen angenehmen und klassischen Vortrag, dessen ihre leere Grübeleien nicht einmal empfänglich waren, einige Mühe verwendet hätten. Eben so wenig suchten auch die christlichen Religionslehrer die vorzutragenden Wahrheiten durch eine reine und angenehme Sprache, durch einladende Ausdrücke und Wendungen, durch gefallende Tropen und Bilder zu empfehlen. *) Die traurigen Fehden über die Wahrheiten einer Duldung und Menschenliebe gebietenden Religion, die verderbliche Sucht überall Ketzer aufzuspüren und durch sinnlose Formeln zu widerlegen, die Raserei in leere Ceremonien und das Herplappern unverständlicher Gebete und Glaubensbekenntnisse das Wesen der Christusreligion zu setzen, liess an keinen reinen, gewählten und angenehmen Vortrag denken. Der feine und richtige Geschmack, das hohe Gefühl für Schönheit und Wahrheit, das den Griechen in den goldenen Zeiten der Freiheit auszeichnete, war längst dahin, und eine steife das Herz verengende Barbarei an die Stelle desselben getreten.

*) Dass die christlichen Religionsbücher auf keine Weise als Muster eines guten klassischen Ausdrucks gelten können, ist längst entschieden. Die Verfasser derselben waren grösstentheils keine Gelehrte, und diejenigen, welche es waren, hatten sich zu sehr in morgenländische Sprache und Denkart vertieft, als dass sie sich ganz davon losmachen konnten. Sie begnügten sich daher, das, was sie orientalisch dachten, blos mit griechischen Worten auszudrücken.

Wie konnten daher noch Spuren von der Sprache übrig seyn, die sonst wie Honig von den Lippen eines Platon, Xenophon, Demosthenes, Sophokles und Anderer herabfloss, von der Sprache, welche die Musen selbst nicht schöner reden konnten?

b. Gedichte.

2.

Ursachen des Verfalls der griechischen Poesie.

Alle die nachtheiligen Umstände, welche der griechischen Kultur überhaupt verderblich wurden, brachten auch der griechischen Poesie allmälig den Untergang. Mit der Freiheit der hellenischen Staaten verschwand auch die Freiheit des griechischen Geistes, und mit dieser fast alle Anlage zum Grossen, Schönen und Edlen. Das Vaterland, das in schimpflichen Fesseln seufzte, hörte auf ein Gegenstand der Liebe, des Wohlwollens, des Enthusiasmus zu seyn. Wie viel aber gieng hiemit für den Flor der griechischen Poesie verloren, die so manche schöne Bluhme im erwärmenden Stral des Patriotismus entblühen sah! Gesetzlosigkeit und Frechheit traten an die Stelle der sonstigen Freiheit: diese aber sind so wenig Freundinnen der Musen, dass diese schüchternen und sittsamen Göttinnen vor nichts so sehr zurückbeben, als vor diesen Zerstörerinnen des Glücks, der Ruhe und der geselligen Freuden. Dahin mit der Freiheit und der Liebe zum Vaterlande war aller Eifer um Vorzug, alles Streben nach Ehre, alles Ringen nach Unsterblichkeit des Namens. War es daher ein Wunder, wenn auch die Dichter aufhörten, bei den oft unterbrochenen heiligen Spielen zu wettei-

fern?*) War es ein Wunder, wenn sie sich nicht mehr gedrungen fühlten, das Vaterland zu singen, das ihnen nicht zu frohen Liedern, das ihnen nur zu wehmüthigen bangverhallenden Klagen noch Stoff gab? War es ein Wunder, wenn sie die Götter nicht mehr durch feurige Hymnen verherrlichten, da diese gleichsam aus ihren Tempeln entflohen, weder auf Bitten noch Opfer achteten? Von allen Zweigen der Dichtkunst blühte daher fast nur die Komödie noch, die unter Menander's Einfluss sich sehr reizend entwickelte. Die übrigen Aeste eines vormals so fruchtbaren Stammes verlangten einen ruhigeren und milderen Himmel, um von neuem emporzublühen. Und diesen fanden sie in Alexandrien, wohin der makedonische Sieger sie verpflanzte, und wo sie von den früheren Ptolemäern sehr sorgfältige Wartung und Pflege genossen. Allein trotz aller, ihre neue Entwickelung begünstigender Umstände war ihre abermalige Blühte doch mehr die Wirkung der Treibhauswärme, als der alleszeitigenden Sonne eines reinen erquickenden Frühlingsmorgens. Die wenigen Stimmen des Hofs, nicht des grossen Haufens, wie zu Athen, entschieden hier über das Schöne und Erhabene in den Gedichten: wie leicht konnten nun diese falsch entscheiden und dem Geschmack dadurch eine schiefe Richtung geben? Und gesetzt auch, dass dies nicht geschehen wäre, musste jene Abhängigkeit der Dichter von dem Geschmacke einiger Weniger nicht Einförmigkeit und Mangel an Originalität zur un-

*) Wie viel die Theilnahme der griechischen Dichter an den heiligen Spielen zu der Vervollkommnung der griechischen Dichtkunst beitragen musste, lässt sich leicht denken. Denn hier vor den Augen einer aus ganz Griechenland zusammengeströmten Volksmenge den Preis davon zu tragen, war ein zu reizender Gedanke, als dass er den griechischen Dichter nicht zur grössten Anstrengung seiner Kräfte vermocht haben sollte.

ausbleiblichen Folge haben? So viel Bildung aber hatte der Ptolemäische Hof gewiss nur selten, dass er über poetische Kunstbildungen nach ächten Grundsätzen des Geschmacks, nach Anleitung eines feinen und sichern Schönheitsgefühls, mit Einsicht und Richtigkeit, entschieden hätte. Unmöglich würden sie sonst an jenem Haschen der alexandrinischen Dichter nach dem Neuen und Ungewöhnlichen, unmöglich an jener Verschwendung des Witzes, um neue Gegenstände und Formen aufzuspüren, Vergnügen gefunden haben. *) Noch weniger würden dann die kindischen Erfindungen einiger Versler, durch eine künstliche Verbindung mehrerer Sylbenmasse ihren Gedichten seltsame Gestalten von Eiern, Flügeln, Pfeifen, Altären zu geben, mit Beifall beehrt worden seyn. Doch, so viel oder wenig auch die Ptolemäer für die Aufnahme der griechischen Dichtkunst thaten, auch ihre Begünstigung der Musen war bald vorüber. Nur die ersten ägyptischen Könige nach Erbauung Alexandriens liessen sich, als Kenner und Freunde der Künste und Wissenschaften, ihre Pflege anempfohlen seyn. Durch den Tyrannen Ptolemäos Physkon wurden eine Menge griechischer Gelehrten aus Aegypten vertrieben. Diese flohen nun entweder in ihr altes Vaterland zurück, oder liessen sich hin und wieder auf den Inseln nieder. Allein die Dichtkunst kam durch ihre Rückkehr nach Griechenland nicht wieder zu ihrer sonstigen Blühte. Nach Bezwingung von Makedonien und Hellas eilten viele griechische Gelehrte nach Italien. Bei aller Ermunterung aber, die sie hier genossen, vermochte dennoch der griechische Geist es nicht, sich wieder zu seiner vormaligen Höhe zu erhe-

*) Dass aber der alexandrinische Hof wirklich an Künsteleien Vergnügen fand und sie begünstigte, lehrt das Beispiel des Lykophron, der sich durch die Erfindung des Anagramms die Gunst des Ptolemäos Philadelphos verschaffte.

ben, und ſich neue Verdienſte um die Künſte der Einbildungskraft zu erwerben. Am wenigſten wollte die griechiſche Poeſie hier Wurzel faſſen und Blühten treiben. Die einzigen Knoſpen, welche dieſe einſt ſo fruchtbare Pflanze auf italieniſchem Boden noch hervortrieb, waren Epigramme. Hierin wiederholte man gröſstentheils die Ideen griechiſcher Vorgänger und ſah die Römer bald als Nebenbuhler um den Siegespreis in dieſer Gattung von Gedichten. *) Alle poetiſchen Verſuche von gröſserem Umfang hatten das Unglück zu miſsrathen. Selbſt das neuerrichtete orientaliſche Kaiſerthum, wodurch ſich Hellas aus ſeinen Trümmern zu erheben ſchien, vermochte den verſtorbenen Dichtergeiſt nicht wieder zu beleben. Zwar erwärmte ſich mancher beſſere Kopf an den begeiſternden Werken der Vorzeit, reihte Gedanken und Bilder daraus zuſammen, und ward ſo Schöpfer eines mühſam verfertigten Gedichtes. Allein ein ſolches Werk der Kunſt verrieth nur den Fleiſs des Verfaſſers, nicht aber das dichteriſche Talent, nicht das Feuer der Begeiſterung, nicht das Leben und die Regſamkeit der Phantaſien, die zu einer der Muſen würdigen Kunſtbildung erfordert wird. Im Ganzen aber brütete doch nie das ſchreckliche Dunkel der Barbarei auf dem orientaliſchen Kaiſerthum, welches den Okcident umnachtete. Noch immer erhielt ſich hier ein Funke der Aufklärung, aus dem in ſpäteren Zeiten ein neues Licht für das verfinſterte Europa hervorſchien. **)

*) Selbſt der Kaiſer Hadrian verfertigte auſser lateiniſchen Epigrammen auch griechiſche, die nicht ganz ſchlecht ſind. Zu gröſseren mehr Kraft und Geſchicklichkeit erfordernden Gedichten in griechiſcher Sprache waren die Zeiten und die Art der Kultur nicht günſtig.

**) M. ſ. Charaktere der vornehmſten Dichter aller Nationen, I, 2. S. 339.

3.

Ueberblick über die dichterische Litteratur der Griechen in diesem Zeitraum.

Ganz vorzüglich und einzig von der Natur begünstigt, hatten die Griechen während der vorigen Periode eine lange Reihe eben so vollendeter Urbilder für die vorzüglichsten Gattungen der Poesie, wie für die verschiedenen Style der Bildnerei und Baukunst aufgestellt, und ohne von schulgerechten Theorien zu wissen, der Pflicht des Schönen aus freier Neigung ein Genüge geleistet. *) Die griechische Poesie war Schritt vor Schritt von leichter Fülle, oder dem Epos, zu energischer Einzelheit oder zur Lyrik, und durch innige Verbindung beider endlich zu harmonischer Vollständigkeit und Einzelheit, das heisst zum Drama, fortgegangen. So hatte sie also am Ende des vorigen Zeitraums bereits alle Perioden der Ausbildung zurückgelegt, und es war ihr beinahe nichts weiter übrig, als dass sie sich im Besitz des Erworbenen zu erhalten suchte. Allein wir haben bereits gesehen, dass sie sich in dieser Periode fast gänzlich von eben der Natur verlassen sah, deren Begünstigungen sie vormals die schönsten Meisterstücke verdankte. Zwar fuhr man fort, auf dem einmal mit Lorbeer bezeichneten Wege der früheren Dichter einherzugehn, um neue und wo möglich nicht minder schöne Bluhmen zu sammlen: allein die entzückende Heiterkeit und Wärme des Frühlings war vorüber, in welcher sich vormals die dichterischen Knospen zur lieblichsten Blühte entfalteten. Vergeblich trat daher ein Apol-

*) Mehrere hier benutzte trefliche Ideen findet man in der meisterhaften Beurtheilung von Göthe's Herrmann und Dorothea in der allg. Litteraturzeitung 1797. N. 393.

Apollonius von Rhodos in die Spuren des Homeros, um nach seinem Muster sich als Epiker Unsterblichkeit des Namens zu verschaffen. Die Schönheit hatte bereits aufgehört, das Ziel der Kunst zu seyn, und Schwerfälligkeit und überladene Gelehrsamkeit war an die Stelle der Natur getreten. *) Wie konnt' es unter diesen Umständen dem Sänger der Argonauten gelingen, jene einfache epische Schönheit darzustellen, wodurch uns der Sänger der Ilias bezaubert? Wie konnt' er die liebliche Unbefangenheit des Knaben mit der Erfahrenheit und dem sichern Blick des Greises, deren angenehmer Verbindung das homerische Epos den gröſsten Theil des ihm eigenen, unwiderstehlichen, Reizes zu verdanken hat, nur im schwachen Wiederschein in den Schöpfungen seines verkünstelten Geistes zeigen? Und nicht glücklicher waren andere Dichter, welche für die längere Epopöe gleichsam nicht Geist und Odem genug besaſsen, und daher zuerst den Versuch machten, einzelne Mythen aus der unerschöpflichen Fülle der griechischen Vorzeit besonders vorzutragen. Der unter Theokritos's Gesängen befindliche Löwentödter Herakles und Moschos's Europa sind davon Beweise. An die Stelle der vormals das Gepräge der edlen Einfalt und Würde tragenden Orakelpoesie trat jetzt ein schwerfälliges Gewebe von Weissagungen, die Lykophron, um durch das Ungewöhnliche Aufsehn zu erregen, einer fabelhaften Prophetin in den Mund legte. Eben diese Sucht, durch das Auffallende berühmt zu werden, und sich die Mine der Gelehrsamkeit zu geben, verführte mehrere Dichter, aus allen Wissenschaften Stoff und Schmuck zusammenzuraffen. Man wählte daher jetzt nicht mehr

*) Man sehe Herrn Prof. Schlegel's scharfsinnige Abhandlung über die Schulen der griechischen Poesie in der Berliner Monatsschrift, Novemberstück 1794.

ſolche Gegenſtände, die durch ihre Wichtigkeit, durch ihr vorzügliches Intereſſe, durch ihre Empfänglichkeit für die dichteriſche Darſtellung zu ihrer Bearbeitung einluden, ſondern nur diejenigen Stoffe wurden ausgehoben, die entweder niemals, oder in den älteſten Zeiten von griechiſchen Dichtern waren behandelt worden. Vorzüglich wählte man dergleichen Gegenſtände zu Lehrgedichten, die in früheren Perioden gröſstentheils nur praktiſche, für das gemeine Leben nützliche Materien durch den poetiſchen Vortrag intereſſanter zu machen ſuchten. So beſang Aratos die Geſtirne, ihre Kräfte und Vorbedeutungen. So machte Nikander einen Theil der Arzeneikunſt und die aus Büchern entlehnten Grundſätze der Landwirthſchaft *) zum Gegenſtande ſeiner gelehrten Gedichte. So trugen Skymnos und Dionyſios die Länderkunde in Verſen vor: lauter Stoffe, die für den Schmuck der Dichtkunſt ſehr wenig geeignet waren. Andre Dichter durchwühlten das Chaos der älteſten Mythen und die damit verbundene mythologiſche Geographie, und wählten ſie theils zum Schmucke, theils zum Gegenſtande ihrer Werke. So ſammelte Euphorion ſeltene Mythen, und kleidete ſie in eine räthſelhafte Sprache. So veranſtaltete Kallimachos ähnliche, gleichfalls verlorengegangene, Sammlungen. Wichtiger ſind die noch erhaltenen Hymnen dieſes Dichters, wiewohl auch ihnen das fehlerhafte Gepräge des alexandriniſchen Zeitalters ſichtbar aufgedrückt iſt. Die übrigen lyriſchen Gedichte

*) Dieſes letzteren, verlorengegangenen, Werks gedenkt Cicero, wenn er ſagt: Etenim si conſtat inter doctos, hominem ignarum Aſtrologiae, Aratum, ornatiſſimis atque optimis verſibus de coelo ſtellisque dixiſſe, ſi de rebus ruſticis hominem ab agro remotiſſimum, Nieandrum Colophonum, poetica quadam facultate non ruſtica ſcripſiſſe praeclare; quid eſt etc. Cicero de Oratore I, 16.

dieses Zeitalters sind nicht viel besser, und dürfen auf keinen Fall es wagen, sich den Liedern einer Sappho, eines Alkäos, eines Anakreon an die Seite zu stellen. Schlüpfrigkeit, und zum Theil sogar Rohheit, waren der Charakter derselben. Am besten und geistvollesten sind noch die kleinen Gedichte in der griechischen Anthologie, die zum Theil mit den lieblichsten Blühten des Hellenischen Alterthums um den Vorzug der Anmuth und natürlichen Schönheit streiten können. Doch noch grössere Aufmerksamkeit, als die Verfasser derselben, verdient der Syrakuser Theokritos, dem es glückte, eine Dichtart zu erfinden, die dem Geiste seines Zeitalters so gemäss war, und Anmuth und Neuheit auf das angenehmste vereinigte. Schon lange hatten Hirten bei ihren Heerden gesungen, eh' es der Kunst einfiel, durch Darstellung ländlicher Auftritte und Empfindungen der Idylle ihr Daseyn zu geben. Der Ruhm dieser Erfindung war dem Theokritos aufbehalten, auf dessen Spuren Bion und Moschos weiter giengen. Unter den Sängern der Elegie erwarben sich Philetas, Kallimachos, Hermesianax und Phanokles Ansehn, so wenig sie auch die Vergleichung mit Mimnermos, Solon, Theognis und andern früheren Elegikern aushalten mochten. Nur die Nachahmungen einiger Römer, die sich für ihre Schüler bekennen, lassen uns noch auf den Geist ihrer verlorengegangenen Werke schliessen. Die Komödie erreichte im Anfange dieser Periode durch Menander den höchsten Grad der sittlichen Ausbildung. *) Die dramatische Kunst, die Sprache der Poesie, der Philosophie, der Ausdruck des geselligen Lebens, und das gesellige Leben selber

*) Die Freiheit und komische Kraft der Komödie war dahin: durch sie konnte sich Menander nicht mehr auszeichnen, er suchte sich daher durch Humanität der Charaktere hervorzuthun.

hatten sich auf das angenehmste entwickelt und vervollkommnet. Hierdurch war die neuere griechische Komödie entstanden, welche alle die Schönheiten vereinigte, deren das Lustspiel ohne Freiheit und ohne komische Kraft empfänglich ist. Grazie im Stile, Humanität in den Charakteren, Anmuth der Diktion und Feinheit des Dialogs sind das Gepräge derselben. Die moralische Grazie des Menander war das Höchste, was der öffentliche Geschmack zu Athen noch zu fassen im Stande war. Und dennoch zog man diesem Philosophen unter den Komikern häufig andre Lustspieldichter vor, die der erschlafften Sinnlichkeit des grofsen Haufens schmeichelten. Auch die Muse der Tragödie weilte in diesem Zeitraum noch in Hellas, vorzüglich aber in Alexandrien Zum wenigsten sammelten die Grammatiker Alexandriens einen Kanon alexandrinischer Tragiker, welche sie mit dem Namen des Siebengestirns belegten. Aeantides, Alexander Antolos, der jüngere Homeros, Lykophron, Dionysides, Sositheos und Philiskos waren die Namen derselben. Uebrigens blieben ihre Arbeiten weit hinter den Meisterstücken eines Sophokles und Euripides zurück.

4.

Charakter der alexandrinischen Dichter.

Mit dem Verluste der griechischen Freiheit und des griechischen Wohlstandes hörte auch die Schönheit auf, das höchste Ziel der griechischen Kunst zu seyn. Es bildete sich daher ein ganz neuer Styl der Poesie, die alexandrinische Schule. Denn bei aller Verschiedenheit der Gegenstände, welche die alexandrinischen Dichter behandelten, kamen sie doch in den meisten Punkten

zusammen. *) Die Geschäftigkeit zu Alexandrien war von ganz andrer Art, als die rastlose Thätigkeit, welche den Athener an alle öffentliche Plätze umhertrieb. Zu Alexandrien war meistens Hang zum Gewinn das große Triebrad, welches alles in Bewegung setzte, in Griechenland hingegen war es mehr ein lebhaftes Vergnügen an mannigfaltigen Unterhaltungen des Verstandes und des Herzens. Nothwendig musste dieser Unterschied auf die Stimmung des Geistes und Charakters der zu Alexandrien befindlichen Griechen einen beträchtlichen Einfluss haben, und sie den alten Athenern in eben dem Maasse an Grösse und Originalität nachsetzen, als der Durst nach Ansehn und Ehre edler ist, denn die Sucht, sein Vermögen zu vergrössern. Allein noch weit mehr musste die Abhängigkeit der Dichter, nicht vom Geschmack gebildeter Köpfe, sondern von den wenigen, oft sehr eigensinnigen, Stimmen des Hofes thun. Denn der öffentliche Gebrauch der Poesie war längst nicht mehr, und mit ihm auch die ganze Bildung, welche dadurch bestimmt ward, verloren. Hierdurch war eine allgemeine Ermattung eingetreten, welche sich nicht mehr zu dem Feinen, Schönen und Liebenswürdigen erheben konnte. Die akademische Verbindung der Dichter hatte Einförmigkeit der Neigungen und des Tons erzeugt, und an die Stelle der Schönheit war Künstlichkeit getreten. So wie man sonst in den Versammlungen des freien und stolzen Volks durch das Grosse, Erhabene und Kühne zu gefallen suchte, so haschte man jetzt, um den Beifall der feinen Höflinge

*) Herr Professor Schlegel nimmt in seiner bereitsangeführten Abhandlung von den Schulen der griechischen Poesie, nach einem von der Kunst entlehnten Namen, die eine regelmäsige Gleichartigkeit des Styls anzeigt, vier Schulen der griechischen Poesie an: die Jonische, die Dorische, die Athenische und die Alexandrinische.

davon zu tragen, nach dem Neuen, Sinnreichen, Ungewöhnlichen. Aufser Stande durch wahre Schönheiten zu glänzen, fuchte man feine Gefchicklichkeit durch Befiegung grofser Schwierigkeiten zu zeigen. In diefer Abficht wählte man unfruchtbare, todte Stoffe zum Gegenftande der poetifchen Darftellung, und bot alle Kräfte auf, um recht viel Gelehrfamkeit dabei zur Schau zu tragen. Man gab fich durch abfichtliche Dunkelheit eine philofophifche Mine, und buhlte durch künftliche Spielereien um Gunft und Anfehen. Die Sinne waren bereits zu fehr abgeftumpft, als dafs das Gewöhnliche Eindruck darauf zu machen im Stande war. Daher nahm man, um die Aufmerkfamkeit zu erregen und feftzuhalten, zu dem Pikanten feine Zuflucht. Man holte aus dem Sprachfchatze verjährte und verfchlagene Wörter hervor, um fich damit zu fchmücken. Man entlehnte aus den älteften Werken des Geiftes Vorftellungen und Ausdrücke, um fich dadurch den Schein der Neuheit zu geben. Man raffte alle Arten von Dialecten zufammen, man plünderte alle Wiffenfchaften, um feinen Gedichten eine auffallende Geftalt, eine feltfame Zierde zu ertheilen. Die ernfthaften Werke trugen das Gepräge des Seltenen, des Alten, des Ueberladenen, die lyrifchen Gefänge waren meiftentheils roh und fchlüpfrig. Selbft Theokritos's Idyllen find von diefem letzten Fehler nicht frei: feine Einfalt, fagt ein gefchmackvoller Kritiker, ift nicht ungebildete Natur, auch nicht Schönheit: denn fie ift ohne Gefühl für das Sittliche; fondern fie ift der Rückfall der Verderbtheit in Rohigkeit. *) Nach diefem allen ift in den alexandrinifchen Werken zwar ein eigenthümlicher und neuer Styl, aber diefer ift doch eigentlich nichts Erfundenes, fondern nur Nachahmung, und eine neue Mifchung des fchon

*) M. f. Schlegel über die Schulen der griechifchen Poefie, 398.

Vorhandenen. Man gebrauchte die Formen, die Sylbenmaaſse, die Sprache aller vorigen Schulen und Zeiten, vorzüglich der älteſten. „Die Werke der Alexandriner ſind zwar trocken, ſchwerfällig, ohne inneres Leben, ohne Schwung und Gröſse: denn ſo wie mit der Freiheit die öffentliche Sittlichkeit verſchwand; ſo gab es auch in der Poeſie kein Pathos und kein Ethos mehr; — dieſe wurden eben ſo behandelt, wie die todten Stoffe, welche die Künſtler am liebſten zu wählen ſchienen. — Allein, obgleich von Schönheit gar nicht die Rede ſeyn kann, ſo haben ſie doch einen bedeutenden äſthetiſchen Werth. Die Darſtellung iſt rein, objektiv, richtig und vollkommen, und in ſo fern für alle Zeiten bleibendes Muſter, wie die griechiſche Kunſt überhaupt."

I. Epiſches Gedicht.

1. Vollſtändiges Epos.

Apollonios's von Rhodos Zug der Argonauten.

5.

Inhalt und poetiſcher Werth dieſes griechiſchen Epos.

Die Schönheit des Epos iſt die einfachſte und faſslichſte. Selbſt ein wenig gebildeter Verſtand vermag ſie wahrzunehmen und ſich an ihren Reizen zu weiden. Es bedarf noch keines Kunſtſinns, um es ganz zu genieſsen. Kein Wunder alſo, daſs die von Homeros benannten epiſchen Gedichte ſogleich bei ihrem Entſtehen ſo viele Freunde, Verehrer und Bewunderer fanden. Kein Wunder aber auch, daſs das Epos ſo früh in Griechenland ſein Haupt erheben, und eine Höhe

der Vollendung erreichen konnte, über die es sich zu keiner Zeit und bei keiner Nation in der Folge emporschwang. So bald der nach Bildung strebende Grieche zur Besonnenheit hindurchdrang, so bald erwachte in seinem Innern auch das Bewusstseyn reiner Menschheit, und alle Kräfte seines Geistes und Herzens entwickelten sich in der lieblichsten Harmonie und Eintracht. Nun war man im Stande, die einfache epische Schönheit auf die wilden rhythmischen Ergiefsungen folgen zu lassen, die noch nicht freyes Spiel, sondern blos Entledigung vom Drange eines Bedürfnisses waren. *) Doch mögen schon viele epische Gesänge verhallt seyn, ehe die Homeriden sich Unsterblichkeit des Namens ersangen. Denn gesetzt auch, dafs wir nicht die ganze Odyssee und Ilias, wie wir sie jetzt besitzen, auf die Rechnung eines einzelnen Mannes, des Homeros, schreiben; gesetzt auch, dafs wir annehmen, diese grofsen Gesänge seyen aus mehreren grofsen für sich bestehenden Stücken zusammengeschoben, und diese wieder da, wo Lücken blieben, durch kleinere Stellen aneinandergefügt; **) so sind doch alle diese einzelnen Gesänge, worin wir das grofse Ganze zerlegen können, zu schön, um für Erstlingsversuche zu gelten. Und dennoch war die Darstellung darin noch nicht reine schöne Kunst: denn Poesie, Geschichte und Philosophie waren im Homerischen Zeitalter noch nicht gesondert, vielmehr gab es jetzt statt dieser drei nur den einzigen **Mythos**, aus dem sich aber mit dem Fortgange der Zeit allmälig alle

**) M. s. die Einleitung zum ersten Theil dieses Versuchs über den Ursprung der Poesie, so wie die schon angeführte Beurtheilung von Göthe's Hermann und Dorothea in der allgem. Litteraturzeitung.

*) Das dies wirklich geschehn seyn müsse, macht der scharfsinnige Herr Professor Wolf in seinen Prolegomenen zum Homer mehr als wahrscheinlich.

drei entwickelten. Der Mythos war jetzt noch nicht Organ der Poesie, sondern selbst Zweck. Sein nothwendiger Begleiter vor der Bildung der Prosa war das Sylbenmaaſs, urſprünglich nichts weiter, als ein Hülfsmittel für das Gedächtniſs. Das einzige, was man noch kannte, war der Hexameter, der dem Sinne am leichtesten und dem Gedächtniſſe am faſslichſten iſt. Kein Wunder, daſs er das griechiſche, die Muſik mit Enthuſiasmus liebende, Ohr ſo ſehr bezauberte, und indem er ſchwebendſtätig, zwiſchen Verweilen und Fortſchreiten gleich gewogen, ohne zu ermüden, den Hörer auf einer mittleren Höhe in angemeſſene Weiten forttrug, die Reize des an und für ſich durch ſeinen Inhalt ſchon intereſſanten Epos unwiderſtehlich machte. Noch mehr aber gewann das Intereſſe dieſes Epos durch das vermehrte Leben, welches die Einwirkung der Götter in die Handlungen der Menſchen hervorbringen muſste, und das ſich noch ganz als Volksglauben gründete. Denn noch war der Grieche zur Zeit des homeriſchen Epos nicht ſo weit zum Lichte des Verſtandes hervorgedrungen, um die Kette der Urſachen und Wirkungen in der Natur zu begreifen: noch hatte er ſich nicht zum Bewuſstſeyn der vollſtändigen Selbſtbeſtimmung durch Freiheit erhoben, um der unwillkührlichen Dichtung der kindlichen Menſchheit, wodurch ſie die Natur zu vermenſchlichen, und höhere lebendige Weſen in die Handlungen und Schickſale der Menſchen zu verflechten ſucht, den Glauben zu verſagen. Wenn daher das homeriſche Epos durch die Dazwiſchenkunft der Götter, im homeriſchen Zeitalter, ſo ſehr gewann; ſo geſchah dies dadurch, daſs der Mythos noch lebte, daſs er nicht willkührliche Erfindung, ſondern noch immer fortbeſtehender Glaube des rohen Griechen war, und als ſolcher deſto kräftiger wirken muſste.

Aus diesen vorläufigen Betrachtungen wird sich hoffentlich ergeben, daſs das Epos, diese zwar nicht höchste und vorzüglichste, aber doch reine und vollendete Gattung, nur im homerischen Zeitalter vorzüglich gedeihen und gefallen konnte, und daſs jeder spätere Epiker in dem Maaſse verlieren muſste, als der Mythos aufhörte als Volksglaube zu leben, und als es der Dichtkunst gelang, zu den höheren Gattungen der Lyrik und des Drama fortzuschreiten. Schon hieraus ist klar, wie sehr der Argonautenzug des Apollonios von Rhodos*) dem homerischen, im Kindesalter der griechischen Nation erzeugten und ganz auf volksmäſsige Wahrheit gegründeten, Epos nachstehen

*) Apollonios lebte ungefähr zwei Jahrhunderte vor Christus und hatte Aegypten zum Vaterlande. Seine Geburtsstadt war entweder Naukratis, oder Alexandrien. Er genoſs Anfangs den Unterricht des Kallimachos in der Dichtkunst und Beredtsamkeit; in der Folge aber entzweiten sich beide vermuthlich aus gegenseitigem Neide über ihren Dichterruhm. Eine beiſsende Satyre, worin Kallimachos den Apollonios unter dem Namen Ibis durchzog, und ihn des schwärzesten Undanks beschuldigte, war die Folge dieser Entzweiung. Dies sowohl, als die kältere Aufnahme, welche sein Argonautenzug fand, bewog den Apollonios, Aegypten zu verlassen und nach Rhodos zu gehen, wo er eine Zeitlang Rhetorik lehrte. Hier feilte er auch sein Epos noch einmal sorgfältig durch, und machte sich durch seine rhetorischen Talente bei den Rhodiern so beliebt, daſs sie ihm das Bürgerrecht schenkten. In der Folge aber kehrte er dennoch nach Alexandrien zurück, und erhielt nach dem Tode des berühmten Mathematikers und Geographen Eratosthenes die Aufsicht über die alexandrinische Büchersammlung. Von mehreren Schriften des Apollonios ist nur sein episches Gedicht vom Zuge der Argonauten in vier Büchern auf unsre Zeiten gekommen. Apollonii Rhodii Argonautica e scripis octo veteribus libris, quorum plerique nondum collati fuerunt, nunc primum edidit Rich. Fr. Phil. Brunk, Argentorati 1780. Eine deutsche doch nicht sonderliche Uebersetzung in Hexametern lieferte Bodmer, Zürich 1779.

müsse; gesetzt auch, dass er nicht so viele Mängel an sich trüge, als der Verfall seines Zeitalters fast unentbehrlich machte. Die Fahrt der Argonauten aus Thessalien nach Kolchis, die schon einen früheren Dichter unter dem wahrscheinlich angenommenen Namen des Orpheus begeistert hatte, war der Gegenstand desselben. Doch ist das Epos des Apollonios ausführlicher und dichterischer als das Werk seines Vorgängers, dessen Länderkunde zumal äusserst beschränkt ist. Der Inhalt dieses epischen Gedichts ist folgender: Jason eilt nach Thrakien in Orpheus's Höhle, um diesen Helden und Dichter zur Theilnahme am Argonautenzuge zu bewegen. Die vornehmsten Helden Griechenlands brennen vor Verlangen, ihn auf diesem Zuge zu begleiten und Ruhm einzuärnten.. Jason will die Führung des Zuges dem Herakles übertragen, übernimmt sie aber selber, da dieser sie ausschlägt. Am ersten Tage nach der Abfahrt aus Thessalien landet man nicht weit vom Berge Pelion, um den Kentauren Chiron zu besuchen. Von hier geht die Fahrt bei dem Berge Athos vorbei, durch den Hellespontos längs der Küste von Mysien, wo Kyzikos, der König der Doloper, die Argonauten gastfreundlich bewirthet, allein in einer Fehde derselben mit den Riesen dieser Gegend durch Herakles aus Unvorsichtigkeit des Lebens beraubt wird. Nach vorher zu Ehren des Entseelten gefeierten Leichenspielen schifft man weiter. Bey dem Berge Arganthon in Bythinien verirrt sich Herakles auf der Jagd und wird zurückgelassen. Die Argonauten aber segeln durch die Kyaneischen Klippen in den Pontos Euxinos und landen zuletzt glücklich in Kolchis. Durch einen von der Göttin Here ihm zugesandten Traum erschreckt, eilt der grausame Aeetes, König von Kolchis, von seinen beiden Töchtern, Chalkiope und Medea begleitet, zum Flusse Phasis. Hier findet er den Jason mit seinen Ge-

fährten und verspricht ihnen das goldne Vliefs, worum sie bitten, so fern einer aus ihrer Mitte eine Arbeit, die er ihm auferlegen wolle, zu bestehen wage. Diese Arbeit bestehe darin, einen Acker von vier Hufen mit feuerspeienden Stieren zu pflügen, eine Menge Drachenzähne als Saat in die frischgepflügten Furchen zu streuen, und die daraus erwachsenden furchtbaren Krieger zu tödten. Nach dieser Erklärung verläfst sie der König und kehrt zurück nach seinem Palaste. Medea aber eilt, aus Liebe zum Jason, heimlich wieder zu den Argonauten und schildert ihnen den der Hekate geweihten Hain, in dem das auf einer Buche ausgebreitete goldne Vliefs von einem furchtbaren, nimmerschlafenden Drachen verwahrt werde. Jason, Medea, Orpheus, Kastor und Pollux gehen nun zu dem beschriebenen Baume. Orpheus besänftigt die Hekate durch ein Opfer, singt den Drachen durch ein süfses Lied in Schlummer, und setzt dadurch den Jason in den Stand, sich des Vliefses zu bemächtigen. Kaum ist das geschehen, so eilt dieser mit seinen Gefährten sogleich in das Schiff, um den Verfolgungen des Aeetes, dem die Sache hinterbracht ist, zu entgehen. Er segelt von Kolchis nach Paphlagonien, und von da den Ister, oder die Donau hinauf in das Saturnische, oder Adriatische Meer, wo ihn eine Kolchische, auf einem andern Arme des Isters früher herbeigeeilte Verfolgungsflotte, unter Absyrtos's Anführung, erwartet. Absyrtos aber wird durch Medeens Vermittelung hinterlistig getödtet, und die Fahrt geht darauf weiter an der Liburnischen Küste hinunter bei der Insel der Kalypso vorüber. Von hier wird das Schiff in den Eridanos getrieben, kommt dann in den Rhodanos, und aus diesem, durch das Ausonische Meer, zur Insel der Kirke. Nachdem sie hier bei der Göttin, der Schwester des Aeetes, Königs von Kolchis, kurze Zeit verweilt haben, verlassen sie die Insel, kommen

zu den Säulen des Herakles, dann in das innere, oder mittelländische Meer, und segeln endlich an der Küste Italiens hinunter nach Sicilien. Der Gesang des Orpheus sichert sie hier gegen die Lockungen der Sirenen. In Phäakien, wo sie landen, treffen sie eine grosse Flotte von Kolchiern. Der König Alkinoos will denselben die Medea, die dem Jason gefolgt war, Anfangs in die Hände liefern: allein seine Gattin Arete hintertreibt es durch ihre Bitten. Alkinoos verspricht nun, so fern Jason mit Medeen sich schon verbunden habe, sie nicht trennen zu wollen. Die Verbindung erfolgt: man segelt weiter und besteht in Kreta noch mancherlei Gefahren. Von hier schifft man nach den Sporadischen Inseln, von da nach Aegina, und gelangt endlich, nachdem man bei der Küste von Attika, Euböa und Lokris vorbeigeschifft ist, zum Hafen Pagasa. *) Dieser fruchtbare Mythos gab dem Apollonios eine Mannigfaltigkeit von wunderbaren Begebenheiten, die ein früherer Dichter zu einem sehr unterhaltenden Ganzen verarbeitet haben würde. Allein die Schönheit war im alexandrinischen Zeitalter einmal dahin, daher begnügte sich der eitle Dichter, statt durch eine reizende Darstellung zu vergnügen, seine Gelehrsamkeit zur Schau zu tragen. Er erzählt daher ohne Begeisterung, ohne Abwechselung, ohne Leben, und sein Epos ist mehr das Werk des Fleisses und der Künstlichkeit als des poetischen Geistes. Der Sprachforscher wird dabei seine Rechnung finden, während der Mann von Geschmack und von Kenntniss des schönen griechischen Alterthums nur hie und da auf eine Stelle trifft, in der die Schönheit, Lieblichkeit und Anmuth des Homers nochmals,

*) M. s. Schefler's Abhandlung über die griechischen Heldendichter ausser dem Homer, deren Gedichte auf unsre Zeiten gekommen sind, in Wiedeburg's humanistischem Magazin, Johannis 1787. S. 264.

wie in einem ſchwachen Wiederſcheine, ſichtbar wird. Sehr richtig iſt, was Longinos ſagt, daſs Apollonios niemals ſtrauchelte. Allein um dies zu verhüten, wagte er es auch nie, ſich zu erheben, weil er ſich nicht Kraft genug zutraute, die höheren Gegenden des poetiſchen Gebiets zu erſteigen. Daher blieb er denn, ſo wie die übrigen Dichter ſeines Zeitalters, zwar von den Fehlern groſser Geiſter frei, dagegen war er auch nie ſo glücklich, ihre Schönheiten zu erreichen. Mit einer tadelloſen Mittelmäſsigkeit zufrieden, überlieſs er ſich niemals jener heftigen Begeiſterung, die das Gemüth erſchüttert und an groſsen glänzenden Gedanken und erhabenen Bildern fruchtbar iſt. Uebrigens iſt der in ſeinem Gedichte herrſchende Ton gröſstentheils der zutrauliche Ton ſolcher Perſonen, die ſich in einem ſo engen Raum, wie ein Schiff hat, zuſammenfinden. Die Charaktere der einzelnen Perſonen ſind den Vorſtellungen, welche uns die mythiſche Geſchichte davon macht, ziemlich angemeſſen. Sie ſind indeſs nicht ſcharf gezeichnet, und laufen alle in einigen allgemeinen Zügen zuſammen. Die Hauptzüge derſelben ſind: Ehrfurcht vor den Göttern, Eifer im Dienſte derſelben, Freundſchaft und Gefälligkeit gegen einander, Unerſchrockenheit in Gefahren und Verachtung des Todes, wo ihn Ehre und Pflicht erfordern. Here iſt allenthalben bei der Fahrt der Argonauten geſchäftig und leitet dieſelben. Die Helden ſind, ohne fremden Einfluſs zu ahnen, gleichſam nur Werkzeuge in ihren Händen. Durch eine ziemlich genaue, oft auch angenehme Schilderung lebloſer und belebter Dinge weiſs der Dichter ein gefallendes Licht über einen groſsen Theil des Ganzen zu verbreiten. Dabei weiſs er hie und da das Geſagte auch durch paſſende Bilder und Gleichniſſe anſchaulich und intereſſant zu machen.*) Um unſern

*) M. ſ. Sulzer's Theorie unter dem Artikel: Argonautika.

Lesern eine kleine Probe von dem Geiste und der poetischen Geschicklichkeit des Dichters zu geben, wählen wir die Rede des Aeetes an Jason und seine Gefährten, so wie Jason's Antwort und die Schilderung vom Erwachen der Liebe in Medea's Herzen. Die Söhne des Phrixos, die auf ihrer Reise nach Hellas Schiffbruch gelitten hatten, waren unterwegs auf das Schiff Argo gestossen und mit den Argonauten nach Kolchis zurückgekehrt. Hier machten sie den König Aeetes mit Jason's Absicht bekannt, und seine, vom heftigsten Zorn ihm eingegebene, Antwort war folgende:

Flieht ihr nicht gleich hinweg aus meinen Augen, Verwägne!
Und verlasset das Land, von euren Ranken begleitet,
Eh das verderbliche Vliess ihr noch und den Phrixos gesehn habt,
Die zu entführen ihr kamt? Doch ob des Vliesses allein nicht
Seid ihr jetzt hier: nein, dass ihr Kron' und Scepter mir raubet!
Hattet zuvor ihr euch nicht an meiner Tafel gesättigt: *)
Traun! die Zunge riss ich aus, und haute die Hände
Beid' euch ab, nur die Füss' allein, aus Erbarmen, euch schenkend,
Und stiess' also euch fort, um nimmer wieder zu freveln:
Denn die Unsterblichen selbst im Olympos habt ihr belogen!

Also sprach er ergrimmt. Dem Aiakiden entbrannte
Stracks voll Zornes das Herz. Sich selbst zum Verderben erwiedert
Hätt' er die Red' itzt gern; doch ihn schweigte Aeson's Erzeugter,
Dieser kam ihm zuvor mit sanft einschmeichelnden Worten;

*) So sehr ehrte man in Griechenland das Gastrecht, dass man denjenigen, mit dem man an einer Tafel gesessen hatte, selbst dann nicht zu beleidigen wagte, wenn er sträfliche Absichten hatte. Apollonios trägt diese Sitte auch auf den König von Kolchis über.

Zürne, Aeetes! nicht ob meiner Genossen: denn, wahrlich!
Kommen wir nicht aus Gewinnsucht hieher zu deinem Palaste,
Oder in deine Stadt. Wer durchschifft' ob fremdes Besitzes
Je schon so weite Meer'? Es zwingt ein zürnender Gott mich,
Mich das harte Gebot von einem grausamen König.
Hör uns Bittende drum! Im ganzen Hellas verbreiten
Will ich alsdann dein Lob. Auch erbieten jetzt wir uns alle,
Unseren Dank dir sogleich im Schlachtgewühl zu bezeigen,
Sei's nun, daſs du gebeutst mit den Sauromaten zu streiten,
Oder ein anderes Volk dir in's Joch, wo es wohne, zu beugen.

Also sprach er ihm sanft mit Worten schmeichelnd. Doch zwiefach
Wogt' in Aeetes Brust der Gedanke: ob er die Helden
Stracks angreifend hinab in des Tartaros Wohnungen sende,
Oder prüfe, wie mächtig ihr Arm sei. Dieses von beiden
Schien ihm das Beſsre zuletzt: drum sprach zu jenem er also:

Fremdling, sage, was frommt es uns, hier mit Worten zu hadern?
Seid ihr wirklich vom Stamme der seligen Götter, wie? oder
Kamt ihr, an Muthe mir gleich, hieher zum fremden Gestade?
Sieh dann empfängst du das goldne Vlieſs, doch geprüft nur empfähest
Du es, so bald dir's beliebt: denn ich zürne nicht tapferen Männern,
So, wie den Herrscher von Hellas ihr selber erst mir gepriesen. *)
Aber ein Kampf ist die Prüfung, der Muth und Mannskraft erheischet,
Und den ich selbst, wie gefährlich er sei, nicht selten bestehe.

*) Ich lasse allen tapfern Männern, die so sind, wie ihr euren König gepriesen habt, gern Gerechtigkeit wiederfahren. Nur dem Feigen bin ich schrecklich.

Siehe, des Ares Feld durchweiden zweie der Stiere,
Flammen athmet ihr Maul und ihre Füsse sind ehern.
Diese nun treib' ich über des Ares hartes Gefilde,
Vier der Hufen lang, und stracks ist alles durchpflüget.
In die Furchen dann sä' ich, nicht Korn der Ernährerin Däo,
Sondern die Zähne zumal von einem erschrecklichen Drachen.
Krieger erwachsen darauf, von Waffen umklirret, die mäh' ich
Schnell mit der Lanze hinweg, so sehr sie auch rings mich umwüten.
Morgens spann ich die Stier' in das Joch, und ruhe am Abend
Von der Aernte mich aus. Auf! kannst du nun gleiches vollenden;
Siehe, so magst du das Vliess alsbald dem Könige bringen;
Aber nicht eher erwart' es von mir zu empfahen: denn nimmer
Ziemet es sich, dass ein tapferer Mann dem Erschrockenen weiche.

Also sprach er; doch stumm sass jener, die Augen zur Erde
Starr gesenkt, und verlegen, wie er am besten sich rathe.
Lange wälzet' er hin und her in der Brust den Gedanken,
Ob ihm auch wohl das Geschäfte — denn mühevoll war es — gelinge.
Endlich erwiedert' er drauf mit verständigen Worten dem König:

Wahrlich, Aeetes, schwer, doch mit Recht, ist, was du gebietest:
Aber wie schwer er auch sei der Kampf, ich will ihn bestehen!
Ob ich dem Tod' auch erliege, denn traun! nichts härteres giebt's ja,
Als das herbe Geschick, das auf meines Königs Gebot mich
Zwang, an dies ferne Gestade hieher durch Meere zu segeln!

Sprach's mit beklommener Brust. Dem Bangenden aber versetzte,

Schreckenden Blicks, Aeetes darauf die dräuenden Worte:

Gehe zu deinen Genossen nun hin, da den Kampf du verlangest.
Fürchtest du aber, das Joch auf die Rinder zu legen, und weigerst
Dich das verderbliche Feld zu mähn, dann will ich schon sorgen,
Daſs sich hinfort auch Andere scheun den Stärkern zu reizen. *)

Alſo der König mit Drohn. Da erhub vom Sitze sich Jaſon,
Telamon auch ſtand auf, und Augeias. Es folgete Argos
Von den Brüdern allein: denn, seinem Winke gehorſam,
Blieben die andern zurück im Gemach: doch jene enteilten.
Aber vor allen umfloſs der Schönheit Glanz und der Jugend
Aeſon's ſtattlichen Sohn. Nach ihm ſchielte, verſtohlenen Blickes,
Unter dem bergenden Schleier hervor die ſchüchterne Jungfrau,
Still verzehrend ihr Herz mit verborgener Flamme. Dem Traum gleich,
Eilete, ſehnend, ihr Geiſt des Verſchwindenden rüſtigem Schritt nach.
Kummer im Buſen, verlieſsen ſie jetzt das Gemach des Aeetes.
Aber Chalkiope gieng, ob des Vaters Ingrimm erbebend,
Samt den Söhnen hinauf in ihr Zimmer. Auch eilte Medea
Aus dem Gemach, ihr Herz von Eros's Pfeilen verwundet.
Alles noch ſah ihr Blick. Des Körpers Wuchs, die Gewande,
Welche der Jüngling trug, wie er ſprach, wie er ſaſs auf dem Seſſel,
Wie er die Burg verlieſs. Sie wähnt' in ſeligem Taumel,
Keiner der Männer gleich' ihm ſonſt. Die Stimme des Jünglings
Tönt' ihr noch immer in's Ohr, und die lieblichen Wort' ihr noch immer,

*) Dann will ich eine Rache an dir üben, die hinfort einen jeden ſchrecken ſoll, meinen Zorn zu reizen.

Den er geredet. Sie bebte für ihn, es möchten die Stiere,
Oder Aeetes selbst ihn erwürgen. Sie klagt' ihn, als Todten,
Schon, und es rollten ihr heiss von der Wange die Thränen des Schmerzes.
Leise murmelte dann, und mit Schluchzen, Medea die Worte:

Ach! was quäl' ich Unglückliche mich doch so schrecklich? — Verliert er
Unter den Helden der Edelste, oder der Feigste, sein Leben;
Kümmert dies mich? Er sterbe! — Doch nein, er lebe! er lebe!
Dies geschehe, Perseis,*) du hehre mächtige Göttin!
Heim in sein Vaterland kehr' er, entronnen. Doch will das Geschick es,
Dass er den Stieren erliege; so höre zuvor er noch dieses,
Dass sein trauriges Loos nicht mir Vergnügen gewähre!

Also quälte die Jungfrau ihr Herz mit tobenden Sorgen.

b. Kleinere epische Gedichte.

Herakles der Löwenwürger, Herakles als Knabe, Moschos's Europa.

Zu den Zeiten der alexandrinischen Dichter hatte man zum längeren Epos entweder nicht mehr Kraft und

*) Perseis, sonst Hekate, eine Göttin, welche auf die Fruchtbarkeit der Erde, so wie auf das Glück und Unglück, auf die Gewerbe und Beschäftigungen der Menschen sehr viel Einfluss hatte. Unter den vielen Kräften, welche die Dichter ihr beilegen, ist auch die Zauberkraft. Da nun auch Medea sich auf den Gebrauch der Zaubermittel verstand, und folglich die Huld der

Odem genug, oder man fing an, zu bemerken, wie wenig sich diese einfache Dichtart der beginnenden griechischen Kultur für das Zeitalter der Ptolemäer schicke. Da man sich nun gleichwohl durch den grossen Ueberfluss an interessanten und leicht zu bearbeitenden Mythen haufig versucht fühlte, daraus zu dichterischen Belustigungen Stoff zu entlehnen; so bildeten sich die kürzeren epischen Gedichte, oder mythischen Erzählungen, deren sich noch mehrere bis auf unsre Zeiten erhalten haben. Das Bruchstück eines ausführlicheren, dem Theokritos mit Unrecht beigelegten, erzählenden Gedichts, das unter dem Titel Herakles der Löwenwürger auf uns gekommen ist, verdient unter denselben höchstwahrscheinlich eine Stelle.*) Dass dieses Gedicht, so wie wir es jetzt besitzen, nicht vollständig, sondern sowohl im Anfang als am Ende verstümmelt sei, lehrt der Augenschein. Allein weniger klar ist der Verfasser desselben, so wie das Zeitalter seiner Entstehung. Die Kritiker waren vielleicht noch niemals in ihren Urtheilen über ein Gedicht so getheilt, als bei diesem. Die einen finden ganz den Geist und die Manier des Theokritos in demselben, andre hingegen können es nicht begreifen, wie man diesen Sänger des Landlebens zum Verfasser dieser mythischen Erzählung machen könne. Auch der Werth derselben ward bald zu sehr erhoben, bald zu tief herabgesetzt. Das Abenteuer des Herakles, wo er an Ei-

Hekate in vorzüglichem Grade genoss; so wird diese hier von ihr angerufen, um so mehr, da diese Göttin durch ihre Zauberkraft auch den Jason zu retten im Stande war.

*) M. s. über dies Gedicht: Adumbratio quaestionis de carminum Theocriteorum ad genera sua revocatorum indole ac virtutibus auctore Eichstaedt p. 26. f. — Köppens griechische Bluhmenlese, I, 147. — Charakter der vornehmsten Dichter, I, 1. S. 111. f.

nem Tage alle Stallungen des Augias reinigte, macht den Inhalt davon aus. Herakles gieng, zu dieſem neuen Abenteuer aufgefordert, nach Elis. Hier traf er einen Hirten des Augias bei der Heerde an. Er fragte ihn nach dem Beſitzer der Heerde. Die Antwort des Hirten nun iſt der Anfang dieſes Bruchſtückes. *) Herakles erklärt darauf, daſs er zum Augias ſelber wolle, und erfährt von dem treuherzigen und gutmüthigen Hirten, daſs ſich der König ſamt ſeinem Sohne ſo eben bei der Heerde befinde. Nachdem darauf der Held bei einer ſich darbietenden Gelegenheit einen Beweis ſeiner Stärke gegeben hat, geht er mit des Augias Sohne, Phylens, in die Stadt, und erzählt dem königlichen Jüngling auf dem Wege ſeinen Kampf mit dem Nemeiſchen Löwen. Mit dieſer Erzählung ſchlieſst ſich das Bruchſtück. Der verlorengegangene Schluſs des Gedichts erzählte wahrſcheinlich noch die Ankunft des Herakles und ſeines Begleiters in der Stadt, das Anerbieten des rüſtigen Abenteurers die Stallungen des Augias zu reinigen, und die Ausführung deſſelben. Ein Urtheil über die Oekonomie und den Werth des Ganzen iſt bei der Verſtümmlung, welche dieſe mythiſche Erzählung erlitten hat, nicht gut möglich. Betrachten wir aber dieſe dichteriſche Trümmer, wie ſie jetzt vor uns liegt, ſo können wir an ihr eben ſo wenig gewiſſe Schönheiten überſehen, als die Fehler derſelben verkennen. Die Treuherzigkeit, womit der Hirt den Herakles als einen Fremden aufnimmt und unterrichtet, die Urbanität, womit er

*) Köppen in ſeiner griechiſchen Anthologie urtheilt gewiſs zu vortheilhaft von dieſem Bruchſtück, das er für die Trümmer eines längern epiſchen Gedichts, einer vollſtändigen Heraklea, hält. So wenig man demſelben auch alle Schönheiten abſprechen kann, ſo wenig kann man auch, wenn man es ohne vorgefaſste Meinung lieſt, den ſklaviſchen Nachahmer des Homeros darin verkennen, der gewiſs nicht in der Blühtezeit der griechiſchen Dichtkunſt leben konnte.

ihn behandelt, und die ihm ganz natürlich zu ſeyn ſcheint, und die Bezähmung aller Neugierde, ſo viel Mühe ſie ihm auch koſtete, müſſen jedem unbefangenen Freunde der Natur und guter Sitten gefallen. Eben ſo angenehm ſind auch die naiven, den Stand des Hirten charakteriſirenden, Bemerkungen, die er allenthalben einſtreut, ſo wie die, wie von ungefähr herbeigeführte, Gelegenheit, die den Herakles in den Stand ſetzt, Beweiſe ſeiner Stärke und ſeines Muths zu geben. Selbſt das Gemälde, welches der Held dem Sohne des Augias von ſeinem Kampfe mit dem Nemeiſchen Löwen entwirft, iſt nicht ohne lebendige Darſtellung und mannigfaltige Reize. Dagegen hält ſich der Dichter zu oft und zu gern bei Nebenſachen auf und verliert die Hauptſache darüber zu ſehr aus den Augen. Von der Art iſt die Erzählung des Hirten von den Hunden, die den Herakles mit Gebell empfangen. Ein Sänger aus den beſſern griechiſchen Zeiten würde ſich weit kürzer gefaſst, und mit einem leichten Pinſelſtrich bezeichnet haben, was hier zuweilen mit einer froſtigen Ausführlichkeit geſchildert iſt. Nicht minder fehlerhaft iſt es, daſs der Dichter Sachen durch ein fortlaufendes Band der Erzählung mit einander vereinigt, welche durch die Zeit geſondert waren, und daſs er über Dinge, die für ſeine Abſicht wichtig ſind, gar zu ſchnell hinwegſchlüpft. Am unangenehmſten aber fällt dem Leſer das auf, daſs Herakles, nachdem er zum Augias geführt iſt, und mehrere Beweiſe ſeines Muths gegeben hat, die Abſicht ſeiner Hieherkunft ſo ſehr vergiſst, daſs er, ohne derſelben zu erwähnen, mit dem königlichen Jüngling in die Stadt geht. Endlich verräth eine zu ſichtbare

*) M. ſ. hauptſächlich die ſcharfſinnigen Urtheile des Herrn Prof. Eichſtädt in der angeführten lateiniſchen Schrift, wo er auch zugleich aus innern Gründen beweiſt, daſs Theokritos nicht Verfaſſer dieſes Fragments ſeyn könne.

Nachahmung des Sängers der Ilias, ein zu mühsames Zusammenlesen seines Ausdrucks, seiner Bilder, seiner Wendungen zu sehr die Armuth des Geistes, als dass wir dies mit Vergnügen bemerken konnten. Aus diesem Grunde ist es zugleich nicht wahrscheinlich, dass das Bruchstück ein Theil der alten Heraklea des Pisander von Kamiros, oder des Panyases, oder sonst eines der frühesten Sänger der Thaten des Herakles sei. Gewiss ist es die Arbeit späterer Zeiten, wo der griechische Geist bereits entwichen war, und wo man sich schon gefiel, wenn man nur Worte und Redensarten der Alten zu einem Gedichte zusammenzureihen wusste. Dass aber Theokritos nicht Verfasser dieser epischen Erzählung sei, beweist der auffallende Unterschied, den wir zwischen der Manier und Sprache dieses und der theokritischen Werke finden. Mit mehrerem Rechte wird dem Theokritos ein anderes episches Gedicht verwandten Inhalts beigelegt, das sich unter dem Titel Herakles als Knabe unter den Idyllen dieses angenehmen Dichters findet.*) Auch hiervon ist der Schluss ein Raub der Zeiten geworden. Die ersteren Lebensjahre des Herakles, als die Verkündiger seines künftigen Ruhmes, sind der Inhalt desselben. Die rachsüchtige Here sendet in der Nacht zwei furchtbare Schlangen, um den ihr verhassten Herakles zu tödten. Iphikles, der um eine Nachtlänge jüngere Bruder des Abenteurers, erhebt bei dem Anblick der beiden Ungeheuer ein lautes Geschrei, tritt die Decke mit seinen Füssen hinweg und bemüht sich zu entfliehen. Herakles aber, wiewohl er erst zehn Monden zählt, beginnt voll göttli-

*) Herr Prof. Eichstädt findet es aus mehreren Gründen wahrscheinlich, dass Theokritos der Verfasser dieses vom Herrn Professor Schneider zu tief herabgesetzten Bruchstücks sei. M. s. Eichstädt Adumbratio quaest. de carm. Theocrit. indole etc. Schneider über Pindars Leben und Schriften S. 75 — 78.

chen Heldenmuthes einen Kampf mit den Schlangen. Indeſſen erwacht Alkmene über Iphikles Geſchrei. Sie weckt den Amphitryon und lenkt ſeine Aufmerkſamkeit auf den Lärm im Hauſe. Dieſer ergreift alsbald ſein Schwert, ruft die Sklaven herbei, und findet den Herakles, der die erwürgten Schlangen jugendlich frohlockend ſeinem Vater zu Füſsen legt. Kaum iſt der Morgen begonnen, ſo ſchickt die beſorgte Mutter zu dem Seher Tireſias, und befragt ihn über den wunderbaren nächtlichen Vorfall. Tireſias verkündet nun die künftige Gröſse und den unſterblichen Ruhm, der den Herakles erwarte. Zugleich beſiehlt er, die Schlangen um Mitternacht zu verbrennen, ihre Aſche in einen Fluſs zu werfen, und dem Zeus zu opfern. Hierauf giebt der Dichter noch über die Erziehung des Herakles Auskunft. Sei nun dieſes Gedicht ein für ſich beſtehendes, nur am Ende verſtümmeltes Ganzes, oder vielleicht ein Theil eines gröſseren Epos, es empfiehlt ſich durch eine gewiſſe edle Einfalt, durch Wahrheit der Empfindung, durch Würde und Gedrängtheit der Gedanken, durch Kraft und Beſtimmtheit des Ausdrucks, durch eine leichte und doch genaue Verbindung der einzelnen Theile zu einem wohlgeordneten Ganzen. Die Charaktere der handelnden Perſonen darin ſind wahr und richtig und durchaus der griechiſchen Ritterzeit angemeſſen. Amphitryon zeigt Ernſt und männliche Würde. Er beſchäftigt ſich mit dem Zurechtlegen des heldenmüthigen Herakles, während die weichere Mutter den halbentſeelten Iphikles in Schutz nimmt. Alkmene iſt neugierig, beſorgt, furchtſam, eine zärtliche liebevolle Mutter. Iphikles verräth eine ſeinem Alter durchaus gemäſse Furcht; deſto heller ſtralt die Unerſchrockenheit des Herakles hervor, der, weit entfernt vor den Schlangen zu zittern, ſie in ſeinen Armen erdrückt. Ganz nach den Sitten der griechiſchen Ritterperiode legt Alkmene

ihre beiden Kinder auf einen Schild, und wir erwarten von denen mit allem Rechte kühne und unerschrockene Thaten, denen ein Schild zur Wiege diente. *)

Noch gehören zu den kleineren epischen Gedichten, oder mythischen Erzählungen aus dieser Periode der griechischen Dichtkunst die dem Theokritos gleichfalls beigelegten Stücke: Hylas, die Dioskuren und die Mänaden. Allein so vortheilhaft sich auch das erstere derselben auszeichnet, so würd' es uns doch zu weit führen, wenn wir uns noch länger dabei aufhalten wollten. Wir gehen daher zu einem ähnlichen Denkmal des griechischen Geistes, zu dem unter Moschos's Namen bekannten epischen Gedichte: Europa, über. Die schöne Rundung dieses angenehmen in sich selbst vollendeten Ganzen, der leichte natürliche Fluss der Erzählung, die liebliche Fülle der Bilder, die lebhafte und interessante Darstellung der darin geschilderten Auftritte, die passende sanftdahingleitende Sprache — alles erhebt dies Gedicht zu einer der schönsten Kunstbildungen der späteren griechischen Dichtkunst. Statt den Inhalt dieser interessanten mythischen Erzählung aus einander zu setzen und ihre Schönheiten zu zergliedern, lese man sie hier selber nach der eben so treuen als reizenden Vossischen Verdeutschung:

Kypris schuf der Europa vordem ein liebliches Traumbild,
Wann das endende Drittel der Nacht annahet dem Frühroth;
Wann mit des Honiges Süsse der Schlaf umschwebend die Wimpern,
Alle Gelenk' auflöset, und sanft die Augen verbindet.
Jetzo, da untrughafter Erscheinungen Trupp sich umherschwingt,
Lag vom Schlummer betäubt im Obergemach des Palastes

*) M. s. über dieses Gedicht: Einige Bemerkungen über das vier und zwanzigste Gedicht des Theokrit von L. Wachler, Herford 1794. In diesem geschmackvollen Schulprogramm sucht der Verfasser Herrn Professor Schneider's Urtheil zu berichtigen.

Phönix Kind, die annoch jungfräuliche Europeia, *)
Und ihr däucht, als stritten um sie zwo Vesten der Erde,
Asia samt Europa in weiblicher Bildung erscheinend.
Jene trug die Gebärden der Fremdlingin; diese war heimisch
Anzuschaun, vorstrebend, die eigene Tochter zu halten;
Denn sie sprach, wie sie solche gebar, wie selber auch aufzog.
Aber die andere stark mit gewaltigem Arme sie fassend,
Raffte die nicht Unwillige fort; denn sie sagte: bestimmt sei
Ihr vom Donnerer Zeus zum Ehrenloos die Europa.
Auf von dem Lagergewand' entsprang die erschrockene Jungfrau,
Und ihr klopfte das Herz; denn sie sah als wach die Erscheinung.
Lange sass sie vertieft und sprachlos; beide noch immer
Schaute sie vor dem geöffneten Blick, die Gestalten der Weiber.
Endlich begann ausrufend mit lauter Stimme die Jungfrau:
Wer hat solche Gesichte mir zugesandt von den Göttern?
Welcherlei sind, die eben vom Lagergewand' in der Kammer
Aus so lieblichem Schlummer empor mich schreckten, die Träume?
Wer die Fremdlingin doch, die hell im Schlafe mir vorkam?
Wie sie das Herz mir erfüllte mit Sehnsucht! Wie sie auch selber
Liebevoll mich empfing, und als eigene Tochter mich ansah!
Wenden mir doch zum Guten den Traum die seligen Götter!

Dieses gesagt, aufsprang sie, und suchte sich traute Gespielen,
Gleich an Alter und Wuchs, treuherzige, edelentsprossne;
Welchen sie stets mitspielte, so oft zum Reigen sie vortrat,
Auch wann sie klärte den Reiz im Vorgrund stürzender Bäche,
Oder in grüner Au sich duftende Lilien abbrach.

*) Europa war die Tochter des Phönix, nach Andern des Agenor, Königs von Phönikien. Sie ward durch Zeus Umarmung Mutter des Minos, Sarpedon und Rhadamanthos. Um sie aufzusuchen, musste ihr Bruder Kadmos auf Geheiss seines Vaters alle Länder der Erde durchreisen. Allein sein Nachforschen war vergeblich.

Jen' erschienen ihr bald, und jegliche trug in den Händen
Einen Korb für Bluhmen. Hinaus zu den Wiesen nun gieng man,
Längs dem Meer, wo sie immer im traulicher Schaar sich versammelt,
Sich der entknospeten Rose zu freun, und des Wellengeräusches.

Einen goldenen Korb auch führete Europeia,
Angestaunt und bewundert, ein edeles Werk des Hephästos,
Den er der Lybia schenkt', als jen' in das Lager Poseidon's
Wandelte; sie dann schenkt' ihn der reizenden Telephaessa,
Welche vom Stamm ihr entblüht, und der unverlobten Europa
Reichte das Wundergeschenk die Erzeugerin Telephaessa.

Drauf erhoben sich viel Abbildungen kunstreich stralend. *)
Drauf war hell aus Golde geformt die Inachische Io,
Noch als Kuh erscheinend, und nicht in weiblicher Schönheit
Ungestüm mit den Füssen durchrannte sie salzige Pfade,
Einer Schwimmenden gleich; und blau war die Farbe des Meeres.
Auch zween Männer erhöht auf der oberen Stirn des Gestades
Standen zugleich, und staunten die meerdurchwandelnde Kuh an.
Dort war Zeus gebildet, wie sanft er mit göttlicher Hand sie
Streichelte Inachos's Kuh, die am siebenmündigen Neilos
Aus schönhörnigem Rind' er umschuf wieder zum Weibe.
Silbern schien der Neilos, als fluhtet' er; aber die Kuh war
Schön von Erz; und selber in goldener Bildung erschien Zeus.
Nah auch, unter dem Kranze des wohlgeründeten Korbes
War Hermeias geformt; und neben ihm streckte sich lang hin
Argos, bestellt zum Wächter mit niemals schlafenden Augen.
Ihm aus purpurnem Strome des Todesblutes erhob sich

*) Die griechischen Dichter gefallen sich sehr in dergleichen Schilderung: daher finden wir dieselben häufig. Keine aber erreicht die homerische Beschreibung des Achillischen Schildes, weil wir hier jede Figur gleichsam selbst vor unsern Augen entstehen sehn.

In vielfarbiger Blühte der Fittige prangend ein Vogel,
Aufgerollt das Gefieder; *) und gleich dem geflügelten Meerschiff
Ueberwölbt' er den Rand des goldenen Korbs mit den Federn.
Solch ein Korb war jener der lieblichen Europeia.

Als sie nunmehr des Gestads vielbluhmige Wiesen erreichet;
Jetzo das Herz mit Bluhmen erfreuten sie, andre mit andern.
Diese brach sich Narkissos, den Duftigen; jen' Hyakinthos;
Jene Serpyll und jene Violen sich. Viele der Kräuter
Neigten zur Erde das Haupt in den lenzgenähreten Wiesen.
Andern gefiel's, dem Krokos die goldene Krone voll Balsams
Rasch zu entziehn um die Wette. Die Herrscherin selbst in der Mitte
Stand mit den Händen die Pracht der feurigen Rose sich pflückend:
Anmuthsvoll, wie im Kreis der Chariten stralt Aphrodite.
Lang, ach! sollte sie nicht ihr Herz mit Bluhmen erheitern,
Noch unverletzt ihn bewahren, den heiligen Gürtel der Keuschheit.
Denn der Kronide fürwahr, wie er jene geschaut, so entbrannt' ihm
Jählich das Herz, durchdrungen vom unversehnen Geschosse
Paphia's, welche allein auch Zeus vermag zu bezwingen.

Siehe, zugleich auslenkend dem Zorn der eifernden Here,
Und dem Mägdlein trachtend den zarten Sinn zu verleiten,
Barg er den Gott in fremde Gestalt, und machte zum Stier sich:
Nicht wie einer im Stalle genährt wird, noch wie gestaltet
Einer das Brachfeld furcht, den gebogenen Pflug hinziehend;
Auch nicht, wie in der Heerd' ein weidender, oder wie jener,
Welcher gespannt in das Joch am belasteten Karren sich abmüht.

*) Aus dem Blute des Argos entstand nach der mythischen Sage der Pfau, in dessen Schweif die Augen des durch Hermes erwürgten Hüters der Io versetzt wurden.

Diesem war der übrige Leib hellbräunlichen Haares;
Aber ein silberner Kreis durchschimmerte mitten die Stirne;
Bläulich glänzten die Augen und voll ausfunkelnder Sehnsucht;
Gleichgekrümmt mit einander entstieg das Gehörne der Scheitel,
Wie im gehalbeten Rande die kreisenden Hörner des Mondes.

Also kam er zur Wies', und nicht erschreckte die Jungfrau'n
Seine Gestalt; nein, allen gelüstete, nahe zu wandeln,
Und zu betasten den lieblichen Stier, der Ambrosia hauchend
Fernher auch des Gefildes balsamische Würze besiegte. *)
Und er stand vor den Füssen der tadellosen Europa,
Leckt' ihr dann sanftmüthig den Hals, liebkosend dem Mägdlein;
Jene streichelt' ihn rings, und den häufigen Schaum von dem Mund ihm
Wischte sie ab mit schonender Hand, und küsste den Stier nun. **)
Aber mit lindem Gebrumm antwortet' er: dass man melodisch
Aus Mygdonischer Flöte den Wohllaut wähnte zu hören.
Dann vor die Füss' ihr hockend, betrachtet' er Europeia,
Hoch den Nacken gedreht, und zeigt' ihr den mächtigen Rücken.
Jetzo erhob sie die Stimm' in der Schaar tieflockiger Jungfrau'n:

Freundinnen, kommt, ihr trauten Gespielinnen, dass wir auf diesem
Stiere zusammengesetzt uns belustigen! Alle ja wahrlich
Nimmt er auf, wie ein Schiff mit untergebreitetem Rücken.
Fromm ist dieser zu schaun, der Freundliche, welcher so gar nicht
Gleicht den anderen Stieren: denn fast wie mit menschlichem Geiste

*) Der balsamischer duftete, als ringsumher die Kräuter und Bluhmen der Wiesen.

**) Diese ganze Schilderung ist meisterhaft! Sie kann daher von keinem schlechten Dichter entworfen seyn.

Blickt er verſtändig umher. Nichts fehlet ihm auſser die Sprache!

Alſo redete jen', und beſtieg holdlächelnd den Rücken;
Auch die anderen wollten. Da ſprang, wie im Fluge, der Stier auf,
Weil er geraubt, die er ſucht'; und raſch zu dem Meere gelangt' er;
Rückwärts wandte ſich jen' und rief den trauten Geſpielen,
Bange die Händ' ausbreitend; doch konnten ſie nicht ſie erreichen.

Als nun den Strand er ereilt, fort ſtürmet' er, gleich dem Delphine.
Nereus Töchter enttauchten der ſalzigen Fluht; und ſie alle
Sitzend auf ſchuppigen Rücken der Scheuſale ſchaarten ſich ringsum. *)
Auch er ſelbſt auf den Fluhten, der toſende Ländererſchüttrer,
Ebnete weit das Gewog' und gieng durch ſalzige Pfade
Seinem Bruder voran; und um ihn zogen verſammelt
Triton's Söhn' im Gewäſſer der Meerabgründe geherbergt,
Aus langwindenden Schnecken die Brautmelodie auftönend.

Jene nunmehr, wie ſie ſaſs auf Zeus ſtierförmigem Rücken,
Hielt ſein Horn in der Hand, das ragende, und mit der andern
Zog ſie des Purpurgewandes Umfaltungen, daſs ihr den Saum nicht
Feuchtete, **) ſchlagend empor, das Geſchaum unermeſslicher Salzfluht.
Hoch aufſchwoll um die Schulter das weite Gewand der Europa,
Gleich, wie ein Segel des Schiffs und hob die erleichterte Jungfrau.

Aber nachdem ſie ferne vom heimiſchen Lande getrennt war,
Und kein Ufer erſchien voll Brandungen, oder ein Bergbaupt,

*) Das ganze Meer mit allen ſeinen Bewohnern ward bei der Annäherung des göttlichen Stieres rege. Alles ſchaute voll Neugierde und Verwunderung aus den Wellen.

**) Auch dieſer Zug des Gemäldes iſt meiſterhaft.

Oben nur Luft und unten der endlos wogende Abgrund,
Jetzo sich weit umschauend, erhob sie die Stimm', und begann so:

Göttlicher Stier, o wohin? wer wärest du? wie doch, o Wunder!
Mit schwerwandelnden Füsen hindurchgehn, ohne des Meeres
Woge zu scheun? Nur Schiffen ja sind durchgehbar die Meere,
Rennern der Flut! doch Stiere verabscheun die salzigen Pfade.
Wo wird süsses Getränk, wo Speise dir seyn in der Salzfluht?
Bist du ein Gott? Warum ungöttliche Thaten verübet?
Nie doch wagen Delphin' auf dem Lande wo, nimmer auch Stiere
Ueber die Fluhten zu gehn: du aber auf Land und auf Meerfluht
Stürmst ungenätzt einher; und es sind dir die Klauen wie Ruder.
Bald vielleicht auch über die bläuliche Luft dich erhebend,
Wirst du mir hoch auffliegen, wie raschgeflügelte Vögel!
O mir ganz und durchaus Unglücklichen! die ich die Wohnung
Unsers Vaters verliess, und diesem Stier mich vertrauend
Eine befremdende Fahrt antrat, und irre so einsam!
Aber, o du, Obwalter des grauen Meers, o Poseidon,
Mögst voll Huld mir begegnen! Denn anzuschauen erwart' ich
Ihn, der einher mir bahnet die Fahrt, Vorläufer des Weges!
Nicht ohn' einigen Gott durchwandl' ich die flüssigen Pfade!

Jene sprach's; ihr rufte der Stier mit hohem Gehörn' zu:
Fröhliches Muths, Jungfrau! nicht angst vor dem Wogengetümmel!
Sieh, ich selber bin Zeus, und nahe dir schein' ich von Ansehn
Als ein Stier; denn ich kann in Gestalt mich bergen nach Willkür.
Schmachtend um dich durchwandr' ich die ungeheuren Gewässer,
Anzuschaun, wie ein Stier. Doch bald empfähet dich Kreta, *)

*) Kreta, Zeus's Geburtsland, ist durch eine Menge von Mythen berühmt und durch viele Dichter besungen worden. Am berühmtesten aber ward diese Insel durch die Weisheit und Gerech-

Welche mich selbst auch genährt, wo schon ein bräutliches Lager
Deiner harrt; denn du sollst mir herrliche Söhne gebären,
Stab und Gewalt zu tragen vor allem Volke des Landes.

Sprach's; und alles geschah, wie er redete. Denn es erschien jetzt
Kreta; und Zeus, von neuem in andre Gestalt sich verwandelnd,
Lösete jener den Gurt, und ihm rüsteten Horen das Lager.
Jene, zuvor Jungfrau, ward bald die Vertraute Kronions,
Kinder gebar sie dem Zeus und bald auch wurde sie Mutter.

II. Lehrpoesie.

a) Orakel.

7.

Lykophron's Kassandra.

Der Ursprung der Orakelpoesie verliert sich, wie schon an einem andern Orte gezeigt ist, auch bei den Griechen, in die ältesten Zeiten. Weise Männer, die sich durch einen schärferen Blick und einen regeren Beobachtungsgeist mancherlei Klugheitslehren und Lebensregeln abgezogen hatten, fanden sich gedrungen, ihre noch in der rohesten Unwissenheit und Barbarei dahinstarrenden Mitbürger durch das hellere Licht ihres praktischen Verstandes zu leiten, und allmälig zu einer bes-

tigkeit ihres Beherrschers und Gesetzgebers Minos, dem sie viel von ihrem Flor verdankte.

bessern Art zu denken und zu handeln hinzuführen. *) Fand der rohe Wilde nun ihre Belehrungen nützlich, so wandte er sich öfters an dieselben, und nun konnt' es in jenen Zeiten der völligen Unbekanntschaft mit den Kräften des menschlichen Geistes nicht fehlen, der wohlthätige Weise, der so oftmals nützlich für Gegenwart und Zukunft gerathen hatte, mußte sich und Andern als ein Liebling der Gottheit erscheinen, den sie von Zeit zu Zeit begeistere, und dem sie, Blicke in die Zukunft zu thun, erlaube. Dies war der ganz natürliche Ursprung der Orakel, die in den ältesten Zeiten nichts anders waren, als wohlgemeinte Belehrungen und Aufschlüsse weiser Männer in das Gewand der Dichtkunst gekleidet, weil es durchaus noch an einem anderen fehlte. Späterhin benutzten Habsucht und Herrschbegierde der Priester die so entstandenen Orakel zur Vermehrung ihres Ansehens und Wohlstandes, und Dichter fanden ein Vergnügen darin, eine Form der Darstellung zu wählen, wodurch sie sich theils die Mine der Weisheit zu geben, theils ihre kurzen Einfälle und Gedanken über Begebenheiten der in der Gegenwart gegründeten Zukunft aufzubewahren und gegen die Vergessenheit zu schützen vermochten. Auch im Zeitalter der alexandrinischen Dichter war die Orakelpoesie noch nicht aus der Mode gekommen, oder vielmehr man erneuerte sie, so wie man alte Wörter und Redensarten hervorsuchte, um dadurch aufzufallen und Ansehen zu erlangen. Jetzt war daher diese Dichtart zur bloßen Spielerei geschäftloser Menschen, oder zum Mittel geworden, eine schein-

*) Daß nicht Betrug und Eigennutz zur Entstehung der Orakel Anlaß gab, ist schon im ersten Theile dieses Versuchs bei der Geschichte der Orakelpoesie der Hebräer und Griechen gezeigt worden. In späteren Zeiten freilich ward das Orakelwesen das Spiel der Habsucht, der Politik und der Dummheit.

bar tiefe Gelehrſamkeit auszukramen und Aufſehen zu erregen. Lykophron wenigſtens, von dem ſich noch eine Reihe zuſammenhängender Orakel aus dieſem Zeitalter erhalten haben, bewies auch durch die Erfindung des Anagramms, der er die Gunſt des Ptolemäos Philadelphos verdankte, wie ſehr man jetzt ein Vergnügen daran fand, ſich mit poetiſchen Spielereien zu beſchäftigen. Seine Kaſſandra iſt nichts weiter als eine Kette von Orakeln, die ſich alle, näher oder entfernter, auf die Zerſtörung Troja's beziehen und in jambiſchen Verſen geſchrieben ſind. Kaſſandra, eine fabelhafte Seherin, ertheilt dieſe Orakel in einer äuſserſt dunkeln und räthſelhaften Sprache. *) Das Ganze hat ſehr wenig dichteriſches Intereſſe: denn es trägt durchaus das volle Gepräge des verderbten Geſchmacks, der zu den Zeiten ſeines Verfaſſers in Alexandrien herrſchte. Faſt jeder Vers deſſelben beweiſt, daſs es dem Lykophron am Berufe zum Dichter fehlte, und daſs ſein ganzes Beſtreben dahingerichtet war, etwas Auffallendes und Ungewöhnliches aufzuſtellen. Kaum verdient es daher die Mühe, welche ſich mehrere Gelehrte gaben, etwas Licht in dieſes dunkle Labyrinth von Mythen hineinzubringen. Uebrigens nennen die Kunſtrichter dieſes Gedicht von ſeiner Form bald eine Tragödie, bald eine dramatiſche Epopöe, bald ein epiſches Monodrama im prophetiſchen Tone.

*) Lykophron von Chalkis lebte in der hundert und ſechsundzwanzigſten Olympiade. Lycophronis Caſſandra cum verſione et commentario Canteri, paraphraſin, notas, indicem graec. et scholiis auctum adjecit Reichard, Lipſ. 1788.

b) Aesopische Fabel.

8.

Fabeln des Aphthonios, des Gabrias und einiger anderer Fabeldichter, von denen sich Proben in der griechischen Anthologie finden.

Auch die Aesopische Fabel, jene älteste Lehrerin der Lebensklugheit, ward in dieser Periode der griechischen Dichtkunst nicht vergessen. Ein gewisser Babrias, oder Gabrias, ein Zeitgenoss des Augustus, gab den in schlichter Prosa verfertigten Fabeln des Aesopos ein dichterisches Gewand und kleidete sie in Choliamben. *) Hierdurch aber verdrängte er jene ältern Denkmale der lehrenden Weisheit, und machte, dass mehrere derselben völlig verloren giengen. In spätern Zeiten erlitt er dafür ein gleiches Schicksal: Nicht nur Planudes, sondern noch mehrere andere Gelehrte aus verschiedenen Zeitaltern befreiten seine Fabeln von den Banden des Sylbenmaasses, und gaben ihnen die Einkleidung, in der wir sie noch jetzt besitzen. Aus diesem Grunde haben sich nur zwei derselben erhalten, die übrigen unter Gabrias's Namen bekannten Fabeln sind von Ignatius Diakonus, der sie im neunten Jahrhundert in Jamben brachte. Auch die ähnlichen Versuche des Aphthonios, eines Sophisten und Rhetors aus dem dritten Jahrhundert nach Christus, sind nicht eigene Erfindung, sondern

*) M. s. Dissertatio de Babria fabularum Aesopicarum scriptore, ed. Tyrrwith, Londini 1776. Erlangae 1785. Man nennt den Babrias gewöhnlich als den Verfasser von dreiundvierzig Fabeln, worin er Aesopische Erfindungen in Tetrastiche, oder vierzeilige Verse einkleidete.

Umarbeitungen Aesopischer und andrer Fabeln der griechischen und römischen Vorzeit. *) Der ihm beigelegten Stücke sind vierzig. Uebrigens empfehlen sie sich weder durch Neuheit des Inhalts noch der Einkleidung. Man lese hier eine derselben in vierfüssigen Jamben zur Probe:

Ein Mann zog einstens eine Gans
Zugleich mit einem Schwane, doch
Zu ganz verschiednen Zwecken, auf,
Den Schwan ob des Gesangs, die Gans
Einst zur Ergötzung seines Gaums.
Als man die Gans dem Zweck gemäss,
Weshalb man sie bisher genährt,
Nun griff, um sie zu schlachten, war's
Gerade Nacht, so dass man sie
Nicht unterschied; und siehe statt
Der Gans erhaschte man den Schwan.
Doch dieser zeigte durch Gesang
Jetzt wer er war, und rettete
Sich also aus der Todesnoth.
So schützt Musik vor'm Tode selbst.

Wir verbinden mit dieser Fabel noch ein Paar andre, welche sich in der griechischen Anthologie erhalten haben, und die sich eben so sehr durch Interesse des Inhalts, als durch eine angenehme Einkleidung empfehlen. Die erste sei

*) Aphthonios von Antiochien, ein Sophist und Rhetor im dritten Jahrhundert nach Christus, schrieb vierzig Fabeln in der Manier des Aesopos. Grösstentheils sind es Aesopische Erfindungen mit sehr wenigen Abänderungen. Uebrigens sind sie in Prosa geschrieben.

Der Rabe und der Skorpion.

Ein frecher Rabe schoss aus hoher Luft
Auf einen Skorpion und führt' ihn weg:
Der Skorpion, ergriffen, säumte nicht,
Und stach den Stachel in des Räubers Herz.

So findet oft der schnelle Bösewicht
Noch einen schnelleren, der's ihm vergilt.

Nicht weniger wahr und treffend, und von gleich angenehmer Sprache und Einkleidung, ist folgende Fabel:

Die beiden Krebse.

„Gehe doch vor dich hin!" so sprach die Mutter des Krebses,
„Warum schleichet dein Gang rückwärts in Krümmen daher?" —
„Gehe voran mir! ich will dir folgen, o Mutter;
Kinder folgen der Bahn älterer Tritte so gern."
Und da giengen sie beide, wie ihre Väter gegangen,
Krebsestritte. Kritik ändert noch nicht die Natur.

Wer wird nicht auch an folgendem Stücke alle Eigenschaften einer guten Fabel finden?

Das Rohr und die Eiche.

Niedergeworfen im Sturm, schwamm auf dem Strome der Eichbaum
Rohrgebüschen vorbei. — „Was thut ihr, sprach der Erlegte,
Dass ihr so aufrecht steht und trotzt dem Sturme?" „Wir trotzen
Keinem Sturme, wir beugen uns ihm, drum stehen wir aufrecht." *)

*) Die Uebersetzung dieser Fabeln ist aus Herder's zerstreuten Blättern entlehnt. M. s. Sammlung II, S. 175. f.

Zum Beschluſs nur noch ein eben ſo witziges, als angenehmes Stückchen, von der feinſten Rundung und Feinheit im Vortrage, das uns ein Dutzend anderer von minderem Werthe vergeſſen läſst.

Der Geizhals und die Maus.

Der Hungerleider Aſklepiades
Sah eine Maus in ſeinem Hauſe. — „Was,
Was bringſt du mir mein Mäuschen?“ ſprach er ſüſs.
„Sei ruhig, lieber Freund, antwortet ſie:
In deinem Hauſe ſucht ein Mäuschen ſelbſt
Zwar etwa Wohnung, aber keinen Tiſch.“

b) Belehrende Erzählungen.

9.

Einige Erzählungen aus der griechiſchen Anthologie.

Nicht nur aus der unerſchöpflichen Fülle der Mythologie entlehnte man in dieſer Periode der griechiſchen Dichtkunſt Stoff zu unterhaltenden Erzählungen, auch zur Belehrung bedieute man ſich des erzählenden Gedichts, und zwar mit einem Erfolge, der die Mühe hinlänglich lohnen muſste. Die griechiſche Anthologie, dieſer aus den lieblichſten Bluhmen gewundene Kranz des helleniſchen Bodens, enthält mehrere ſolcher Erzählungen. Der Charakter derſelben iſt eine nicht die geringſte Kunſt verrathende Leichtigkeit der Gedanken und des Ausdrucks, die angenehmſte Rundung, die gefälligſte Verbindung der einzelnen Theile zum Ganzen,

und ein alles belebender Geiſt der gebildetſten Humanität. Einige Proben werden dies Urtheil beweiſen. *)

Ein armer Fiſcher lebte kummervoll;
Ein reiches Mädchen warf ihr Aug' auf ihn,
Heirathet' ihn und gab ihm all ihr Gut.
Was folgete? Der Arme ward nun reich,
Der Reiche ſtolz, der Stolze ihr Tyrann.
Sieh, ſprach das Glück zur Liebesgöttin, wer
Auf Erden ſtärker ſei, ich oder du?

Eben ſo wahr und unterhaltend, eben ſo leicht und natürlich iſt eine andre, gleichfalls aus der griechiſchen Anthologie entlehnte, Erzählung, welche lehrt, daſs derjenige, der mit ſeinem eigenen Vermögen nicht gut wirthſchaftete, auch mit dem, was er von Andern erhielt, nicht ſparſamer umgehn wird.

Theron, Menippos's Sohn, hatt' all ſein Gut
Des väterlichen Erbtheils durchgebracht.
Des Vaters Freund, Euktemon, ſah ihn arm,
Und nahm ihn zu ſich, gab die Tochter ihm,
Und mit der Tochter auch ein groſses Gut.
Der ſchwelgeriſche Theron war nun reich,
Und ſchwelgte wieder, bis gar bald darauf
Der Armuth Strudel wieder fort ihn riſs.
Euktemon ſah es, und bejammerte
Nicht ihn, nur ſeine Tochter und ſich ſelbſt.
Zu ſpät erkennt' er, daſs, wer eignes Gut
Miſsbrauchte, fremdes auch miſsbrauchen wird.

*) Auch dieſe Ueberſetzungen ſind aus der zweiten Sammlung von Herder's zerſtreuten Blättern entlehnt, weil es gewiſs nicht leicht möglich iſt, ſie beſſer zu überſetzen.

Dafs man bei der Wahl einer Gattin am weifeften und für feine eigene Ruhe und Glückfeligkeit am zuträglichlichften handle, wenn man nicht über feinen Stand heirathet, kann vielleicht nicht fchöner, nicht paffender, nicht nachdrücklicher gefagt werden, als in folgender ganz die Lieblichkeit des griechifchen Geiftes athmenden Erzählung:

Ein fremder Gaftfreund trat zum Pittakos
Aus Mitylene. *) „Schenke, lieber Greis,
Mir guten Rath." Ein zwiefach Ehebett
Winkt mir zu einer Wahl. Die eine Braut
Ift weit an Stand und Reichthum über mir;
Die andre ift mir gleich. Nun rathe, Freund!
Aufrichtig, welcher kommt der Vorzug zu?"

Der Alte hob alsbald den Stab empor,
Und fagte mit dem Stabe zeigend: „Dort
Sind Knaben bei dem rafchen Kräufelfpiel.
Tritt hin zu ihnen und fie werden dir
Es fagen." — Als der Fremdling näher trat,
Da fcholl aus allen eine Stimme nur
Und rief: „den paffenden, den paffenden
Gefpielen, nehmt!" Der gute Fremdling zog
Belehrt zurück, und folgte weislich dem,
Was ihm der Knaben Ruf zu thun verhiefs:
Er führte, die ihm gleich war, in fein Haus
Und lebte glücklich.

Folg' auch, Dion, du
Der Knaben Wort; fo lebft du wohlbeglückt!

*) Pittakos gehörte zu den früheften Weifen von Hellas, oder zu den durch eine lange Reihe von Erfahrungen und Beobachtungen aufgeklärten Gefchäftsmannern des älteften Griechenlands, die man ihrer praktifchen Klugheit und Lebensphilofophie wegen Weife nannte.

Schon dieſe wenigen Erzählungen, denen man leicht noch mehrere von demſelben dichteriſchen Werthe anſchlieſsen könnte, werden zeigen, daſs der Grieche dieſe Gattung der Poeſie ſo wenig vergaſs; daſs er auch ſie zu einer Vollkommenheit erhub, die nicht leicht in irgend einer Sprache und von irgend einem Volke übertroffen werden kann. Von der Quelle, woraus dieſe lieblichen Ueberreſte des griechiſchen Alterthums geſchöpft ſind, werden wir weiter unten reden.*)

d. Denkſprüche oder Gnomen.

10.

Die griechiſche Anthologie enthält einen reichen Schatz von Gnomen.

Der Beobachtungsgeiſt der Griechen war zu rege, und ſeine Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne zu groſs, als daſs er ſich nicht in ſeinem thätigen Leben eine Menge nützlicher Erfahrungen und Klugheitslehren geſammelt, und was er ſelber groſs und edel dachte, und in den Kreiſen der Welt, ſo wie im Schooſe der Häuslichkeit und Zurückgezogenheit, als wahr und richtig wieder fand, für ſich und Andre bemerkt und aufbehalten haben ſollte. Allein ohne den ſchönen Gedanken, das treffende Urtheil, die ſcharfſinnige Bemerkung ſeines nie raſtenden Verſtandes durch Worte gleich-

*) Die griechiſche Anthologie enthält zu ſchöne Blühten des griechiſchen Geiſtes, als daſs es nicht intereſſant ſeyn ſollte, ihren Urſprung und ihre Schickſale näher kennen zu lernen. Wir werden daher in einem eigenen Abſchnitt ausführlicher davon reden.

ſam zu verkörpern und durch die Sprache gegen das Verſchwinden zu ſichern, würden ſie vielleicht bald nach ihrem Entſtehen wieder verſchwunden ſeyn. Dann aber hätte er das für ihn daraus erwachſene Vergnügen nur halb genoſſen: kein Wunder alſo, wenn er es ſich durch Hülfe des Ausdrucks auf längere Zeit zu verwahren bemüht war. Allein nicht nur ſein eigenes Vergnügen, nicht nur ſeinen eigenen Vortheil hatte er hiebei vor Augen, ſondern noch mehr vermochte ihn dazu das ihm beiwohnende ſehr lebhafte Gefühl der Sympathie und Menſchenliebe, vermöge deſſen er ſich nur durch Mittheilung glücklich fühlte. *) Bald war es daher Geſelligkeit, bald Freundſchaft, bald der Drang durch ſeine Erfahrungen nützlich zu werden, zuweilen auch wohl die verführeriſche Seite des Ruhmes, die ihn zur Bekanntmachung ſeiner Wahrnehmungen und Bemerkungen über Tugend und Weltlauf vermochten. Und was dieſe nicht thaten, das bewirkte die ganz eigene Redſäligkeit des Griechen, die nicht leicht eine Empfindung, oder einen Gedanken ohne Mittheilung dulden konnte. Wie war es ihm alſo möglich, eine Bemerkung von Wichtigkeit, ein intereſſantes Urtheil, ein heilſames Reſultat ſeines Nachdenkens Andern zu entziehen, und in ſeiner Seele zu verſchlieſsen? Wie war es ihm möglich, Gedanken Andern vorzuenthalten, deren Einkleidung ihm gar keine Mühe koſteten, die ſich gleichſam von ſelbſt in das reizende Gewand der griechiſchen, von den Grazien und Muſen erzeugten und vollendeten, Sprache hüllten? Kein Wunder alſo, wenn der Geiſt eines Solon, Theognis, Pythagoras und anderer Gnomendichter des helleniſchen Alterthums auch jetzt noch

*) Wie gern der Grieche ſich mittheilte, zeigt ſein groſser Hang zur Geſelligkeit, die ihm faſt nie im Hauſe Ruhe lieſs, ſondern ihn immer an die öffentlichen Plätze der Stadt trieb, wo er ſich mit Andern unterhalten konnte.

auf manchem griechischen Weisen ruhte und ihn antrieb, durch moralische Denksprüche und Klugheitslehren seiner Menschenliebe ein Opfer zu bringen. Die griechische Anthologie hat daher auch von diesen bescheidenen Blühmchen einen beträchtlichen Vorrath, der, wenn er sich auch nicht durchaus durch gleichen Werth und gleiche Brauchbarkeit empfiehlt, doch in jeder Hinsicht unserer Aufmerksamkeit und Dankbarkeit werth ist. Viele dieser Gnomen haben das volle Gepräge der Wahrheit, der Feinheit, der Gemeinnützigkeit: andere dagegen sind mehr Spiele des Witzes ohne innere moralische Güte, noch andere spielend und halbwahr. Der ganz umgeänderten und falschen Bemerkungen giebt es indess vergleichungsweise nur wenige. Alle aber empfehlen sich durch die angenehmste Form, durch eine liebliche Sprache, durch Natur und edle Einfalt. Einige wenige derselben mögen mein Urtheil über den innern Gehalt derselben bestätigen. *)

Zeit und Ewigkeit.

Ein langes oder kurzes Leben ist
Verschwindend zur endlosen Ewigkeit.
Zehntausend Jahre sind ein Punkt zu ihr,
Ja, lieber nur des Punktes kleinster Theil.

Das Alter.

Lass es kommen das Alter, und fürchte die traurige Hand nicht,
Die von der Wange hinweg Rosen und Lilien raubt.
Grazien altern nie, nie welkt die Rose der Anmuth,
Welche die Götter selbst dir in die Seele gepflanzt. **)

*) M. s. Herder's zerstreute Blätter, erste und zweite Sammlung, wo man noch mehr solcher Gnomen findet.

**) Wahre Vorzüge werden durch keine Zeit vertilgt: sie bleiben daher auch im Alter, nachdem die körperlichen Reize dahin sind.

Der Tod.

Menſch, du fürchteſt den Tod, und biſt ja lebend im Tode;
Fliehſt die Schatten und trägſt mit dir der Schatten Gebiet,
Deinen Körper. Entflohn dem Kerker quälender Schatten,
Lebet erſt auf dein Geiſt, mit den Unſterblichen frei.

Das ſtille Grab.

Die Bahn des mühevollen Lebens geh,
O Wandrer! ſchweigend hin: die Zeit verſtreicht
Auch ſchweigend. Geh du ihren leiſen Gang
Und lebe ſtill verborgen. Thuſt du's nicht;
Im Tode birgt dich doch das ſtille Grab.

Der Menſch iſt allenthalben, wo er auch ſei, dem Grabe nahe.

Allenthalben führet der Weg zu den Schatten hinunter,
Gleich, ob du von Athen, oder vom Meere kommſt.
Alſo gräme dich nicht, wenn du in der Fremde davon mußt;
Auch in der Fremde geht es grade zum Orkus hinab.

Das Auge der Götter.

Glaubſt du, Frevler, du könneſt mit Thaten dem Auge der Menſchen
Fliehn? Die Gedanken an ſie ſchauen die Götter in dir.

Die Schifffahrt des Lebens.

Willſt, o Sterblicher, du das Meer des gefährlichen Lebens
Froh durchſchiffen, und froh landen im Hafen dereinſt,
Laſs, wenn Winde dir heucheln, dich nicht vom Stolze beſiegen,
Laſs, wenn der Sturm dich ergreift, nimmer dir rauben den Muth!
Männliche Tugend ſei dein Ruder, dein Anker die Hoffnung:
Wechſelnd bringen ſie dich durch die Gefahren an's Land.

Die Freundschaft.

Unter den Schätzen des Lebens ist traun! die Freundschaft der grösste:
Aber dem Glücklichen nur, der ihn zu wahren versteht. *)

Die Ungewissheit des Lebens.

Mensch, geniesse dein Leben, als müssest du morgen hinweggehn:
Schone dein Leben, als ob ewig du weiletest hier!

Das Ziel der Hoffnung.

Arm an Reizen ist unser Leben und dürftig an Freuden,
Reissen die Sorgen wir nicht selber aus unserer Brust.
Graue Haare pflanzen sie auf dem Scheitel der Jugend,
Zehren das Mark des Gebeins wütend und wütender aus,
Dass es oft seliger ist zu sterben, als jammernd zu leben,
Dass der Arme beinah immer sich glücklicher fühlt.
Darum richte dein Herz zu einem Ziele der Hoffnung;
Anderen gönne nicht Raum: Mässigung heisset das Ziel.

Das Schicksal.

Träget das Schicksal dich; so trage du wieder das Schicksal,
Folg' ihm willig und froh; willst du nicht folgen, du musst!

Der Hauch des Lebens.

Was ist des Sterblichen Leben? Ein Hauch der nährenden Lüfte,
Die mit dem Odem uns Dauer und Seele verleihn.
Weigert uns Mutter Natur nur einen nichtigen Lufthauch;
O so flieget der Geist schnell wie ein Schatten davon.
Und wir Arme prangen mit uns und bilden uns hoch ein,
Die ein Odem der Luft nähret und wieder verweht!

*) Der es weiss, wie, und durch welche Mittel er den Freund erhalten kann, und der diese Mittel auch anwendet.

Ungern versagen wir's uns, noch mehrere dieser lieblichen Blühten eines sehr fruchtbaren Stammes zu brechen. Doch auch diese wenigen werden hinreichen, sich einen anschaulichen und passenden Begriff davon zu machen. Um aber zu zeigen, daſs auch das Räthsel, dieses angenehme Spielwerk der Orientalen, den Griechen nicht ganz fremd war, schlieſsen wir diesen Abschnitt mit einer Probe dieser lachenden Dichtart:

Wer ist die Göttin, die den Armen haſst,
Und lieber bei den Reichen wohnet? Denn
Sie weiſs zu leben, sitzet gerne weich,
Geht sonderlich auf fremden Füſsen gern,
Und liebet Salben, Kränze, süſsen Wein,
Was alles ihr kein Armer reichen kann:
Drum flieht sie auch des Armen harten Tritt
Und wohnt am liebsten — in des Reichen Fuſs.

Antwort.

Des gliederlösenden Bakchos, der gliederlösenden Kypris
Gliederlösendes Kind, Podagra, nennen sie mich.

e. Vollständigeres Lehrgedicht.

11.

Aratos, Rhianos, Nikander, Oppianos.

Auch das vollständigere Lehrgedicht hat in der Geschichte der griechischen Litteratur ein sehr hohes Alterthum. So bald der Grieche seinen Verstand zu gebrauchen anfing, so stellte er auch Betrachtungen über die ihn umgebende Natur, über den Ursprung aller

Dinge, über die Entstehung und das Wesen der Götter an. Was der noch in seiner Kindheit befindliche Geist nun durch Hülfe seines Nachdenkens herausgebracht zu haben wähnte, das fühlte er sich gedrungen, auch durch Hülfe der Sprache für sich und Andere aufzubewahren, und wo möglich selbst auf die Nachwelt zu bringen. Allein noch war die Prosa nicht zur schriftlichen Mittheilung gebildet worden: was man daher der Aufbewahrung für würdig hielt, das mufste in der Sprache der Musen abgefafst und zu mehrerer Behaltbarkeit in Sylbenmaafs eingeschlossen werden. Hieraus erhellt, dafs die poetische Form in den ältesten Zeiten des griechischen Alterthums nicht das Werk der Wahl, sondern der Nothwendigkeit war. Allein nachdem man einmal an dieser Form Behagen gefunden hatte, behielt man sie da noch bei, als die Schreibkunst bereits erfunden und die Prosa zu schriftlichen Vorträgen hinlänglich gebildet war. Hauptsächlich aber bedienten sich die alexandrinischen Dichter häufig dieser Dichtart, und da sie es fast bei allen ihren poetischen Kunstbildungen darauf anlegten, sich durch Gelehrsamkeit hervorzuthun, so wählten sie meistens todte Stoffe zu ihren Lehrgedichten. *) Denn da diese nur vom Dichter allein Leben und Interesse erhalten mufsten; so konnten sie ihre dichterische Gröfse hiebei auf die glänzendste Weise an den Tag legen, und die ganze Fülle ihrer Kraft und ihres Geistes zeigen. Nicht Belehrung war daher die Absicht ihrer Gedichte, wie in den frühesten Zeiten, sondern man stimmte nur zum Schein den Lehrton an, um seinem Dünkel ein Opfer bringen zu können. Dafür aber rächten sich auch die Musen mannigfaltig, und man sieht es den alexandrinischen Lehrgedichten gröfs-

*) Nur wenige Lehrgedichte aus diesem Zeitalter haben sich ganz erhalten. Wahrscheinlich aber haben wir den Verlust eines grofsen Theils derselben nicht sehr zu bedauern.

tentheils nur zu sehr an, daſs sie nicht unter den Einflüssen der Musen, nicht in den heiligen Weihestunden der Begeisterung empfangen und geboren wurden. Am meisten ist dies der Fall, da wo der Dichter nicht Gegenstände besingt, die ihm durch eigenes Studium anschaulich geworden waren, sondern die er nur nothdürftig kennen gelernt hatte, und die also kein wahres Interesse für ihn haben konnten. Noch am meisten verdient Aratos, ein Kilikier, der am makedonischen Hofe lebte und mit alexandrinischen und sicilianischen Gelehrten in Verbindung stand, von den Lehrdichtern dieser Periode unsre Achtung. *) Die Sternkunde, die er jedoch zuvor erst aus den Schriften des Eudoxos von Knidos erlernen muſste, war der Gegenstand seines Lehrgedichts. Der erste Theil desselben, der die Aufschrift: Phänomene, führt, beschreibt die Natur und Bewegung der Sterne; der zweite Theil hingegen, Prognostika benannt, verbreitet sich über ihre Stellungen, Verbindungen und Einflüsse auf den Erdboden und auf den Menschen. Die Sprache dieses Gedichts ist einfach, rein und gefällig, und so trocken auch an und für sich der Stoff derselben ist, so hat es doch schöne Stellen und hin und wieder einen vorzüglichen Grad von Interesse. Rhianos aus Kreta schrieb historischgeographische Gedichte, die jedoch bis auf wenige noch nicht gesammelte Bruchstücke ein Raub der Zeiten wurden. **) Ver-

*) Aratos lebte um die hundertundsechsundzwanzigste Olympiade. Cicero, Cäsar, Germanicus und Arianus übersetzten sein Lehrgedicht in das Lateinische. Arati Phaenomena ed. Jo. Fell cum scholiis graecis, Oxonii 1772. Ein ähnliches Gedicht schrieb Manathon; allein seine Aechtheit ist sehr zweifelhaft. M. s. Heynii opusc. academ. I, 95.

**) Rhianos lebte um die hundertachtunddreiſsigste Olympiade. Er war durch seine groſse Gelehrsamkeit und Dunkelheit berühmt. Bruch-

Vermuthlich ist indess der Verlust nicht sehr beträchtlich. Etwas wichtiger sind die beiden Lehrgedichte des Nikander aus Kolophon, der sich am Hofe des Königs Attalos von Pergamos aufhielt. Das erstere dieser Gedichte, Theriaka, handelt vom Bisse giftiger Thiere und den Mitteln, ihn zu heilen. Der poetische Werth desselben ist nicht sonderlich: es fehlt ihm an Mannigfaltigkeit und Interesse. Noch unwichtiger sind, nach Haller's Urtheil, die darin enthaltenen Sachen. Fast gleiche Bewandtnifs hat es mit dem zweiten Lehrgedichte dieses Verfassers, welches Alexipharmaka betitelt ist, und die Heilmittel gegen erhaltenes Gift angiebt. Oppianos endlich, ein Kilikier, wahrscheinlich aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus, wählte die dreifache Art der Jagd zum Gegenstande dreier Lehrgedichte. Das erste derselben vom Vogelfange in fünf Büchern ist verloren gegangen. Das zweite, Halieutika, vom Fischfange, ist noch ganz vorhanden. Vom dritten, welches die Jagd der vierfüfsigen Thiere zum Inhalt hat, fehlt das letzte Buch. So unterhaltend im Ganzen genommen die in diesen Gedichten vorgetragenen Sachen sind, so ist der dichterische Werth derselben doch äusserst unbedeutend. Die zu starke Anhäufung der Beiwörter, wodurch der Dichter gefallen will, thut gerade die entgegengesetzte Wirkung, und durch seine oft lächerlichen Wendungen und Uebergänge, so wie durch die fast durchgehends zur Unzeit angebrachten Abschweifungen, verräth er

Bruchstücke seines Gedichts findet man in Brunk's Analekten, I, 497. und II, 526.

*) Nikander lebte um die hundert und achtundfunfzigste Olympiade. Alexipharmaca cum scholiis graecis, animadversionibus et paraphrasi lat. illustravit Schneider, Halae 1792. — Nicandri Theriaca graece et lat. c. annotationibus Gorraei, Paris. 1556.

Mangel an Geſchmack und Beurtheilungskraft. Seine Sprache iſt faſt ganz aus den Werken des Homers zuſammengetragen, und ſelbſt die Gleichniſſe, aber meiſtens ſehr unglücklich, daraus genommen. Am meiſten aber ſind dieſe Fehler dem Gedichte vom Fiſchfang eigen; die Kynegetika dagegen haben manche angenehme Bilder und glückliche Schilderungen. Auch ſind hin und wieder allgemeine moraliſche Betrachtungen in den Vortrag eingeflochten. Daher iſt die Vermuthung eines ſehr ſcharfſichtigen Kritikers, daſs beide Gedichte verſchiedene Verfaſſer hatten, nicht unwahrſcheinlich. *) — Auſer den bishergenannten didaktiſchen Poeſien hat ſich noch ein kurzes Lehrgedicht von der Himmelskugel in Jamben erhalten, welches dem Empedokles, einem Dichter und Weltweiſen aus Sicilien, obgleich zweifelhaft, beigelegt wird. Iſt dieſer Empedokles, der auch ein Gedicht von der Natur in drei Büchern verfertigte, wovon ſich nur noch wenige Bruchſtücke erhalten haben, wirklich der Verfaſſer jenes Werks; ſo gehört es bereits in die vorige Periode der griechiſchen Dichtkunſt. Eine lebhafte Darſtellung darf man in dieſem Gedichte eben ſo wenig ſuchen, als eine blühende Sprache. Nur ſelten wird die trockene, wiſſenſchaftliche Auseinanderſetzung durch etwas poetiſches Kolorit gehoben. Endlich beſchrieb noch ein gewiſſer Dionyſios Periegeta, den Auguſtus zu einer Entdeckungsreiſe in das Morgenland ſchickte, ſeine Entdeckungen in heroiſchen Ver-

*) Oppianos lebte wahrſcheinlich zwei Jahrhunderte nach Chriſtus. Nach der Vermuthung des Herrn Profeſſors Schneider gab es zwei griechiſche Dichter, welche den Namen Oppianos führten. Der erſtere, aus Apamea, war Verfaſſer der Kynegetika: der andere, aus Kilikien, Verfaſſer der Halieutika. Cynegetica et Halieutica graece et lat. edid. J. G. Schneider, Argentor. 1776.

sen. Bei aller Trockenheit und Unfruchtbarkeit des Gegenstandes, hat der Dichter doch seinen Vortrag zu heben, und durch den Reiz der Dichtkunst hin und wieder interessant zu machen gewusst. Indessen ist dies Werk doch für das Studium der alten Erdkunde wichtiger, als für den Freund und Forscher der griechischen Dichtkunst.

III. Lyrische Dichtkunst.

Kurzer Ueberblick der Entwickelung der griechischen Poesie.

12.

Die lyrische Poesie der Griechen ward vorzüglich von den Doriern ausgebildet.

Die lyrische Poesie der Griechen streitet selbst mit dem Epos um den Vorzug des Alterthums. Allein man kannte nicht sogleich alle Zweige dieses saftreichen und fruchtbaren Baumes, sondern nur den Hymnos, oder den Lobgesang auf die Götter, auf den in der Folge, wie auf den Hauptast alle übrigen lyrischen Dichtarten gepfropft wurden. Dieser Hymnos aber war im homerischen Zeitalter selbst noch nicht einmal rein lyrisch, sondern episch. *) Er pries die Unsterblichen hauptsächlich durch Aufzählung ihrer Thaten, und suchte dadurch Bewunderung ihrer Grösse, Macht und Güte

*) M. s. Schlegel's Abhandlung von den Schulen der griechischen Poesie in der Berliner Monatsschrift, Jahrgang 1794. St. 11. S. 378.

in den noch ungebildeten Herzen der Menſchen zu erwecken. Zum Beweiſe des Geſagten diene der ſchöne, unter den homeriſchen Hymnen befindliche, Lobgeſang auf den Sohn der Semele, Dionyſos.

Von Dionyſos, Semele's Sohn, der Ewigberühmten,
Will ich erzählen, wie er an des öden Meeres Geſtade
Auf des Ufers Höhen erſchien, als Jüngling geſtaltet;
In der Blühte der Jugend, von ſchönen Locken umwallet,
Schwarzem Gelock! ein Purpurgewand umhüllt' ihm die ſtarken
Schultern. Bald entſprangen dem ſchön gezimmerten Schiffe,
Schnell in die ſchwarzen Wogen ſich ſtürzend, tyrſeniſche Räuber.

Böſer Unſtern führte das Schiff! Sie ſahen den Jüngling,
Winkten ſich zu, und ſprangen heraus, und griffen ihn ſchleunig,
Kehreten dann zu dem Schiffe zurück mit freudigem Herzen,
Daſs ſie mächtiger Könige Sohn gefangen; ſo wähnten
Sie, und wollten ihn ſchon mit ſchweren Banden beſtricken.
Keine Bande feſſelten ihn; von Händen und Füſsen
Sprangen hinweg die baſtenen Seile. Lächelnd aus ſchwarzen
Augen ſaſs Dionyſos. Es ſtaunte der ſteuernde Führer,
Staunt' und gebot den Gefährten mit fliegenden Worten und ſagte:
„Ihr Unſeligen, welchen der Götter bindet und griffet
Ihr? Den Gewaltigen, ach! vermag das Schiff nicht zu tragen!
Zeus iſt's, oder es iſt Apollon mit ſilbernen Bogen,
Oder Poſeidaon: denn nicht den ſterblichen Menſchen
Iſt er ähnlich. Aehnlich iſt er den Göttern des Himmels!
Laſst uns ſchleunig, wohlan! ihn wieder ſenden zum Ufer!
Leget nicht eure Händ' an ihn, auf daſs er nicht zürne!
Nicht uns errege widrigen Sturm und heftige Windsbraut!„

*) Dieſe Ueberſetzung iſt aus des ältern Grafen von Stollberg Gedichten aus dem Griechiſchen überſetzt. Hamburg, 1782.

Sprach's: ihm erwiederte drauf mit gehässiger Rede der Schiffführer:
„Schalksknecht, schaue den günstigen Wind, und spanne die Segel!
Auf! ergreife das Steuer! Es sei die Sorge der Männer
Dieser! Hin gen Aegyptos, das hoff' ich, oder gen Kypros
Kommt er, oder Hyperborea, und weiter! Indessen
Soll er uns seine Gefreundte nennen, und seine Geschwister,
Seine Hab' uns entdecken, weil ihn ein Dämon uns schenkte."
Also sprach er und hob den Mast, und spannte die Segel;
Und es schwoll im Winde das Segel! Jetzt waren gerüstet
Sie zur Fahrt, als sie plötzlich erblickten erstaunliche Dinge.
Sieh! es sprudelte Wein in dem Schiff und rieselt' in Bächen
Süsser, lieblich duftender Wein. Ambrosische Rüche
Stiegen empor, und Schauer ergriff die staunenden Schiffer.
Plötzlich verbreitete sich mit windenden Reben ein Weinstock
Ueber die Segel zum Wimpel empor. Es hingen die Trauben
Viel hernieder, und Epheuranken umschlangen den Mastbaum.
Blühend erhoben sie sich mit Bluhmen und lieblichen Beeren.
Alle Ruder waren geschmückt mit Kränzen. Es sahen
Solches die Schiffer und flehten den Steurer, hin zum Gestade
Eilend zu streben. — Nun stand ein grimmiger Löwe, verwandelt
Auf des Schiffes Höhe, der Gott, und brüllte gewaltig.
In der Mitten erschuf er, mit Todesschrecken zu dräuen,
Eine zottige Bärin, die wüthete, aber von oben
Blickte mit Flammenauge der Löwe! — Sie flohen erschrocken;
Drängten sich um den Steurer herum, den weisen Mededes.
Zitternd standen sie. Plötzlich ergriff mit stürzendem Anfall
Er den Fürsten. Die übrigen meidend ihr tödtliches Schicksal,
Stürzten sich alle, sobald sie es sahn, zugleich in die Wogen,
Und sie wurden Delphine! Des Steuermannes erbarmte

Er fich, hielt ihn und macht' ihn zum Hochbeglückten, und
fagte:
„Sei getroft, du trefflicher Führer! Vertraue mir, Theurer!
Ich bin Bakchos der Lautfrohlockende! Mich hat die Mutter,
Kadmos Tochter hat mich geboren aus Zeus Umarmung!"

Heil dir, Sohn der Mutter mit fchönen Augen! Es finget
Der nicht füfse Gefänge, der dein vergifst, Dionyfos!

In diefem Geift und Ton fang man in Griechenland eine geraume Zeit die Hymnen fort, bis die Dorier, der ältere, reinere und nationalfte griechifche Stamm, dem von jeher Gymnaftik und Mufik vorzüglich am Herzen lagen, den Hymnos, und mit ihm die ganze griechifche Lyrik, ihrer Ausbildung näher brachten. Dafs die Lyrik, befonders aber das Melos, den Doriern ihre Vollendung zu verdanken hatte, zeigen die noch erhaltenen lyrifchen Denkmale und Bruchftücke derfelben zu deutlich, als dafs man daran zweifeln könnte. Aufserdem fagen uns auch die Nachrichten des griechifchen Alterthums, dafs die meiften lyrifchen Dichter dorifch fchrieben, ja der Chor der athenifchen Dramen bediente fich fogar, diefem Herkommen gemäfs, mehr, oder weniger des dorifchen Dialektes. Lauter Beweife für die Behauptung, dafs die griechifche Lyrik durchaus dorifchen Ton und dorifche Bildung erhalten habe. Und welches hellenifche Volk vermocht' es auch mehr, einer mit der Mufik fo innig verbundenen, nur von ihr den höchften Grad des Intereffe's und der poetifchen Stärke erhaltenden, Dichtart Ausbildung zu geben, als die Dorier, die fich faft ausfchliefsend mit der Tonkunft befchäftigten. „Der Ton der dorifchen Sittlichkeit war Gröfse, Einfalt und Ruhe. Eben diefen Charakter finden wir auch in der Schönheit der dorifchen Dichtkunft wieder. Die dorifche Schönheit

ist nicht die höchste innere Selbstständigkeit des Genies, sondern ein freies Erzeugniss einer edlen und ausgebildeten Natur. Dies freie Entstehen aber erzeugt Ruhe, Gleichgewicht in der Haltung aller Theile und dadurch den Schein der Vollendung. Die dorische Lyrik ist eine veranlasste Poesie, eine Kunst des Angenehmen, die ihren Zweck durch das Schöne erreicht. Sie ist der Mund des Ruhmes und die Sprache der Freude. Eben weil die Lyrik angenehme Kunst ist, ist Sylbenmaass und Ausdruck nicht blos Mittel, sondern für sich schön. Das Metrum ist musikalische Schönheit, sein Ton, wie der Ton des Ausdrucks, ist sanfte Pracht." *) So bald die Lyrik von den Doriern ihre Ausbildung erhalten hatte, mussten die späteren lyrischen Dichter entweder in den Spuren der Dorier einhergehen, oder sich neue Wege suchen. Dies letztere thaten zum Theil die alexandrinischen Dichter, die sich aber in eben dem Maasse von dem Ziele der Schönheit, Einfalt und Grösse entfernten, als sie dem Vorbilde der Dorier untreu wurden. Schwerfälligkeit und überladene Gelehrsamkeit, das sichtbare Gepräge aller noch übrigen griechischen Dichtarten des alexandrinischen Zeitalters, wurden nun auch der Charakter der lyrischen Dichtkunst. Die Eitelkeit der Virtuosen tyrannisirte jetzt die Kunst, und Künstlichkeit vertrat die Stelle der Schönheit. Die lyrischen Gedichte erniedrigten sich zum Theil auch noch durch Schlüpfrigkeit und Rohheit. Und so blieb die Sache, bis die Zeiten der Barbarei eine völlige Charakterlosigkeit herbeiführten.

*) M. s. Schlegel's schon mehrmals angeführte scharfsinnige Abhandlung über die Schulen der griechischen Poesie, welcher der Verfasser vieles zur Berichtigung seiner Ideen zu danken hat.

1. Hymnen.

13.

Chorgesänge griechischer Tragiker. — Hymnen des Kleanthes und Dionysios.

Der an den Festen der Unsterblichen angestimmte gottesdienstliche Gesang *) ward der Grund, worauf die Athener allmälig die vollkommenste Form der Poesie, das Drama, erbauten. **) Aus diesem Grunde behielt man den dramatischen Chor, oder den Hymnos, selbst da noch im Drama bei, als dasselbe bereits als eine eigene und selbstständige Dichtart Gestalt, Bildung und Vollendung erhalten hatte. Sein Geschäft bestand nun darin, dass er seine Theilnehmung an der auf der Bühne vorgehenden Handlung äusserte, dass er die Verlegenheiten und Unfälle einzelner, von Leiden verfolgter und umhergeworfener Sterblichen, oder eines ganzen im Elende schmachtenden Volks den Göttern empfahl, und dieselben nicht minder zur Rache gegen Verbrecher aufforderte. Dass diese Chorgesänge sich mehr, oder weniger, des dorischen Dialekts bedienen, ist bereits erinnert und der Grund davon angegeben worden. Um von dieser Art von Hymnen ein Beispiel zu liefern, wählen wir den aus Sophokles's Antigone entlehnten Gesang an Dionysos um Abwendung der verderblichen Wirkungen, welche man von dem Bruderzwiste der Söhne des Oedipus befürchten musste.

*) M. s. den ersten Theil dieses Versuchs S. 579, worin der ganz natürliche, in der menschlichen Seele gegründete, Ursprung der gottesdienstlichen Gesänge, oder Hymnen, gezeigt ist.

**) Selbst die ältere griechische Komödie behielt den dramatischen Chor bei.

Wir geben ihn nach der schönen Uebersetzung des älteren Grafen von Stollberg:

Ruhmbekrönter, du Stolz deiner kadmäischen
Mutter, du, den im Sturm zeugte der Donnergott,
Der du über Eleusis
Waltest, über Italia!

Der du herrschest am Strom, welcher die Mutterstadt
Theben wässert, o du, der du mit deiner Wuth
Die Bakchanten begeisterst,
Bakchos, Schützer der Drachensaat!

Dir erhebt sich der Rauch auf dem Parnassischen
Zwillingsgipfel, und dich feiert der schwärmenden
Nymphen Chor auf den Hügeln,
Dich am Bache Kastalia!

Dich geleiten, wenn du wieder gen Theben zeuchst,
Von dem Rebengestad' und von den Epheuhöhn
Laute Jubel, und deines
Reigens frohe Gesänge, heim.

Von den Städten ist dir keine, wie Theben, werth,
Deiner Mutter und dir, die dich in donnernden
Blitzen aus der Umarmung
Zeus Kronions empfangen hat.

Angst und Jammer ergreift deine geliebte Stadt,
Und das klagende Volk! Komm, du Retter, komm
Schwebend über Parnassos
Und des ächzenden Meeres Sund!

Reigenführer des Heers flammenergiessender
Sterne, Stifter des Festes und der erschallenden
Nachtgesänge, Kronions
Sohn, wir flehen, o Bakchos! dir!

Nahe, nahe du uns, du, und der Naxischen
Nymphen rasendes Chor, und der Thyaden Schwarm,
Die in nächtlichen Tänzen
Feiern, König des Jubels, dich!

Doch nicht blos in dem griechischen Trauerspiele lebte der gottesdienstliche Gesang fort, sondern mehrere Dichter sangen auch, unabhängig vom Drama, feurige Hymnen. Tief aus der Fülle des Herzens herausgesungen, voll inniger Andacht und Ehrfurcht, und in der würdigsten Sprache vorgetragen, ist unter diesen der Hymnos des Philosophen Kleanthes, eines Schülers des Zenon.*) Der höchste Gott, von dem er die erhabensten Ideen verbreitet, ist der Gegenstand desselben. Man lese ihn und urtheile!

Du der Unsterblichen Höchster, du Vielbenamter, der ewig
Nach Gesetzen beherrscht die Natur, ihr mächtiger Führer,
Sei mir gegrüßset, o Zeus! denn alle Sterbliche dürfen
Dich anreden, o Vater! da wir ja deines Geschlechts sind,
Deines Wesens ein Bild, was irgend auf Erden nur lebet.
Also will ich dich preisen, und ewig rühmen die Herrschaft
Deiner Macht, der, rings um die Erde, die Kreise der Welten
Willig folgen, wohin du sie lenkst, und dienen dir willig.
Denn du fassest in deine nie zu bezwingende Rechte

*) Kleanthes aus Lykien lebte um die hundert und einund zwanzigste Olympiade. Seinen Hymnos auf den höchsten Gott hat uns Johannes von Stobi aufbehalten. Auch findet man ihn in Brunk's Gnom. poet. graec. Argent. 1784. S 141, Griechisch und deutsch nebst einer genauen Darstellung der wichtigsten Lehrsätze der stoischen Philosophie, gab ihn heraus Cludius, Göttingen 1786. Die hier eingerückte Uebersetzung ist aus Herder's zerstreuten Blättern, II, S. 209. Auch übersetzte ihn Herr O. K R. Gedike sehr geschmackvoll im deutschen Museum und der ältere Graf von Stollberg in seinen Gedichten aus dem Griechischen,

Deinen Boten, den Blitz, den flammenden, zwiefachgezackten,
Ewiglebenden, es erbebt, wenn er schmettert, das Weltall.
Also lenkst du den Geist der Natur, der dem Grossen und Kleinen
Eingepflanzet, sich mischt in alle Wesen und Körper.
Höchster Beherrscher des Alls, du, ohne welchen auf Erden
Nichts geschieht, noch im Meer', und an dem himmlischen Pole,
Ausser, was, sinnenberaubt, der Frevler Böses beginnet.
Aber du weissest auch da das Wilde zu fügen in Ordnung,
Machst aus der Unform Form, und gesellst Unfreundliches freundlich.
Also stimmtest du alles zu einem, das Böse zum Guten,
Dass in der weiten Natur e i n ewigherrschend Gesetz sei,
Eins, dem unter den Sterblichen nur der Frevler entfliehn will.
Ach des Thoren! der immer Besitz des Guten begehret,
Und verkennet des Herrn der Natur allwaltende Richtschnur,
Will nicht hören, was, wenn er es hörte, glückliches Leben
Ihm verlieh, und Verstand. Nun stürmen sie alle dem Guten
Grade vorbei, hieher, dorthin. Der kämpfet um Ehre
Fährlichen Kampf: der läuft nach Gewinn mit niedriger Habsucht:
Jener buhlet um Ruh, und süsse Werke der Wollust,
Alle mit Eifer bemüht, dem nichtigen Wunsch zu begegnen.
Aber, o Zeus, du Wolkenumhüllter, der Blitze Gebierer,
Du, der du alles giebst, befreie die Menschen vom schweren
Unsinn, nimm die Wolken von ihren Seelen, o Vater!
Dass sie die Regel ergreifen, nach der du billig und sicher
Alles regierst; damit wir, denen du Ehre gegönnt hast,
Wieder dich ehren und deine Thaten ewig besingen,
Wie's dem Sterblichen ziemt: denn weder Menschen noch Göttern
Bleibt ein höheres Loos, als ewig und ewig des Weltalls
Herrschende Regel gerecht in Wort und Thaten zu preisen.

Zwar minder voll von erhabenen, der Gottheit würdigen, Gedanken und Empfindungen, aber darum als dichterische Kunstbildung doch gleichfalls eines vorzüglichen Ranges unter den gottesdienstlichen Gesängen der Griechen würdig, ist der Hymnos eines gewissen Dionysos an den Phöbos. *) Feire, redet der Dichter den Aether samt den übrigen Elementen an,

Feire ringsum, hoher Aether!
Und ihr Thäler und ihr Berge,
Erd' und Meer und Lüfte schweiget!
Schweigt, ihr Vögel, schweig, o Echo,
Denn zu uns will Phöbos nahn,
Der lockige Sänger mit hellem Gesang.

O du, der holden Eos Vater,
Du, der du die rosige Bahn
Mit dem Flügeltritt der Rosse verfolgt,
Frohlockend im goldenen Haar,
Den unendlichen weiten Himmel hinan!
Um dich windend den vielgelenkigen Stral.
Wirfst du Glanz, wie ein güterreiches Netz,
Um die Weite der Erd' hinaus,
Und Ströme himmlischer Glut
Bringen von dir uns her den erwünschten Tag.

Der stille Chor der Sterne tanzt
Am Olympos dir, dem Könige, Reigentanz,
Anstimmend dir sein heiliges, ewiges Lied
Nach deiner Leyer Klang.
Indeſs dort gegenüber die blasse Selene führt

*) Dionysios, der Verfasser dreier Hymnen, war aus Cyzikum gebürtig, und ein sehr angenehmer Dichter. Man findet seine Hymnen im zweiten Theil von Brunk's Analekten.

Den nächtlichen Chor hinweg,
Beſpannt den Wagen mit weiſser Stiere Geſpann.

Er aber freut in ſeinem Gemüth ſich hoch,
Der Gütige, und ſendet der Erde reichen Schmuck.

14.

Kallimachos's Hymnen.

Daſs man im alexandriniſchen Zeitalter Gelehrſamkeit höher ſchätzte, als Genie, und der Künſtlichkeit vor der Schönheit den Vorzug gab, davon ſind auch Kallimachos's Hymnen ein trauriges Beiſpiel. *) So viel Gedichte dieſer fruchtbare Sänger auch verfertigte, ſo haben ſich doch nur ſechs Lobgeſänge auf die Götter, und einige funfzig Epigrammen, von ihm erhalten. Ein groſser Theil ſeiner verlorengegangenen Arbeiten betraf Gegenſtände der dunkelſten Mythologie,

*) Kallimachos war aus Kyrene in Libyen gebürtig. Das Jahr ſeiner Geburt iſt ungewiſs. Seine Blühte fällt um die hundert zweiunddreiſsigſte Olympiade, 247 vor Chriſtus. Er eröffnete zu Alexandrien eine Schule der Grammatik, oder, nach jetziger Art zu reden, der ſchönen und humaniſtiſchen Wiſſenſchaften. Sein Vortrag fand vielen Beifall, und mehrere Gelehrte giengen aus ſeiner Schule hervor. Ptolemäos Philadelphos zog ihn an den Hof und gab ihm eine Stelle im Muſeum. In dieſer angenehmen Muſse ſchrieb er mehrere Werke. Callimachi Opera ed. I. A. Erneſti c. comment. Spanhemii et obſervt. Hemsterhusii, Ruhnkenii ſ. Lugd. Bat. 1761. Einen Abdruck des Textes mit einer lateiniſchen Ueberſetzung lieferte Lösner, Leipzig 1774. — Kallimachos Hymnen und Epigrammen aus dem Griechiſchen von Chr. Wilh. Ahlwardt, Berlin 1794., eine ſehr meiſterhafte Ueberſetzung Vier Lobgeſänge des Kallimachos überſetzte der ältere Graf zu Stollberg in ſeinen Gedichten aus dem Griechiſchen. Eine ſehr gründliche und geſchmackvolle Abhandlung über den Kallimachos von Hr. Prof. Manſo findet ſich in den Charakteren der vornehmſten Dichter aller Zeiten II, 1. S. 86. f.

Geschichte und Geographie, und war folglich ganz dazu geeignet, die mühsam erworbenen Schätze der Gelehrsamkeit des Sängers zur Schau zu stellen. Allein nicht nur sie, sondern auch sogar die Hymnen dieses Dichters, tragen das Gepräge der litterarischen Eitelkeit. „Es fehlt so viel, daſs man darin ein mit Ehrfurcht gegen die Götter erfülltes Herz bemerken sollte, daſs sie blos ein mit Gelehrsamkeit überladenes Gedächtniſs verrathen, welches nur einen Gegenstand sucht, bei dem es gleichsam im Stande sei, sich seiner Bürde zu entledigen.“ Die epischen Hymnen des Homeros, die gröſstentheils irgend eine wichtige That der Gottheit besingen, deren Fest sie verherrlichen sollen, sind das Muster des Kallimachos. Denn diese setzten ihn mehr in den Stand, mit einer seltenen Kenntniſs der ältesten griechischen Mythen zu prunken, als der Vortrag der reineren und der Gottheit würdigeren Ideen, die wir in mehreren Hymnen des Pindaros, des Sophokles, Euripides und Kleanthes finden. Ueberhaupt war es den alexandrinischen Dichtern sehr darum zu thun, sich mit einer vorzüglichen, in die grauesten Zeiten der griechischen Vorwelt zurückgehenden, Alterthumskunde zu brüsten: daher war es kein Wunder, wenn sie nicht die natürlichsten, ihrem Genie und dem Geiste des Zeitalters, worin sie lebten, angemessensten, sondern die ältesten, wenn auch für die Gegenwart unpassendsten, Formen wählten. Allein bei allem Studium der ältesten Zeiten, Sitten und Denkmale stellten sie dieselben doch nur sehr unvollkommen, ja nicht selten ganz verkehrt dar. Der Grund davon war theils Mangel an dem erforderlichem Geschmack und Dichtergeiste, theils jener unglückliche Drang, überall durch Gelehrsamkeit, oder durch das Ungewöhnliche und Auffallende zu glänzen. Daher blieb auch Kallimachos bei seinen Hymnen dem Muster des Jonischen Barden nicht

ganz treu, „sondern wenn Homeros bei einer Begebenheit verweilt, und sie mit allen Farben der Dichtkunst ausschmückt, so eilt Kallmachos, mehr bemüht, die Fülle, als den Werth seines Stoffs bemerkbar zu machen, schnell durch eine Reihe von Mythen hin, und deutet die meisten in seiner Eilfertigkeit nur mit schwachen, unkräftigen Zügen an. „Die Wahl des Stoffs in den Hymnen des Kallimachos, sagt ein geschmackvoller Kenner derselben, so wie die Behandlung desselben beweisen, beide gleich nachdrücklich, dass nicht die Fülle durch eigne Kraft erzeugter poetischer Ideen, noch der hieraus entspringende Drang zur Mittheilung, sondern der Reichthum an seltenen Kenntnissen, und der Wunsch, diese vor den Augen des staunenden Volks aufzustellen, seinen Beruf zum Dichter machten. Vergebens würde man daher in den Hymnen des Kallimachos jenen Ton der feierlichen Andacht und des innigen Glaubens suchen, welcher aus einer lebendigen Vorstellung der Thaten entspringt, die den Gegenstand des Hymnos ausmachen. Kallimachos hat zwar von der Gröſse und Würde der Götter sprechen gelernt, aber um sie zu fühlen war er, wie es scheint, allzugelehrt. Der Ton, die Sprache und der Ideengang seiner Hymnen zeigt ein von Begeisterung freies Gemüth. Das Streben nach dem Scheine der Begeisterung aber hat eine Menge verunglückter Stellen erzeugt, in denen ein falsches Pathos herrscht, womit der Dichter den Mangel inniger Gefühle verbergen zu können glaubte." *) Nirgend aber sieht man dies Streben deutlicher, als in dem Hymnos auf A p o l l o n. So sehr er hier sich auch bemüht, seine Flügel zum kühnsten Schwunge zu erheben,

*) M. s. Manso's Abhandlung über den Kallimachos 91. Man wird es dem Verfasser dieses Versuchs gewiss verzeihen, mehrere trefliche Bemerkungen dieses Aufsatzes in die seinigen verwebt zu haben.

ſo erhebt er ſie doch faſt gar nicht. Wir wählen dieſen Lobgeſang, um den Leſern von der Manier des Kallimachos, ſo wie von ſeinen häufigen Verirrungen in das Abentheuerliche, Froſtige und Seltſame einen anſchaulichen Begriff zu geben. *)

Schaut, wie der heilige Sprüſsling erbebt, der Lorbeer Apollons!
Wie er wanket der Tempel des Phöbos! Entfliehet, entfliehet,
Ungeweihte! Schon rauſcht auf der Schwelle des kommenden Gottes
Tritt, ihm beugt ſich mit freundlichem Neigen die Palme von Delos,
Und ihm ſingt in den Lüften der Schwan mit lieblicher Stimme!
Riegel und Schlöſſer hemmen nicht mehr die Thore! Mit lautem
Krachen ſpringen ſie auf. Es nahet Phöbos Apollon!
Auf! empfaht ihn mit Tanz und Geſang, ihr blühenden Knaben,
Aller Augen ſehen ihn nicht, der Fromme nur ſchaut ihn.
O des Seligen, der ihn erblickt, der ſegne ſein Schickſal!
Ach! laſs uns die Seligen ſeyn, und dich ſehen, o Phöbos!

Keine ſchweigende Leyer und keine ruhende Füſse!
Jünglinge, tritt Apollon einher, wenn ihr in das Bette
Eurer Braut zu ſteigen, und graues Haar an der Schwelle
Eures Alters zu locken euch ſehnt, und wenn ihr begehret,
Eurer Erzeuger begonnene Mauern zum Giebel zu heben!
Euch, ihr tanzenden Knaben, und euch, ihr Singenden, preiſ' ich,
Feiert mit mir, und ſinget ſein Lob! Es feiern des Meeres
Wogen, wenn ſich das Loblied erhebt, aus dem Munde des Dichters,
Wenn er den Bogen beſingt, und die tönende Leyer des Gottes.

Thetis

*) Dieſe Ueberſetzung iſt aus des älteren Grafen zu Stollberg Gedichten, aus dem Griechiſchen überſetzt.

Thetis ruht von dem Jammer; die klagende Mutter gedenket
Nicht des entſeelten Achilleus, wenn wir den Nahenden preiſen,
Auch die träufelnde Klippe – denn, ach! zur ſtarrenden Klippe
Ward ein blühendes Weib, und Thränen wurden zur Quelle —
Sie auch ruhet vom Jammer, und hebt die Stimme zum Preiſe. *)
Sing' ihn, Reigen, den Gott, der, wenn du ſo ihn beſingeſt,
Wie ſein Herz es begehrt, mit reichen Gaben dich lohnen
Wird, denn ſolches vermag er, der zu des Donnerers Rechten
Sitzet. Sing ihn nicht heut allein. Dir ſtrömet ein reicher
Quell zum Preiſe: denn wer vermag nicht Phöbos zu ſingen?
Nicht die goldene Leier des Gottes, den Bogen, den Köcher,
Und den goldgewirketen Leibrock mit ſtralender Spange? **)
Bis zu den Solen prangt er in Golde: denn Phöbos Apollon
Sammelt des Goldes viel, und der Schätz', im pythiſchen Tempel!
Phöbos iſt ewig mit Schönheit geſchmückt, und ein ewiger Jüng-
ling,

*) Selbſt Niobe vergiſst, in einen Stein verwandelt, ihrer Leiden, ſobald der Lobgeſang auf Phöbos Apollon ertönt. Vielleicht nennt der Dichter unter der zahlloſen Menge Leidender des griechiſchen Alterthums darum nur Thetis und Niobe, weil beide durch Apollons Erbitterung ihrer Kinder beraubt wurden. Uebrigens ſieht man wohl, daſs es hier dem Dichter blos darum zu thun iſt, ſeine mythologiſche Gelehrſamkeit auszukramen.

**) Kallimachos macht dadurch, daſs er ſagt: wer fände nicht immerwährenden Stoff zu Lobgeſängen auf Apollon! die ganze Aufmerkſamkeit rege. Man erwartet, daſs er den Preis des Gottes durch irgend eine kühne That, oder erhabene Eigenſchaft bewahrheiten werde, und was thut ſtatt deſſen der Dichter? Er rühmt das Gold ſeines Gewandes, ſeine goldene Schnalle, ſeinen goldenen Bogen und dergleichen. Kann man die Erwartung mehr täuſchen? Zwar bezeichnen auch die älteren griechiſchen Dichter die Geräthe und Waffen ihrer Götter, als golden; allein ſie thun es mit einem leichthingeworfenen Beiwort, ohne dieſe Eigenſchaft gleichſam an die Spitze der hohen und glänzenden Attribute der Gottheit zu ſtellen. M. ſ. Manſo's Abhandlung über Kallimachos S. 94.

Seine Wangen ſind zart und bartlos, wie Wangen der Jungfrau,
Von der Scheitel flieſset herab ſein duftendes Haupthaar!
Reine Narde trieft aus der Locke des Gottes, es thauet
Heilungsbalſam herab, und da, wo die Tropfen entfallen,
Blüht mit Geſundheit und Lebenskraft das Land und die Städte.

So wie Apollon iſt keiner an Kräften reich und an Weisheit,
Sein iſt der Bogen, und ſein die Leier! Den Schützen zum Spannen
Giebt er den Bogen, und giebt dem Dichter die tönende Leier.
Auch die Gabe der Seher iſt ſein, und der forſchenden Loſe.
Daſs ſie zu ſäumen dem Tode gebieten, lehrt er den Aerzten.
Auch als Hirten ehren wir Phöbos. Die Heerden Admetos's
Hütet' er einſt, von der Liebe durchflammt, an Amphryſos Geſtade.
O, wie wimmelt' es da auf den Triften von graſenden Kühen,
Und von irrenden Ziegen! Das Auge des Hirten Apollon
Blickte Segen auf ſie, des Säuglings mangelte keine.
Schafe weideten zahllos, und allen ſchwollen die Euter,
Lämmerloſe wurden jetzt Mütter, von Zwillingen Mütter!

Auch der Städte freuet ſich Phöbos. Ihm folgten der Menſchen
Viel, da gründet' er ſelbſt der Mauern Eckſtein. Die ſchöne
Stadt Ortygia hob ſich empor, und ſpiegelt' im See ſich.
Erſt vier Sommer noch ſah der Götterknabe, da baut' er
Seinen Altar. Die Jägerin Artemis brachte dem Bruder
Ihre Jagd, die Köpfe der wilden Widder, die Hörner
Wurden in Phöbos's Hand der Grund und die Wände des Altars.
Alſo lernt' er zu legen den Grund, und zu richten das Bauwerk.

Meiner Vaterſtadt fette Gefilde zeigte dem Battos
Phöbos Apollon. Er flog, ein heiliger Führer, als Rabe,

Flog er voran, ihm folgte das Volk, da schwur er zu geben
Unseren Fürsten das Land, und ewig ist Wahrheit sein Eidschwur.
Siehe, da bauten die Väter des Volks dem König Apollon
Einen prächtigen Tempel, und stifteten jährliche Feste.
Ewig feiren wir sie, dann sinken zahllos die Stiere,
Phobos's Opfer sinken zur Erden, und bluten und sterben.

Heil dir, angebeteter Phöbos! deine Altäre
Prangen mit allen Bluhmen im Lenz, die die liebliche Jahrzeit,
Schwanger von Thau, gebiert und angehauchet vom Zephyr.
Süsser Weihrauch duftet im Winter dir, ewige Flammen
Lodern dann auf deinem Altar, und nimmer bedecket
Seine glühenden Kohlen die Asche des gestrigen Tages.

Festlich begann die Feier der Tempelweihe. Frohlockend
Sahe Phöbos den Reigen gewapneter Krieger, und sahe
Prangend im Schmuck der goldenen Locken die Libyschen Weiber.
Doch die Dorier durften noch nicht zu der Quelle Kyrene
Nahen, sondern sie wohnten am waldigen Ufer Azilos;
Da erbarmte sich ihrer der Gott, auf dem hohen Myrtusa
Stand er, wo einst den Löwen, den Mörder der Stiere, die Nymphe,
Seine Braut, die Nymphe Kyrene, getödtet, und hohen
Ruhm und die Liebe des Gottes erworben hatte, von dannen
Rief er zu seiner Braut Kyrene die dorischen Pilger.
Keine der Städte blieb, wie Kyrene, gesegnet von Phöbos,
Denn er gedenket des Nymphenraubs, und des bräutlichen Bettes.
Aber auch keinen der Götter ehren die Söhne des Battos,
Wie sie, o Phöbos, dich ehren. Dir jauchzt mit Frohlocken und Jubel
Unsere Stadt, wie Delphi jauchzete, da du die Kräfte
Deiner Rechten zeigtest, und deines goldenen Bogens:

Denn es wütete dir entgegen der grimmige Python!
Sieh, es flog dein Geschoſs: es folgten den Pfeilen die Pfeile.
Plötzlich lag der getödtete Drache; da jauchzten die Völker,
Jauchzten, und riefen dir zu: wohlan, laſs fliegen die Pfeile,
Denn es gebar dich die Mutter zum Retter der Menſchen, o Phöbos!
Zwar nur ſingt der Dichter dich würdig, deſſen Geſänge,
Wie der Okeanos, rauſchen, und hoch gen Himmel ſich heben.
Aber du hörſt auch meinen Geſang! Aſſyria's Strom fleuſst
Hoch in ſtrudelnden Wellen einher, doch zieht er des Schlammes
Viel mit ſeinen Wäſſern ſich nach! Und ſchöpfen aus groſsen
Strömen Deo's Prieſter die heiligen Tropfen der Weihe?
Schöpfen ſie nicht aus dem blinkenden Quell die lauterſten Perlen,
Die ſich aus nimmer getrübten Kieſel ſprudelnd erheben?
Heil dir, König, und mir ſei gnädig, Phöbos Apollon!

Den dieſem Hymnos des Kallimachos eigenen Charakter tragen auch alle übrigen mehr, oder weniger. Faſt allenthalben finden wir ein fruchtloſes Beſtreben nach Erhabenheit und Gröſse, faſt allenthalben froſtige Gemälde und kindiſche Schilderungen. Die Phantaſie des Dichters war zu kalt und ſchläfrig, als daſs ſie Kraft und Leben um ſich verbreiten, der Flug ſeiner Begeiſterung zu matt und ohnmächtig, als daſs er ſich in höhere Regionen erheben, und darin erhalten konnte. Wie war es ihm alſo möglich, durch das wahre Groſse und Erhabene zu rühren und zu erſchüttern, die nicht das Werk der Kunſt und Gelehrſamkeit ſind, die nur eine kühne und feurige Einbildungskraft, von einem richtigen Verſtande begleitet, auf ihrem Wege findet? Hätte ſich der Dichter, da er einmal nachahmen wollte, nur genauer an ſein Muſter angeſchloſſen; ſo würd' er

sich weniger in das Abenteuerliche und Seltsame verloren haben. Allein dies war eben der Hauptfehler der alexandrinischen Dichter, daſs ihre Nachahmung mehr auf einzelne Stellen der ältesten poetischen Denkmale, als auf die ganze Manier der Alten gerichtet war. Zufrieden, nur einzelne Schönheiten aus den Dichtern der Vorzeit zum Schmuck ihrer eigenen Dichtungen zu sammeln, und voll des thörichten Wahnes, jede aus dem Alterthum entlehnte Zierrath, wie, und wo sie auch angebracht werde, müsse gefallen, übersahen sie die wahren, mit dem Tone, Geist und Zwecke des Ganzen dichterischer Arbeiten in der innigsten Verbindung stehenden, Reize. *) Besonders hatte Kallimachos nicht so wohl seine Phantasie mit den Schönheiten des Alterthums genährt, als vielmehr sein Gedächtniſs damit vollgepfropft. Die Ideen, welche er daher den Alten abborgt, sind mit seinen eigenen Ideen nicht verwebt; sie sind an einander gereiht, aber nicht mit einander verschlungen. Dies gilt besonders von dem Gebrauche, den er von der Mythologie macht. Er bemerkte, daſs dieselbe den alten Dichtern nützlich gewesen war: aber wie? und wodurch dies geschah? dies scheint er nie gefühlt zu haben. Er betrachtete sie, wie einen Zierrath, und ein Zierrath gefällt durch seine Seltenheit. Kein Wunder also, wenn er die unbekannteren und seltenen Mythen den gewöhnlicheren vorzog. Aber nicht nur hierin fehlte er, daſs er die Schönheit der Seltenheit nachsetzte, sondern auch darin, daſs er in Benutzung dieses Schmuckes nicht Maaſs hielt, und

*) Man hatte so hohe Begriffe von den Schönheiten des Alterthums, daſs man die Bluhmen desselben gleichsam allenthalben zusammenrupfte, um sie, ohne Einsicht und Geschmack, seinen Gedichten einzustreuen. Denn hierdurch glaubte man schon auf eben die Unsterblichkeit, wie die Alten, Anspruch machen zu können.

meistens sich begnügte, die eingewebten Mythen mit schwachen Zügen anzudeuten. Noch am besten gelingen unserm Dichter solche Stellen, wo er Gegenstände aus seinem Gesichtskreise behandelt. Von seinen Elegien und Epigrammen reden wir weiter unten.

15.

Hymnos des Mesomedes auf die Nemesis.

Die sämtlichen moralischen Dichtungen der Griechen empfehlen sich durch eine Feinheit, Fruchtbarkeit und Schönheit, dass ihnen nicht leicht etwas Aehnliches von den Geistesprodukten anderer Nationen kann an die Seite gestellt werden. Denn den Griechen, sagt Herder sehr richtig, hatte die Muse jenen reinen Anblick aller Gestalten in Kunst und Dichtkunst, jenes unübertriebene und nichts übertreibende Gefühl für das Wahre und Schöne aller Art gegeben, das sich auch in der Philosophie nicht verleugnen konnte, und ihren kürzesten Lehrsprüchen, ihren leichtesten Symbolen einen so klaren Umriss, eine so bedeutungsvolle Grazie anschuf, als wir bei andern Völkern vergebens suchen dürften. Freilich ist ihr Horizont nicht weit: er erstreckt sich wenig hinaus über dies Leben, das ihnen der Mittelpunkt ihres Daseyns war. Allein von diesem Mittelpunkt aus, wie rein sahen sie, wie menschlich fühlten sie alle Formen! wie schön wussten sie solche in ihre Bilder- und Wortsprache zu kleiden!" *) Eine Probe hievon ist der bildliche Begriff, der ihrer so oft verkannten, und von den Menschen beleidigten, Göttin Nemesis zu Grunde liegt. In allen Dingen Maass zu halten, keiner Begierde, keinem Wunsche den Zügel schiessen zu lassen,

*) M. s. Herder's Nemesis, ein lehrendes Sinnbild, in dessen zerstreuten Blättern II. S. 261.

kein Verlangen, sei es auch das edelste, zu übertreiben, dies war die allgemeine Lehre, deren Erfüllung Tragiker, Gnomologen, Hymnendichter, kurz alle Gattungen griechischer Sänger empfohlen. Und eben aus diesem Grunde schilderten sie die Nemesis als eine Wohlthäterin der Menschheit, und machten ihre Verehrung zur unabläsigen Bedingung der Glückseligkeit. „Denn sie ist es, die, nach ihrer Schilderung, den Uebermüthigen einhält, und die wilden Rosse seiner Unternehmungen mit fester Hand bezügelt, die den Unglücklichen rettet, der unter den Fusstritten derselben wie ein zerknicktes Rohr dalag. Indem sie das Rad des Glücks mit leisem Fusse, oder die Wage des Schicksals mit leisem Finger ändert, kommt eine andre Gestalt der Dinge zur Ansicht, die ein billigeres Gleichgewicht zeigt.“ *) Die Nemesis der Griechen ist daher keine Rachgöttin, sondern eine hohe Rechtvertheilerin, eine Unbetrügliche, die in den Busen blickt, wenn sie nach dem eigenen Betragen des Menschen den Erfolg seiner Thaten abwägt. Jedes zu schimmernde Glück ist durch sich gefährlich, nicht nur, indem es den Neid erweckt und das Rad der Zeit sich unaufhörlich wälzet, sondern noch weit gefährlicher ist es dadurch, dass so gern der Uebermuth dasselbe begleitet. Und so fort stürzet es sich selbst: die Göttin, die dem Tritt der Menschen verstohlen nachschleicht, weiss die leichtsinnigen Anmassungen der Uebermüthigen zu zügeln und des Stolzen Nacken zu beugen. Ganz im Geiste dieser Ideen

*) M. s. Herder's Nemesis 257. Auf Denkmälern der Kunst erscheint die Nemesis geflügelt. Sie hebt mit der einen Hand das Gewand der Brust in die Höhe und blickt in den Busen, oder sie biegt den Arm zur Brust zurück, als ob sie vom Finger bis zum Ellenbogen hinabmesse, oder es ist ein Rad unter ihren Füssen und ein Zaum in ihrer Linken. Oft hat sie auch Rad, Schleuder, Zaum, bei einander.

ist der trefliche Hymnos des Mesomedes, eines Zeitgenossen des Kaisers Hadrianus, der aus den vorangeschickten Bemerkungen erst deutlich wird. Sein dichterischer und philosophischer Werth machen ihn einer näheren Bekanntschaft würdig: wir tragen daher kein Bedenken, mit ihm die aus den griechischen Hymnendichtern ausgehobenen Beyspiele zu schliessen. Der Dichter singt also:

Geflügelte Nemesis, du des Lebens Entscheiderin,
Göttin mit ernstem Blick. Toohter der Gerechtigkeit,
Du, die der Sterblichen leichthinschnaubenden Lauf
Mit ehernem Zügel lenkt,
Und hasset ihren verderbenden Uebermuth,
Und bannet hinweg den schwarzen Neid!

Rings kehrt dein Rad, das immer bewegliche,
Spurlose, sich um der Menschen lachendes Glück.
Verborgen wallst du ihrem Fusse nach
Und beugst der Stolzen Nacken,
Und missest stets am Maass der Sterblichen Leben ab,
Und blickst zum Busen hinunter mit immer ernstem Blick,
Indess die Hand die Wage hält.

Sei gnädig, selige Rechtvertheilerin,
Geflügelte Nemesis, du des Lebens Entscheiderin!
Nemesis, die Untrügliche, singen wir
Und ihre Beisitzerin, die Gerechtigkeit.

Die Gerechtigkeit, die mit weiten Flügeln fliegt,
Die Mächtige, die der Sterblichen grosses Herz
Der Nemesis, und dem Tartaros selbst, entzeucht. *)

*) Dieser Hymnos ist offenbar aus Sinnbildern der Kunst zusammengesetzt. Die noch übriggebliebenen Abbildungen der Nemesis entsprechen der hierin gelieferten Schilderung völlig. Das Bild

2. Oden und Lieder.

16.

Meleager's lyrische Gedichte.

Die schönste Zeit des lyrischen Gesangs war mit der vorigen Periode verschwunden. Nach den entzückenden Liedern, wozu die Muse einen Pindaros, Alkäos, Bakchylides, Ibykos, eine Sappho, Korinna, und andre ihrer Lieblinge mehr, begeistert hatte, schien gleichsam das ganze, den Griechen in so hohem Grade eigene, Talent des Gesangs verschwunden. Und wenn auch hier und da noch ein griechisches Lied ertönte, so war es doch nur ein schwacher Nachklang, gleichsam nur der durch einen Windstoss hervorgelockte Ton einer Aeolsharfe. Am lieblichsten sind unter diesen Spätlin-

dieser Göttin ist eins der kenntlichsten unter den Allegorien der Griechen. Die Attribute derselben sind zu auffallend, als dass sie leicht einen Irrthum veranlassen könnten. Man findet sie vorzüglich auf Münzen und Gemmen, weniger in Bildsäulen vorgestellt. Von Dichtern ist sie häufig geschildert. Ausser dem angeführten Hymnos, hat sie auch Orpheus, oder wer der Verfasser der Orphischen Hymnen seyn mag, besungen. Auch mehrere Epigrammen auf dieselbe sind noch übrig. Zwei davon verdienen hier bemerkt zu werden.

Nemesis im Bilde.

Warum, o Nemesis! hast du das Maass und den Zügel in Händen?
„Dass du den Handlungen Maass, Worten den Zügel anlegst!"

* * *

Nemesis bin ich, und halt' in meiner Rechte das Maass hier,
Dir zu deuten: „in nichts schreite je über das Maass!"

Mesomedes, der Verfasser des obigen Hymnos, war, nach Suidas, ein Kreter, ein Freigelassener und Günstling des Kaisers Hadrianus.

gen der griechischen Lyrik noch die Lieder Meleager's, des Sammlers der ersten griechischen Bluhmen. *) Eine angenehme Leichtigkeit, ein heitres Kolorit, und eine sanfte Grazie sind der Charakter derselben. Wie lebendig, wie blühend, wie gedrungen ist die Darstellung in folgendem Frühlingsliede!

Sieh, der stürmische Winter
Räumt den milderen Himmel,
Rosig nahet der Frühling
Unter Lächeln und Blühtenduft.

Und in grünem Gewande
Prangt beschattet die Erde:
Zart beblätterte Kräuter
Schmücken blühend den Busen ihr.

Sieh! wie öffnet die Rose
Sich auf lachenden Wiesen!
Und wie trinken die Wiesen
Segenträufenden Morgenthau!

Von den Bergen hernieder
Schallt die Flöte des Schäfers,
Und es weidet am Anblick
Weisser Böckchen der Geishirt sich.

Sieh! jetzt schwimmen die Schiffer
Ueber blinkenden Fluten,
Und am harmlosen Westhauch
Blähen schwellende Segel sich.

*) Meleager war ein geborener Syrer. In seinen ältern Jahren hielt er sich in Tyros und Kos auf, an welchem letzteren Orte ihn auch der Tod übereilte. Er lebte gegen die 170ste Olympiade, folglich nicht lange vor Christus. Mehreres von ihm sehe man in Fabricii Biblioth. graec. II, 682. und in Brunk's Vorrede zu seinen Analekten.

Winzer tönen dem Bakchos,
Ihm, dem Geber der Trauben,
Ihre Locken von Epheu
 Schön umranket, Gesänge zu.

Bienen schaffen im Korbe
Süssen Honig, und führen
Aus gesammeltem Wachse
 Netzgestaltete Zellen auf.

Ringsum jubelt der Vögel
Chor aus schallenden Kehlen,
Halkyonen am Meere,
 Schwalben singen um das Gebälk,

Nachtigallen durchwirbeln
Süss des Haines Gebüsche,
Und am Meeresgestade
 Singt sein reizendes Lied der Schwan.

Kränzt nun Laub die Gebüsche,
Lacht die Flur, und ergötzt des
Hirten Flöte die Heerde,
 Summt die Bien' in der Vögel Lied;

Tanzet Bakchos, und segelt
Durch die Fluten der Schiffer:
Warum tönte nicht lieblich
 Auch des Dichters Gesang im Lenz. *)

Dies ganze Gedicht ist **ein** reizendes Gemälde des Frühlings aus eben so reizenden und so mannigfaltigen

*) Diese Uebersetzung ist grösstentheils von H. Nöldeke. Die drei letztern Verse hat der Verfasser dieses Versuchs, weil der Uebersetzer den Sinn nicht ganz gefasst hatte, umgearbeitet. Die folgenden Stücke an die Grille sind von Herder und Degen.

Bildern zuſammengeſetzt, als die Auftritte und Anſichten im Lenze ſelber mannigfaltig und reizend ſind. Die Sprache iſt leicht und angenehm, und das Sylbenmaaſs ſo wohlklingend, als es ein lyriſches Stück erfordert. Auſser dieſem Frühlingsliede haben ſich noch einige andere kleine Gedichtchen von Meleager erhalten. Seine Wünſche an die Grille, daſs ſie durch ihren reizenden Geſang den Kummer der Liebe aus ſeinem Herzen verſcheuchen, und ihm den ſüſsen Schlummer herbeilocken möge, hauchen gleichfalls den Geiſt der Anmuth und Lieblichkeit, der durchgehends Meleagers Muſe bezeichnet. Wir wagen es daher, auch ſie in einer Ueberſetzung einzurücken, um den ganzen Geiſt und die ganze poetiſche Fülle dieſes gefühlvollen Dichters darzuſtellen.

Süſse Grille, die mich um meine liebenden Sorgen
Oft ſchon täuſchte, mir oft brachte den tröſtenden Schlaf,
Ländliche Sängerin, auf! mit deinen ſchallenden Flügeln,
Dir ſelbſt Leyer und Ton, ſinge was liebliches mir,
Daſs ſich meine Sorgen zur Ruhe ſenken. O, ſinge,
Fröhliche Sängerin, mir deinen fröhlichen Sinn
In die Seele! Ich will auch mit Thau, mit grünenden Knoſpen
Dich beſchenken; es ſoll ewiger Sommer dir blühn!

Nicht minder lieblich und geiſtvoll iſt ein anderes Gedichtchen deſſelben Verfaſſers an die Cikade, welchem wir, der Vergleichung wegen, noch ein Plätzchen einräumen.

Sängerin Grille, du dichteſt, berauſcht von träufelndem Thau,
Einſamen Liedern nur hold, uns dein ländliches Lied.
Auf den Spitzen der Blätter wohnſt du mit zakkigen Füſsen,
Schwirreſt mit bräunlichem Leib ſilberner Saiten Getön.

Sing, o Freundin! itzt Scherz der waldbewohnenden Nymphen,
Einen Wechselgesang lass du erschallen dem Pan,
Dass ich dem Eros entrinn' und fahe den Schlummer des Mittags,
Ruhig hiehergestreckt unter den schattigen Baum!

Bei aller Gleichheit der Materie, die der Dichter in beiden Gedichtchen behandelt, hat er sich doch durchaus nicht wiederholt, sondern man bemerkt darin die schönste Abwechselung der Gedanken und des Ausdrucks. Wie sehr ist es daher zu bedauern, dass der Nachlass dieses lieblichen Dichters so gering ist, und dass selbst der reizende, gewiss aus den schönsten Bluhmen des griechischen Geistes von ihm gewundene Kranz grossentheils ein Raub der Zeiten werden musste! Wir schliessen diesen Abschnitt mit dem angenehmen Hochzeitsliede eines andern Dichters, welches sich in der griechischen Anthologie erhalten hat, und das einer näheren Bekanntschaft werth ist. Der Dichter singt also: *)

Königin der Götter, Liebe!
Und du Lust der Menschen, Stärke
Und des Lebens Wächter, Hymen!
Euch besingen diese Töne:
Euch besingen meine Lieder,
Hymen, und die Lieb', und Wollust!

*) M. s. Herder's Volkslieder, II. S. 102. Noch ein anderes, hier übersetztes Volkslied lautet also:

Bändiger der Herzen, Eros,
Der der Berge Gipfel beuget,
Komm von deiner Nymphen Spiele,
Komm vom Spiel der Aphrodite!
Schau, ich kniee dir zu Füssen,
Höre Kleobulos's Wünsche,
Und sei seiner Liebe gnädig!

Das Original dieser Lieder findet man in Brunk's Analekten I. p. 116.

Jüngling siehe, sieh dein Mädchen!
Locke sie, dass sie nicht fliehe,
Wie ein fortgescheuchtes Rebhuhn.
Freund Kytherens, o Stratokles,
O Stratokles, Freund Myrillens,
Schaue, schaue an dein Weibchen,
Wie sie schön ist, wie sie glänzet!
Königin von allen Bluhmen
Ist die Rose, und Myrille
Königin von allen Mädchen.
Wie die Sonne glänzt dem Brautbett,
Lauter Myrthe blüht dein Garten.

Eine reiche Nachlese lyrischer Gedichte wird man in der griechischen Anthologie finden, worauf wir, um den Raum zu sparen, unsre Leser verweisen müssen.

3. Epigrammen.

17.

Begriff des griechischen Epigramms.

War je eine Nation mit zartem Gefühle, und mit einer vorzüglichen Empfänglichkeit für alles, was auf die Sinnen wirkt, versehen, so waren es die Griechen. *) Daher konnte ihnen auch nicht leicht etwas vorkommen, was sie nicht auf diese oder jene Art interessirt hätte. Ihre Empfindung war fast immer rege: sie konnten weder Freude noch Traurigkeit, weder Glück noch Unglück, weder Schönheit noch Unförmlichkeit sehen,

*) M. f. Herder's scharfsinnige Abhandlung über das Epigramm im ersten und zweiten Theil seiner zerstreuten Blätter.

ohne dafs sich ihr Gefühl durch Theilnahme, oder Widerwillen geäufsert hätte. Hauptfächlich waren die Eindrücke, welche die Schönheiten der Natur und der Kunst, so wie die Sittlichkeit der Menschen, auf sie machte, in hohem Grade lebhaft. Was sie nun aber lebhaft dachten und empfanden, das konnten sie, vermöge der ihnen eigenthümlichen Redseligkeit, nicht gut in sich verschliefsen, sondern sie mufsten es, wär' es auch nur der sie interessirenden Naturschönheit oder Kunstbildung selbst gewesen, durch Worte ausdrücken, dafs sie ihnen gefalle. Und eben so gieng es auch mit Gegenständen, die ihren Unwillen reizten, oder die ihr Mitleid rege machten. Ihr Herz war jedesmal zu voll, als dafs es die ganze Fülle der Empfindungen und Gedanken hätte fassen können. Oft auch wünschten sie ihren Ideen und Gefühlen durch das Gewand der Sprache mehr Deutlichkeit und Dauer zu geben, als sie sich, ohne dies, davon versprachen. Oft hofften sie ihre Freude durch Mittheilung vermehrt, ihren Kummer vermindert zu sehen; sie schütteten daher ihre Empfindungen in den Busen eines Freundes, oder einer Freundin, oder sonst eines gefühlvollen Wesens. Die Sprache der Sinnlichkeit, oder der Poesie war dazu die schicklichste, und das Sylbenmaafs hatte noch den Vortheil, dafs es die darin eingeschlossenen Gedanken dem Gedächtnisse behaltbarer machte. *) Auf diese Art

*) Daher gab es eine unzählbare Menge griechischer Epigrammen. Nicht blos eigentliche Dichter, die einen vertrauteren Umgang mit den Musen genossen, verfertigten dergleichen, sondern es gab nicht leicht ein lebhafteres Genie, das nicht dergleichen Blühten des Geistes auf dem Altare der Kamönen dargebracht hätte. Eben deshalb würd' es auch zu weit führen, wann wir jeden Verfasser von Epigrammen namentlich aufstellen, und seine hieher gehörigen Arbeiten nennen und beurtheilen wollten. Die vorzüglichsten Epigrammatisten, deren Blühten von Meleager und den späteren Sammlern in ihre Kränze verflochten wurden, wird man weiter unten kennen lernen.

entſtand die älteſte Gattung des Epigramms, das Herder daher ganz richtig als die Darſtellung eines Bildes, oder einer Empfindung über einen einzelnen Gegenſtand erklärt, der dem Anſchauenden intereſſant war, und durch dieſe Darſtellung in Worten auch einem andern gleichgeſtimmten Weſen intereſſant werden ſoll. Ein groſser Theil der griechiſchen Epigrammen beziehen ſich aus dieſem Grunde auf Kunſtwerke, die zum Theil ſo fein, ſo ausdrückend und zart ſind, daſs nicht ſelten Künſtler und Dichter zu wetteifern ſcheinen. Alle Epigrammen auf Bildſäulen der Götter, der Helden, der Dichter, der Weiſen, ſind von dieſer Gattung. Und was hievon gilt, das gilt auch von den Grabmalen, den Tempeln und andern Denkmalen der griechiſchen Baukunſt, das gilt auch von ſchönen Tänzern und Tänzerinnen, von ſchönen Flötenſpielern und Harfenſchlägern. Kurz alles, was die Empfindung aufzuregen wuſste, war dazu geeignet, durch ein Epigramm verherrlicht, oder dem Gelächter und Verachtung preisgegeben zu werden. Auch die fruchtbare griechiſche Mythologie, jene Reihe von Volksſagen, die durch Dichter und Künſtler jedermann bekannt und intereſſant waren, und die mit allen Gegenſtänden der Natur und der Geſellſchaft auf das innigſte zuſammenhingen, lieferte ſehr häufig Stoff für das Epigramm. „Was iſt aus Eros und den Muſen, was aus Nymphen und Chariten nicht alles gemacht worden! Und wie nahe lag dieſe Mythologie dem gemeinen Leben, da beinahe jeder Baum, jede Quelle, jede Gegend einem Gott, oder einer Göttin, verwandt war! Die Sagen von alten Verwandlungen kamen dazu, und die Klagen der Progne, der Philomele, die Stimme der Echo, die grünende Daphne, der flötende Pan, lieſsen ſich auch im Epigramme ſehen und hören. Dadurch bekam nicht nur jeder ſonſt todte Gegenſtand Leben, ſondern es war

auch

auch die nächste Gelegenheit zu angenehmen Dichtungen herbeigeschafft. Die alte Fiktion durfte nur fortgesetzt, gewandt und angewandt werden, so ward aus dem alten Mährchen ein neuer Gedanke, ein anmuthiges Lob, eine sich einschmeichelnde Lehre." Man glaubte die Götter aller Orten gegenwärtig, fühlte allenthalben ihren Einfluss und ihre Gegenwart, wusste sie überall in seinen Beruf, in seinen Geschäftskreis hineinzuziehen. Der Dichter sang seinem Apollon ein Lied der Huldigung, oder des Dankes, der Krieger focht unter dem Schutze des Ares, und hing daher erschöpft von Alter und Wunden, seinen Helm dem Kriegsgott oder der Pallas auf. Der Schäfer weihete seine Flöte dem Gott der Heerden, der Fechter seine Waffen dem Hermes, das alternde Mädchen ihren Spiegel der Aphrodite. Ohne eine erklärende Zuschrift war dies eben so wenig möglich, als man die übrigen Weihgeschenke in den Tempeln der Unsterblichen, ohne einige Auskunft durch Worte zu geben, aufhängen konnte. Dies war abermals ein fast unerschöpflicher Stoff zu Epigrammen! Und dazu kamen noch die herrschenden Vorstellungen vom Reich der Schatten, jene schauerlich süssen Bilder vom Schicksal der Verstorbenen, die gerade diejenige Mischung von Licht und Dunkel hatten, um vorzüglich stark auf das menschliche Herz zu wirken; dazu die auf persönliche Ehre und Freiheit gebaute Verfassung der Griechen, die sich ohne öffentliche Denkmale, ohne Siegeskränze, ohne Loblieder und Aufschriften nicht denken lässt: dazu ein Klima, das zu allem Schönen, Edlen und Grossen kräftiger, als alle Belohnungen, aufforderte, das allen Kunstbildungen samt ihren Inschriften Raum und Dauer gab, das dem Griechen jenes sanfte Maass der Menschlichkeit ertheilte, welches ihn nicht blos zur Tugend und sittlichen Schönheit selbst hinzog, sondern ihn auch die derselben durch Dichter und Künstler dar-

gebrachten Opfer achten hiefs. Nicht das kleinfte Förderungsmittel des griechifchen Epigramms war endlich die Sprache der Griechen, die weichfte, wohlklingendfte und gefchmeidigfte unter allen Sprachen des Abendlandes. „Wie biegfam ift fie nicht zu jedem Bilde, zu jeder Empfindung! Wie biegfam infonderheit zu dem fchönen Maafse, das fich das Epigramm gewählt hat! Hexameter und Pentameter winden einen Kranz in Worten, wie fie dem Ohr in Sylben einen vollendeten Rundtanz geben. Der erftere giebt der Infchrift Aufflug, Fülle und Würde, die fodann der Pentameter zu einer fanften Ründe, zu einer vollendeten Kürze umbiegt, oder, wie ein Pfeil, in die Lüfte verfauft." *) Nach Herder giebt es fieben Gattungen des griechifchen Epigramms. Das einfachfte von diefen ift das darftellende Sinngedicht, eine blofse Erklärung des Gegenftandes, indem es dem letzteren zutraut, dafs er durch fich felbft belehren oder rühren werde. Von diefer Gattung ift jene dumpfe Stimme der erfchlagenen Spartaner:

Wanderer, fag's zu Sparta, dafs wir, den Gefetzen gehorchend,
Todt im Staube hier ruhn!

Die zweite Klaffe des Epigramms gefellt der Anzeige des Gegenftandes noch eine fchlichte Anwendung hinzu. Ihr Werth beruht auf der Merkwürdigkeit des Objekts und feiner glücklichen Anwendung. Ein

*) Der verehrungswürdige Verfaffer der Abhandlung über das griechifche Epigramm wird es mir verzeihen, wenn ich mehrere feiner trefflichen Ideen in meine Arbeit zu verweben, und ihr dadurch einen gröfseren Werth zu ertheilen fuchte. Der Lefer wird offenbar dabei gewinnen. M. f. auch Hiftoria poefeos graecae brevioris ab Anacreonte ufque ad Meleagrum ex Anthologia graeca adumbrata, fcripfit C. G. Sontag. Lipfiae 1785. und Sulzer's Theorie der fchönen Künfte, nach der neueften Ausgabe von dem Herrn von Blankenburg, IV. S. 393.

Beispiel dieser Gattung von Exempelepigrammen ist folgendes Sinngedicht auf die bei Thermopylä gebliebenen Krieger:

Die das Vaterland einst vom Joch der traurigen Knechtschaft
Retteten — dunkel zwar liegen im Staube sie hier,
Aber sie glänzen an Ruhm. Wer unter den Bürgern sie anschaut,
Lern' an ihnen mit Muth sterben für's Vaterland!

Das Geschäft der dritten Epigrammengattung besteht darin, dass sie ein Kunstbild zu einem lichten Sehepunkt ausmalt. Der Künstler hatte bei seinem Kunstwerk schon auf einen Gesichtspunkt gearbeitet, der nicht blos dem Auge, sondern auch der Seele galt. Dies bemerkte der Dichter und zeichnete das Moment des Affekts, oder der Situation, die der Künstler lebendig machen wollte, zum lichten Punkte seiner Beschreibung aus. So entstand eine Menge sehr geistvoller Sinngedichte der Griechen auf ihre schönsten Kunstbildungen, welche man schildernde nennen könnte. Hieher gehört jenes treffliche Gedicht auf die Darstellung des leidenden Philoklet:

Ja, ich kenne dich Armer, dem ersten Blicke verräthst du,
Leidender Philoklet, deinen inwendigen Schmerz!
Wie sich das Haar ihm sträubt! Wie von der Scheitel die Locke
Wild durcheinandergewirrt fällt, in der Farb' auch noch wild!
Und, voll Furchen des Grams, umkleidet dürre die Haut ihn,
Trocken, als fühletest du selber im Blicke sie hart.
Sieh, und im trockenen Auge, da hängen geronnene Thränen,
Starrend, sie zeigen, ach! seinen unendlichen Schmerz.

Ein anderes gleichfalls hiehergehöriges Epigramm schildert die Macht und Anstrengung der ringenden

Helden Herakles und Antäos bis zum höchſten Punkte des Ausgangs:

Heulendes Erz, wer bildete dich? Wer konnte dem todten
Werke die Kunſt verleihn und den erkühnenden Muth?
Denn es lebet. Ich fühle des feſtgedrücketen Rieſen
Pochende Angſt, ich fühl' auch des Herakles Gewalt,
Die ihn ergriff und hält, und drückt den Erhobenen, todt ſchon.
Siehe, wie krümmt er ſich, wie ihm der Odem entfleucht!

Von dieſem Kunſtanblick, ſagt Herder, gieng das Sinngedicht auf Gegenſtände der Natur über, um auch ſie mit eben der Schärfe eines goldenen Lichtſtrals dem Geiſte, oder dem Herzen zu zeigen. In den Epigrammen, welche die Göttin der Liebe einhauchte, führt ſie auch ſelbſt den zeichnenden Griffel. Sie ſtellt die Züge des geliebten Gegenſtandes auf den Punkt zuſammen, der dem Herzen genug thun ſoll, und der zuletzt in eine lichte Flamme auflodert. Die ſinnlichen Griechen ſind an dieſer Gattung des leidenſchaftlichen Sinngedichts ſehr reich. Mehrere von Meleager, wie folgende, gehören zu den beſten.

Bei'm Arkadiſchen Pan! Zenophila, lieblich entzückend
Klingt dein goldenes Spiel, tönet dein zarter Geſang!
Wohin ſoll ich? Von Grazien rings und Muſen umgeben,
Weiſs ich nirgend zu fliehn, weiſs ich zu athmen nicht mehr.
Und dann blick' ich dich an: der Blick wird Glut: ihr Eroten,
Muſen, Grazien, rings zehret die Flamme mich auf!

* * *

Unglückſeliges Leben, das ohne Liebe gelebt wird!
Wort und That — es gelingt ohne die Liebe mir nichts.
Träge bin ich und ſchleiche dahin. Bei Zenophila's Anblick
Flieg' ich glücklich und leicht, wie der geflügelte Blitz.

Also rath' ich es allen, der süssen Liebe zu folgen,
Nicht zu entfliehen. Sie giebt Fittig' und Schwungkraft dem Geist.

Doch nicht blos die Empfindungen der Liebe sind der Gegenstand dieser Epigrammengattung, sondern sie ergiesst sich auch beim Anschaun schöner Gegenden in eine Art von Göttergenuss, wobei der Dichter die ganze leblose Natur um sich her belebt fühlt. Folgende Proben mögen zum Belege dienen:

Auf eine schöne Gegend, in welcher Pan's Bildniss stand.

Schweige, du Eichenhain! Ihr Quellen unter dem Felsen,
Murmelt leiser, und ihr Hirten und Heerden verstummt
Vor der Säule des Pan, der hier aus künstlicher Flöte
Süsse Gesänge lockt, zaubert den Schlummer herbei!
Und rings um ihn schwebt der Nymphen und Hamadryaden
Und der Najaden Chor in den frohlockenden Tanz.

Die Quelle.

Eros und Kypris badeten hier in der lieblichen Quelle,
Eros spielte darin, tauchte die Fackel in sie;
Siehe, da mischten sich Funken der Liebe zur glänzenden Welle,
Und von der Göttin herab träufte ambrosischer Duft.
Immer noch blinkt nun und duftet die Quelle von rosiger Liebe,
Eros, und Kypris mit ihm, badet noch immer darin.

Noch künstlicher wird das Epigramm bei solchen Gegenständen, wo sich, um mit Herder zu reden, eine Art von Zwiefachem darbietet, das unter einen Gesichtspunkt gebracht, dem Gedichte Wendung giebt, und gleichsam eine Art von Handlung hervorbringt. *)

*) M. s. Herder's Anmerkungen über das Epigramm in den Zerstreuten Blättern, II. S. 133.

In einem der griechischen Sinngedichte dieser Gattung, welche die künstlichgewandte heissen kann, stört eine feindselige Biene den Kuss der Liebenden. Was ist die Absicht dieser Störung? Was hat die Biene vielleicht den Küssenden zu sagen? fragt der Dichter, und beantwortet sich darauf selbst die Frage. *) Der Gegenstand wird hier so lange gewendet, bis er sich mit einer Art von Befriedigung schliesst. Die folgenden Beispiele werden dies deutlicher machen.

Die Biene.

Bluhmenkostende Biene, warum verlässest du deine
Süssen Bluhmen und störst, sumsend, der Liebenden Kuss?
Oder willst du mir sagen: „o Freunde! die Biene der Liebe —
Auch ihr süssester Kuss drücket den Stachel in's Herz?"
Ja, das willst du mir sagen. Geh hin zu deinem Geschäfte.
Gute Biene, das sprach lange die Liebe mir selbst!

Die weinende Rose.

Schenke mir ein und ruf, ruf nochmals: Heliodora!
Mische den Namen süssklingend zum fröhlichen Wein!
Setze mir auf den Kranz, der noch von gestrigen Salben
Duftet; es gab ihn mir ihre holdselige Hand.
Aber sieh da, es weinet an ihm die Rose der Liebe —
Gute Rose, du weinst, dass mir die Liebliche fehlt!

An die Nachtigall, die eine Cikade in's Nest trägt.

Attisches Mädchen, wie? Philomele, du Honiggenährte,
Eine Cikade trägst du für die Jungen in's Nest?
Raubt die Geflügelte, raubt die singende Botin des Lenzes
Eine Geflügelte, die mit ihr den Frühling besang?

*) Das Epigramm, sagt Herder, wird eben dadurch um so schwerer, je unerwarteter der Gedanke ist, der aus zwei disparaten Dingen gleichsam vor unsern Augen entspriesst.

Nachtigall, lass die Arme! Sie ist eine Fremde, wie du bist:
Keinem Sänger Apoll's ziemet des Anderen Mord!

Wird die Wendung, die bei der letzten Gattung der Sinngedichte die Hauptsache ausmachte, weiter fortgeführt, so entsteht eine neue Klasse von Epigrammen, welche man mit dem Namen der Täuschenden belegen könnte. Die hieher gehörigen Produkte sind um so viel angenehmer, je unerwarteter die Täuschung war, je schöner uns die letzte Zeile, oder wohl gar das letzte Wort aus unserm Irrthum bringt. Die reichhaltige, und der vielfachsten Wendungen fähige, Mythologie der Griechen setzte den griechischen Dichter in den Stand, die lieblichsten Spiele dieser Art hervorzubringen. Sie haben daher auch einen reichen Schatz derselben geliefert, aus denen wir hier einige zur Probe ausheben.

Die Badende.

Götter, ich wusst' es nicht, dass hier die reizende Kypris
Badet. Siehe, da fliesst nieder ihr seidenes Haar!
Längs den Rücken! Verzeih, o Göttin! zürne dem Auge
Des Unschuldigen nicht, der dich hier nackend gesehn! —
Aber es ist nicht Kypris — es ist Rhodoklea! Wie reizend
Bist du, o Mädchen! du hast Kypris der Schöne beraubt!

Der zweite Paris.

Rhodoklea, Melite und Rhodope stehen da vor mir,
Drei Göttinnen: es fehlt ihnen Unsterblichkeit nur.
Schweres Amt des Paris! Ich soll die Schönste der Schönen
Kränzen, so kränz' ich denn, Schönste der Schönen — euch drei!

Ausser den bisher genannten Arten des Epigramms giebt es endlich noch eine, die man am passendsten die flüchtige nennen konnte. Hier treffen zwei Gedan-

ken zusammen und lösen einander. Kürze und leichter Vortrag sind die Hauptersordernisse derselben, und der Ausgang ist eigentliche Spitze, oder Pointe.*) Die hieher gehörigen Sinngedichte vereinigen Kontraste, oder bemerken, lehren und strafen mit der Schnelle des Pfeils, oft in einem Worte. Auch von dieser Gattung einige Proben!

An den Maler Menestratos.

Fragst du, Menestratos, mich, was dein Deukalion werth sei?
Und dein Phaëton dort, den du in Flammen gemalt?
Beide sind werth des Geschicks, wozu sie die Götter erschufen,
Dieser der Flammen, und der seiner ersäufenden Flut.

An Kleopatra.

Nein, Kleopatra, nein! dein Spiegel, glaube mir, trüget:
Sähest du dich, wie du bist, nimmermehr säh'st du hinein.

Die Tänzerin.

„Tanz' ich die Niobe nicht, und die Daphne, recht nach dem Leben?"
Wahrlich! jene wie Stein, diese wie starrendes Holz.

Der Zärtling.

Der du den stygischen Pfuhl beschiffst mit rudernden Armen,
Schwarzer Charon, o nimm leise den Kyniras auf!
Reiche die Hand ihm hin, wenn er von dem Kahne der Schatten
Aussteigt, dass er sich ja schone den zärtlichen Fuss.
Er, den im Leben der lindeste Schuh mit Wunden verletzte, —
Wehe! ruft er gewiss, wenn er das Ufer betritt.

*) M. s. Herder's zerstreute Blätter, II. S. 137. Die Franzosen, welche dieser Art des Ausgangs den Namen Pointe gaben, lieben diese Gattung des Sinngedichts vorzüglich und bearbeiten sie fast ausschliessungsweis. Die vorhergehenden Arten kleiden sie lieber in die Form kleiner Lieder, Madrigale, Sonette.

Eros und Bakchos.

Gegen den Eros bin ich in meinem Busen gewapnet,
Durch die Vernunft. Ich steh' einer dem einen zur Wehr;
Ich, ein Sterblicher, ihm dem Unsterblichen. Aber ist Bakchos
Ihm zur Seite, wer mag gegen zwei Götter bestehn?

Nach den bisher angegebenen Merkmalen werden sich fast alle auf dem schönen griechischen Boden entblühte Epigrammen leicht in ihre Klassen ordnen lassen. Die historische Exposition war die Grundlage dieser ganzen geistvollen Dichtart. Von dieser erhob sie sich erst zum schildernden Sinngedicht, wendete sich dann zum Epigramm mit Wendung und Täuschung, und senkte sich endlich zum sinnreichen Spruch, oder zur flüchtigen Gattung hinunter. Dieser Gang ist völlig in der stufenweisen Entwickelung des menschlichen Geistes gegründet. Durch alle Klassen und Gattungen aber wird der eine Hauptbegriff merkbar, dass das Epigramm ein gegenwärtiges Objekt zu einem einzelnen, festbestimmten Punkte der Lehre, oder der Empfindung poetisch darstelle, oder wende und deute. Mithin ist der Name Sinngedicht zumal für die schönsten Gattungen sehr glücklich. Dem gegenwärtigen Objekt wird gleichsam Sinn gegeben, Sinn angedichtet, und dieser in der kürzesten, angenehmsten und lebendigsten Sprache uns zum Sinne gebracht, das heisst, in unsre Seele geschrieben. Ich kann mich von diesen Kindern eines offnen, gefühlvollen Geistes, einer theilnehmenden Menschlichkeit und eines muntern, redseligen Witzes nicht trennen, ohne noch einige der schönsten ausgehoben zu haben. Dem Manne von ächter Bildung und reinem Gefühl für Schönheit und Natur wird nie zu viel davon gegeben werden. *)

*) Uebersetzungen der schönsten griechischen Sinngedichte in das

Das Todtenopfer.

Thränen bring' ich dir zum traurigen Opfer des Todes,
Unter der Erde, wo du, Heliodora, nun wohnst!
Bittre, rinnende Thränen, das Letzte, was Liebe dir geben,
Was ein trauriges Herz selbst dir im Grabe noch weiht.
Denn ich klage dich schwer, ach! schwerbetrübet, da du nun,
Süsse Schattengestalt, bei den Entseeleten wohnst,
Mir entrissen. Wo bist du schöne Pflanze? Wer hat mir
Deine Bluhme geraubt? Ach, der entstellende Staub!
Nun so fleh' ich dich an, du allerbarmende Mutter,
Erde, die sanfteste Ruh gönne forthin ihr dein Schoos!

Das Meer der Liebe.

Wohin ziehest du mich, du sanfthinschwimmendes Auge?
Ach! du ziehest mich hin auf ein gefährliches Meer!
Wild sind die Wellen der Liebe, die Stürme der Eifersucht brausen
Schrecklich; es wälzet das Herz Wogen auf Wogen hinan.
Und doch muss ich! Sie ziehen mich hin die fliessenden Schimmer;
Gute Götter, ich soll Scyll' und Charybdis noch seh'n!

Deutsche finden wir in Herder's zerstreuten Blättern, I. und II. Sammlung; in den Musenalmanachen von Voss; in Stollberg's Gedichten aus dem Griechischen; in Götz vermischten Gedichten; im Schweizerischen Museum, zweiter Jahrgang, S. 788. (Funfzig der schönsten Bluhmen aus der griechischen Anthologie von Tobler); im dritten Jahrgange derselben Zeitschrift, Seite 574 und 992; im dritten Jahrgang von Kanzler's und Meisner's Quartalschrift; im deutschen Merkur, in der Berliner Monatsschrift, in der deutschen Monatsschrift, herausgegeben von Genz und in andern Zeitschriften mehr. Die hier zur Probe angeführten Epigramme sind aus Herder's zerstreuten Blättern ausgehoben.

Das Gute des Lebens.

Wer könnt' ohne den Tod dich fliehn, o Leben? Du hast zwar
Tausend Uebel, und sie meiden und tragen, ist schwer!
Aber du schenkest uns auch viel schöne Gaben, die Sonne,
Meer und Erde, den Mond und die Gestirne der Nacht.
Freilich ist alles sonst voll Furcht und Schmerzen. Es schleichet
Jedes Glückes Genuss immer die Nemesis nach.

Die zärtliche Mutter.

Von der grausen Höh hing unvorsichtig ein Kind einst,
Fast schon fallend, hinab: siehe da schlich ihm nach
Seine Mutter und bot ihm die Brust, und lockt' es zurücke.
Gute Mutter, die ihm zweimal das Leben geschenkt!

Die Pforte des Tempels.

Tempel der Götter sind dem Guten immer geöffnet,
Weihung ist ihnen nicht noth, da sie kein Laster entstellt;
Nur der Bösewicht flieh! Wird auch sein Körper entsündigt,
Sein verpestetes Herz weihet kein Opferaltar.

18.

Griechische Anthologie. Geschichte und Inhalt derselben.

So viel der schönen Blühten des dichterischen Geistes der Griechen auch bald nach ihrer Entknospung verwelkt seyn mögen; so würden doch auch diejenigen, die uns noch jetzt mit den süssesten Düften laben, schon längst vom Sturm der Jahre vertilgt seyn, wenn nicht von Zeit zu Zeit geschmackvolle Männer dergleichen gesammelt und in daurendere Kränze gewunden hatten. Meleager, selbst ein feiner gefühlvoller Dichter ungefähr anderthalb Jahrhunderte vor Christus, war, so viel

bekannt ist, der Erste, der eine solche Sammlung kleiner griechischer Gedichte veranstaltete. Alle poetische Ausbrüche der Empfindungen, alle frohe Spiele eines muntern und geistreichen Witzes, alle Schöpfungen einer heitern und lebhaften Phantasie wurden in diese Bluhmenlese von ihm aufgenommen, so fern sie sich durch Kürze, durch Lieblichkeit der Gedanken, durch Anmuth des Ausdrucks dazu eigneten. Je nachdem der Charakter dieser Gedichte mehr sanft und still, oder lebhafter und heftiger war, je nachdem verglich er sie mit gewissen Bluhmen und nannte die ganze Sammlung Anthologie, oder Bluhmenlese. Dass der Sammler eine gute Auswahl getroffen habe, dafür bürgt uns sowohl der feine und gebildete Geschmack desselben, der aus den hundertunddreissig von ihm noch übriggebliebenen Gedichtchen hervorleuchtet, theils der Name der Dichter, deren Arbeiten er aufnahm. *) Wenn mehrere derselben jetzt weniger bekannt sind, so ist dies sicher nicht die Folge ihrer Ruhmlosigkeit und ihres Mangels an Verdiensten, sondern eines neidischen Schicksals, das die meisten Denkmale ihrer dichterischen Grösse verheerte und zu Grunde richtete.

Um so mehr ist's zu bedauren, dass selbst der lieblichduftende Kranz des Meleager vom Sturm der Zeiten

*) Die Namen der Dichter, aus deren Werken Meleager sammelte, sind folgende: Anyte, Sappho, Melanippides, Simonides, Nossis, Rhianos, Erinna, Alkäos, Samios, Leonidas, Mnasalkas, Pamphelos, Pankrates, Tymnes, Nikias, Euphemos, Damagetes, Kallimachos, Euphorion, Dioskorides, Hegesippos, Perses, Diotimos, Menekrates, Nikänetos, Phaennos, Simmias, Parthenis, Bakchylides, Anakreon, Archilochos, Alexander, Polystratos, Antipater, Hermodoros, Posidippos, Hedylos, Theokritos, Platon, Aratos, Chäremon, Antagoras, Theodorides, Phanias. Die Namen der meisten dieser Dichter sind unbekannt, oder doch nur wenig berühmt, und werden nur hin und wieder von den Alten angeführt.

zerstört und nur wenige seiner balsamischen Blühten erhalten sind! Zum Glück für die griechischen Musen folgte indess ein späterer Grieche, Philippos von Thessalonich, dem Beispiele des treflichen Meleager, und sammelte die dichterischen Bluhmen, die seit dem Tode jenes Dichters auf Hellas Boden entblühet waren. *) Dass auch er ein Mann von Einsicht und Geschmack war, beweisen die eigenen Gedichte, die er dieser Sammlung einstreute, und die weder von Seiten der Gedanken noch des Ausdrucks zu verwerfen sind. Die meisten der von ihm angeführten Namen der Verfasser sind uns unbekannt, auch nahm er mehrere poetische Spiele von unbekannten Dichtern in seine Anthologie auf. Allein so sehr er auch für die Erhaltung der in seinem Kranze befindlichen Blühten gesorgt zu haben glaubte, so hatten sie doch kein besseres Schicksal als die Blumenlese des Meleager. Dies schreckte indess den Geist des Sammlers, der durch zu grosse Thätigkeit seine Denkmale so gar selbst zu Grunde richtete, so wenig von weitern Unternehmungen ab, dass vielmehr im Zeitalter des Kaisers Justinian im Agathias ein dritter Sammler auftrat. Dieser las sowohl seine eigenen Gedichte, als die kleineren poetischen Arbeiten seiner Zeitgenossen zusammen, und vertheilte sie in sieben Bücher. Dass diese späteren Früchte des dichterischen Geistes nicht mehr die Lieblichkeit und Anmuth der früheren Kinder der griechischen Muse hatten, sondern dass sie alle Fehler ihres barbarischen Zeitalters an sich trugen, wird man nicht befremdend finden: denn wo der Boden nichts taugt, da kann auch die daraus hervorge-

*) Die Dichter, aus deren Geistesprodukten Philippos wählte, waren nach seiner eigenen Angabe: Antipater, Krinagoras, Antiphilos, Tullios, Philodemos, Parmenion, Antiphanes, Automedon, Bianor, Antigonos, Diodoros und einige andre. Auch diese Namen haben keine weitere Berühmtheit.

wachsene Pflanze nicht vorzüglich seyn. Allein so wenig ein Alkäos, Anakreon, Meleager Vergnügen daran gefunden hätten, wenn diese aus dem Reich der Schatten zurückgekehrt waren, so fanden sie doch, eben des ihnen eigenen verderbten Gepräges wegen, welches das Gepräge des Jahrhunderts war, Leser und Freunde. Kein Wunder also, wenn man dasjenige, was von älteren und besseren Dichtern noch vorhanden war, darüber vergafs, und nur ihnen Beifall schenkte. Vielleicht wären daher allmälig die sämmtlichen von Meleager und Philippos gesammelten Bluhmen des fruchtbarern und glücklichern griechischen Bodens untergegangen, wenn nicht Konstantinus Kephalas im zehnten Jahrhundert sich abermals das Verdienst erworben hätte, einen poetischen Kranz zu winden. Er sammelte aus den drei früheren Blumenlesen, so viel sich davon noch erhalten hatte, und fügte neuere Gedichte hinzu, unter denen sich die Arbeiten eines gewissen Straton nicht eben zu ihrem Vortheil auszeichnen. *) Ueberhaupt war Kephalas's Geschmack wohl nicht gebildet, fein und richtig genug, um überall das Beste wählen zu können, ja noch mehr, er trug vielleicht so gar eben dadurch, dafs er eine Anthologie aus Anthologieen verfertigte, das meiste zum Untergange der ältesten und schönsten Produkte des griechischen Geistes bei. Allein dennoch wollen wir ihm danken, dafs er uns so viel noch rettete. Im vierzehnten Jahrhundert endlich fand es Maximus

*) Straton aus Sardes scheint eine ganze Sammlung von Epigrammen geschrieben zu haben; der Werth derselben war indessen sehr gering. Aus dieser Sammlung nahm Konstantinus Kephalas mehrere in seine Anthologie auf. Dafs Meleager noch eine zweite Bluhmenlese verfertigt habe, wie Reiske glaubt, und dafs diese späterhin vom Straton herausgegeben sei, ist ein Irrthum. M. s. Reiske'ns Notitia poëtarum Antholog. p. 244 und Bibliotheca critica. Pars II. p. 23. Amstelodami 1777.

Planudes für rathſam, der Anthologie des Kephalas eine neue Geſtalt zu geben. Er theilte ſie, wie Agathias, in ſieben Bücher, warf die anſtöſsigeren ganz aus der Sammlung, oder veränderte ſie, und zog das Ganze mehr zuſammen. Dieſe Verſtümmelung und Vermiſchung des Guten mit dem Schlechten konnte nur einem Mönch gefallen: gleichwohl war dieſe Kompilation die erſte, welche durch den öffentlichen Druck vervielfältigt wurde. Zum Glück der gebildeteren Freunde der Muſen hatte ſich eine Handſchrift der Anthologie des Kephalas in die Heidelbergiſche Bibliothek gerettet. Saumaiſe nahm davon Abſchrift: ſeine Abſchrift ward vervielfacht und hinzugetragen, was man anderwärts von kleineren griechiſchen Gedichten zuſammenfand. Reiske machte hierauf den Anfang, einige Bücher der Anthologie des Kephalas herauszugeben, bis der um die griechiſche Litteratur ſo ſehr verdiente Brunk alles ſammelte, was ſein Fleiſs zuſammenbringen konnte, die aufgefundenen Gedichte nach Zeit und Namen ordnete, und eigene Bemerkungen hinzufügte. Was nun den Inhalt dieſer Sammlung anbetrifft, ſo enthält ſie kleine Gedichtchen aller Arten. In den früheren Zeiten der Griechen und Römer pflegte man dieſe kleinen Spiele der Muſe, dieſe Kinder der Phantaſie und einer theilnehmenden Empfindung noch nicht durch beſondre Eintheilungen und Namen von einander zu trennen, wie in den neueren Theorien der Dichtkunſt. Kein Wunder alſo, wenn in der griechiſchen Anthologie Epigramme, Idyllen, Denkſprüche, Räthſel, lyriſche Gedichte, Elegien, Fabeln und Mährchen in friedlicher Eintracht neben einander ſtehn. Und da ſie alle durch das Band der Empfindung, näher oder entfernter, zuſammenhängen, ſo iſt der Unterſchied nicht ſehr beträchtlich, ja der Leſer gewinnt eben durch die Mannigfaltigkeit dieſer verſchiedenartigen, zu einem gemein-

ſchaftlichen Kranze zuſammengewundenen, Bluhmen an Unterhaltung und Vergnügen.

4. Elegie.

19.

Hermeſianax, Rhianos's, Kallimachos's, Bion's und Moſchos's Elegien.

Die Leiden der Liebe, die Flüchtigkeit der Jugend, das ſchnelle Herannahen des freudenloſen Greiſenalters, und was das menſchliche Leben Herbes und Trauriges hat, waren von je her Gegenſtände der Elegie bei den Griechen. So ſingt Mimnermos, der Vervollkommner der griechiſchen Elegie, von dem raſchen Verſchwinden des Frühlings der Jahre, und von den Schrecken des Alters: *)

Ein unſterbliches Uebel beſchied dem armen Tithonos
Zeus: erſchrecklicher iſt, als der gefürchtete Tod,
Greiſesalter. Sie ſollt' uns länger währen, die ſchöne
Liebliche Jugend, und flieht, wie ein zerflatternder Traum!
Und dann hänget uns gleich das grauſe häſsliche Alter
Ueber dem Haupt, und gieſst böſe Verachtung auf uns,
Selbſt gehaſst und verachtet. Es macht unkenntlich den Tapfern,
Löſcht die Augen, es löſcht Muth und Gedanken ihm aus.
Er, der Schönſte vordem: jetzt iſt die Hora vorüber,
Und der Vater gefällt Kindern und Freunden nicht mehr!

Ein

*) M. ſ. Herder's Zerſtreute Blätter II, 196.

Ein andermal reizt die Aussicht auf die Mühsäligkeiten und Sorgen des menschlichen Lebens den Dichter zu folgender weichlichen Klage:

Wie die Blätter, die sich die bluhmenliebende Hora
Auf den Zweigen erzieht, wenn sie die Sonne beglänzt,
So blühn wenige Zeit wir, in dem Lenze der Jugend
Fröhlich, und kennen allda Böses und Gutes noch nicht.
Aber es stehn die Mören uns schwarz zur Seite. Die Eine
Spinnet den Faden zum Ziel grämlichen Alters hinan,
Bis die andere schneidet, den Tod uns. Wenige Jahre
Glänzet der Jugend Frucht unter der Sonne Glanz;
Und ist diese vorbei, die Zeit der geniessenden Tage,
Ach, da wünschen wir uns lieber für's Leben den Tod:
Denn da treffen die Seelen gar viel Beschwerden. Den Einen
Häuslicher Kummer, ihm nagt Armuth am traurenden Geist.
Jener wünschet sich Kinder, und wenn er am meisten sie wünschet,
Muss er zur Erde hinab, in der Entseeleten Reich.
Diesem quälet den Leib die muthberaubende Krankheit.
Keiner der Sterblichen ist, der nicht viel Böses erlebt.

In diesem Tone sang man auch nach den Zeiten des freien Hellas die elegische Klage fort. Die Mühsäligkeiten des Lebens, welche die Menschen noch durch ihre eigene Verkehrtheit und Lasterhaftigkeit vermehren, sind auch jetzt die Angel, um welche sich alles drehet, die Schnur, an welche sich alles anreiht. Man höre Rhianos's Klage über die Verkehrtheit der Sterblichen und urtheile! *)

*) Rhianos, aus Kreta gebürtig, lebte um die 138ste Olympiade. Er schrieb historischgeographische Gedichte, Epigrammen und andre Poesien. Seine Epigrammen findet man in Brunk's Analekten I, 479. II, 526.

Sämtlich irren wir Menschen mit unsern Seelen. Wir alle
Tragen die Gaben, die uns der Götter prüfende Wage
Zuwog, in unverständiger Brust. Der Dürftige klaget
Traurig und mißt den Göttern von seinen Uebeln die Schuld bei,
Achtet sich selber nicht mehr, nicht mehr die männliche Tugend,
Wagt zu sprechen nicht mehr, nicht mehr zu beginnen das Edle,
Sondern schaudert und bebt, wenn die reichen Mächtigen dastehn,
Kummer und Elend nagen ihm stets das welkende Herz ab.
Jener dagegen, dem Gott hier über Viele zu herrschen
Gab, und ihm Güter und Glück gewährete, denkt nicht im Herzen,
Wem zu gut er die Erde mit seinen Füſsen betrete;
Er vergisset, daſs, die ihn erzeugten, Sterbliche waren,
Donnert in seinem Stolze dem Zeus gleich, hebet das Haupt hoch,
Ob er ein Zwerg gleich ist, und buhlt um die Gunst der Athene,
Oder spähet sich gar einen Schleichweg aus zum Olympos,
Daſs an der Göttertafel er mit Unsterblichen speise;
Aber es schleicht auch ihm mit leisem Tritte die Ate
Ungesehen heran, und unerwartet: sie wandelt
Auf dem Scheitel der Menschen. Den Alten erscheinet sie Jungfrau,
Jünglingen alt, doch bringt sie jedem Verbrechen die Strafe
Und vollführt des Kroniden Amt und der strengen Vergeltung.

Noch früher, als Rhianos, sang der gleichfalls nur aus einzelnen Bruchstücken bekannte Hermesianax aus Kolophon elegische Lieder, die sich durch edle Einfalt und eine gefällige Nachläſsigkeit empfahlen. *) Sie wa-

*) Hermesianax lebte um die 122ste Olympiade. Ein Bruchstück seiner Elegien hat uns Athenäos B. 13. aufbehalten. Ani-

ren an eine berühmte griechische Hetäre, Leontion, gerichtet, und gehörten, nach den Ueberresten zu urtheilen, zu den vollendetsten Gedichten dieser Gattung. Nur die häufigen gelehrten Anspielungen thun eine üble Wirkung, und verrathen das Zeitalter, in welchem der Dichter lebte. Dasselbe ist auch der Fall mit den Elegien des Kallimachos, Philetas und Phanokles. Zwar hat uns die Zeit zu wenig von ihren elegischen Gedichten hinterlassen, als dass wir aus diesen Bruchstücken ihren ganzen poetischen Charakter errathen könnten. Allein die Nachahmungen einiger Römer, die sich für ihre Schüler bekennen, kommen uns bei ihrer Beurtheilung zu Hülfe. Vorzüglich erhellt aus den Elegien des Propertius, die ganz nach dem Muster des Kallimachos geformt sind, dass die Klaggedichte des Alexandriners mit einer unzeitigen, und eben darum äusserst lästigen, Gelehrsamkeit überladen waren. Man lese nur die Elegie des Römers auf das Haar der Berenike, welche gleichsam nur Uebersetzung eines verloren gegangenen völlig gleichen Gedichts des Griechen ist, um davon zu urtheilen. Wie spielend ist die Idee, dass eine vom Scheitel geschnittene, und unter die Sterne versetzte, Locke sich über die Trennung vom geliebten Haupte nicht beruhigen, ja selbst die Ehre der Vergötterung nicht als Vergütung betrachten kann! Nie wird man von diesem Gedanken das Lächerliche trennen, es nie entschuldigen können, wenn der Dichter die Locke bei dem Haupte der Königin schwören läst, dass sie sich ungern davon getrennt habe, dass aber nichts dem Eisen widerstehen könne, und wenn sie endlich sogar in Verwünschungen gegen das Geschlecht der Chalyben ausbricht, die das Eisen zuerst aus der Erde hervorholten,

madversiones criticae in Fragmentum Hermesianactis scripsit C. D. Ilgen 1790. — Ruhnkenii epistol. critic. I. p. 283.

und verarbeiteten! Bei dem allem aber ist diese Elegie des Propertius, der mehrere Bruchstücke des Klagegedichts vom Kallimachos durchaus, als Original dem Abbilde, entsprechen, doch ein überzeugender Beweis, dass der Geist des Alexandriners sich weit mehr für die elegische Dichtart, als für den Hymnos eignete. *) Weit vorzüglicher sind die unter den Gedichten des Bion und Moschos befindlichen Elegien. Lebhafte Empfindung, Wahrheit und Stärke der Gedanken, Anmuth und Feinheit des Ausdrucks, der nur hier und da etwas zu gekünstelt und geschmückt ist, sind das Gepräge derselben. Eine Probe, wozu wir Moschos's Klage auf den Tod des Bion wählen, bestätige dies Urtheil!

Seufzet klagend, ihr Wälder, und seufzet, ihr dorischen Wellen,
Weinet ihr Ströme, weint mit mir den lieblichen Bion!
Auf, ihr Gewächse, jammert mit mir und stöhnet, ihr Haine,
Welket, ihr Bluhmen, welkt auf eurem traurenden Stängel,
Rosen, erröthet für Schmerz, erröthet, ihr Anemonen!
Weint, Hyacinthen mit seufzendem Blatt, den schönsten der Sänger!
Ach! beginnet die Klage, Sicilische Musen, beginnet!
Nachtigallen, die ihr itzt klaget auf schattigen Aesten,
Saget den rieselnden Bächen, und seufzend sagt Arethusa,
Bion sei gestorben, der Hirt, gestorben mit Bion
Sei der Gesang, gestorben mit ihm die dorischen Lieder!

*) M. s. Manso's Abhandlung über den Kallimachos in den Charakteren der vorzüglichsten Dichter aller Nationen S. 109. Der schlaffe Ton und der nüchterne Ausdruck, sagt der Verfasser dieser Abhandlung, ist der elegischen Dichtart eigenthümlich. Sie kann immer bei Kleinigkeiten verweilen, da sie keinen Anspruch auf Würde macht. Allein wenn der Hymnos, der Grösse seines Gegenstandes uneingedenk, aus den Wolken in die niedern Regionen herabsinkt, so erfährt sie eine gänzliche Auflösung ihres Wesens.

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Musen!
Jammert auf Thrakiens Flüssen, ihr Schwäne, mit klagender Stimme,
Singet, Schwäne, mit weinendem Laute Trauergesänge,
Wie sie vormals ertönten an Strymon's waldigem Ufer!
Saget allen Oeagrischen Mädchen, saget, ihr Schwäne,
Allen Bisthonischen Frauen: „dahin ist Doria's Orpheus!"

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Musen!
Ach er singt forthin nun nicht mehr, der Liebling der Heerden
Singet fürder nicht mehr, gelagert an einsamer Eiche.
Ach, nun singet er Todesgesänge dem Fürsten der Schatten!
Stumm sind nun die Gebirge. Die Kühe, die Stöhnenden, irren,
Sie verschmähen die bluhmigen Au'n, verschmähen die Stiere.

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Musen!
Deinen schleunigen Tod, o Bion, weinet Apollon,
Alle Satyrn, alle Priapen in schwarzem Gewande,
Seufzend sehnet sich Pan nach deinen Liedern. Es weinen
Alle Nymphen des Hains, und Quellen werden die Thränen.
Echo sitzet gebeugt auf den Felsen da, und verstummet,
Nicht Nachahmerin mehr, ach! deiner Lippen. — Die Bäume
Schüttelten ab die Frucht bei deinem Erblassen, es welkten
Alle duftende Bluhmen bei deinem Erblassen, o Bion!
Milch entträufelt den Schafen nicht mehr, nicht Honig den Körben,
In dem Wachse zerschmolz er für Schmerz. Was sollen wir fürder
Honig lesen? Er starb mit deinem Honig der Honig!

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Musen!
Also trauerte nie der Delphin am Gestade des Meeres,
Also sang die Nachtigall nie auf felsigen Höhen,

Alſo jammerte nimmer auf hohen Gebirgen die Schwalbe;
Alſo ſehnte ſich nicht nach ſeiner Halkyone Keyx.

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Siciliſche Muſen!
Alſo klageten nimmer die Meven auf bläuligen Wogen,
Alſo beſeufzten in öſtlichen Thalen die Memniſchen Vögel *)
Nimmer Aeos Sohn, die Hügel des Grabes umflatternd,
Wie dein Erblaſſen ſie alle beweinten, o lieblicher Bion!

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Siciliſche Muſen!
Alle Nachtigallen und Schwalben, die er Geſänge
Lehrte, die er ergötzte, die ſitzen im Gipfel der Bäume
Gegen einander ächzend. Die Vögel des Waldes erwiedern
Ihren Klagegeſang, und ihr, o ſeufzende Tauben!

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Siciliſche Muſen!
Wer, o Verlangteſter! ſpielt nun je auf deiner Schalmeie?
Weſſen Mund erkühnet ſich je zu berühren die Flöte,
Die noch duftet vom Hauche der Lippe von deinem Odem!
Echo lauſchete deinen Geſängen im ſäuſelnden Schilfe. —
Deine Flöte bring' ich an Pan. Er wird es nicht wagen,
Seine Lippe zu nähern, auf daſs er der zweite nicht heiſse!

*) Memnon, der Sohn des Tithonos und der Eos, und König der Aethiopier, ſtritt vor Troja gegen die Griechen, und ward vom Achilleus getödtet. Kaum erblickte ihn Eos, wie er todt im Staube dalag, ſo eilte ſie mit Klaggeſchrei zu Zeus, und flehte ihn um ewigen Nachruhm für den Entſeelten. Zeus erfüllte ihre Bitte: denn kaum war der Scheiterhaufen, worauf Memnon's Leichnam verbrannt wurde, verzehrt, ſo hoben ſich feuerfarbene Vögel empor, umſchwärmten dreimal mit Klaggeſchrei den Scheiterhaufen, bekämpften ſich dann, in zwei Heere getheilt, mit Schnäbeln und Klauen, und ſanken getödtet auf den Hügel herab. Noch jährlich erneuerten darauf die beiden wiederbelebten Heere den Kampf und fielen von neuem. Man findet dieſen Mythos im dreizehnten Buche der Verwandlungen des Ovidius.

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Musen!
Galatea weinet dein Lied, die du ehmals erfreutest,
Als sie neben dir sass am Gestade des rauschenden Meeres.
Denn du sangest nicht gleich dem Kyklopen: diesem entflohe
Galatea, und lächelte dir aus Fluten, o Bion!
Nun gedenkt sie der Wellen nicht fürder, sondern im Sande
Sitzet sie einsam da, und weidet am Ufer die Heerden.

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Musen!
Alle Gaben der Musen, sie sterben mit dir, o du Hirte!
Ach, die entzückenden Küsse der Mädchen, der Jünglinge Küsse!
Kläglich weinen an deinem Grabe die Götter der Liebe.
Theurer bist du Kytheren, als ihr der letzte der Küsse,
Welchen die Traurende jüngst aufdrückte dem todten Adonis.

Lieblichtönender unter den Strömen, du trauerst von neuem
Deine andere Trauer, o Meles! Es starb dir Homeros,
Ach! Kalliope's süsser Mund. Sie sagen, du habest
Deinen geliebten Sohn mit thränenden Wellen bejammert,
Und erfüllet das Meer mit deiner Klage. Nun weinst du
Wieder um einen Sohn und schmilzest in bitterem Jammer.
Beide Geliebte der Quellen. Es trank aus des Pegasos Brunnen
Jener, und dieser trank aus Arethusischem Becher.
Helena sang, die liebliche Tochter des Tyndaros jener,
Sang der Thetis göttlichen Sohn und sang die Atriden.
Nicht der Krieg' und der Thränen ein Sänger war Bion, die Pane
Pries, und die Hirten, sein Lied, und weidete singend die Heerden,
Fügte rohrene Flöten zusammen und melkte die Kühe,
Lehrete süsse Küsse die Mädchen und hegte Kytherens
Knaben im pflegenden Schoos, und war der Günstling der Mutter.

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Musen!
Dich beweinen die Städte, die Ruhmgekrönten, o Bion!
Seufzender klaget um dich, als um Hesiodos, Askra.
Nicht nach Pindaros sehnen sich so die Böotischen Haine,
Also bejammert nicht ihren Alkäos die felsige Lesbos,
Ihren Dichter beseufzt, wie dich, nicht Keos Gestade.
Mehr, als Archilochos, bist du die Sehnsucht von Paros. Es singet
Mitylene dein Lied statt des Gesanges der Sappho.

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Musen!
Alle, die liebliche Stimmen der Gunst der Kamönen verdanken,
Stimmen zum Hirtengesang, beweinen das Schicksal des Todten.
Theokritos, du weinst, du Liebling Sicilischer Musen!
Weinend sing' ich die Klag' Ausonia's, selbst nicht unkundig
Sanfter Gesänge, die du, o Bion, deinen Vertrauten
Lehretest und zum heiligen Erbe der Muse sie weihtest. *)
Deine Habe liessest du Anderen, mir die Muse!

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Musen!
Wenn in dem Garten welket die Blühte der duftenden Malven,
Und die Ranke des grünlichen Epheus und blühender Fenchel,
Sprossen sie wieder das kommende Jahr, und leben von neuem.
Aber nur wir, die Grossen, die Weisen, die mächtigen Menschen,
Sind wir einmal erstarrt, so schlafen wir sinnlos im Grabe,
Ach! den langen unendlichen Schlaf, aus dem man nicht aufwacht.

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Musen!
Deinen Lippen nahete Gift, du trankst ihn, o Bion!
Nahete deinen Lippen, und wandelte nicht sich in Honig.

*) Hieraus ergiebt sich, dass Moschos ein Zeitgenoss des Bion war, welches einige leugnen. Weiter unten werden wir umständlicher davon reden.

Wer der Sterblichen war der Grausame? Sage, wer mischte
Deinen giftigen Becher, und tödtete deine Gesänge?

Ach! beginnet die Klage, beginnet, Sicilische Musen!
Jeglichen haschet die Strafe dereinst: Mir fliessen des Schmerzes
Bittere Thränen bei deinem Tod'! Ach, dass ich's vermöchte,
In des Tartaros Schlund, wie Odysseus, Herakles und Orpheus
Niederzusteigen! Ich eilte zum Schlosse des furchtbaren Königs,
Säh, ob Pluton dich habe zu seinem Sänger erkohren,
Hörte deinen Gesang! Ach, singe Sicilische Weisen,
Süsse Hirtenlieder der Göttin. Persephone spielte
An Sicilia's Ufern dereinst, an der Wurzel des Aetna
Sang sie dorische Lieder. Es wird nicht ohne Vergeltung
Seyn der Gesang! Wie sie einst den leierkundigen Orpheus
Eurydikeia gab, ihr wiederzukehren vergönnte,
Also wird sie den Höh'n dich wiedersenden, o Bion!
Mein Gesang — vermöcht' er es nur! dann wollt' ich versöhnen
Pluton, und wollte dir lösen, o Bion, die Bande des Todes!

5. Das Idyll.

20.

Theokritos's Idyllen.

Die Griechen bezeichneten mit dem Namen des Idylls nicht blos das sogenannte Hirtengedicht, sondern überhaupt jedes kleinere Gedicht, es mochte nun lyrisch, oder episch sein. Kein Wunder also, wenn wir unter der Ueberschrift Idyllen Gedichte von der verschie-

denſten Gattung finden. *) In den neuern Zeiten ſchränkte man dagegen dieſe Benennung blos auf ſolche Gedichte ein, welche die Leidenſchaften, Empfindungen und Handlungen derjenigen Menſchenklaſſe ſchildern, die entweder noch in keinem Staate beiſammenleben, oder deren Denk- und Handlungsart durch die Verbindung mit der groſsen Welt noch nicht verändert iſt. Der Name Hirtengedicht iſt für poetiſche Kunſtbildungen dieſer Art zu eng: denn nicht blos der Hirte, ſondern auch der Jäger, der Fiſcher, und überhaupt der von den Städten entfernter lebende Landmann, hat die Stimmung des Charakters, hat das Gepräge der Sitten, hat den Grad der Kultur, der dem Idylle eigenthümlich iſt. Eine idealiſche Schäferwelt, wie ſie uns neuere Idyllendichter in ihren Arbeiten vor Augen zaubern, dürfen wir in dem älteren griechiſchen Idyll nicht ſuchen, ja wir würden dieſelbe bei keiner Nation der grauen Vorzeit finden, wenn ſich dergleichen Poeſien von mehreren Urvölkern erhalten hätten. Daher können wir auch die Frage: „wann das Idyll im neueren Sinne des Worts entſtanden ſei?" leicht beantworten. Sobald ſich ein beſſerer Kopf in ſo weit über ſeine, noch ohne das Band der bürgerlichen Geſellſchaft lebenden, Stammgenoſſen erhub, daſs er ſeine Gefühle, Wünſche und Hoffnungen in kunſtloſen Liedern offenbarte, daſs er einfache unverſchönerte Darſtellungen von der ihn umgebenden Natur verſuchte, ſo bald war auch das Idyll erfunden. Als hierauf die Menſchen in Staaten zuſammengetreten waren, als Deſpotendruck, Verderbniſs

*) Die Griechen hatten zwei Arten kleiner Gedichte, wovon ſie eine Εἶδος Bild, die andre Εἰδύλλιον Bildchen nannten. Von der erſteren Art, ſo fern kleine Gedichtchen darunter verſtanden werden, ſind die Lieder Anakreon's die bekannteſten. Den Namen Idyll gab man nachmals kleineren Gedichten vermiſchten Inhalts.

der Sitten, Ueppigkeit und Schwelgerei, die ausgearteten Töchter einer engeren Verbindung, unangenehm auf die besseren Gemüther wirkten und ihnen eine Sehnsucht nach den früheren Zeiten der Einfalt, der Freiheit, der Mäfsigkeit einflöfsten; da kam die Dichtkunst ihren Empfindungen zu Hülfe, und stellte jene Tage der vermeinten Glückseligkeit in reizenden poetischen Bildern auf, die ihrer Neuheit und des Kontrastes wegen bald allgemeinen Beifall fanden. So entstand das Idyll als eine eigene Dichtart, die sich durch die in ihr empfindende, handelnde und leidende Welt unterscheidet. Ganz richtig schildert daher der Dichter Lukretius die Entstehung des Idylls, wenn er singt:

Der West, der schmeichlerisch in Rosenfluren wehte,
Der Vogel an dem Quell, des Teichs belebtes Rohr,
Begeisterten zuerst des Hirten stumme Flöte,
Und lockten Harmonie schon früh aus ihr hervor.
Bald stiegen Klagen hier, dort feurige Gebete,
Wie Lieb' und Schmerz sie lehrt, zur Aphrodit' empor.
An Acis Ufern liefs die Göttliche sich nieder,
Und ihrer Huld zum Preis ertönten neue Lieder. *)

Dafs man schon frühzeitig vorzugsweise Hirten in diesen Schöpfungen der Phantasie aufstellte, kam unstreitig daher, weil diese die schöne Natur immerfort vor Augen hatten, so dafs sie von ihren begeisternden Einflüssen unaufhörlich beseelt und mit angenehmen Empfindungen erfüllt werden konnten. Und aufserdem

*) M. s. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, I, I. 89. wo der Geist und die Manier des Theokritos sehr scharfsinnig angegeben werden. Hiemit vergleiche man Adumbratio quaestionis de Carminum Theocritorum ad genera sua revocatorum indole ac virtutibus, auctore H. C. A. Eichstädt, Lipsiae 1794.

hatten sie auch bei ihren Heerden mehr, als jeder andere Stand, die süsseste Musse, um ihre Empfindungen zu beobachten, über den Ausdruck derselben nachzudenken, ihn von Zeit zu Zeit zu verschönern und mit den holden Tönen ihrer ländlichen Flöte in Verbindung zu bringen. Als der griechische Sänger des Hirtenlebens Theokritos auftrat, war das Idyll, auch als Kind der nachhelfenden Kunst, schon längst bekannt und bearbeitet, ohne dass wir jedoch vom Diomos, vom Daphnis, vom Stesichoros, welche Erfinder, oder Verbesserer dieser Gattung von Gedichten seyn sollen, etwas Näheres wissen. *) Eben dieser Mangel an Nachrichten macht denn auch, dass wir nicht im Stande sind, Theokritos's Verdienste um diese Dichtart gehörig zu beurtheilen. Doch, wie viel, oder wie wenig er auch zur Verbesserung derselben beigetragen habe, so muss man, um nicht ungerecht gegen ihn zu werden, seine Gedichte ganz im Geiste seines Zeitalters und seines Volks lesen, muss durchaus den Gedanken an eine idealische Schöpferwelt aufgeben, und nichts weiter bei ihm suchen, als treue Schilderung der Empfindungen und Handlungsart des Sicilischen Landvolks, mit allen ihm anhängenden Schwächen und Flecken. Thut man dieses, so wird man weder jenen hohen Grad von Naivetät, jene sanfte Unschuld, jene reizende Natur bei ihm suchen, die wir bei unserm Gesner finden, noch ihn auch zu einem Maler der Rohheit, der Unsittlichkeit, der Ueppigkeit herabwürdigen. Dann wird man nicht Gemälde von ihm verlangen, die reifen, am frühen Morgen gebrochenen Früchten gleichen, welche mit dem zarten Scheine, der einem frischen Thaue ähnlich sieht, überzogen sind, **) sondern Naturmenschen

*) M. s. Athenäos, XIV. S. 619. Diodor, IV, 84. Aelian, X, 19. Var. Histor.

**) M. s. Batteux's Einleitung in die schönen Wissenschaften von Ram-

zu sehen sich gefallen lassen, die auf angenehmen und fruchtbaren Fluren weidend, keinen Schleier um sich werfen, sondern ihre Gefühle und ihre Art zu denken und handeln aller Orten so äussern, wie sie sind, nicht wie sie der Dichter hätte in das Schöne malen können." Was sie von dem Dichter entlehnen, ist grösstentheils Sprache und Rhythmus, und was uns anzieht, weniger ästhetische Schönheit, als Menschendarstellung und Charakterschilderung. Wir verweilen bei ihnen, theils weil oft schon die Richtigkeit einer Zeichnung allein hinreicht, das Auge zu fesseln, theils, weil gewisse leicht zu entdeckende Aehnlichkeiten zwischen dem alten und neuen Hirtenstande in der Vergleichung ergötzen. Uebrigens gehören nicht alle dem Theokritos beigelegte Gedichte zu dieser Gattung von Poesien, sondern sie lassen sich füglich in drei Klassen bringen. Die erste derselben enthält die eigentlichen bukolischen Gedichte, welche uns Gemälde von den Empfindungen und dem Zustande der Hirten liefern. In die zweite Klasse gehören diejenigen poetischen Stücke, welche Charakterschilderungen von Menschen liefern, die, ohne gerade Hirten zu seyn, doch weder einen höheren Rang in Absicht ihrer Glücksgüter und ihres Standes, noch ihrer Verfeinerung und Geistesbildung verdienen. Wir können die darunter begriffenen Poesien mimische Gedichte nennen. Endlich die letzte Klasse fasst alle diejenigen Dichtungen in sich, die nicht zu den beiden ersteren gehören, und die sowohl in Absicht der Materie, oder der darin herrschenden Ideenreihe, als in Hinsicht auf die Form der Darstellung

ler, I, 379. Hiermit vergleiche man Engel's Theorie der Dichtarten S. 68. Mit Unrecht verlangt Mendelssohn (Litteraturbriefe, V. 125.) höchst verschönerte Leidenschaften und Empfindungen für das Idyll. Wäre diese Forderung unnachlässig, so würden Theokritos's Gedichte aufhören müssen, diesen Namen zu führen.

verschieden sind. Die eigentlichen Idyllen, oder bukolischen Gedichte des Theokritos gehen wieder in verschiedenen Punkten von einander ab, und sind entweder Empfindungsausdruck, (lyrische Bukolien) oder Gegenstandsdarstellung, (beschreibende Bukolien) oder bloſse Charakterdarstellung ohne bestimmten Empfindungsausdruck (mimische Bukolien.) *) In allen diesen verschiedenartigen Idyllen singt der Dichter, was er auf den Fluren und unter den Heerden des kräuterreichen Siciliens sah und hörte, unbekümmert, ob spätere Jahrhunderte gewisse Nacktheiten und unverschleierte Empfindungsergüsse loben, oder tadeln würden. Der engere Kreis von Zeitgenossen, für welche zunächst seine Lieder tönten, war, so gut wie er, mit allen Eigenthümlichkeiten des Schäferlebens vertraut und so gut daran gewöhnt, die ungefällige Seite desselben ohne Widerwillen zu betrachten, als mit Vergnügen bei den Aeuſserungen einer einfachen, kraftvollen und unverkünstelten Natur zu verweilen. Die meisten theokritischen Bukolien sind Wettgesänge, das heiſst Nachbildungen jener geselligen Wechsellieder, die auf den glücklichen Fluren des gesegneten Siciliens zu dem angenehmsten Zeitvertreibe der Hirten gehörten, und die noch jetzt auf jenen Auen nicht ganz erstorben sind. **) Ueberdies eignete sich

*) M. s. Eichstädt's Adumbratio quaestionis de Theocrit. Carm. indole etc. 4. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, I, 1. S. 104.

**) M. s. Riedesel's Reise durch Sicilien und Groſsgriechenland 175. Nach der Vermuthung des Herrn Grafen von Finkenstein, des geschmackvollen Uebersetzers der theokritischen Gedichte, ist das dramatische Idyll dieses Dichters eine Schauspielgattung, ein bukolischer Mimus, der, ohne weder Vollständigkeit der Handlung zu beabsichtigen, noch auf die Erfordernisse der dramatischen Einheit Rücksicht zu nehmen, einzelne Charaktere, oder Sitten aus der Schäferwelt nach dem Leben malt. Herr Prof.

keine Form zur Menschendarstellung und Charakterbezeichnung, nach der Natur so gut als die dramatische. Da nun aber Theokritos es sich zum angelegentlichen Geschäfte machte, treue Gemälde von den Sitten, Handlungsarten und Charakteräusserungen der Sicilischen Hirten zu liefern; so musste ihm diejenige Form der Darstellung die liebste seyn, wodurch er seine Absicht am besten erreichen konnte. Statt noch mehreres von der Natur und dem Geiste der theokritischen Gedichte zu sagen, die durch Einfachheit, Anmuth und Wahrheit das allgemeine Muster aller späteren Bukolien geworden sind, theilen wir unsern Lesern lieber einige Proben aus dem poetischen Vorrath des ländlichen Sängers mit, und setzen sie dadurch in den Stand, selbst zu urtheilen. Wie sehr sich Theokritos auf Menschendarstellung und Charakterzeichnungen verstand, zeigt das Gedicht, welches der Fischer überschrieben ist, und das man zu den mimischen Idyllen rechnen muss. Gewiss wird keiner dies treue Bild einer redlichen Armuth, einer ächten Unschuld, einer unverdorbenen Einfalt der Sitten lesen, ohne den Sänger desselben liebzugewinnen.

Die Fischer.

Armuth nur, Diophantes, erweckt die betriebsamen Künste,
Sie, die Lehrerin ist der Thätigkeit. Nicht ja zu schlafen,
Wird arbeitenden Männern gegönnt von der finsteren Sorge.
Wenn auch einer bei Nacht den flüchtigen Schlummer erhaschet,
Plötzlich verscheucht ihn wieder die stets andringende Unruh.

Zween grauharige Männer des Fischfangs lagen gesellet
Unter geflochtener Hütt' auf der Streu von trockenem Feldmoos,

Eichstädt hält die Fischer für einen solchen Mimus. M. s. des Verfasser's der Arethusa Versuch über das bukolische Gedicht, S. 15. 28.

Angelehnt an die Wand des Reisiges. Nahe bei ihnen
Lagen der ämsigen Händ' Ausrüstungen, weidene Körbe,
Angelhaken und Rohr' und mit Tang geröthete Kittel,
Haarseil' auch und Bungen, und binsene Fanglabyrinthe,
Schnüre zugleich, Schafvliess', und ein alternder Nachen auf
Stützen;
Unter dem Haupt ein Endchen von Matt', und hüllende Filze.
Dieses war der Fischer Geräthschaft, dieses der Reichthum.
Auch nicht Topf noch Nössel besassen sie; alles, ja alles
Reichlich genug schien ihnen der Fang: die Genossin war Armuth.
Auch kein Nachbar wohnt' in der Näh. Ringsher an der Hütte
Spülete dichtgedrängt die sanftanplätschernde Meerflut.
Noch nicht halb durchrollte Selenens Wagen die Laufbahn,
Als ihr Geschäft die Fischer ermunterte. Schnell von den Wimpern
Rieben sich beide den Schlaf und regten die Stimm' in der Seel' auf.

Erster Fischer.

Unwahr sagen doch alle, mein Freund! dass die Nächte des
Sommers
Eher vergehn, wann Zeus die längeren Tage gewähret.
Schon erschienen mir Träume bei Tausenden; aber der Tag
säumt.
Irr' ich vielleicht? Was heisst das? Verlängern sich jetzo die
Nächte?

Zweiter Fischer.

Strafst du den lieblichen Schlummer, Asphalion? Wandelt die
Zeit doch
Nicht nach eigener Wahl aus der Laufbahn; sondern den Schlummer
Jagt nur die Sorge hinweg und macht langwierig die Nacht dir.

Erster

Erster Fischer.

Hast du gelernt, wie man Träum' auslegt? Gar Köstliches träumt' ich!
Billig ja wohl empfängst du ein Antheil meines Gesichtes,
So wie den Fang, so ehrlich die Träum' auch alle getheilet!
Wohl nicht Einer besiegt an Verstand dich. Wahrlich der beste
Traumausleger ist der, dem eigner Verstand es gelehret.
Auch ist Musse genug! denn was hat einer zu thun wohl,
Der auf Reisige liegt an der Meerflut, ohne zu schlafen
Gern am Nachesgewächs! Doch brennendes Licht — ist im Stadthaus!
Schlaflos, sagen sie, leuchtet es dort.

Zweiter Fischer.

Wohlan, das Gesicht denn,
Was du gesehn in der Nacht, verkündige mir, dem Genossen!

Erster Fischer.

Als ich am Abend' entschlief, von Meerarbeiten ermattet;
(Nicht fürwahr mit Speise beschwert: denn wie zeitig wir assen,
Weisst du ja, auch wie des Magens geschont ward!) sah ich mich selber
Einen Fels anstreben, und bald, auflaurend den Fischen,
Sass ich, und schwenkt' an dem Rohre hinab den trüglichen Köder,
Dem ein Leckerer nun nachtrachtete. Stets ja im Traume
Hat ein Hund von Brocken Erscheinungen; ich von den Fischen.
Jener biss an die Angel mit Heftigkeit, und ihm entfloss Blut.
Aber das Rohr von den Rücken des Zappelnden bog sich mir nieder.
Beid' anstrengend die Händ' um das Unthier fand ich zu thun itzt,
Wie ich den mächtigen Fisch einholt' an den winzigen Häklein.
Hierauf kam mir die Wund' in Erinnerung. Willst du mich beissen?

Wieder beiſs' ich dich ſcharf, und dem Kommenden ſtrebt' ich entgegen.
Siehe, vollbracht war die That, und ich zog den goldenen Fiſch auf,
Den rings funkelndes Gold umſtarrete. Furcht nur bezwang mich,
Ob er geheiliget ſei zum Lieblingsfiſch dem Poſeidon,
Oder ein Kleinod etwa der bräunlichen Amphitrite.
Leiſe hatt' ich nunmehr ihn abgelöſt von der Angel,
Daſs ja nicht von dem Munde die Häklein Gold mir behielten,
Und mir huldigen lieſs ich den trefflichen Landbewohner.
Nimmer hinfort, ſo ſchwur ich, das Meer mit dem Fuſse berühret,
Sondern ich bleib' auf dem Land' und beherrſche das Gold, wie ein König!
Dieſes ermunterte mich. Nun ruht' auf das Uebrige, Gaſtfreund!
Deinen Sinn, da der Eid mich beängſtigt, den ich geſchworen. *)

Zweiter Fiſcher.

Sei mir nicht ſo verzagt! Nicht ſchwurſt du! Nicht ja den Goldfiſch
Haſt, wie geträumt, du erlangt! Traumbilder ſind Täuſchungen ähnlich!
Denn, wo du ſchlummernd allein die Gegenden künftig durchforſcheſt,
Hoffe nur Hoffnung des Schlafs! Den fleiſchernen Fiſch mir geſuchet,
Oder du ſtirbſt vor Hunger, obgleich bei goldenen Träumen.

Mit dieſem **mimiſchen Idyll**, worin Charakterſchilderung der Hauptzweck des Dichters zu ſeyn ſcheint,

*) Dieſe vortreffliche Ueberſetzung iſt vom Herrn Hofrath Voſs, dem Meiſter im treuen und geſchmackvollen Ueberſetzen und in Bildung des Hexameters. Die folgende iſt aus des ältern Grafen von Stollberg Gedichten aus dem Griechiſchen, mit einigen Veränderungen.

verbinden wir noch ein lyrisches Gedicht des Theokritos, um auch hiervon eine Probe zu geben. Ein zärtlicher Liebhaber schildert darin seine Empfindungen gegen den Gegenstand seiner Liebe mit einer Innigkeit und Wärme, die nicht leicht einen höheren Grad zuläfst. Doch man lese und richte selber!

Kommst du Geliebter? Bringt nach dritter Nacht mir die dritte
Morgenröthe dich endlich zurück? O Jüngling, die Sehnsucht
Macht den Liebenden oft in einem Tage zum Greise!
Lieblicher ist nach dem Winter der Lenz, nach dem Apfel die Feige,
Lieblicher hüpft, als das Kalb, das leichte Reh auf der Wiese,
Lieblicher tönet der Nachtigall Lied nach der Vögel Gezwitscher,
Lieblicher sind nach dem Kufs der Matrone die Küsse der Jungfrau:
So ist's lieblich, o Jüngling! dich wieder zu sehn nach der Trennung.
Welche Freude, wenn du mir erscheinst! Wie am sengenden Mittag
Strebt zu der schattenden Buche der Wandrer, so streb' ich nach dir hin.
Ach, dafs dir einhauchten die Liebesgötter die Liebe!
Meine Liebe! dann würden von uns die Enkel einst singen: —
„Zärtlich liebten sich beid' einander" — so würden sie singen —
„Wie den Geliebten der Freund, so auch den Freund der Geliebten.
„Ach die glücklichen Menschen der goldenen Vorzeit! damals
„Wandelten Hand in Hand die Lieb' und die Gegenliebe."
Also würden sie singen. O Zeus, und ihr himmlischen Götter,
Lafst es geschehn, und gebt, dafs mir nach hundert Geschlechten
Wenn mich der Acheron fafst, die kommenden Schatten verkünden:

„Deine Liebe lebt und die Liebe deines Erwählten,
„Lebt in der Jünglinge Mund und lebt im Munde der Jungfraun.
Doch das mögen die Götter des hohen Olympos nach Willkühr
Uns gewähren, oder versagen! Ich aber, o Schönster!
Sing' in meinem Gesang dein Lob, wie die Wahrheit mir's lehrte.
Wenn du zuweilen mich nach Mädchensitte verwundest,
O so heilst du mich auch, und diese Heilung entflammet
Mehr noch die Liebe. Wir gehn dann heim mit doppelter Wonne.

O des Glücks, das Megara geneusst! Ihr frohen Gestade,
Ihr nur, Glückliche! feiert der Liebe Fest, und es blühet
Stets nur bei euch der Name der Liebenden und der Geliebten!
Immer versammelt im Lenz bei dem Grabe des schönen Diokles
Sich der Jünglinge Schaar und der Mädchen. Sie streben im Wettstreit
Nach der Siegespalme des Kusses, und wer mit der zarten
Lippe die Lippen am süssesten rührt, den krönen die Kränze,
Den begleiten nach Haus die preisenden Schaaren der Mädchen.
Glücklicher aber ist noch der Küsse Richter, der aller
Mädchen Küsse geneusst, und geniessend prüfet und richtet.
Kypris Knaben flehet er an, dass er ihm die Lippe
Weihe mit Kraft des prüfenden Steins, mit welchem der Wechsler
Sorgsam forschet des Goldes Werth, und ihn endlich bestimmet.

Ausser diesem lyrischen Idyll im weiteren Sinne des Worts, befinden sich noch einige andere Gedichte dieser Gattung unter Theokritos's Nachlass. Hymnenartig sind P t o l e m ä o s's L o b und die C h a r i t e n; allein, so sehr sie sich in diesem Punkte gleichen, so sehr ist ihr innerer Werth verschieden. Das erstere ist in der trockenen Manier des Kallimachos gedichtet, und verräth nichts, als Nachahmung. Unmöglich kann es daher eine Frucht des theokritischen Geistes seyn. Sehr

vortheilhaft zeichnet sich dagegen das andere aus, dessen Schönheiten ganz des Theokritos werth sind. Noch vorzüglicher aber ist das Brautlied der Helena, eines der züchtigsten, muntersten und angenehmsten Hochzeitlieder aus den Zeiten der griechischen und römischen Vorwelt. Der höhere Flug, den die Phantasie des Dichters in diesem Liede nimmt, ist kein Beweis, dass es nicht von Theokritos herrühre. Tief und innig ist die Empfindung in dem Klaggesange, der den Wankelmuth der Liebe bejammert. Von den mythischen Erzählungen, die sich unter Theokritos's poetischen Arbeiten finden, und an deren Aechtheit grossentheils sehr zu zweifeln ist, haben wir schon bei Gelegenheit der kürzeren epischen Gedichte geredet. *)

21.

Bion's und Moschos's Idyllen.

Da die Bukolie die Empfindungen und Leidenschaften, oder die Beschäftigungen kleiner, von den Einschränkungen mächtiger Staaten noch unabhängiger, Gesellschaften schildert, so kann sie ihre Gemälde entweder nach der Natur entwerfen, oder nach einem der Seele vorschwebenden Ideal verfertigen. Das Erstere

*) Theokritos blühete in der 130sten Olympiade unter den Königen Hiero dem zweiten zu Syrakusä, und Ptolemäos Philadelphos zu Alexandrien. Wir haben unter seinem Namen dreissig Idyllen, oder Gedichte verschiedenen Inhalts. Ob sie ihn aber sämtlich zum Verfasser haben, ist eine andere Frage. — Theocriti, Bionis et Moschi carmina bucolica graece et lat. variis lectionibus instruxit Valkenaer. Lugd. Bat. 1779. — Theocriti Carmina graece et lat. ex recensione Harlesii, Lips. 1780. Arethusa, oder die bukolischen Dichter des Alterthums, erster Theil, Berlin 1789. vom Grafen von Finkenstein. Die neueste Uebersetzung ist von Herrn Prediger Bindemann. Sie ist eben so treu, als geschmackvoll.

war gröſstentheils der Fall bei Theokritos, deſſen bukoliſche Gedichte ein treuer Spiegel von der Denkart und Handlungsweiſe, von den Empfindungen, Sitten und Leidenſchaften der Siciliſchen Hirten ſind, die ſie uns darſtellen. Erfindung, Anlage, Kolorit, ſagt ein Kenner derſelben, verrathen den Dichter, deſſen Abſicht es nicht iſt, unſrer Phantaſie ſelbſterſchaffene Bilder und Originale, ſondern Gegenſtände nach der Natur kopirt vorzuhalten, der uns nicht in ein Ideenland zaubern, ſondern durch glücklich nachgeahmte Scenen der wirklichen Welt ergötzen will. In einigen der theokritiſchen Idyllen erſcheinen die Siciliſchen Hirten ganz wie ſie ſind: nicht das Geringſte iſt von dem Dichter ihren Empfindungeu und ihrer Lebensart beigemiſcht. In andern dagegen, ſo genau die Schilderungen derſelben ſich auch an die Natur anſchlieſsen, iſt die Theilnahme des poetiſchen Malers doch ſchon ſichtbarer, und in einer dritten Klaſſe reichen ſich Dichtung und Wirklichkeit gemeinſchaftlich die Hände. Dieſe letztere Art von Bukolien ſind es vorzüglich, die ſich Bion und Moſchos in den wenigen eigentlichen Hirtengedichten, die wir von ihnen kennen, zum Muſter genommen haben. *) Denn auch ihre Gedichte ſind vermiſchten Inhalts, und eben ſo verſchieden in Abſicht des Stoffs, als der Form der Darſtellung. Sie

*) Bion war aus Smyrna, Moſchos aus Syrakuſa gebürtig. Sie blühten um die 124ſte Olympiade, wiewohl Suidas den letzteren zu einem Schüler des Ariſtarchos macht, der um die 156ſte Olymp. 154 vor Chriſtus berühmt war. Herr Prof. Manſo hat den Suidas zu widerlegen geſucht. Bion und Moſchos, griechiſch und deutſch mit Anmerkungen und Einleitungen über der beiden Dichter Leben und Schriften von Manſo. Gotha 1784. Die Ueberſetzung iſt metriſch, und treu und geſchmackvoll, wie dies von einem Manſo nicht anders zu erwarten iſt. Bion's Klage auf den Adonis hat Voſs ſehr meiſterhaft überſetzt im Almanach der Muſen vom Jahr 1798.

sind daher Idyllen nach dem Sprachgebrauch der Alten, nicht aber Bukolien. Höchstens können nur einige auf diesen Namen Anspruch machen, und auch diese sind mehr Ideale, als treue Gemälde der Hirtenwelt. Die meisten sind mythische Erzählungen, lyrische Empfindungsergüsse und poetische Tändeleien. Von den erstern behauptet Moschos's Europa gewiss eine vorzügliche Stelle unter allen griechischen Gedichten dieser Gattung, so wie der Klaggesang dieses Dichters auf den Tod des Bion, und Bions Klage auf Adonis unter den lyrischen Stücken des griechischen Alterthums hervorragen. Hauptsächlich empfiehlt sich die letztere Elegie durch Innigkeit und Glut der Empfindung, durch die glücklichste Darstellung derselben, durch die gröste Mannigfaltigkeit in Gedanken, Ausdrücken und Wendungen, und durch einen Fluss und Wohlklang des Sylbenmaasses, der wie die reizendste Musik in das Ohr tönt. Ueberhaupt gebührt das Lob der angenehmsten Fülle, der lieblichsten Rundung, der vollendetsten Melodie der Verse allen dreien bukolischen Dichtern der Griechen, wozu ihnen der volltönende und prachtvolle dorische Dialekt nicht wenig zu Hülfe kam, der ihre Gedichte verschönert. Um auch von ihrer Manier eine Probe zu geben, wählen wir dazu einige kürzere Stücke. Das dritte Idyll des Bion erzählt, wie Aphrodite einem Hirten erschien, und ihn bat, ihren Sohn den Gesang zu lehren, wie aber jener bald der Schüler des Gottes der Liebe wurde.

Einst, da ich ruht' im Morgenschlummer, stand Aphrodite
Vor mir, und an der Mutter Hand, mit Blicken, die erdwärts
Schauten, ihr kleines Knäblein, und lächelnd sagte die Göttin:
„Singe, geliebter Hirt! und nimm den Knaben, und lehr' ihm
Deinen Gesang!" Sie sagt' es und gieng. Da sang ich die Lieder,

Die wir zu ſingen pflegen, wir Hirten, und meinte, der Knabe,
Ach! ich Thor, ich meinte, der Knabe lauſche den Liedern!
Und ich ſang, wie Pan erfand die Pfeife, wie Pallas
Ihre Flöte, wie Hermes die Leyer, wie Phöbos Apollon
Sein ſüſstönendes Saitenſpiel erfand, und beſeelte.
Alſo ſang ich dem Knaben; allein er verſchmähte die Lehren,
Und er begann, er ſelbſt, und lehrte mir Liebesgeſänge,
Lehrte der Götter und Menſchen Buhlſchaft mir, und die Thaten
Seiner Mutter. Sogleich vergaſs ich, daſs ich der Lehrer
Sei des Knaben, und lernte von ihm, und ſinge, was er ſang.

Aus dem poetiſchen Nachlaſs des Moſchos wählen wir ein von Johannes von Stobi aufbewahrtes Bruchſtück, worin der Dichter dem Landleben vor dem Leben des Fiſchers den Vorzug giebt. Er ſingt alſo:

Wenn das bläuliche Meer in ſanftem Winde ſich kräuſelt,
Reget mich auf mein ſchüchterner Muth. Die ländliche Muſe
Reizet mich nicht, es reizt mich mehr die Stille des Meeres.
Aber erbrauſet dann wieder die grauſe Tiefe, erhebt ſich
Wellenſchlagend das Meer, und ſtürzen ſich Wogen auf Wogen;
Schnell dann wend' ich die Augen zur Erd' und den Bäumen, und fliehe
Den gefährlichen Grund: des Landes Boden allein ſcheint
Mir dann ſicher, allein gefällig der ſchattige Hain dann,
Wo auch mitten im Sturm melodiſch ſäuſelt die Fichte.
Wahrlich! ein Fiſcher lebt ein ärmliches Leben; ein Nachen
Iſt ſein Haus, er ackert im Meer, er jagt in den Wellen
Trüglich, indeſs ich unter dem breitbeblätterten Ahorn
Schlummere ſüſsen Schlaf, und höre die murmelnde Quelle,
Die uns Ländliche ſanft ergötzt und nimmer erſchrecket. *)

*) Die erſtere Ueberſetzung iſt vom Grafen von Stollberg, die letztere von Herder aus deſſen zerſtreuten Blättern, II. Sammlung.

6. Das satyrische Gedicht.

22.

Parodien, Sillen, Hilarotragödien, eigentliche Satyren.

Dafs die Griechen schon frühzeitig nicht blos die Satyre überhaupt, sondern auch alle Formen derselben gekannt haben, ist bereits bei der Geschichte der vorigen Periode erinnert worden. Man hatte lyrische, epische und dramatische Satyren. Besonders fand man ein grosses Vergnügen daran, ernsthafte Gedichte zu parodiren. *) Wenn daher die Rhapsodisten mit Absingung der Gedichte des Homeros, Hesiodos, Archilochos, Mimnermos und anderer fertig waren, so traten nicht selten Parodisten auf, welche den Inhalt der von den Rhapsoden abgesungenen Stellen verdrehten, und statt ernsthafter Sachen lächerliche Gegenstände vortrugen. Indefs wurden die Worte der Dichter nicht jederzeit durch die Parodisten verändert, sondern oft zum Theil beibehalten. Hauptsächlich versuchte sich die Parodie an den Werken des Homeros, nicht so wohl um diesen ehrwürdigen Barden dem Gelächter preiszugeben, als vielmehr um dadurch, dafs sie ernsthaften Dingen einen komischen Sinn und lächerliche Wendungen zu geben suchten, desto sicherer das Zwergfell zu erschüttern. Leider! sind keine vollständige Parodien aus dem griechischen Alterthum auf unsere Zeiten gekommen, um uns einen ganz angemessenen und anschaulichen Begriff von dieser Art der griechischen Satyre machen zu können. Wir müssen uns da-

*) M. s. Flögel's Geschichte der komischen Litteratur, I. 361.

her begnügen, aus Bruchſtücken auf das Ganze zu ſchlieſsen. Vorzüglich erwarb ſich der Dichter Hipponax, ein für alle Schurken äuſserſt furchtbarer Dichter, durch ſeine Parodien Anſehn und Beifall. Wie ſehr das Laſter ſeine Geiſsel empfunden haben müſſe, lehrt eine ſpäterhin verfertigte Grabſchrift, die dem Satyriker ſehr zum Ruhm gereicht. *) Die Auſſchrift iſt folgende:

Dies iſt das Grab des Hipponax. Hinweg,
Wenn du ein Frevler biſt! Doch biſt du gut,
Und guter Aeltern Sohn; ſo ſetze dich
Getroſt darauf: ja, ſchlummre, wenn du willſt!

Auſser dem Hipponax erwarben ſich Euböos von Paros, ein Zeitgenoſs des Königs Philippos von Makedonien, und ein gewiſſer Bäotos, als Parodiſten, groſses Anſehn. Der erſtere ſchrieb vier Bücher Parodien, die an ſatyriſcher Lauge und an Luſtigkeit alle übrigen übertrafen. Auch die alte Komödie bediente ſich häufig der Parodien: die Luſtſpiele des Kratinos, Hermippos, Ariſtophanes waren voll davon. Ein ziemlich weitläufiges, beim Athenäos erhaltenes, Bruchſtück von einer Parodie macht ein attiſches Gaſtmal zum Gegenſtande des Gelächters. **) Sie beſtand aus einigen tauſend Verſen, in denen der Sänger des Odyſſeus parodirt ward. So wie die Odyſſee ſich anfängt:

*) Hipponax, aus Epheſos, lebte um die 60ſte Olympiade und gehörte in die vorige Periode, wo ſeiner auch ſchon kürzlich erwähnt iſt.

**) Henri Etiennes gab dies Bruchſtück mit andern Parodien und einer Abhandlung über die Parodie unter folgendem Titel heraus: Homeri et Heſiodi certamen, Matronis et aliorum Parodiae, ex Homeri verſibus parva immutatione lepide detortis conçuta etc. graece et lat. Pariſiis 1573.

Sage mir Muse vom Manne, dem vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt, nachdem er die heilige Troja zerstöret:

so beginnt diese Periode mit wenig veränderten Worten:

Sage mir, Muse, vom Schmause, dem vielgewürzten, der vielfach
Dampft', und womit zu Athen uns der Rhetor Xenokles gepfropft hat!

Der Verfasser dieser Periode hiess Matron, ein in der Geschichte der griechischen Poesie sonst unbekannter Name. Uebrigens parodirte man nicht blos epische und lyrische Gedichte, sondern auch Tragödien. Vermuthlich sind daher dergleichen Parodien gemeinet, wenn in den griechischen Schriftstellern von Hilarotragödien, und von Phlyakographien die Rede ist. Dass beide letztere Namen gleichbedeutend waren, sagt Suidas mit ausdrücklichen Worten, so wie Stephanos von Byzanz von dem vorgeblichen Erfinder der Hilarotragödien, Rhinthon aus Syrakusa, der zu den Zeiten des Ptolemäos Lagi zu Tarent berühmt war, behauptet, dass er tragischen Gegenständen eine lächerliche Wendung gegeben habe. Ein späterer Parodist und Satyriker von dieser Gattung, Sotades aus Maronea in Thrakien, von welchem die schamlosen und ungesitteten Verse Sotadische Verse heissen, ward für die Geisselhiebe, die er dem Ptolemäos Philadelphos ziemlich ungesittet gegeben hatte, in einem bleiernen Gefässe in's Meer geworfen. *) Ausser den bisher erwähnten mannigfaltigen Arten der Parodien gab es in Griechenland auch noch eine andere

*) M. s. Athenäos XIV, 4. Auch Sopater, ein Komiker zu Alexanders des Grossen Zeiten, schrieb Phlyakographien, die auch Parodien genannt werden. Discours sur l'origine et le charactere de la Parodie, par Mr. l' Abbé Sallier, in den Memoires de l'academie des Inscriptions, Tom. X.

Art der Satyre, die in der Geschichte der vorigen Periode gleichfalls schon kürzlich genannten Sillen. Worin sich diese von den Parodien unterschieden, mit denen sie, nach erhaltenen Bruchstücken zu urtheilen, sehr viel Aehnlichkeit hatten, läſst sich nicht gewiſs bestimmen. Vielleicht lag der Unterschied hauptsächlich in den Zwecken, welche die Dichter beider Gattungen der Satyre erreichen wollten. Vielleicht war es den Parodisten, wenn sie ernsthafte Sachen lächerlich machten, blos darum zu thun, das Zwerchfell zu erschüttern, da hingegen die Sillographen mehr darauf arbeiteten, die durch ihre Parodien gebrandmarkten Gegenstände dem Spotte und der Verachtung preiszugeben. So verspottete der Stifter der Eleatischen Philosophenschule, Xenophanes aus Kolophon, in heroischen, elegischen und jambischen Versarten die in den Werken des Homeros und Hesiodos vorkommenden Aeuſserungen über die Natur und den Wirkungskreis der Götter: so machte der Pyrrhonische Weltweise Timon, ein Zeitgenoſs des Ptolemäos Philadelphos, die sogenannten Dogmatiker mit ihren vorgeblichen ausgemachten Wahrheiten zum Gegenstande des schadenfrohesten Gelächters. Die Verse aber, die beide zur Erreichung ihres Zwecks gebrauchten, nannte man Sillen. Der letztere schrieb vier Bücher solcher Gedichte, worin er vorzüglich Stellen aus alten Dichtern parodirte. Wie dreist seine Satyre war, sieht man daraus, daſs er selbst des königlichen Museums zu Alexandrien nicht schonte, sondern dasselbe einen Vogelbauer nannte, worin die Philosophen, als theure Vögel, gemästet würden. Die wiederholten Erklärungen, welche man über Timon's Sillen schrieb, beweisen, daſs sie nicht ohne Leser und Beifall blieben. *)

*) So schrieb Apollonides Nikäos einen Kommentar darüber, den er dem Kaiser Tiberius widmete. Auch Sotion aus

Zu den Zeiten der römischen Kaiser machten sich der witzige Lukianos aus Samosata in Syrien und der vortrefliche römische Herrscher und scharfsinnige Weise Julianus durch griechische Satyren gleich berühmt und furchtbar. Obgleich der erstere sich zu seinen satyrischen Arbeiten nicht des Sylbenmaafses bedient hat, das wir auch bei dem letzteren gröfstentheils vermissen, so lebt und webt der Geist der Dichtkunst doch zu merklich darin, als dafs wir sie hier ganz übergehen dürften. Der Charakter seiner zahlreichen Schriften ist ein feiner, sich über alles verbreitender, oft äufserst beifsender Witz, eine grofse tief in die innersten Falten des menschlichen Geistes und Herzens hineingehende Bekanntschaft mit den Thorheiten, Grillen und Albernheiten der Sterblichen, eine unerschöpfliche Fülle von Jovialität, Munterkeit und guter Laune und eine reine, edle und attische Sprache, die man in den blühendsten Zeiten Athens nicht angenehmer reden und schreiben konnte. Bald spottet er, in seinen Götterdialogen und Gesprächen der Todten, des religiösen Aberglaubens, geifselt das verächtliche Pfaffengeschmeifs seiner Zeiten mit unbarmherziger Peitsche, und stellt sie dar, als die Urheber aller Tücke und Bosheit; bald giefst er seine satyrische Lauge über die Sitten, Schoossünden, Schwelgereien und Thorheiten seiner Zeit aus; bald straft er den Dünkel, die Unwissenheit und Unverschämtheit der Philosophen; bald züchtigt er die Schwärmereien und Betrügereien, wodurch Grofse und Niedere einander blendeten und sich blenden liefsen. Kein Schriftsteller verstand, nach Erasmus Urtheil,

Alexandrien kommentirte dieselben. M. s. Diogenes von Laerte IX, 12. 1. Athenäos VIII, 3. Die von Timon noch übrigen Fragmente sammelte Henri Etiennes in seiner Poesi philosophica. M. vergl. auch Langheinrich Differt. 2. de Timone Sillographo. Lipsiae 1720. 1721.

die Kunst das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinbaren so sehr, keiner wußte so trefliche, durchaus ähnliche Gemälde der Zeiten und Menschen zu entwerfen, keiner die Schurken so bis auf die Knochen zu brandmarken, als der frohe Lacher Lukianos. *) Gleich treflich von Kopf und Herzen war der leider in seiner Jugendblühte dahinwelkende Kaiser Julianus. Seine Satyre die Kaiser, oder das Gastmahl, ist ein Werk voll attischen Salzes, voll treffenden überströmenden Witzes, voll philosophischen Scharfsinns und in einer Sprache geschrieben, die man dem Verfall seines Jahrhunderts nicht anmerkt. Dies grossentheils in Prosa geschriebene Werk ist mit Versen durchflochten, die theils eigene Arbeit des Verfassers, theils aus alten Dichtern entlehnt sind. Ungescheut, mit wahrhaftig kaiserlicher Freimüthigkeit, wie nur ein Friedrich der Einzige in neuern Zeiten es konnte, mustert er hier seine Vorfahren auf dem römischen Throne, und schildert sie mit eben so wahren, als treffenden, Zügen. Das Ganze ist eine Art von Drama, oder, um es noch näher zu bestimmen, von Satyrspiel. Silenos spielt vom Anfang bis zu Ende die Rolle des Spötters. Götter und Helden treten auf, und die Scene spielt im Olympos. Der Prolog schreibt die Erfindung auf die Rechnung des Hermes. Nach Spanheim zerfällt das Ganze in fünf Akte. Der erste Akt beschreibt den Ort und die Veranlassung des Gastmahls, die dazu eingeladenen Personen, die Götter und Kaiser. Im zweiten Akte kommt ein Kaiser nach dem andern an den Ort des Gastmahls.

*) Lukianos lebte um die 174ste Olympiade und starb als kaiserlicher Statthalter von einem Theil Aegyptens. Luciani Opera graece et lat. cum notis Tiber. Hemsterhusii ed. J. Fr. Reiz, Amstelod. 1743. 3 Vol. — Editio Bipontina 1789 seq. X. Vol. Uebersetzt in das Deutsche von Wieland 1788 etc. 6 Theile. Ein Meisterstück als Uebersetzung und Erläuterung.

Silenos sieht sie kommen und nimmt davon Gelegenheit, gute und nachtheilige Urtheile über sie zu fällen. Auch Alexander wird eingeladen und ermangelt nicht, zu erscheinen. Der dritte Akt enthält die Erzählung eines Wettstreits. Die daran theilnehmenden Helden werden genannt; Hermes ruft die Sieger aus, und die Helden eignen sich in besondern Reden den Sieg zu. Der Inhalt des vierten Akts sind Betrachtungen der Götter über das Betragen der Helden, eine Apologie des Markus Aurelius, und Spöttereien des Silenos. Der fünfte Aufzug endlich macht das Endurtheil der Götter durch Hermes bekannt, schildert das Benehmen der Helden während der Bekanntmachung, besonders aber des Konstantinus und seiner Söhne, die sehr hart dafür büssen, und schliesst mit Julianus Verehrung gegen Phöbos. Markus Aurelius ist der Held des Verfassers, doch werden auch seine Fehler nicht verschwiegen. Sehr treffend sind die Vergleichungen, wodurch der Dichter die Charaktere seiner Vorgänger veranschaulicht. So wird Augustus, seiner Wankelmuth und Unbeständigkeit wegen, mit dem Chamäleon, so Tiberius zur Bezeichnung seiner Ausschweifungen in der Wollust mit einem alten Satyr verglichen. So singt Silenos bei Klaudius's Ankunft Verse aus dem Aristophanes, weil jener Kaiser Verordnungen in Versen aus dem Homeros gegeben hatte. Die zweite Satyre des Julianus, der Antiochier, oder der Bartfeind, hat nicht den Werth der ersten. Die Einwohner von Antiochien, wohin sich der Kaiser, um seinen Zug gegen die Perser anzutreten, begeben hatte, spotteten seiner kleinen Statur und seines zugespitzten Bartes. Statt sie zu strafen, schrieb er jene Satyre, worin er ironisch gegen sich selber loszieht, um seinen Bart zu vertheidigen, im Grunde aber, um das lächerliche und strafbare Beneh-

men der Antiochier aller Welt zur Schau auszustellen. *)

7. Dramatische Poesie.

1. Trauerspiel.

23.

Einige vorläufige Bemerkungen.

Den Athenern war es aufbehalten, die griechische Poesie, die sich in der epischen Periode durch die Jonier einer leichten Fülle erfreute, die darauf von den Doriern zu energischer Einzelheit, oder zur Lyrik ausgebildet wurde, durch einige Verschmelzung dessen, was beide Perioden charakterisirte, endlich zu harmonischer Vollständigkeit und Einheit zu erheben. Das Drama, als die vollkommenste Form der Poesie, war das eigenthümliche Produkt der Athener: denn gesetzt auch, dass die ersten Anfänge dieser Dichtart anderwärts erfunden waren; so waren sie es doch, die ihm Bildung, Gestalt und Vollendung gaben. *) In Athen erhob sich die griechische Poesie zu

*) Juliani Opera edidit Th. C. Harles Erlangae 1785. — Les Césares de l' Empereur Julien par Mr. le Baron de Spanheim Amsterd. 1728.

*) M. f. Schlegel's Abhandlung über die Schulen der griechischen Poesie im Novemberstück der Berliner Monatsschrift vom Jahr 1794. S. 378. Mehrere aus dieser scharfsinnigen Schrift ausgehobene und benutzte Ideen sind dankbar bemerkt. Möchten wir

zu einer reinen Kunſt des Schönen. „Die Darſtellung war ganz ideal, und die Materie der Kunſt nichts, als Organ und, als ſolches, vollkommen. Das Sylbenmaaſs, das zum Drama gewählt ward, die Vereinigung der Jamben und des Melos, war ein Medium des höchſten pathetiſchen und ethiſchen Ausdrucks. Eben ſo die Diktion, die bei der höchſten ſittlichen und geſellſchaftlichen Regſamkeit und Ausbildung der Menſchen die feinſten und verborgenſten Aeuſserungen ſeiner Natur bezeichnen lernte. Und geſetzt auch, daſs ſie im Anfange weniger ſchön geweſen wäre; ſo vereinigte ſie doch in ihrer Vollendung mit der Schönheit des doriſchen Ausdrucks Präciſion und Umfang, woran es dieſem fehlte. Nun gehörte nicht allein der Mythos, ſondern auch das wirkliche, öffentliche und häusliche Leben zur Sphäre der Poeſie. Und dadurch erhielt das ſchöne Pathos und ſchöne Ethos, das eigentliche Objekt der Poeſie, bei den Athenern ſeinen weiteſten Spielraum: von ihnen allein empfing es die ideale Behandlung, die ſein äſthetiſches Geſetz iſt. Die Athener ſind die Erfinder des Tragiſchen und Komiſchen: ſie gaben den tragiſchen und komiſchen Darſtellungen die Form, die allein den vollſtändigſten Umfang mit der höchſten äſthetiſchen Selbſtſtändigkeit vereinigt: ſie ſind Erfinder des Dra-ma's." Daſs ſie dies aber werden konnten, verdankten ſie der vorzüglichen Lebhaftigkeit, Fruchtbarkeit und Gewandheit ihres Geiſtes, der ungeſtörten Regſamkeit und Thätigkeit ihres ganzen Weſens, der hohen Kraft und dabei nicht minder auffallenden Geſchmeidigkeit ihres Charakters, dem feinen und richtigen Gefühl für Schönheit und Schicklichkeit, das ſie

wir erſt die Geſchichte der griechiſchen Poeſie, die ſo viel verſpricht, von dieſem gründlichen Gelehrten und geſchmackvollen Aeſthetiker beſitzen!

durch alle Perioden ihrer selbstständigen Herrschaft begleitete, dem freien Gange der Poesie und Sitten, die, durch nichts beschränkt und gemodelt, ihrer eigenen Entwickelung überlassen wurden. *) Bei einer näheren Betrachtung des Athenischen Geschmacks in Hinsicht auf das Drama wird man vier Stufen desselben unterscheiden. Die erstere dieser Stufen zeichnet sich durch eine harte Grösse, und durch ein gewaltsames Streben nach dem Höchsten aus. Die Tragödien des Aeschylos sind davon Beweise. Seiner Schönheit fehlt es an Anmuth, seiner Darstellung an Leichtigkeit, seinem Drama an innerer Vollständigkeit. Noch hat das Tragische das Uebergewicht über das Schöne. Allein nicht lang verweilte die Kunst auf dieser niederen Stufe. Bald erreichte sie ihr äusserstes Ziel, das höchste Schöne. Die Tragödien des Sophokles sind dazu Belege. Die Schönheit derselben ist der Gipfel der griechischen Poesie. O, dass sie nicht zu bald von diesem Gipfel herabgesunken wäre! Schon Euripides vergass der Kunst und ihrer Gesetze, und erlaubte der Philosophie und Rhetorik einen verderblichen Einfluss auf die Tragödie. Die Harmonie des griechischen Geistes ging verloren, und eine zwar kraftvolle aber gesetzlose Schwelgerei ward herrschend. Das Lustspiel liess sich von persönlichen Absichten missbrauchen. Dieser Missbrauch brachte sie endlich um ihr angebohrnes göttliches Recht, um die Freiheit, nur sich selber zu gehorchen. In kurzem sank man nun noch tiefer von der unter Sophokles erklommenen Höhe der Vollendung. Die Schwelgerei der dritten Periode zog Ermattung nach sich. Man ward mässiger und sittlicher, blos — aus Schwä-

*) Ueber den wahrscheinlichen Ursprung des griechischen Drama's ist schon bei der Geschichte der vorigen Periode das Nöthige gesagt worden. M. s. auch des verehrungswürdigen Eschenburg's Beispielsammlung VII, 3. f.

che. Die poetische Grazie der neueren Komiker machte die letzte Stufe der griechischen Schönheit aus.

24.

Inhalt der Tragödien des Aeschylos: Probe daraus.

Schon lange hatten die Griechen die ersten rohen Versuche ihres Trauerspiels mit Vergnügen und Theilnahme gesehen, als Aeschylos dem vorhin einzelnen Erzähler, und Nachahmer des Erzählten, einen zweiten Schauspieler beigesellte, und deshalb für den eigentlichen Vater und Schöpfer der griechischen Tragödie angesehen wurde. Uebrigens tragen seine Stücke, deren er siebzig, ja, nach Suidas, so gar neunzig verfertigt haben soll, noch ganz das Gepräge der Rohheit nicht langbegonnener Versuche. Vergebens sucht man in den Planen derselben künstliche Verwickelung, Mannigfaltigkeit der Charaktere, Reichthum an Handlung. Dagegen zeichnen sie sich durch eine grosse, kühne, sehr eigenthümliche Manier aus. *) Alles ist auf starke herzerschütternde Wirkung angelegt, alles auf Erregung und Unterhaltung der Affekten berechnet. Von den drei Trauerspielen, worin der Dichter die Fabel von Prometheus zu Grunde legte, und die den Raub, die Fesselung und Befreiung des Heros zum Gegenstande hatten, hat sich nur das zweite erhalten. Dies beginnt mit der Anschmiedung des Prometheus, der hier als einer der Götter angeführt wird, durch den

*) M. s. Clodius's Versuche aus der Litteratur und Moral I, 61. und Jenisch über das Genie des Aeschylos und die Menschendarstellung der Alten, vor dessen Uebersetzung des Agamemnon von diesem Dichter.

Hephästos. Unter heftigen Klagen, welche der Gefesselte gegen die Götter ausstöſst, ruft er den Aether, die Winde, das Meer, die Sonne und die Erde zu Zeugen des ihm angethanen Unrechts an. Die Nymphen, die Töchter des Okeanos, vernehmen hierauf aus seinem Munde die ganze weitausgeholte Geschichte seiner Leiden. Im zweiten Akt erscheint der Oheim des Prometheus, Okeanos, bezeugt ihm sein Mitleid und giebt ihm den Rath, sich vor Zeus zu demüthigen. Zugleich verspricht er sein Vermittler zu seyn: allein der Leidende widerräth ihm dies, und der Chor beklagt lebhaft des Dulders Schicksal. Im dritten Akte fährt Prometheus in seinen Klagen fort, und die Nymphen wiederholen ihre Vorstellungen. Im Anfange des vierten Aufzugs erscheint Io. Nach verschiedenen, oft erneueten, Anfällen ihres Wahnsinns vernimmt sie von dem Gefesselten die Geschichte seiner Qualen. Zugleich hört sie auch, daſs er nicht anders, als durch Zeus Entthronung zu retten sei, und daſs einer ihrer Abkömmlinge sein Retter werden müsse. Im fünften Akte weissagt Prometheus die Geburt des Herakles. Hermes erscheint auf Zeus Gebot bei ihm, um sich die Weissagung erklären zu lassen; allein der Gefesselte fährt immer fort seinen Unwillen zu äuſsern, und sinnt auf Rache wider die Götter. Hermes vereinigt sich mit dem Chor, um ihn auf andre Gedanken zu bringen, allein vergebens. Statt sich zu legen, wird sein Zorn nur immer mehr aufgeregt und befeuert. Plötzlich rollt der Donner durch die zitternden Lüfte. Es erhebt sich ein furchtbarer Sturmwind, die Erde bebt und Prometheus wird in ihren Abgrund verschlungen. *) Der Charakter des Helden dieses Drama's hat sehr viel Kraft, und ist vom Dichter sehr glücklich bis an das Ende hin-

*) Eine Uebersetzung des Prometheus lieferte Schlosser, Basel 1784.

durchgeführt. Die Reden der Io sind äusserst lebhaft, stark und leidenschaftlich. Uebrigens trägt dies Trauerspiel mehr, als die übrigen, Spuren der noch ungebildeten und regellosen Manier des Aeschylos. — Die sieben Helden vor Theben geben dem zweiten Trauerspiel dieses Dichters den Namen. *) Oedipus zeugte mit seiner Gemahlin Jokaste zwei Söhne, den Polynikes und Eteokles, und zwei Töchter, die Antigone und Ismene. Nach des Vaters Tode wurden die beiden Brüder einig, ein Jahr um das andre die Regierung zu führen. Polynikes übergab nach Verlauf des ersten Jahres seinem Bruder den Scepter: allein Eteokles weigerte sich, nach verflossener Regierungszeit seinem Beispiele zu folgen. Polynikes begab sich hierauf zu dem Könige von Argos, Adrastos, vermählte sich mit der Tochter desselben, und foderte seinen Schwiegervater auf, ihn an seinem Bruder zu rächen. Nun ward Theben belagert, die beiden Brüder entschlossen sich ihre Sache durch einen Zweikampf zu entscheiden, und wurden beide das Opfer ihrer Erbitterung. Dies ist der Inhalt des gegenwärtigen Trauerspiels, eines der schönsten von den Ueberbleibseln dieses Dichters. Reichthum an Zügen heroischer Grösse, Stärke und Lebhaftigkeit der Gemälde, Kraft und Erhabenheit der Chorgesänge sind der Charakter desselben. Uebrigens hatte Aeschylos in drei vorhergehenden Stücken, Lajos, Sphinx und Oedipus, die vorläufigen Umstände des in dieser Tragödie zu Grunde liegenden Stoffs bereits behandelt; allein sie sind ein Raub der Zeit geworden. — Noch weit interessanter, als beide vorhergehende Stücke, müssten dem Griechen die Perser seyn: denn nie waren sie ihrem Untergange

*) Eine sehr wohlgerathene Verdeutschung der sieben gegen Theben verdanken wir Herrn Süvern, Halle 1797.

so nahe gewesen, nie hatten sie ihre Freiheit und ihr Leben auf eine glorreichere Art gerettet, als im Kriege mit den Persern. Aeschylos selber hatte dem Gefecht bei Salamin beigewohnt, um so anschaulicher und treffender mussten die Gemälde seyn, die er von den Wunderthaten der griechischen Waffen lieferte. In der That hat er diese Schlacht auch meisterhaft geschildert. Alles ist so lebhaft dargestellt, dass der Leser mitten auf den Kampfplatz versetzt und Augenzeuge des griechischen Heldenmuthes zu seyn glaubt. Schrecklich ist die Demüthigung, furchtbar die Verzweiflung der kurz zuvor übermüthigen, auf ihre Menge trotzenden, Feinde. Im letzten Aufzuge erscheint Xerxes ganz seines königlichen Glanzes beraubt, nur noch mit einem leeren Köcher versehen, auf der Bühne, bereut, doch zu spät, die traurigen Folgen seines Uebermuthes, und zeigt durch sein Beispiel, wie bald sich Stolz und Vermessenheit in Muthlosigkeit und Verzweiflung enden können. Uebrigens zeichnet sich dies Trauerspiel, dem schon ein ähnliches Drama des Phrynichos vorausgegangen war, durch sehr lebhafte Schilderungen und durch die grösste Simplicität aus. *) — Von den Choephoren, oder Opferträgerinnen, dem vierten Stück des Aeschylos, sind die Anfangsverse der ersten Scene verloren gegangen. Der Chor besteht aus fremden jungen Mädchen, welche Sklavinnen der Klytemnestra und Vertraute der Elektra waren. Diese bringen dem Grabe des Agamemnon Libationen, und geben dadurch dem ganzen Stücke den Namen. Die Art, wie Orestes in dieser Tragödie seine Mutter ermordet, ist schrecklich. Vorzüglich aber schaudert das Naturgefühl der Mensch-

*) Phrynichos hatte diesen Stoff vermuthlich nur mimisch erzählt, ohne ihn zu einem förmlichen Drama zu verarbeiten. Uebersetzt sind die Perser von Danz, Leipzig 1789.

heit bei der Scene, welche diesem Morde vorangeht. Und doch gebot die kindliche Pflicht dem unglücklichen Orestes, den Mord seines Vaters zu rächen. Auch zeigt er sich durch die herzlichste Geschwisterliebe, die zwischen ihm und Elektra herrscht, durch innige Anhänglichkeit an seinen Vater und durch andre Tugenden von einer so liebenswürdigen Seite, daſs wir den Muttermörder nicht hassen, daſs wir ihn nur bemitleiden können. Aeuſserst rührend ist das Gebet beider Geschwister am Grabe Agamemnon's. — Das folgende Stück des Aeschylos, die Eumeniden, ist eine Fortsetzung der Choephoren. Nach dem Morde seiner Mutter wird Orestes unaufhörlich von den plagenden Eumeniden umhergetrieben. Nirgends findet er Ruhe vor ihrer Rache. Apollon räth ihm nach Athen zu gehn, und die Athene um Schutz anzurufen. Orestes erscheint hierauf vor dem Gerichte der Areopagiten, und wird durch Athenens Hülfe gerettet. Uebrigens hat dieſs Trauerspiel in seiner ganzen Zusammensetzung etwas Unnatürliches und Widersinniges; doch fehlt es ihm nicht an groſsen und starken Zügen. Besonders ist die Wirkung, welche der Chor der Eumeniden hervorbringt, äuſserst erschütternd. — Weit mehr Einfachheit und Natur hat Aeschylos's sechste Tragödie, die Flehenden, oder Danaiden. Danaos herrschte eine Zeitlang gemeinschaftlich mit seinem Bruder Aegyptos über Aegypten. In der Folge aber behauptete der letztere den Thron allein, und beschloſs seine funfzig Söhne mit den funfzig Töchtern seines Bruders zu vermählen. Allein die Danaiden hatten den gröſsten Abscheu vor dieser Verbindung, die sie als Blutschande betrachteten. Sie flohen daher sammt ihrem Vater nach Argos zum König Pelasgos, und flehten ihn um Schutz an. Hievon hat dies Stück seine Benennung. Pelasgos fürchtete einen Krieg mit Aegypten, wenn er die Bitten der Flehenden

erfüllte, und wankte daher lange, wozu er ſich entſchlieſsen ſollte. Eben dieſes unentſchloſſene Wanken, und die nachmalige Gewährung des erbetenen Schutzes, iſt der Hauptinhalt dieſer Tragödie. Die Danaiden ſind darin, wider den gewöhnlichen Mythos, nicht Mörderinnen, ſondern reizende Kinder, voll Zärtlichkeit und Gehorſam gegen ihren Vater. „Rein, wie die unſchuldige Taube, die dem räuberiſchen Adler entflieht, liegen ſie an den Altären der Götter, und geben ein Schauſpiel, das eben ſo erhaben iſt, als die Chöre der Thebaide.“ Allenthalben trift man auf die edelſten Gedanken, durch einen Pindariſchen Schwung gehoben. Beſcheidenheit, Zurückhaltung, Keuſchheit ſind nach der Denkart der Danaiden der unterſcheidende Charakter des Weibes. Nichts iſt rührender, als das dankbare Gebet derſelben für das Wohl eines Staats und eines Königs, der ſie aus den Händen ihrer Verfolger rettet. — Der Tod des Agamemnon, das ſiebente Stück des Aeſchylos, iſt eben ſo ſchrecklich, als vortreflich. *) Die Rückkehr Agamemnon's aus dem Trojaniſchen Kriege, ſein Empfang von ſeiner Gattin Klytemneſtra, die Verſchwörung derſelben durch Aegiſthos und die dadurch beabſichtigte und vollzogene Ermordung des Königs, machen den Hauptinhalt dieſes Stücks aus. Anfangs iſt das Intereſſe des Trauerſpiels nur ſchwach: allein allmälig ſteigt es immer höher, bis es ſich im letzten Akte bis zur vollen tragiſchen Höhe erhebt. Die Charaktere ſind alle ſtark und behaupten ſich. Ein groſser König ſinkt unter den Streichen ſeines Nebenbuhlers; eine eben ſo wichtige, als erſchütternde Begebenheit. Die prophetiſche Wuth der Kaſ-

*) Eine metriſche Ueberſetzung dieſer Tragödie, woraus folgende Probe entlehnt iſt, lieferte von Halem im achten Stück des deutſchen Muſeums vom Jahr 1785. Nach ihm verdeutſchte dies Stück Herr Prediger Jeniſch 1786.

sandra ist ein Meisterstück der poetischen Zeichenkunst. Man zittert, wenn sie an der Schwelle des Pallastes steht, und im Taumel der Begeisterung die zerfleischten Kinder des Thyestes und die Gräuel der Pelopiden zu sehen wähnt. Selbst der räthselhafte Ton, worin sie den Tod des Agamemnon weissagt, verräth eine sehr erschütterte Phantasie und ist im höchsten Grade feierlich. Die Chöre sind voll erhabener Gedanken von den Strafen der Götter, von der Gerechtigkeit und von der ehelichen Treue. *) Ein Theil der Unterredung der Kassandra mit dem Chor über den Tod des Agamemnon diene zur Probe von dem Geist und der Manier des Dichters!

Kassandra.

Den Tod des Agamemnon wirst du schaun!

Chor.

Halt ein, Elende, mit dem Unglückswort!

Kassandra.

Da ist kein Gott, der dieses Unglück heilt.

Chor.

Geschehnes nicht; doch möcht' es nie geschehn!

Kassandra.

Du flehst umsonst. Indessen morden sie!

Chor.

Und welcher Mann verübt die Schandthat? Sprich!

Kassandra.

Sehr wichst du ab vom Sinn der Weissagung.

*) M. s. Clodius Versuch aus der Litteratur und Moral I. S. 67. Wie sehr der Chor beim Aeschylos in die Handlung verflochten ist, wie er an allem den innigsten Antheil nimmt, wie er deshalb beständig auf der Bühne bleibt, zeigt diese Probe. In der Folge wurden ihm von Sophokles engere Schranken gesetzt, so dass ihn der Zuschauer nicht immer vor Augen hatte.

Chor.

Obhandener Verrath fiel mir nicht ein.

Kassandra.

Ich rede doch, so denk' ich, Griechensprache?

Chor.

Und spräch' Apollon selbst, ich fasst' es nicht.

Kassandra.

Ihr Götter, welche Glut ergreift mich! Ha!
Erbarmen, Gott Apollon! weh mir, weh!
Die zweigebeinte Löwin, die, so lang
Der edle Leu abwesend war, sich mit
Dem Wolf vermischte, will mich Arme morden!
Mein Tod nur wird des Zornes Sühne sein!
Denn ihrem Mann, der mich hieher geführt,
Vergilt sie es mit Mord, und rühmt sich des,
Indem sie wider ihn das Eisen schärft —
Was schlepp' ich mich noch mit dem Tand? Hinweg
Mit diesem Kranz, mit diesem Seherstab!
Vernichtet seid, bevor ich sterb'! Hinweg!
Vergelten will ich, was ihr mir gethan!
Bereichert nun, statt mich, ein ander Weib!

(Das Sehergewand entfällt ihr plötzlich.)

Sieh da, Apollon selbst entreisst mir das
Wahrsagerkleid. — Apoll! oft sahst du mich
Mit meinen Freunden, selbst in diesem Schmuck
Der Feinde Spott, so ungerecht er war;
Jedoch ertrug ich, unstät in der Welt,
Umirrend, Mangel, Elend, Hunger — Ach!
Nun treibt der Seher selbst, sie zu verderben,
Die Seherin in diese Todesnoth!
Statt Vateraltars blieb mir nur ein Blick,
Der einst, wenn ich ein Opfer falle, warm

Von meinem Blute wird. Doch werden wir
Nicht ungeehret von den Göttern sterben.
Ein Andrer kommt den Mord zu ahnden, er
Der Muttermörder, Vaterrächer kommt,
Der fern' itzt noch, ein Fremdling, irrt. Er kommt,
Der Freunde Trübsal zu vollenden! — Bald
Führt des gefallnen Vaters Tod ihn her —
Was seufz' ich denn hier vor dem Hause? Sah
Ich Ilion nicht fallen, wie es fiel?
Nicht fallen sie, die drinnen waren? So
Wollt' es der Götter Schluss! — Und leiden will
Auch ich den Tod. Indess beschwör' ich euch,
Des Hades Pforten! mit dem gröſsten Eid
Der Götter, gebt, ich flehe, gebt mir bald
Den Todesstreich, dass ohne Kampf, dass leicht
Mein Leben mit dem Blut entrinnt, und sich
Das Auge schliesst.

Chor.

O Weib, vor allen elend,
Vor allen weise! lange sprachest du!
Doch, war dein Tod dir schon vorher bekannt,
Was kamst du denn so unerschrocken, wie
Ein gottgetriebner Stier, her zum Altar?

Kassnadra.

Nun ist in Zögerung nur Heil für mich.

Chor.

Der Letzte freilich hat schon viel gewonnen.

Kassandra.

Gering ist mein Gewinnst, mein Tag ist da.

Chor.

Dein fester Sinn giebt dir zum Dulden Kraft.

Kassandra.

Wohl, wohl dem Menschen, der mit Ehren stirbt!

Chor.

Das hören wohl nicht gern die Glücklichen!

Kassandra.

Weh Vater dir! weh deinen edlen Kindern!

Chor.

Wie wird dir, sprich! was treibt für Furcht dich an?

Kassandra.

Weh, weh!

Chor.

Was schauderst du, und windest dich hinweg?

Kassandra.

Dem Haus' entwallet Duft von Blut und Mord.

Chor.

Wie könnte der vom innern Opfer wehn?

Kassandra.

Ach! ein Geruch, wie er aus Gräbern steigt!

Chor.

Dann sind es, traun! nicht Düfte Syriens.

Kassandra.

Tret' ich in's Haus, dann klag' ich meinen — ach!
Und Agamemnon's Tod! Nun wohl! genug
Hab' ich gelebt! Ich zitterte nicht scheu
Wie Vögel um's Gesträuch. Das zeugt mir, wenn
Ich nicht mehr bin, wenn auch das Weib durch Tod
Abbüſste meinen Tod, und wenn der Mann
Gefallen ist zu jenes Sühne, der
Des Weibes Opfer ward! Der Sterbenden
Ist wohl dabei, wie bei dem Gastgeschenk
Dem Gaste ist.

Chor.

Unglückliche, wer klagt
Nicht dein, von Gott verkündetes, Geschick!

Kassandra.

Gern spräch' ich noch das letzte Wort, die letzte
Der Klagen über mich. Ich flehe dich,
Da ich zuletzt dich schau', o Sonne! dich
Um Rache wider meine Feinde, die
So leichten Siegs die Sklavin tödteten!
Was ist des Menschen Thun? Ist's glücklich auch,
Leicht trübt's ein jeder Schatten. Unglück gar
Tilgt, wie ein nasser Schwamm, das ganze Bild.
Und wohl hab' ich — ach! — dies zu klagen Recht.

25.

Sophokles's Tragödien. Ajas der Geisselträger und Elektra.

Sophokles erhob die griechische Tragödie zum höchsten Gipfel der Vollendung. Von den hundert und zwanzig bis dreissig Stücken, die er verfertigt haben soll, sind nur sechse der zerstörenden Zeit entgangen. Diese aber gehörten unstreitig zu den schönsten und vollkommensten Schöpfungen seines dichterischen Geistes. War der Chor in den Trauerspielen des Aeschylos, anstatt sich mit dem blossen Gesange zu begnügen, überall herrschend, so ward er von Sophokles in die gehörigen Gränzen verwiesen. War der Dialog des ersteren einförmiger, steifer und seltener, so ist er bei dem letzteren geschmeidiger, mannigfaltiger, häufiger.

*) Die Namen der verloren gegangenen Tragödien des Aeschylos sehe man im ersten Bande von Fabricius griechischer Bibliothek.

Kannte Aeschylos die Kunst noch nicht, eine Handlung zu verwickeln und aufzulösen, und waren deshalb seine Plane einfach, so ist, bei aller Einfachheit, die Handlung des Sophokles doch weit zusammengesetzter, lebhafter und interessanter. Zwar haben auch die Charaktere des letzteren heroische Gröſse, allein dabei sind sie weit menschlicher und natürlicher. In der Kunst endlich Leidenschaften zu behandeln, zu erregen und bis zur innigsten Bewegung der Seele fortzuleiten, war Sophokles unter allen griechischen Tragikern am glücklichsten. „Die Rede seiner Personen ist die Sprache der hohen Leidenschaft; niemals entartend in Schwulst und Unnatur. In den Chören läſst er seinem Genius freien Flug: in welche Höhen heben ihn nicht dann seine Fittige! Doch diese Flüge sind beständig mit dem Inhalte auf das genaueste verbunden. Ihr Flügelschlag hält immer den Ton, zu dem uns die Wechselreden gestimmt hatten.“ *) Das erste Trauerspiel des Sophokles ist Ajas der Geiſselträger, oder der Wüthende. Nach Troja's Falle stritten Odysseus und Ajas um die Waffen des Achilleus. Odysseus siegte, durch seine Gabe zu überreden, über die Tapferkeit seines Gegners und erhielt die Waffen. Diese Demüthigung machte auf Ajas einen so schrecklichen Eindruck, daſs er seinen Verstand verlor. Von der Zeit an waren alle griechische Helden der Gegenstand seines Ingrimms. Von seiner Raserei geblendet, sah er Heerden für Krieger an. Vorzüglich wüthete er gegen einen Bock, den er für den Odysseus hielt. Endlich ward er seines Verstandes wieder mächtig: allein sein Verdruſs über die verfehlte Rache ward so groſs, daſs er sich selbst das Leben raubte. Das Ganze dieses Drama's ist mit vieler Kunst und Einsicht bearbeitet. Der stolze Charakter

*) M. s. des Grafen zu Stollberg Vorrede zu seiner Uebersetzung des Sophokles.

des Ajas enthält den Samen zu allen den ſchrecklichen Entwickelungen, die das Herz des Leſers erſchüttern. Er iſt von der Hand eines Meiſters entworfen und durchgeführt. Sehr kontraſtirend iſt die ſanfte Güte der unglücklichen Tekmeſſa, die ſelbſt das fühlloſeſte Herz zum Mitleid ſtimmt. „Doch keine Situation iſt rührender, als die von Ajas, Tekmeſſa und Euryſakes. Eine zärtliche Gattin, welche durch die ſanfteſten Vorſtellungen und Thränen das unerbittliche Herz eines verzweifelnden Mannes beſtreitet, ein unſchuldiges Kind, das die Gefahr noch nicht kennt, ein Vater, der in dem Augenblicke, da er ſich zum Tode beſtimmt, ſeinen Sohn zum künftigen Helden und Rächer ſeines Schimpfes weiht, und, von den weiblichen Klagen einer Geliebten beſtürmt, wider ſeinen Willen die Gewalt der väterlichen Liebe empfindet: alles dieſes bereitet uns zu der furchtbaren Entwickelung und zu der grausvollen Scene des Selbſtmordes, worin wir die ganze Stärke des Dichters erkennen.“ Ueberall ſind treffliche Bemerkungen über die Folgen des Stolzes, über die Verachtung der Götter, über die Tugend, über die weibliche Treue und über die Pflichten eines Vaters eingewebt. — Der Stoff der Elektra iſt derſelbe, welcher den Choephoren des Aeſchylos zu Grunde liegt. Auch Euripides behandelte denſelben Gegenſtand. Unter allen dreien aber hat Sophokles den Preis davon getragen. Er wuſste die Handlung am beſten zu vertheilen, zu motiviren und das wahre Tragiſche und Leidenſchaftliche derſelben auf das wirkſamſte zu benutzen. *) Agamemnon war bereits durch die Bosheit ſeiner Gattin und des Aegiſthos gefallen. Alles, was nun Elektra, die edelmüthige Tochter des ermordeten Helden, zu thun vermochte, war, daſs ſie ihren Bruder, den jun-

*) M. ſ. Eſchenburg's Beiſpielſammlung, VII, 385. Clodius Verſuch aus der Litteratur und Moral, I. S. 74.

gen Orestes, zum dereinstigen Rächer ihres Vaters, zu erhalten suchte. Erst nach Verlauf von zwanzig Jahren erscheint Orestes auf einmal und straft den Frevel seiner Mutter und des Aegisthos mit dem Tode. Die Schönheiten dieses Trauerspiels sind eben so groſs und mannigfaltig. Der Charakter der Elektra hat nicht weniger Interesse, als moralische Güte. Sie konspirirt, wie im Aeschylos, wider ihre Mutter. Die Handlung ist äuſserst grausvoll. Man schaudert, wenn der wüthende Orestes mit blutiger Hand vor der ermordeten Mutter da steht, wenn Aegisthos die Hülle von dem Leichnam wegnimmt und da die entseelte Klytemnestra findet, wo er den Orestes suchte. Gleich der erste Monolog an die aufgehende Sonne stellt Elektra, als die würdige Tochter des Agamemnon, dar, und die Anrufung der todten Natur ist so pathetisch, als die Aufforderung an die Erinnyen, den Schimpf ihres Hauses zu rächen. Rührend ist die Schilderung, die Elektra von den Gräueln ihrer Familie und ihrem eigenen Elend mit den lebhaftesten Farben entwirft. Sie beweint die Trostlosigkeit ihres einsamen Standes, sie bejammert es als Erniedrigung, daſs sie nicht den süſsen Namen Mutter hören soll. Die Vorwürfe der Elektra gegen ihre Mutter, ihr Betragen bei der ersten Nachricht von dem Tode ihres Bruders und ihr Benehmen gegen die Chrysostemis sind Meisterzüge. Allein in keiner Stelle zeigt sich ihr weiches Herz, zeigt sich ihre Liebe zum Orestes doch mehr, als in der trefflichen und groſsen Scene, wo sie auf die Urne, welche die Asche desselben enthalten soll, herabweint. Orestes erscheint zu Anfange des vierten Aufzugs mit dem Pylades auf der Bühne, wendet sich an den Chor, und fragt nach dem Palast des Aegisthos. Man verweist ihn an Elektra, die mit zugegen ist. Er spiegelt ihr vor, daſs er die Urne mit der Asche des Orestes bringe. Traurig empfängt Elektra die

die Urne, und bricht, indem sie dieselbe anredet, in die bittersten Klagen aus. Diese Klagen verrathen dem Orestes, dass er Elektra vor sich sehe. Plötzlich ruft er daher aus: *)

Orestes.

Was sag' ich? Meiner Rede kann ich nicht
Gebieten, und die Zung' hemm' ich umsonst!

Elektra.

Was schmerzt dich, und was ist es, das du sprichst?

Orestes.

Seh ich Elektra's herrliche Gestalt?

Elektra.

Elektra ist es, doch von Gram entstellt.

Orestes.

Die Arme, welches Jammerloos ihr fiel!

Elektra.

Warum bejammerst du, o Fremdling! mich?

Orestes.

Wie unverdient, wie schuldlos litt sie nicht!

Elektra.

Ich, keine andre, bin's, die er beklagt!

Orestes.

Die Gattenlose, Unglückselige!

Elektra.

Was schauest du mich an? Was seufzest du?

Orestes.

Wie wenig war mein Elend mir bekannt!

Elektra.

Hast du aus meinen Worten mehr gelernt?

*) Diese Uebersetzung ist vom Grafen zu Stollberg, I. S. 82.

Orestes.

Von vielem Schmerz belastet seh' ich dich.

Elektra.

Doch sahst du wenig meiner Leiden nur.

Orestes.

Ach! wer vermöchte grössere zu schaun?

Elektra.

Der Mörder Hausgenossin muss ich seyn.

Orestes.

Und wessen? Welches Unglück hüllst du auf?

Elektra.

Ach! meines Vaters! — Ihre Magd bin ich!

Orestes.

Und wer ist's, der dir diesen Zwang gebeut?

Elektra.

Sie nennt sich Mutter, ach! und ist es nicht.

Orestes.

Durch Uebermacht der Hand, durch Darbenoth?

Elektra.

Durch Darben, durch Gewalt und viele Qual.

Orestes.

Ist denn kein Helfer da, der's ihr verbeut?

Elektra.

Der Eine, der mir war, ist dieser Staub.

Orestes.

Unglückliche, wie rührtest du mich gleich!

Elektra.

Du bist der Erste, den mein Leiden kränkt.

Orestes.

Ich bin der Erste, der sich dein erbarmt.

Elektra.

Kommst du durch's Band des Bluts mit uns vereint?

Orestes.

Wüsst' ich, ob jene Weiber treu dir sind!

Elektra.

O rede! liebend sind sie und mir treu.

Orestes.

Lass du, so sag' ich dir, die Urne ruhn.

Elektra.

O, bei den Göttern! wolle du nicht das!

Orestes.

Was ich dir sage, thu, so fehlst du nicht.

Elektra.

Bei deiner Wange, die ich flehend dir
Berühre, raube mir mein Liebstes nicht!

Orestes.

Ich lass' es nimmermehr geschehn.

Elektra.

Orestes, ach!
Wenn deine Asche mir entrissen wird!

Orestes.

Verzweifle nicht; du seufzest nicht mit Recht.

Elektra.

Beseufz' ich meinen Bruder nicht mit Recht?

Orestes.

Dir ziemen nicht die Worte, die du sagst.

Elektra.

Bin ich des Todten denn so wenig werth?

Orestes.

Sein bist du werth; doch dieser Schmerz nicht dein.

Elektra.

Und, was ich trag', ist doch Orestes Lieb?

Orestes.

Das ist Orestes nicht, nur Täuschung ist's.

Elektra.

Ach! wo ist denn des Unglückselgen Gruft?

Orestes.

An keinem Ort. Wer lebt, hat keine Gruft!

Elektra.

Was sagst du, Jüngling?

Orestes.

Nur was Wahrheit ist!

Elektra.

Lebt denn Orestes?

Orestes.

Lebensvoll wie ich!

Elektra.

Bist du's wohl selbst?

Orestes.

Schau diese Siegel an!
Das Denkmal unsers Vaters, zweifle nicht!

Elektra.

O schönster Tag!

Orestes.

Auch mir der schönste Tag!

Elektra.

Ach! deine Stimme!

Orestes.

Hier erschallt sie nur!

Elektra.

In meinen Armen!

Orestes.

Ewig, Schwester, so!

Elektra.

Geliebte Weiber unsrer Stadt, o seht,
Orestes, dessen Tod nur Täuschung war,

Und dessen Leben uns die List erhielt.

Chor.

Wir sehn ihn, Tochter, und es rinnt für ihn
Der Wonne Thrän' auf unsre Wang' herab.

Das ganze Trauerspiel ist ein treffendes Gemälde von den mannigfaltigen Sitten der Menschen. Aegisthos erscheint als der verworfenste Frevler, Klytemnestra als Mörderin mit allen den Farben gezeichnet, die das abscheulichste Verbrechen darzustellen im Stande sind. Elektra dagegen, der Lieblingscharakter des Dichters, glänzt in dem hellesten Lichte der Unschuld und Tugend. *)

26.

Antigone, Oedipus der König und Oedipus in Kolonos.

Gleich liebenswürdig, als Elektra, ist die Thebanische Antigone. Nach dem Tode ihrer im Zweikampf gebliebenen Brüder, des Eteokles und Polynikes, übernahm ihr Oheim, Kreon, die Regierung von Theben. Gleich Anfangs untersagte er die Beerdigung des Polynikes. Wer ihn gleichwohl zur Erde bestattete, solle lebendig begraben werden. Antigone, die gute, zärtliche Antigone übertrat das Gebot, und ward dadurch ein Opfer ihrer schwesterlichen Liebe. Ismene, ihre Schwester, hatte sich Anfangs geweigert, an der Beerdigung ihres Bruders Theil zu nehmen. Jetzt aber, da sie sah, welch ein Loos ihrer Schwester warte, erklärte sie sich für Antigone's Mitschuldige. Umsonst verwendet sich Hämos, der Sohn des Kreon, für die Letztere, das Urtheil wird vollzo-

*) M. C. Clodius's Versuche aus der Litt. und Moral, I. S. 78

gen. Dafür aber findet Kreon seinen Sohn am Grabe der Antigone im Begriff, sich das Leben zu nehmen. Ja, er vollführt seinen Vorsatz, nachdem er vergeblich seinen Vater zu tödten versucht hat. Auch diese Tragödie gehört mit zu den trefflichsten Stücken des griechischen Alterthums. Antigone wagt es mit Gefahr ihres Lebens, den Befehl des Tyrannen zu übertreten, und dem Schatten ihres Bruders durch das Begräbniss zur Ruhe zu verhelfen. Da sie ihre Schwester nicht dahin bringen kann, an der kühnen That Antheil zu nehmen, so führt sie ihren grossen und kühnen Plan selbst aus. Dafür aber hält sie die vorher muthlose Ismene nach entdeckter That auch nicht für würdig, als Theilnehmerin zu erscheinen. Vor den Tyrannen geführt, äussert sie die edelsten Empfindungen und eine unerschütterliche Entschlossenheit, die sich ganz auf ihre Unschuld und die Hoheit ihrer Seele gründet, und womit sie selbst ihr Todesurtheil fordert. Im Hämos zeigt sich uns der erste Liebhaber der tragischen Bühne der Griechen. Der Ton, worin derselbe mit seinem Vater spricht, verräth den Streit zwischen der einem Vater schuldigen Ehrfurcht, und der Gerechtigkeit und Liebe. Endlich reisst ihn die Glut der Leidenschaft bis zu den heftigsten Erklärungen fort. Voll von einer weichen Sanftmuth, zugleich aber auch von mehr als heroischer Grösse ist der Monolog, wo sich Antigone zum Tode vorbereitet, mit innigstem Schmerzgefühl auf die Freuden der ehelichen Liebe Verzicht thut, und ihr Grab zum Brautbette einweiht. Doch bei aller eigenthümlichen Schönheit wird das Stück doch bei weitem von dem folgenden, dem König Oedipus, an Vollendung übertroffen. Die Pest wüthet auf's schrecklichste in Theben. Das Volk liegt in feierlichen Chören an den Altären der Götter und flehet um Hülfe. Oedipus tröstet es durch die Verheissung eines Orakels. Ein Ver-

wandter des Königs, Kreon, kommt eben vom Apollon zurück und sagt: der Gott habe befohlen, einen Verbrecher aus Theben zu entfernen, auf dem der Fluch der Unsterblichen ruhe, und der den vorigen König Lajos getödtet habe. Nur wenn dies geschehen sei, werde die Pest verschwinden. Sogleich wird nun der Seher Tiresias herbeigefordert, um den Orakelspruch zu deuten. Der Seher weigert sich, und läſst dadurch etwas Auſserordentliches ahnen. Durch seine Vorwürfe fällt ein Schatten von Verdacht auf den König. Ja, Oedipus wird als Mörder genannt, und ihm sein Schicksal vorher verkündigt. Allein der liebenswürdige Charakter des Oedipus läſst so etwas nicht glauben. Der König wüthet daher gegen den Seher. Sein Herz spricht ihn von dem Verbrechen frei: er wirft einen Verdacht auf den Kreon und hält ihn für einen Verräther. Kreon, von diesem Verdacht beleidigt, sucht ihn in einem Dialoge, worin er alle menschliche Gröſse, ja selbst den königlichen Purpur verachtet, von sich abzulehnen. Allein alle seine Mühe, seine Unschuld darzuthun, ist vergebens. Oedipus verkündigt ihm den Tod, oder die Verbannung. Nur die Ankunft der Königin J o k a s t e unterbricht den Hader der beiden Prinzen. Um den König von dem Leeren prophetischer Aussprüche zu überzeugen, erzählt ihm Jokaste ein Orakel von dem Lajos. Lajos, sagt sie, sollte nach dem Orakelspruch von seinem Sohne getödtet werden. Ich gab daher meinen Sohn hinweg und setzte ihn aus auf das Gebirge. Nicht mein Sohn daher, sondern herumschweifende Räuber ermordeten ihn an einem Scheidewege. Dies ist der erste tödtliche Streich, den der König empfängt. Er wird von einer Betäubung ergriffen: seine Augen verdunkeln sich, die Bestimmung des Orts, der Zeit, der Gestalt erweckt in ihm das Andenken an ein jugendliches Vergehen, und zeigt ihm

die Möglichkeit, dafs er der Mörder des Lajos seyn könne Er erzählt der Königin sein Schicksal. Ich floh, sagt er, von meinem Vater Polybus aus Korinth durch einen heimlichen Verdacht, als wäre ich nicht sein rechtmäfsiger Sohn, beleidigt, und geschreckt von dem Orakel, ich würde meinen Vater tödten und mich mit meiner Mutter vermählen. Unterwegs stiefs ich in der Gegend, die du mir nennst, auf das Gefolge eines ehrwürdigen Greises. Es erhob sich zwischen uns ein Streit über den Weg, und mein Eifer vermochte mich, den Alten zu tödten. Vielleicht ist dies der Mord, weshalb der Zorn der Götter auf mir lastet. Ich Unglücklicher, was soll ich nun beginnen? Soll ich nach Korinth zurückkehren, um daselbst der Mörder meines Vaters zu werden? Wenn Lajos von einem Menschen, und nicht von vielen getödtet wurde, so bin ich der Mörder.“ Während des nähert sich ein Bote von Korinth und hinterbringt dem Oedipus den natürlichen Tod seines vermeinten Vaters. Jetzt durchbricht ein Stral von Hoffnung das von Sorgen umnachtete Herz des unglücklichen Königs, um bald dem schrecklichsten Sturme Platz zu machen. Oedipus schlägt die Krone von Korinth aus, um nicht in Gefahr zu kommen, seine Mutter zu heirathen. Um ihm diese Furcht zu benehmen, erzählt ihm der Korinther ganz treuherzig, dafs er nicht der wahre Sohn des Polybus, sondern ein Kind sei, das man in dem Gebiet des Lajos ausgesetzt habe. Immer näher kommt nun die schwarze Wolke, die für Oedipus Verderben im Schoose trägt. Jokaste, durch diese Nachricht betäubt, geht ab: der Zuschauer erräth ihre Verzweiflung. *) Die Verwirrung steigt immer mehr,

*) Sehr weislich entfernt der Dichter die schrecklichsten Scenen von den Augen der Zuschauer, und handelt hierin klüger und einsichtvoller, als viele neuere Schauspieldichter, die im Angesicht der Zuschauer morden und verstümmeln lassen.

bis endlich der Sklav herbeikommt, der von Oedipus's Schicksalen in seiner Jugend unterrichtet ist. Vergeblich weigert er sich, die furchtbare Wahrheit zu entdecken. Der König denkt groß und edel genug, um selbst mit Gefahr der Verbannung seine Abkunft kennen zu lernen. Plötzlich sieht er sich nun als den Mörder seines Vaters, als den Gatten seiner Mutter, als den Bruder seiner Kinder. Trostlos nimmt er jetzt vom Licht der Sonne in einer feierlichen Anrede Abschied, stürzt sich dann in sein Zimmer, findet die getödtete Jokaste, reißst sich verzweifelnd die Augen aus, und kommt, von den Qualen des Gewissens geängstigt, auf die Bühne zurück. Herzerschütternd ist hierauf sein Anruf an die ewige Finsterniss, der er sich selbst geweiht hat, schrecklich die Erinnerung an die grausvollen Auftritte seines Lebens, rührend die zärtliche Sorgfalt für seine Kinder, die er Kreon's Obhut anempfiehlt. Unter allen Scenen dieser ganz auf die Erregung starker Leidenschaften berechneten Tragödie aber wirkt die Anrede des Oedipus an seine Tochter vorzüglich auf die Empfindung. Man denke sich einen Vater, von der Angst des Gewissens und der gräßlichen Blutschande gedrängt, in Thränen zerfließsend, einen Verbannten in seinem eignen Reiche, noch blutend von den selbstgeschlagenen Wunden und einer ewigen Finsterniss preisgegeben. Er erkennt seine Kinder an dem Hauche ihres Odems und an dem Reize ihrer Stimme, und fühlt bei ihrer Annäherung die Schrecken seines Verbrechens noch einmal. Doch man höre den Dichter selber. *)

Oedipus. (zu Kreon)

Sei mir gesegnet, Fürst! Dich leite glücklicher,
Als mich, der Gottheit Hand auf diesen Pfaden fort!

*) Die folgende sehr schöne, wiewohl etwas freie Uebersetzung ist vom Herrn Professor Manso. Auch Goldhagen hat dieses Stück metrisch übersetzt.

(zu seinen Töchtern)

Kommt, meine Töchter, kommt! Warum verweilt ihr? Kommt,
Ich harre sehnsuchtvoll — in eures — Bruders Arm!
Berührt des Vaters Hand, die diesen Quell des Lichts,
Dies Auge mir entriss, mich blind, mich elend schuf!
Unwissend naht' ich, ach! mich meiner Mutter, ward
Ihr Gatte — Kinder, ihr seid — dieser Liebe Frucht.
Strömt, Thränen, strömt! Nur dies ist meinem Auge noch
Vergönnt. Sie strömen schon. Das Bild des tiefsten Harms,
Der stündlich eurer harrt, dies Bild ruft sie hervor.
O wehe! nicht ein Fest, nicht ein Gesellschaftskreis,
Wird künftig euch erfreun, Schmerz euch vom Mahl zurück
Begleiten, euer Trank gemischt mit Thränen seyn.
Und führt der Zeiten Lauf euch Hymens Freuden zu,
Wer wird auf seinen Sohn muthwillig eine Last
Von Schande häufen, wer mit meiner Mutter Schmach,
Und eures Vaters Schuld sich gern befreunden? Wer?
Grausames, schwarzes Loos! Der euch das Leben gab,
Nahm's seinem Vater; er vereinte sich dem Weib,
Das ihn gebar, und rief, o Jammer! aus dem Schoos,
Der einst ihn selbst umfing, rief, Töchter! euch hervor.
So wird des Vaters Schimpf der Eure. Harret nicht
Auf eines Jünglings Hand! Ihr welket unvermählt,
Und sinket kinderlos und unbeweint in's Grab.

(zu Kreon)

Du, Sohn Menekeus's, du bist einzig noch ihr Schutz
Und Vater. Gieb, ich fleh's — wir Aeltern sind für sie,
Ach! beide nun dahin — gieb, Edler! dein Geschlecht
Nicht nackter Armuth, nicht schmachvollem Elend Preis!
Warum soll denn mein Loos auch Loos der Unschuld seyn?
O rette! Rettung heischt ihr zartes Alter, heischt
Ihr Schmerz, der keinen Freund, als dich, dich Einen, kennt.

Sei Freund, und sichre mir's mit treuer Rechte zu!
(zu seinen Töchtern)
Noch schläft so mancher Rath in meiner Brust; allein
Ihr Schwachen fasst ihn nicht. Eins fehlt von des Olymp's
Beherrschern, **mir** ein Grab, — ein frühes Grab — und **euch**
Ein Leben, dessen Glück nicht, wie das meine, stirbt!

Kreon.

Wende dich zur Burg! Wie lange
Klagst und stöhnst und weinst du schon!

Oedipus.

Harte Rede! doch ich folge!

Kreon.

Mir ist diese Härte Pflicht.

Oedipus.

Eins noch, Kreon! eins noch fleh' ich.

Kreon.

Sprich, ich hör' auch diesen Wunsch!

Oedipus.

Meine Wünsche sind Verbannung.

Kreon.

Vom Apoll empfängst du die.

Oedipus.

Folgt mir nicht der Hass der Götter?

Kreon.

Desto sichrer wünschest du.

Oedipus.

Glaubst du dies?

Kreon.

Mit leerer Hoffnung täuscht' ich meine Freunde nie.

Oedipus.

Nun so scheid' ich!

Kreon.

Deine Töchter harren nur des Lebewohls.

Oedipus.

Weh! mein Liebstes soll ich missen?

Kreon.

Hoff' und fordre nicht zu kühn!
Thron und Herrschaft, Ruhm und Freude
Raubte dir ein kühner Wunsch.

(Sie gehen ab.)

Der Chor.

Seht, o seht, ihr Bürger Thebens,
Euren König, euren Freund,
Ihn, der dunkle Räthsel löste,
Der ein Held und Weiser war,
Der des Schmeichlers süsse Töne,
Der der Hoheit Glanz bestand!
Welche Tiefen drohn dem Edlen?
Welche Wogen fassen ihn?
Harrt, Bewohner unsrer Erde,
Ruhig harrt des letzten Tags!
Segnet keinen eurer Brüder,
Bis das Glück ihn ungekränkt
Durch des Lebens Labyrinthe
Hin zu Charons Nachen bringt!

Der aus Theben verbannte Oedipus ruht bald darauf in Kolonos an dem Tempel der Eumeniden. Hier erinnert er sich des Orakelspruchs, der ihm den Tod auf dieser Stelle weissagte. Er fleht die Eumeniden um ein Asyl und die Athener um das Recht der Gastfreiheit an. Zugleich verspricht er dem Theseus, dass seine Asche, nach dem Ausspruch des Apollon, den Athenern einen glorreichen Schutz gegen die Theber

geben werde. Theseus verstattet dem blinden König hierauf die Wahl zwischen Athen und Kolonos. Oedipus wählt das Letztere, wird von Kreon, der das Orakel ablehnen will, verfolgt und seiner Kinder beraubt. Allein Theseus giebt ihm seine Kinder wieder und vertheidigt ihn gegen Kreon. Der Belagerer von Theben, der Sohn des Oedipus, wirft sich seinem Vater zu Füssen, allein sein Flehen ist Eigennutz, nicht Reue, daher giebt ihm der Vater den Fluch, und stirbt auf eine wunderbare Art, nachdem er seine Töchter in Athen gesegnet hat. Rührend ist die Unschuld, bezaubernd die Liebenswürdigkeit einer unglücklichen Tochter, die ihren Vater nicht verlassen will, die ihn in seiner Blindheit mit Sorgfalt und Zärtlichkeit leitet, die ihn mit einem Feuer der Beredtsamkeit gegen seine Feinde vertheidigt, das nur wahre, herzliche Empfindung entzünden kann. Der Chor bemerkt den von Antigone geführten blinden Greis, und ruft fragend aus:

Chor.

O wehe! warst du des Gesichtes
Von Kindheit an, Unglücklicher! beraubt.
Und bist es noch, da dich das Alter beugt!
Bring diese Flüche nur nicht auch auf uns!
Denn du durchwallst, durchwallst dies Land,
Den unnennbaren Hain, wo im beblümten Thal
Zum kleinen See sich Silberquellen sammlen,
O den, Unglücklicher, vermeide ja,
Entferne dich, entfleuch von ihm!
Noch weit sind wir von dannen jetzt.
Vernimmst du es, du armer Fremdling, nicht?
Wofern mein Wort nur etwas bei dir gilt,
So fleuch hinweg von diesem Ort,

Den nie ein Fuſs betreten darf,
Und rede dann, da wo es jedem ziemt.

Oedipus.

O Töchter! wie beklommen iſt mein Herz!
Was ſoll ich thun?

Antigone.

Den Bürgern darf man ſich
Nicht widerſetzen, Vater. Ohne Zwang
Muſs man ſich unterwerfen. Leg die Hand
Auf mich!

Oedipus.

Wohlan, ſo leite mich! Allein,
Ihr Fremden, daſs mir nicht Gewalt geſchieht!
Denn, im Vertraun zu euch, geh ich von hier.

Der Chor.

Nein, Alter! Niemand iſt, der mit Gewalt
Dich je von dieſem Orte führen ſoll!

Oedipus.

Soll ich noch weiter gehn?

Der Chor.

Ja, weiter noch!
Führ ihn noch weiter, Jungfrau! du verſtehſt's.

Antigone.

So folg, o Vater, mir, wohin ich dich
Mit ſchwachem Arme leit'. Ein Fremdling hier,
In dieſem Lande, das uns aufnimmt, ſei
Geneigt, zu haſſen, was man haſst, ſo wie
Zu ehren, was man ehrt!

Oedipus.

So führe mich
Denn hin, wo unbeſorgt, daſs wir das Heiligthum

Verletzen, uns zu reden freisteht, und
Zu hören. Wer kämpft auch wohl ohne Noth?

Nachdem Oedipus an dem bestimmten Orte angelangt ist, setzt er sich auf einen Felsen, wo ihn Antigone zärtlich besorgt in ihren Arm schliesst. Hierauf wiederholt der Chor seine Frage nach Oedipus Abkunft, und als er sie erfahren hat, ruft er aus: Hinweg, hinweg, entfernet euch von hier! Antigone beginnt erschrocken, dass man sich an ihrem Vater vergreifen möge, nun also:

Ihr Fremden, die ihr Schand' und Unrecht scheut,
Da dieser blinde Greis, mein Vater, nicht
Von euch geduldet werden soll, weil ihr
Den Ruf von seinen unverschuldeten
Verbrechen hörtet: o so lasst euch doch
Zum mindesten von mir, ihr Freunde, ach!
Von mir Unglücklichen erbitten. Habt,
Habt Mitleid doch mit mir, die ich für ihn,
Für meinen Vater fleh', und nicht wie er
Mit blinden Augen euch in's Antlitz schau'
Als eine, die von eurem Blute stammt!
Verschmähet den Elenden nicht. Auf euch
Ruht unsre Hoffnung, wie auf einem Gott!
Wohlan, schlagt mir die unerwartete
Wohlthat nicht ab! Bei allem, was du liebst,
Es sei ein Wort, ein Kind, ein Eigenthum,
Ein Gott, bei diesem allem fleh' ich dich.
Du wirst nicht einen Menschen sehen, der
Der Gottheit Antrieb widerstehen kann.

Der Chor.

Ja, glaube, Kind des Oedipus, uns rührt
Dein und sein trauriges Geschick. Allein

Wir ſcheun die Götter: darum können wir
Nichts anders ſagen, als, was ihr vernahmt.

Oedipus.

Was nützet all' das herrliche Gericht?
Was hilft der Ruhm, der ohne Grund von euch
Sich ausgebreitet, da man ſagt, Athen
Sei unter allen die gerechteſte,
Die frömmſte Stadt, wo jeder Fremde ſich
Allein gewiſſe Zuflucht, Hülf' und Schutz
Verſprechen könne? Denn, wo find ich dies?
Da ihr mich erſt aus meinem Zufluchtsort
Hervorlockt, dann vertreibt? Aus bloſsem Scheu
Vor meinem Namen, wahrlich nicht vor mir
Und meiner That. Denn, ach! was die betrifft,
So hab' ich mehr gelitten, als verübt;
Wenn ich von dem ja reden ſoll, was ich
An Vater und an Mutter ausgeübt,
Weshalb ihr mich verabſcheut, wie ich weiſs.
Wie kann, dem Willen nach, ich ſtrafbar ſeyn,
Da ich Beleidigungen nur vergalt?
Wär' es mit Vorſatz auch von mir geſchehn;
Auch dann wär' ich nicht ſtrafbar. Doch ich kam
Unwiſſend zu der That. Allein, die mich
In's Elend ſtürzten, thaten's mit Bedacht.
Drum bitt' ich um der Götter willen euch,
Ihr Fremden, ſchützt mich hier, da ihr mich erſt
Von dort hervorgezogen habt. Ihr ehrt
Die Götter? O, ſo macht euch gegen ſie
Nunmehr nicht der Verachtung ſchuldig! Glaubt,
Sie ſehen auf der Menſchen Redlichkeit,
Sehn auch auf den, der ſie verachtet. Nie
Entging ein Feind der Götter ihrem Arm.

So

So lade denn durch Ungerechtigkeit
Nicht ihren Zorn auf's glückliche Athen!
Du nahmst mich, da ich bat, in deinen Schutz:
Wohlan, so schütz und rette mich. Verschmäh
Nicht dieses missgestaltete Gesicht,
Das du an mir erblickst! Ich komm' hieher,
Als einer, der den Göttern heilig ist,
Und, aus Gehorsam gegen sie, der Stadt
Zum Heil. Kommt nur der Fürst, der hier regiert,
Dann soll er alles hören. Bis dahin
Bezeuge dich nicht grausam gegen mich!

Der Chor.

Wir müssen deine Gründe ehren, Greis:
Du sprichst mit Nachdruck. Wir begnügen uns
Mit der Entscheidung, die des Landes Fürst
Nun bald, wie sie auch seyn mag, geben wird. *)

27.

Die Trachinerinnen und Philoktetes.

Den Trachinerinnen des Sophokles liegt Herakles Tod zu Grunde. Ein vergiftetes Gewand, welches Dejanira ihrem Gatten zur Erneuerung seiner Liebe gab, war die Ursache dieses Todes. Die Scene ist zu Trachina, einer Stadt in Thessalien. Die jungen Bewohnerinnen derselben machen den Chor dieses Stücks aus, und geben zu seiner Benennung Anlass. Uebrigens hat diese Tragödie sehr viel Feuer und Leben, und ist mit vorzüglicher Kunst bearbeitet. Das Interesse wächst mit jeder Scene. Herakles wütet, als das Gift

*) M. s. Goldhagen's Uebersetzung von Sophokles Oedipus in Kolonos, in der deutschen Bibliothek der Wissenschaften von Klotz, sechster Band S. 494.

des Kleides in feinen Körper dringt, immer weiter um sich frifst, und bis in fein innerstes Mark hineinbrennt. Unter den entfetzlichften Schmerzen legt er fich felbft auf den dazu errichteten Holzftofs, läfst ihn anzünden, und geht fo wie ein Held zur Apotheofe über. So fchwarz auch Anfangs Dejanirens Herz erfcheint, fo föhnt man fich doch bald wieder mit ihrem Charakter aus: Nicht Bosheit ift die Urfache ihrer That, fondern Liebe. Herakles ift ihr ungetreu, fie wünfcht fich feiner Liebe von neuem zu verfichern, und wählt dazu ein Mittel, das ihr zu Erreichung diefer Abficht gegeben ift, und deffen fchreckliche Wirkung fie felbft nicht ahnet. Bei der Entdeckung, die ihr der Zufall von der wahren Natur des ihrem Gatten beigebrachten Giftes darbietet, geht fie daher von der Reue zur Verzweiflung über, und beftraft fich felber wegen eines Mordes, den fie nicht zur Abficht hatte. So wie wir aus diefem Grunde den mit den folterndften Schmerzen kämpfenden und doch nicht unterliegenden Herakles bewundern müffen, fo müffen wir mit einer Unglücklichen Mitleid haben, deren ganzes Verbrechen Leichtgläubigkeit und weibliche Schwäche war. *) — Nicht minder intereffant ift das letzte Trauerfpiel des Sophokles, Philoktetes. Diefer Gefährte des Herakles, der die furchtbaren Pfeile des wohlthätigen Abenteurers ererbt hatte, begleitete die Griechen auf ihrem Zuge vor Troja. Allein er ward unterwegs von einer Schlange geftochen, und die Wunde wurde fo fchrecklich, dafs fie ihm die heftigften Schmerzen verurfachte, und ihm unaufhörliche Seufzer auspresste. Das griechifche Heer wähnte ihn von der Hand der Götter gefchlagen. Odyffeus brachte ihn auf die Infel Lemnos, und liefs ihn dafelbft,

*) Sophoclis Trachinae, graece ex recenf. Brunkii edidit et perpetua annotatione illuftravit Höpfner, Lipfiae 1791.

als er eingeſchlafen war, allein zurück. Zehn Jahre verſtrichen nun dem unglücklichen Helden in dieſer Einſamkeit, wo der bitterſte Schmerz ſein einziger Gefährte, und der Gedanke, ſich an dem Treuloſen, der ihn hier allein zurück liefs, zu rächen, ſein ſüſseſter Troſt war. Unterdeſſen erfuhren die Griechen, daſs die Einnahme Troja s an Herakles's Waffen gebunden ſei; und daſs man jene Stadt ſo lange vergebens belagere, als man ſich der in Philoktetes's Beſitz befindlichen Pfeile nicht verſichert habe. Aus dieſem Grunde wurden Odyſſeus und Neoptolemos nach Lemnos geſandt, um den Philoktetes herbeizuführen. Wie ſie ihre Abſicht erreichten, muſs man bei'm Dichter ſelbſt leſen. Dies ganze Stück iſt von einem durchaus heroiſchen Geiſte beſeelt, aus dem alles Niedrige und Weichliche verbannt iſt. Nur Neoptolemos allein empfiehlt ſich durch eine reizende Unſchuld und liebenswürdige Offenherzigkeit. Rührend iſt die Zärtlichkeit, womit Philoktetes den Sohn ſeines Freundes Achilleus erkennt, und an ſeinem Buſen das von Schmerzen und Troſtloſigkeit verengte Herz eröffnet und ſein Elend ausweint. *)

28.

Euripides's Tragödien.

Hekate, Oreſtes, die Phönikierinnen.

Euripides war der Philoſoph auf der Bühne. Er hatte ſich in ſeiner Jugend ſehr eifrig mit dem Studium

*) Sophoclis Philoctetes: cum notis illuſtravit Fr. Gedike, Berolini 1781. Sophoclis Tragoediae in uſum ſcholarum ad exemplar Brunkianum, Halae 1790. — Sophokles Trauerſpiele überſetzt vom Grafen Chriſtian zu Stolberg, Leipzig 1787. 2 Bände — Nachticht von den verlornen Arbeiten des Dichters findet man in Fabricii Bibliotheca graeca II. S. 203. etc. Sophokles's Leben von Leſſing, Berlin 1790.

der Weltweisheit beschäftigt, daher konnte er nicht unterlassen, selbst seinen Trauerspielen allerlei moralische Grundsätze und Betrachtungen einzustreuen. Schwerlich wird es eine auf die Sittlichkeit einfliessende Maxime geben, wozu man nicht bei ihm eine poetische Parallelstelle fände. So wie ihm dieses die Aufmerksamkeit und Freundschaft des weisen Sokrates verschaffte, der fast nur seiner Stücke wegen die tragische Bühne besuchte, so macht' es ihn auf der andern Seite zum Gegenstande der Aristophanischen Satyre. Indessen vermehrte sich sein dichterischer Ruf doch immer mehr, und seine Talente für das Trauerspiel bildeten sich so glücklich aus, dafs er selbst mit dem Fürsten der griechischen Tragiker, mit dem Sophokles, wetteifern konnte, und, wenn er ihm auch nicht gleich kam, doch den ersten Platz nach ihm behauptete. Wenn ihn Aristoteles den tragischsten aller Tragiker nennt, so sah er, nach Lessing's Bemerkung, nicht darauf, dafs seine Stücke eine unglückliche Katastrophe hatten, sondern er ertheilte ihm in Hinsicht auf mehrere Eigenschaften diesen Charakter. *) Vorzüglich verstand Euripides die Kunst, seinen Zuschauern alle die Leiden, die seine Personen überraschen sollten, lange vorher zu zeigen, um jene schon dann mit Mitleiden zu erfüllen, wenn diejenigen, welche die unglücklichen Opfer derselben werden sollten, noch gar kein Mitleid zu verdienen wähnten. Und diese Kunst lernte er wahrscheinlich in dem gewifs äufserst bildenden Umgange mit Sokrates, dem er unstreitig die Kunst verdankte, die Menschen kennen zu lernen, auf unsre Empfindungen aufzumerken, in allen Stücken die ebensten und kürzesten Wege der Natur

*) M. f. Hamburger Dramaturgie St. 49. Uebrigens stammte Euripides aus Salamis und lebte von der 75sten bis zur 93sten Olymp. (geboren 480 vor Christus.) Er war ein Schüler des Philosophen Anaxagoras.

auszuforschen und zu lieben, und jedes Ding nach seiner Absicht zu beurtheilen. „In den Entwürfen seiner Trauerspiele,“ sagt ein Kritiker von Einsicht und Geschmack, „in ihrer Vertheilung und Ausspürung zeigt Euripides weniger Kunst, als Sophokles; aber selbst seine anscheinende Sorglosigkeit, seine unbefangene Befolgung des Ganges der Natur hat einen eigenthümlichen Reiz, wodurch die Wirkung seiner Stücke gewinnt. Im Ausdrucke leidenschaftlicher Empfindungen, besonders derer von der sanfteren und rührenderen Art, ist dieser Dichter ungemein glücklich und überaus fruchtbar in der Erfindung und Benutzung wahrer tragischer Situationen. Diese haben viel Mannigfaltigkeit und Verwickelung. Seine Schreibart hat einen leichten einfachen Charakter, und hebt sich selten bis zum Grossen und Kühnen. Dafür aber haben seine Verse sehr viel Wohlklang, und verstärken dadurch den Eindruck auf Herz und Gedächtniss. *) Man sieht es ihnen nicht an, dass sie dem Dichter Mühe kosteten, so leicht und fliessend sind sie. Unglücklich dagegen ist der Einfall des Euripides, den Stoff seiner Trauerspiele in einem langen, mit dem Stücke fast gar nicht in Verbindung stehenden, Prologe vortragen zu lassen. In Aeschylos's und Sophokles's Tragödien wird der Stoff sogleich von den ersten Auftritten an durch die Kunst in's Licht gesetzt. Noch fehlerhafter ist es, wenn so gar in einigen Prologen unsers Dichters, gleichsam um mit Fleiss die Theilnahme zu schwächen, die meisten Begebenheiten im voraus erzählt werden, die den Zuschauer in Erstaunen setzen sollen. Allein durch diese Mängel werden seine poetischen Schönheiten nicht verdunkelt, sondern seine Stücke gleichen einem reizenden Gesichte, dessen Zauber durch einige Pockengrübchen nur noch mehr geho-

*) M. s. Hr. Hofrath Eschenburg's Beispielsammlung zur Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften VII. S. 396. 397.

ben wird. Von ſeinen vielen Trauerſpielen, deren an hundertundzwanzig gezählt werden, ſind nur noch achtzehn vollſtändig, eins unvollendet, und auſser dieſen ein ſatyriſches Drama übrig. — Herzerſchütternd iſt das Unglück der gefangenen und doppelt verwaiſten Hekabe. Nach Troja's Falle begaben ſich die Griechen nach dem thrakiſchen Cherſoneſos. Auch die Gattin des letzten Trojaniſchen Königs, Hekabe, ward mit den übrigen Sklavinnen hieher gebracht, um mit den Gefangenen vertheilt zu werden. Man ſtellt dem Achilleus eine Leichenfeier an. Der Schatten des Helden erſcheint bei dieſer Feier und verkündet ſeinen vormaligen Kampfgenoſſen, daſs die Aufopferung der Polyxena, der Tochter der unglücklichen Hekabe, das einzige Mittel ſei, glücklich weiter zu kommen. Man beſchlieſst ſie daher zu opfern, trotz der bitterſten Wehklagen der durch den meuchelmörderiſchen Tod ihres Sohnes, des Polydoros, noch troſtloſen Mutter. Dies zweifache Unglück der tiefgebeugten Hekabe, verbunden mit der Rache, die ſie am Polymeſtor, dem Mörder ihres Sohnes, nimmt, macht den Hauptinhalt dieſes Trauerſpiels aus. Unbegränzt iſt die Wuth, der ſich die erhitzte Königin wider den Tyrannen überläſst, der ihre letzte Stütze, ihre einzige Hoffnung, mörderiſch vernichtete. Die Grauſamkeit des Verbrechers mildert das Unerwartete und Schreckliche eines Zorns, der ſich auf die erſten Empfindungen der mütterlichen Liebe gründet. *) — Die Scene des Oreſtes ſpielt im Vorhofe des Palaſtes des Agamemnon zu Argos. Nach der Rache, die Oreſtes an ſeiner Mutter genommen hatte, wird er von den Erinnyen verfolgt, und verfällt in Raſerei. Die Argiver halten über den

*) Hekabe, ein Trauerſpiel des Euripides, überſetzt und mit Anmerkungen von Alxinger im deutſchen Merkur, Aprilſtück 1787. Clodius Verſuche aus der Moral und Litteratur, I, 90 f.

Unglücklichen Gericht und verdammen ihn. Vergeblich bittet er den herbeigekommenen Menelaos um Hülfe. Nicht weniger fruchtlos ist auch der mit dem Pylades gefasste Vorsatz, sich an jenem durch den Tod seiner Töchter, der Helena und Hermione, zu rächen. Endlich erscheint Apollon und erklärt, dass er die Erstere unter die Götter versetzt habe, und dass Orestes, von seiner Blutschuld entsündigt, sich mit der Letzteren vermählen und zu Argos herrschen solle. — Die Phönikierinnen sind gleichen Inhalts mit der Thebaide des Aeschylos, und mit den beiden Oedipen des Sophokles. Vergeblich ist Jokaste's Mühe, ihre erbitterten Söhne, den Polynikes, der zu Behauptung seiner Rechte vor Theben gekommen war, und den Eteokles mit einander zu vereinigen. Sie beginnen einen Zweikampf und werden beide das Opfer ihrer gegenseitigen Erbitterung. Die Nachricht davon ist der trostlosen Mutter so schrecklich, dass sie sich selbst ermordet. Nun besteigt Kreon den Thron, und versagt dem Leichnam des Polynikes die Beerdigung. Uebrigens wird dies Stück von dem Chor benannt, der aus Tyrischen, oder Phönikischen Frauen besteht. *)

29.

Medea, Hippolytos, Alkestis, Andromache.

Medea zeigt durch ihr Beispiel, was Eifersucht und die mit ihr verwandte Rache für schreckliche Auftritte herbeiführen könne. Es ist bekannt, wie sehr Jason, um das goldene Vliess zu erlangen, sich Medeens Hülfe bediente. Gleichwohl vergass er am Ende ihrer Dien-

*) Versuch einer deutschen Uebersetzung der drei ersten Aufzüge von des Euripides Phönicierinnen von Ostertag, Wezlar 1771. Ein Stück aus diesem Trauerspiel übers. von Schiller in dessen Thalia VIII. Leipzig 1789.

ſte, verbannte ſie ſamt den Kindern, die ſie von ihm hatte, und vermählte ſich mit Glauka, der Tochter des Königs von Korinth. Medea's Rache iſt der Inhalt dieſes Trauerſpiels. *) Von ihrem Gatten verachtet, den ſie zärtlich liebte, ermattet unter den lebhaften Vorſtellungen des erlittenen Schimpfes, heftet ſie ihre ſtarren Blicke auf die Erde, und verſchlieſst ihre Ohren gegen den Troſt ihrer Freunde. Endlich ergieſst ſie ſich in einen Strom von Thränen. Sie beweint ihren Vater, den ſie verrieth, ihr Vaterland, das ſie betrog, die Götter von Kolchis, denen ſie untreu wurde, und fordert den Himmel auf, ſie zu rächen. Neben ihr ſtehen zwei ſchuldloſe, mit allen Reizen einer blühenden Kindheit geſchmückte Pfänder ihrer einſt ſo glücklichen Liebe. Die troſtloſe Mutter vermag ihren Anblick nicht zu ertragen. Die in den Zügen der Unſchuld entdeckten Züge ihres Vaters erregen Abſcheu und Wut in ihrem Herzen. Finſter und grausvoll wölkt ſich ihre Stirn, ihr Blut ſtürmt in der gröſsten Empörung durch die zuckenden Adern, und es keimt ein furchtbarer Entſchluſs in ihrem Geiſte, den ſie jedoch eine Zeitlang mit ſichtbarer Mühe zu bekämpfen ſucht. Endlich aber vermag ſie den Zwang nicht mehr zu ertragen. Sie entdeckt ſich dem Chore, athmet Rache, und wählt zwiſchen Gift und Dolche. Nach den bitterſten Vorwürfen, womit ſie ihren treuloſen Gatten überſchüttet, geht ſie drohend ab, und beſchlieſst den Mord ihrer Nebenbuhlerin und ihrer Kinder. Zur beſſeren Ausführung ihres ſchrecklichen Plans erzwingt ſie eine ſanfte Ruhe und eine ſtille Heiterkeit gegen ihren Gatten und den König von Korinth. Hierdurch erwirbt ſie ſich die Erlaubniſs, noch einen Tag länger in Korinth zu verwei-

*) Medea, ein Trauerſpiel des Euripides, überſetzt von Alxinger in deſſen neueſten Gedichten, Wien 1794.

len, und nun zeigt sie sich in ihrem wahren Charakter. Die mütterliche Liebe, selbst von der tobendsten Leidenschaft nicht ganz erstickt, beginnt einen Kampf mit der, einem stolzen und beleidigten Charakter gemäfsen, Rache. Mit inniger Zärtlichkeit drückt sie Jason's Kinder an ihr klopfendes Mutterherz. Sie heftet ihren Mund auf ihre Lippen, und athmet den sanften Hauch der kleinen sorglosen Geschöpfe, die sie zärtlich umfassen. Bald aber erwacht ihr Zorn von neuem. Sie wütet, beschliefst, erbebt, wankt, beschliefst wieder. Ihr Stolz ist zu sehr gekränkt, das Andenken an ehemalige Verdienste zu sehr unter die Füfse getreten, als dafs sie sich beruhigen könnte. Der Strom der Leidenschaft reifst sie unwiderstehlich mit sich fort: sie kann nichts denken, nichts wünschen, nichts beschliefsen als — Rache. Der erste Schlag des furchtbaren Gewitters trift die Nebenbuhlerin. Ein mit Gift getränktes Gewand, das sie ihr sendet, soll unter den bittersten Schmerzen ihr Leben enden. Was sie hoffte, wird erfüllt. Die Nachricht davon durchströmt sie mit sichtbarer Freude: und doch wähnt sie noch nicht hinlanglich gerächt zu seyn. Auch Jason's Vaterherz mufs bluten! Sie ergreift den Dolch, sie zittert, sie tritt voll Schauder zurück. Endlich stürzt sie in den Palast, und die schrecklichste That, über welche der Menschenfreund gern den Schleier wirft, ist — ausgeführt. Doch wir verlassen diesen gräfslichen Charakter, um uns beim Bilde der Unschuld und der männlichen Tugend von unserm Schrecken zu erholen. *) Hippolytos, ein schöner Jüngling, in der Blühte seiner Jahre, härtet seinen Körper durch heroische Uebungen ab, und flieht nicht blos den verpestenden Arm der Wollust selbst, sondern sogar ihren Schatten. Daher versagt er der Göttin Aphrodite den Weihrauch, und huldigt nur der Gottheit, die seine ernsthafte Tugend

*) M. s. Clodius's Versuche I. S. 107.

unbefleckt bewahrt. Eine ſolche Verachtung konnte die Göttin der Liebe nicht verſchmerzen, ſie ſann daher auf Rache. In dieſer Abſicht flöſste ſie der Mutter des Hippolytos, Phädra, Liebe gegen den ſchönen Jüngling ein. Lang bekämpft Phädra die aufkeimende Leidenſchaft ihres Herzes: endlich aber verräth ſie ſich wider ihren Willen. Eine Vertraute derſelben muſs dem Jüngling ihre Neigung entdecken; allein er verwirft ihren Antrag, jedoch mit dem Verſprechen, ihn geheim zu halten. Phädra wird indeſſen über die Verſchmähung aufgebracht und ſchwört dem Hippolytos den Tod. Sie ſchreibt einen Brief, worin ſie ihm ſtrafbare Zumuthungen Schuld giebt, und ermordet ſich dann ſelber. Theſeus findet jene ſchriftliche Anklage in der ermordeten Phädra Aermen, wird dadurch getäuſcht und überläſst ſeinen Sohn der Rache des Poſeidon. Allein Artemis nimmt ſich des Unglücklichen an, und belehrt den Theſeus über den wahren Zuſammenhang der Sache. Aeuſserſt rührend iſt bei der von unerlaubter Liebe entbrannten Phädra die letzte Ueberwindung einer ſterbenden Schamhaftigkeit, äuſserſt rührend ſind die Wendungen, welche die Unglückliche nimmt, um ihr Geheimniſs in der Liebe gegen Hippolytos zu unterdrücken. Endlich arbeitet ſich das langzurückgehaltene Geſtändniſs der ſie verzehrenden Leidenſchaft aus ihrem blutenden Herze. Doch auch hier noch zeigt ſich die Würde, auch hier noch die Kraft der Unſchuld und Tugend. Selbſt in dem Augenblicke, wo ſie die Herrſchaft einer tadelhaften Neigung in ihrer Seele wahrnimmt, preiſt ſie noch die Pflicht der ehelichen Treue und der Schamhaftigkeit. Selbſt jetzt noch verabſcheut ſie den Gift des von vielen berühmten Frauen der Vorwelt ihr gegebenen verderblichen Beiſpiels. *) Das Leben mit allen ſeinen Freu-

*) Die Beiſpiele der Ariadne, Paſiphae und anderer wirken endlich

den steht ihrer Denkensart nach noch weit hinter der Ehre zurück, deren Grundlage die Tugend ist. Ihr Enthusiasmus für Recht und Pflicht entglüht so sehr, dass sie beschliesst, eher ihr Leben als ihre Unschuld aufzuopfern. Allein eine schwache Stunde — und das ganze schöne Gebäude, das ihre Vernunft erbaut hat, liegt über dem Haufen. Die gefällige Nachsicht einer Vertrauten, die von den Vorschriften abweicht und das Laster unter blendenden Masken zu verstecken weiss, trägt dazu das meiste bei. Schön und kraftvoll ist das Lied, welches der Chor nun auf die Gewalt der Liebe singt; doch noch schöner und stärker ist die Sprache der Unschuld und Tugend im Munde des Hippolytos, als die Vertraute der Phädra ihm das Geheimniss der Liebe kund thut. Der keusche Jüngling geräth bei der Entdeckung in Wuth und fordert Erd' und Himmel gegen Phädra auf. Vergeblich umschlingt die Verführerin sein Knie, und beschwört ihn um Mitleid gegen seine Freunde. Wer Verbrechen begeht, kann nicht sein Freund seyn, und wär' er auch noch so enge durch die Bande des Bluts mit ihm verbunden. Unglaublich bitter sind die nunmehr folgenden Aeusserungen des erzürnten Hippolytos über das weibliche Geschlecht, die dem Dichter auch den Namen des Weiberfeindes verdienten. Allein dadurch, dass der Jüngling zu sehr in das Kleine geht, sinkt er zum Komischen herunter. Phädra, von des Geliebten Hass belehrt, und der von ihr verletzten Ehre und Schamhaftigkeit eingedenk, fällt in Verzweiflung, fordert alle Blitze des Kroniden auf, ihre Verführerin zu zerschmettern, gebeut ihr aus ihrer Nähe hinwegzufliehen, und beschliesst zu sterben. Doch noch sterbend will sie an ihrem Sohne Rache

auf das weiche Herz der Phädra. Sie nennt den Hippolytos den Sohn einer Amazone, und sucht sich auf diese Art selbst zu täuschen.

üben, und ſie vollführt, was ſie ſich vornimmt. Theſeus, von dem ganzen Vorgange nichts ahnend, kehrt nach Hauſe zurück. Man öffnet ihm die Thore des Palaſtes, er ſieht den verhüllten Leichnam ſeiner Gattin, wirft ſich im höchſten Schmerzgefühl neben ihn, findet einen Brief in den Aermen der Entſeelten, öffnet und lieſt ihn. Schrecklich iſt die darin enthaltene Anklage wider den Hippolytos; der getäuſchte König verflucht ſeinen Sohn und weiht ihn der Rache des Poſeidon. Die Vorwürfe des Theſeus, das innige Gefühl der Unſchuld, womit ſich der beleidigte Jüngling vertheidigt, die rührende Beredtſamkeit, womit er das harte Herz des Vaters erweichen will, ſeine Thränen, ſeine Anrufung an Artemis, ſeine Verbannung ſind Meiſterſtücke von Kraft und Darſtellung. Nicht minder kräftig iſt das Gemälde vom Unglück des Hippolytos und von der Rache des Poſeidon, und im höchſten Grade rührend die Scene zwiſchen dem reuenden Vater und dem ſterbenden Sohne, womit ſich das Trauerſpiel endigt. *) — So wie der Dichter in der Phädra die gräſslichen Folgen einer unerlaubten, geſetzwidrigen Liebe ſchildert, ſo entwirft er in der Alkeſtis das bezaubernde Bild der ehelichen Zärtlichkeit und der Sorgfalt für die Erziehung der Kinder. Admetos, ein Theſſaliſcher König, hatte den vom Olympos verbannten Apollon, ſo wie ſpäterhin den Herakles, gaſtfreundlich in ſeinem Palaſt aufgenommen. Zur Dankbarkeit wirkte es Apol-

*) Seneka, in einem Trauerſpiel gleichen Inhalts, behauptet den Charakter der Phädra beſſer, als Euripides. Die Güte des Herzens, welche der griechiſche Dichter der unglücklichen Königin Anfangs beilegt, geſtattete ſelbſt im Zuſtande der Verzweiflung keine ſo bittere Rache, als ſie wider Hippolytos ausübt. Bei'm Seneka erwacht Phädra von ihrer Wuth und ſtirbt mit einer Art von Reue, nachdem ſie den Muth gehabt hatte, ſich ſelbſt anzuklagen. M. ſ. Clodius Verſuche aus der Litterat. und Moral 1, S. 98.

lon, als der König an einer tödtlichen Krankheit darnieder lag, bei den Mören aus, dass er genesen und ein noch einmal so langes Leben geniessen sollte, als er schon genossen hatte. Doch leider! war damit die Bedingung verknüpft, dass ein Andrer aus seinem Hause an seiner Stelle stürbe. Alkestis entschliesst sich, für ihren Gatten als Opfer des Todes zu sinken. Der König genest, aber er ist untröstlich über den Verlust der trefflichen Gattin. Herakles erfährt dies und entschliesst sich, in die Unterwelt hinabzusteigen, um die Königin in die Arme ihres trostlosen Gemahls zurückzuführen. Er vollführt seinen Entschluss und bringt die Wiederbelebte als Fremde zu Admetos. Ein Schleier macht ihm seine Gattin unkenntlich, er weigert sich daher, sie aufzunehmen. Desto grösser ist sein Entzücken, als der Schleier sinkt, und er sich wieder im Besitze der höchsten Glückseligkeit des Lebens sieht. Die Moral dieses Stücks ist vortrefflich. Es giebt kein glänzenderes Beispiel von weiblicher Sanftmuth und bis zum Enthusiasmus aufglühender Treue, als Euripides uns in der Alkestis aufstellt. Die Scenen zwischen Herakles, Apollon und dem Tode scheinen uns nur darum abentheuerlich, weil wir die Rechte der Gastfreundschaft und die Sitten der Griechen nicht hinlänglich kennen. *) — Der Charakter der Andromache empfiehlt sich durch die sprechendsten Züge einer erhabenen und edlen Denkensart. Sie war nach Hektor's, ihres ersten Gatten, Tode und nach Troja's Fall, dem Neoptolemos zu Theil geworden, von dem sie Mutter des Mo-

*) Wieland und Buhle nennen die *Alkestis*, weil sie einen frohen Ausgang hat, eine Hilarotragödie. — Wer kennt nicht Wieland's Nachahmung dieses Stücks: Alceste, ein Singspiel, Leipzig 1773. Eine deutsche Uebersetzung des Originals gab Seybold unter dem Titel: Alceste, ein Trauerspiel des Euripides, Leipzig 1774.

lossos wurde. In der Folge vermählte sich ihr Gatte mit der Tochter des Menelaos, Hermione. Während nun derselbe einst zum delphischen Orakel gereist ist, sucht Hermione mit Hülfe ihres Vaters ihre Nebenbuhlerin aus der Welt zu schaffen: allein die Dazwischenkunft des Peleus macht, daſs das Vorhaben scheitert. Bald darauf wird Neoptolemos todt zurückgebracht, und Andromache, auf das Geheiſs der Thetis, von Peleus mit ihrem Sohne zu den Molossern gesendet.

30.

Die Flehenden, Iphigenia in Aulis, Iphigenia in Tauris.

Die Fabel, welche den Flehenden zu Grunde liegt, gehört mit zur Thebanischen Geschichte. Nachdem Kreon zum Besitz von Theben gekommen war, lieſs er die Leichname der bei der Belagerung gebliebenen Helden ohne Begräbniſs, den Hunden und Vögeln zum Raube. Adrastos, über diesen Schimpf entrüstet, doch zu ohnmächtig, ihn allein zu rächen, geht, von den Müttern und Gattinnen jener Helden begleitet, nach Eleusis, um den Theseus zur Rache aufzufordern. Dieses Stück, ein würdiges Gegenstück zu den Danaiden des Aeschylos, macht die Wahrheit anschaulich, daſs die Vorsehung der Gottheit am Ende alles wieder in's Gleiche bringe. Ueberall ist in den Schilderungen der verwaisten Gattinnen, und in den Sitten der Helden das Anständige und Edle mit einer unglaublichen Mannigfaltigkeit behauptet. — Doch noch schöner und vollendeter in jeder Hinsicht ist Iphigenia in Aulis, die beste Empfehlung des Dichters von Seiten seiner Erfindung und seiner Sitten." *) Ein Vater, der von

*) M. s. Clodius Versuche aus der Litteratur und Moral I. S. 100. Wir können den Inhalt dieses Stücks nicht besser angeben und

dem Orakel gedrängt, die schreckliche Wahl hat, entweder seine siegreichen Waffen niederzulegen, und die Obergewalt, die so sehr seinem Stolze schmeichelt, zu verlieren, oder eine Tochter zu opfern, bald von der ersten Leidenschaft hingerissen, die väterlichen Empfindungen unterdrückt, bald von der Stärke der Natur überwunden, das Bluturtheil widerruft, und in dem Augenblicke, da er es widerrufen, und seine Tochter von dem Heere entfernen will, von der schlauen Sorgfalt eines Bruders, der ihn beobachtet, hintergangen, auf einmal seine zärtliche Gemahlin und ein liebenswürdiges Kind mitten in der Gefahr der Waffen und der Politik sieht, macht den ersten Theil der Fabel für das Herz des Lesers interessant, der nur das allgemeine Gefühl des Mitleidens hat. Der Schrecken des Agamemnon, der sogar das auf seine Rache eifersüchtige Herz des Menelaos erschüttert, theilt sich auch dem Zuschauer mit. Das Interesse steigt mit der Ankunft der Iphigenia, je mehr man mit ihrem Charakter bekannt wird. Man sieht eine Mutter von einem Chore aus dem Heer umringt, in der schmeichelhaften Hoffnung, die Hymenäen ihrer Tochter mit einem Helden zu feiern, voll Sorgfalt für ein unschuldiges Kind, das sie in ihren Aermen hält, und mit einer Art von Stolz auf den Reiz und die Unschuld der Iphigenia. Man sieht die ruhige Sicherheit, womit sie sich ihrem unglücklichen Schicksale nähert, und blickt mit ängstlicher Erwartung in die Zukunft. Wer bewundert nicht das offne Herz, wer empfindet nicht für die liebenswürdige Einfalt der schuldlosen Jungfrau! Die Wolke auf ihres Vaters Stirne scheint ihr Ernst der Majestät zu seyn. Sie beschwört ihn daher, dieselbe zu verscheuchen, und Heiterkeit in seine Blicke aufzunehmen. Die Thränen, die

seine Schönheiten nicht besser zergliedern, als indem wir diesem geschmackvollen Führer folgen.

ihm entfallen, dünken ihr Rührung des väterlichen Herzes, dünken ihr Kinder der Liebe. Agamemnon antwortet ihr in einem Tone, aus dem fie nichts Böfes ahnet, der aber den Zufchauer mit Schrecken erfüllt. Er fpricht von einem Opfer, das in ihrem Beifeyn gebracht werden foll, und fie fragt mit ruhiger Unbefangenheit: „werden wir Hymnen fingen, mein Vater?“ Auch die Scene zwifchen Klytemneftra und Agamemnon ift ein Meifterftück. Vergebens bemüht fich letzterer, feine Gattin von den vorgefchützten Hymenäen und vom griechifchen Heere zurückzubringen. Achilleus's unerwartete Ankunft und die Ausfage eines von Mitleid dazu vermochten Greifes lüften den Schleier, der bis dahin für Mutter und Tochter auf dem fchrecklichen Geheimnifs ruhte. Kaum entdeckt nun Klytemneftra die Gefahr ihrer Tochter, fo wirft fie fich weinend zu den Füfsen des Helden, und beginnt die rührendften Bitten. Achilleus behandelt fie mit aller Grofsmuth und Befcheidenheit, welche der Charakter eines damaligen Kriegers zuliefs. Von ihrem Schickfale unterrichtet, eilt die unglückliche Mutter mit ihrer tiefgebeugten Tochter hierauf zum Agamemnon, der fchon von fern auf Klytemneftra's Stirn und in Iphigeniens Thränen, die Entdeckung des Geheimniffes wahrnimmt. Voll des höchften Pathos ift die Rede der Fürftin, die edle Jungfrau hingegen kennt nichts als Thränen.*) Zu den Füfsen ihres Vaters geworfen, hat fie nichts, als den Namen einer Tochter, um fich damit zu vertheidigen. „Ich nannte dich zuerft Vater, ruft fie endlich aus, und du mich zuerft Tochter. Ich lag zuerft auf deinem Schoo-

*) Des hohen Pathos wegen, welches der Charakter mehrerer Reden ift, die Euripides feinen Helden und Heldinnen in den Mund legt, empfiehlt Quintilian die Tragödien des Dichters den zu bildenden Rednern zum forgfältigen Studium.

Schoose, und entlockte dir durch sanfte Schmeicheleien Liebkosungen. Damals sagtest du zu mir: werd' ich dich, mein Kind! wohl je in dem Hause eines glücklichen Gemahls, dich je in einer Lage finden, die deiner werth ist? Und da antwortete ich dir, da küsst' ich dir die Wangen, die ich jetzt mit meinen Händen berühre: „Wie werd' ich dich als Greis einst verehren! Werd' ich je in meinem Hause dich würdig genug aufnehmen und dir für deine mühsame Erziehung ein erkenntliches Herz zeigen können?" Alle diese Unterredungen schweben noch deutlich vor meiner Seele. Du aber, o Vater! hast sie vergessen und willst mich tödten. O, bei'm Pelops und Atreus, bei deinem Vater und meiner Mutter, die mich mit Schmerzen gebahr, und jetzt die Schmerzen der Geburt noch einmal empfindet, beschwör' ich dich: war es denn meine Schuld, dass Paris Helenen entführte? Warum soll mir sein Verbrechen das Leben rauben? Gönne mir noch einen Blick, mein Vater! lass mich dein Antlitz sehen, und wenn ich sterben muss, wenn dieser Strom von Thränen dich nicht rührt, o so drücke wenigstens zum Andenken deiner Liebe noch einen väterlichen Kuss auf meine Lippen!" Nach diesen Worten führt das weinende Mädchen den unschuldigen Orestes zu ihrem Vater. „Zwar bist du, o Bruder, so sagt sie, nur noch ein schwacher Beistand der Leiden; aber dennoch komm und lass deine Thränen für mich reden! Bitte deinen Vater, dass er deine Schwester nicht tödte: Sieh, mein Vater, schweigend bittet dich dies gute Kind: Erbarme dich meines Lebens; zu deinen Füssen flehen wir beide, deine Kinder, dich darum an! — Entflammt von der Liebe zum Vaterlande, und voll Ehrfurcht gegen die Götter, entschliesst sich Helene endlich zu einem heroischen Tode." Achilleus, voll von dieser Grossmuth, sucht ihren Vorsatz zu erschüttern, aber vergebens;

Die edle Jungfrau entreifst sich den Aermen ihrer Mutter und geht dem Chore entgegen, der sie im feierlichen Pompe dem Altare zuführt. Ohne Klagen über Agamemnon's Härte empfiehlt sie nun der Klytemnestra die Erziehung des Orestes. Durch eine wunderbare Dazwischenkunft der Artemis wird am Ende die Heldin gerettet und dem Tode entrissen. Um die Manier des Dichters dem Leser noch anschaulicher zu machen, rücken wir noch eine Scene aus diesem meisterhaften Stück ein. Wir wählen dazu die letzte Unterredung der Iphigenia mit ihrer Mutter unmittelbar vor der bevorstehenden Opferung. *)

Iphigenia.

O Mutter! stille Thränen fliessen dir?

Klytemnestra.

Wohl hab' ich, Arme! Grund zum bittern Gram.

Iphigenia.

Lass ab! ich wanke sonst. Versprich mir **eins**!

Klytemnestra.

Sag' es; ich mehre deine Kränkung nicht.

Iphigenia.

So schneide keine deiner Locken ab,
Und hülle dich um mich in keine Trauer!

Klytemnestra.

Das fordre nicht! Sollt' ich um dich nicht klagen?

Iphigenia.

Ich werde leben; Ruhm wird dir durch mich.

Klytemnestra.

Wie? deinen Tod — sollt' ich ihn nicht bejammern?

*) M. f. Eschenburg's Beispielsammlung, VII. S. 401. In das Deutsche übersetzt hat diese Tragödie D. J. B. Köhler. Berlin 1778.

Iphigenia.

Nein Mutter, denn kein Grab erwartet mich.

Klytemnestra.

Kein Grab? O Kind! sind Tod und Grab nicht eins?

Iphigenia.

Nein, Artemis's Altar, der wird mein Grabmal.

Klytemnestra.

Wohl! ich gehorche dir: du redest weise.

Iphigenia.

Ich bin beglückt, und rette Griechenland.

Klytemnestra.

Und was soll ich von dir den Schwestern sagen?

Iphigenia.

Auch sie verhüll' in Trauerkleider nicht!

Klytemnestra.

Und was werd' ich von dir den Jungfrau'n melden?

Iphigenia.

Mein Lebewohl; und den Orest erzeuch!

Klytemnestra.

Umarm' ihn, denn du wirst ihn nicht mehr sehn!

Iphigenia (zu Orestes).

Du Lieber! was du konntest, thatst du mir.

Klytemnestra.

Kann ich zu Argos dir was Liebes thun?

Iphigenia.

Nie zürn' auf meinen Vater, deinen Gatten!

Klytemnestra.

Ein schwerer Kampf steht ihm um dich bevor.

Iphigenia.

Er opfert ungern mich für Griechenland.

Klytemnestra.

Sprich, treulos, unwerth des Atridenstamms!

Iphigenia.

Wer führt mich, daſs mein Haar man nicht zerrauft?

Klytemnestra.

Ich selbst begleite dich.

Iphigenia.

Nein, nimmermehr!

Klytemnestra.

Ich hang' an dir!

Iphigenia.

Nein! Mutter, höre mich!
Bleib! für uns beid' ist dieses besser.
Der Sklaven meines Vaters Einer führe
Mich in den Hain der Artemis zum Tode.

Klytemnestra.

O Kind! du gehst?

Iphigenia.

Und kehre nie zurück.

Klytemnestra.

Und läſsest deine Mutter?

Iphigenia.

Ach! ich muſs!

Klytemnestra.

Nein, bleib zurück, bleib!

Iphigenia.

Keine Thränen mehr!

Iphigenia in Tauris ist eine Fortsetzung der vorigen Fabel. Nach der gewöhnlichen Sage, der auch Euripides treu ist, wird eine Hündin statt der Tochter des Agamemnon geopfert. Wenn aber im

Verfolg der Sache die mythische Erzählung Iphigenien in den Olympos versetzen läfst, so wird sie hier nach der Halbinsel Tauris verpflanzt, um daselbst eine Priesterin der Artemis zu seyn. Keiner der Griechen wufste ihr Schicksal, und Orestes glaubte, sie sei in Aulis wirklich geopfert. Als er hierauf nach dem Morde seiner Mutter von den Erinnyen überall umhergetrieben wurde, so kam er nach Tauris, um dort die Bildsäule der Artemis zu entwenden und nach Attika zu bringen. Er wird ergriffen und soll als Opfer bluten. Auf einmal entdeckt sich's nun, dafs die Priesterin, die ihn opfern soll, seine Schwester ist. Iphigenia rettet den Orestes, samt seinem grofsmüthigen Gefährten Pylades, verhilft ihnen zu der Bildsäule der Artemis und flieht mit ihnen nach Griechenland. Selbst zu Tauris hat sich, ungeachtet der zahllosen Opfer, die unter ihren Händen bluteten, ihr sanftes Herz nicht abgehärtet. Die Liebe zur Menschheit und die Zärtlichkeit gegen ihren Bruder bleiben auch hier Hauptzüge ihres Charakters. Die Freundschaft des Orestes und Pylades, die sich hier im schönsten Lichte zeigt, ist bezaubernd.*)

31.

Rhesos, die Trojanerinnen, die Bakchantinnen, die Herakliden, Helena.

Rhesos, der Anführer einer Thrakischen Mannschaft, kam in der Nacht in das Trojanische Lager, um den Troern gegen die Griechen beizustehen. Allein

*) Sehr meisterhaft ist die Bearbeitung desselben Stoffs vom Herrn von Göthe. Sie verdient nicht nur dem griechischen Trauerspiel an die Seite gesetzt zu werden, sondern übertrift dasselbe noch an Anordnung und Ausführung. — Iphigenie auf Tauris, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, im dritten Theil von Göthe'ns Werken.

auf Antrieb der Athene ward er von Odyſſeus und Diomedes unvermuthet überfallen und getödtet. Die Scene dieſes Stücks iſt an den Mauern von Ilion im Trojaniſchen Lager. Weil der ganze Ton deſſelben merklich von der eigenthümlichen Manier des Euripides abweicht, ſo haben ſich einige Kritiker dadurch bewogen gefunden, es unſerm Dichter abzuſprechen.*) — In den Trojanerinnen ſpielt Hekabe die vorzüglichſte Rolle. Das unter dem Namen dieſer Fürſtin bereits angeführte Trauerſpiel iſt eine Fortſetzung von den Troerinnen. Wenn die unglückliche Gattin des Priamos dort auf der unterſten Stufe des menſchlichen Elends, ihrer Krone und ihrer Kinder beraubt, erſcheint; ſo iſt ſie hier im Kreiſe der Trojanerinnen, welche die ſiegreichen Griechen als Beute theilen und mit ſich fortzuführen bereit ſind. Ihre Tochter Polyxena ſinkt dem Achilleus zum Opfer. Von demſelben Looſe wird auch ihr Enkel, Aſtyanax, getroffen. Uebrigens nehmen auch Kaſſandra und Andromache ſehr eingreifenden Antheil an der Handlung. — Die Bakchantinnen nähern ſich mehr dem ſatyriſchen Drama, als der Tragödie. Doch nehmen keine Satyrn Theil daran, auch iſt die Sprache weniger frei und ſpottend, als im Kyklopen unſers Dichters. Bakchos's Ankunft in Theben und das traurige Schickſal des dortigen Königs, Pentheus, den Mutter und Schweſter, von ihrer Bakchantenwuth geblendet, in Stücken zerriſſen, macht die Fabel des Stücks aus. — **) Die Herakliden treffen in vielen Punkten mit den Flehenden des Euripides

*) M. ſ. Herrn Prof. Beck in ſeiner Ausgabe des Euripides Th. III. 444. Einige haben dies Stück ſogar dem Sophokles beigelegt.

**) Man konnte dies Stück, ſo wie die Alkeſtis, zu der Art Dramen rechnen, die man jetzt unter dem Namen Schauſpiele, oder Dramen überhaupt begreift.

zusammen. Eurystheus, nicht zufrieden, dass Herakles durch einen grausvollen Tod von der Erde vertilgt ist, giebt sich Mühe, auch die Nachkommen des Heros auszurotten. Daher verfolgt er sie bis nach Athen hin, wo sie am Altare des Zeus Schutz und Sicherheit suchten. Die Athener erbarmten sich ihrer und Eurystheus büsste seine Rachsucht mit dem Tode. — Die der Helena zu Grunde liegende Fabel entfernt sich ganz von der gewöhnlichen Sage. Nach derselben kam statt der Helena eine ihr ähnliche luftige Gestalt nach Troja. Die wahre Helena dagegen ward samt ihrem Verführer nach Kanope in Aegypten verschlagen. Hier verweilte sie bei'm Könige Proteus, dessen Sohn Theoklymenos sich nach seines Vaters Tode mit ihr zu vermählen wünschte. Allein sein Wunsch blieb ohne Erfüllung, weil Menelaos hier gleichfalls landete, seine vormalige Gattin erkannte, und mit ihr nach Griechenland entwischte. *)

32.

Jon, der rasende Herakles und Elektra.

Jon, ein Kind der Liebe von Apollon und Kreusa, der Tochter des Erichtheus, war unerkannt zu Delphi erzogen worden. Kreusa hatte unterdess ihre Hand dem Xuthos gegeben, der wegen seines den Athenern geleisteten Beistandes mit der königlichen Krone beschenkt war. Die Ehe war ganz glücklich, aber kinderlos. Xuthos fand es daher für rathsam, das Orakel wegen seiner Nachkommenschaft zu befragen. Nun schenkte ihm Apollon den Jon zum Sohn, allein Kreusa, die ihn nicht kannte, gieng damit um, ihn aus der Welt zu schaffen. Ihr Vorsatz ward verrathen, und sie sollte für das beabsichtigte Verbrechen büssen. Allein zum

*) M. s. Heydenreich's System der Aesthetik, I. S. 280.

Glück erkannte man sich nun, und es ward von neuem Friede und Freundschaft geschlossen. — Herakles war zuerst mit Megara, der Tochter des Thebischen Königs Kreon's, verheurathet. Nachdem er bereits Vater mehrerer Kinder geworden war, gieng er, um Abenteuer zu bestehen, nach Argos, und stieg selbst in die Unterwelt hinunter. Da er sich auf diese Art lange Zeit nicht sehen liess, so glaubte man, er sei nicht mehr am Leben. Während dessen entstand in Theben eine Empörung. Der Anstifter derselben, Lykos, suchte sich auf den Thron zu schwingen, und erreichte seinen Zweck auch völlig. Allein mit eben der Grausamkeit, womit er das Scepter errungen hatte, suchte er es auch zu behaupten. Alles was ihm verdächtig schien, ward ein Opfer des Todes. Kein Wunder, wenn auch Amphitryon, Megara und das ganze Geschlecht der Herakliden mit dem Leben büssen sollten. Allein sie sollten es auch nur: denn plötzlich erschien Herakles von neuem und Lykos sank unter der Rechte des erbitterten Helden. Dafür aber verfiel der Heros, durch Here's Rache, in Raserei, worin er selbst seiner Gattin und seinen Kindern das Leben nahm. Nachdem er wieder zu sich gekommen war, ergriff ihn die bitterste Reue. Theseus aber suchte ihn zu beruhigen, und nahm ihn, um ihn zu sühnen, mit sich nach Athen hin. — Der Stoff der Elektra ist mit der Fabel der Choephoren einerlei und nur verschieden bearbeitet. Ausser diesen achtzehn vollständigen Tragödien des Euripides hat sich auch noch der Anfang von einer Danae erhalten. Das satyrische Schauspiel der Kyklope wird weiter unten erwähnt werden. *)

*) Euripides Tragoediae c. notis perpetuis curavit Samuel Musgrave Oxoniae 1778. IV Vol. Wiederholt und mit trefflichen Zusätzen versehen vom Herrn Professor Beck, III Volum, Lipsiae 1778 — 79. Die Titel der vom Euripides ver-

33.

Nachricht von einigen andern griechiſchen Trauerſpieldichtern.

Die tragiſche Bühne der Griechen war ein ſehr ergiebiges Feld, um Ruhm und Anſehn darauf einzuärnten. Daher gab es nicht leicht einen Dichter, der ſich nicht auch Talente zur Tragödie zugetraut und nach dieſem Lorbeer getrachtet hätte. Daſs indeſs ſehr viele derſelben die Ruhmloſigkeit verdienten, die ihre Namen vor den Augen der Nachwelt verbirgt, iſt leicht zu begreifen. Denn nicht alle, die zu einem Epigramme oder einem Liedchen Geſchicklichkeit hatten, befaſsen auch Geiſt und Odem zur Tragödie. Ihre Werke ſind daher frühzeitig vergeſſen worden, und höchſtens nur unbeträchtliche Bruchſtücke und die Titel ihrer Arbeiten auf unſre Zeiten gekommen. Es würde zu weit führen, alle diejenigen zu nennen, welche die griechiſche Tragödie verſuchten, oder den Titel ihrer Stücke aufzuſtellen. Nur von einigen der Vorzüglicheren erlaube man mir noch etwas Weniges! Phrynichos, ein Schüler des Theſpis, und Nebenbuhler des Aeſchylos, führte, der Sage nach, die Weiberrollen auf die Bühne. Sein Trauerſpiel, die Eroberung von Miletos, rührte die Zuſchauer dergeſtalt, daſs ſie beinah in Thränen zerfloſſen. Der Grund davon war die lebhafte Schilderung der Unglücksfälle, welche die Athener hätten verhüten können. Von den Trauerſpielen des Jon ſagt Longinos, man könne es ihnen zum Vorwurf machen, daſs ſie keinen Tadel verdienten. Sie waren ſo ſorgfältig gearbeitet, daſs ſelbſt das Auge des ſtrengſten Richters keinen Flecken darin finden konnte.

lornen Trauerſpiele findet man in Fabricii Biblioth. graeca II, 245.

Indessen war doch alles, was er schrieb, nicht mit dem einzigen Oedipus des Sophokles zu vergleichen, weil er, aller seiner Mühe ungeachtet, doch nur immer die Vollkommenheit des Mittelmäfsigen erreichte. Agathon, der Freund des Sokrates und Euripides, wagte zuerst erdichtete Stoffe. Allein seine Tragödien waren zu voll von Antithesen und symmetrisch abgemessenen Verzierungen, als dafs sie einem gebildeten Geschmack gefallen konnten. Ein andrer griechischer Tragiker Philokles, der eine sehr grofse Anzahl von Stücken verfertigte, zeichnete sich durch nichts weiter, als einen sehr bittern Styl aus, welcher ihm auch den Beinamen die Galle zuzog. Bei aller Mittelmäfsigkeit seiner Arbeit aber konnte ihm dennoch das Athenische Volk einst, als Sophokles das Meisterstück der griechischen Schaubühne, den Oedipus, gegeben hatte, den Preis über diesen Fürsten der Tragiker zugestehn.*) Noch fruchtbarer als Philokles und nicht minder schlecht, war sein Neffe Astydamas, der an Asklepiades, Apharrus und Theodektes wichtige Nebenbuhler hatte. Allein, so wenig er sich zu seinem Vortheil auszeichnete, so trug er gleichwohl fünfzehnmal den Preis davon. Auch Dionysios der Aeltere, König von Syrakusa, siegte einigemal durch seine Trauerspiele bei den öffentlichen Wettstreiten des Geistes. Allein nicht er sowohl als die geistreichen Männer an seinem Hofe, die ihm ihre Feile liehen, und der Name eines Königs trugen dazu wohl das meiste bei. Denn die Menge, die über den Sieg entschied, hatte Gönner, deren Leidenschaften sie zu den ihrigen machte, hatte Günstlinge, deren Privatabsichten sie unterstützte. Daher die mancherlei Ränke und Ungerechtigkeiten, welche sich in dem Augenblicke der Entscheidung am stärksten zeigten. Auch der bes-

*) M. s. Reisen des Anacharsis nach Griechenland, übersetzt von Biester, VI. S. 39. ff.

sere, aufgeklärtere und geschmackvollere Theil der Nation ließ sich nicht selten durch geringe Schönheiten in mittelmäßigen Werken blenden: und der Reiz der Neuheit that oft mehr, als die entschiedenste Vollendung schon bekannter Dichter. Wie ist es nun zu erwarten, daß man in den spätern geschmackloseren Zeiten, wo man nur mit Gelehrsamkeit zu prunken suchte, immerfort der wahren Schönheit werde gehuldiget haben? Wie ist es zu erwarten, daß in diesen Zeiten Tragiker von ächtem Verdienste, die sich mit einem Sophokles und Euripides messen konnten, werden aufgetreten seyn? Immerhin mochte man daher im Alexandrinischen Zeitalter die sieben vorzüglichsten Trauerspieldichter desselben mit dem Namen des Siebengestirns zu ehren suchen; sie wurden dadurch nicht besser, sondern ihr Glanz war der Schimmer dieses Gestirns gegen das allbelebende Licht der Sonne, das aus Sophokles schöpferischen Darstellungen hervorstralte. *)

2. Komödie.

34.

Allgemeine Bemerkungen über den Gang der Entwickelung des griechischen Lustspiels.

Die griechische Komödie war ursprünglich nichts anders, als eine öffentliche religiöse Handlung. **) Das

*) Ein sehr reichhaltiges Verzeichniß von griechischen Tragikern, deren Werke verloren gingen, findet man in Fabricii Bibliotheca graeca II. S. 279 f.

**) M. s. Schlegel's Abhandlung vom ästhetischen Werth der griechischen Komödie in der Berliner Monatsschrift, Decemberstück 1794. S. 485.

Fest des Dionysos, des Sinnbildes der Lebenskraft und des Genusses, gab ihrer ersten rohen Urgestalt das Daseyn. Der Rausch der Fröhlichkeit mit heiliger Begeisterung verbunden erzeugte sie: denn nach der Denkart der Griechen liebten selbst die Unsterblichen Scherz und Freude. Warum hätten sie daher Bedenken getragen, das Fröhliche mit dem Göttlichen zu vereinigen? Um welche Zeit sich die Komödie von der ihr verschwisterten Tragödie völlig trennte, ist unbekannt. Schon den ältesten Griechen fehlte es an Nachrichten, um darüber Auskunft geben zu können. Selbst die Zeitpunkte der nach und nach gemachten Verbesserungen liegen in nächtlichem Dunkel. Dass sie sich aber hauptsächlich in Athen entwickelte und ihrer Vollendung entgegengieng, daran ist kein Zweifel. „Die Komödie ist ein Kind der Freude. Die Freude aber, wenn sie rein und schön seyn soll, bedarf der Freiheit. Selbst die kleinste Beschränkung ist der Freude gefährlich, raubt ihr ihre hohe Bedeutung und ihre Schönheit. Zwang der Freude ist immer hässlich, ein Bild der Vernichtung und der Schlechtheit. Kein Wunder, wenn Athen, der Wohnsitz der gränzenlosen Freiheit, diese Dichtart vorzüglich in ihrem Schoose nährte, sie, die schon ihr religiöser Ursprung und die Heiligkeit des Chors zur Freiheit erzog und bildete. Aber bald ward aus einem religiösen Institute auch ein politisches, aus dem Feste eine öffentliche Angelegenheit, aus der Unverletzlichkeit des Dichters eine symbolische Darstellung der bürgerlichen Freiheit. Der Chor besonders deutete auf das Athenische Volk, welches in der Schönheit des Lustspiels seine eigene Heiligkeit erblickte. Unter dem Deckmantel der Religion und Politik erschlich sich die Kunst das, worauf sie ein ewiges Recht hat, und was ihr die Menschen raubten, unbeschränkte Autonomie. Wenn irgend etwas in menschlichen Werken götdlich

genannt werden kann, so ist es die schöne Fröhlichkeit und die erhabene Freiheit in den Komödien des Aristophanes. Aber was die Freiheit der alten griechischen Komödie möglich machte, veranlaſste und erzeugte auch ihre Fehler, die den Verlust ihrer Freiheit und ihrer Schönheit nach sich zogen.“ Ehe der griechische Geschmack noch gehörig ausgebildet war, verlor sich das freie Komische in Rohhigkeit, und als die öffentliche Sittlichkeit verloren gieng, in Verderbtheit. Von beidem finden wir die Belege im Aristophanes. Daſs die griechische Komödie, die zu dem ganzen Volke, nicht blos zu den höheren Ständen, redete, sich der Sprache desselben bediente, ist nicht fehlerhaft. Denn die Freude ist nicht das Eigenthum der Reicheren und Gebildeten, sondern der ganzen Menschheit. Davon waren nicht nur die griechischen Komiker, sondern alle griechische Dichter so sehr überzeugt, daſs sie ihre Schönheiten selbst dem ungebildetsten Verstande verständlich zu machen suchten. Die Pflicht des Komikers aber ist es vorzüglich, sich nach dem Grade der Reizbarkeit und der Faſsungskraft seines Publikums zu richten. Daher darf es uns auch nicht wundern, wenn uns manches in den Werken des Aristophanes in einem widrigen und zweideutigen Lichte erscheint, wenn hier und da die Farben seiner Gemälde zu grell, und seine Bilder Karrikaturen sind. „Denn um eine weniger empfängliche Reizbarkeit zu beleben, werden stärkere Reize, heftigere Erschütterungen erfordert; die Widersprüche und Kontraste, überhaupt die Verhältnisse, welche der ungebildete Verstand fassen soll, müssen gröber und faſslicher seyn. Weit weniger zu verzeihen ist es, daſs die griechische Komödie gar zu bald in politische und persönliche Nebenabsichten entartete. Die Satyre des Aristophanes ist nicht selten persönlich und eben so demagogisch, als die Art, mit der er den Wünschen

und den Launen des Volkes schmeichelt. Mit zügelloser Freiheit spottete man über alles, selbst das Ehrwürdigste und Heiligste, und wer nur irgend eine Blöfse gab, der ward namentlich dem öffentlichen Gelächter ausgestellt. Diese Frechheit zeigte sich besonders, nachdem sich die Verfassung des Athenischen Freistaats in eine völlige Demokratie verwandelt hatte, und der Geist der Freiheit und Gleichheit merklicher, als je in den Köpfen der Athener spukte. Jetzt wurden so gar die ersten Männer im Staat, selbst die verdienstvollesten und unsträflichsten Bürger von der Geifsel der Komiker verunstaltet und geschändet, *) und man strafte diese Frechheit nicht, indem man jene Lustigmacher als eine Art von öffentlichen Censoren betrachtete, die dem Staate mehr wohlthätig als gefährlich werden könnten. Doch auch ohne diese Hinsicht würde das suveräne Volk von Athen es nicht leicht gestattet haben, wenn die Policei es sich hätte einfallen lassen, dieses Misbrauchs wegen die komischen Dichter im Besitze ihres verjährten Rechts zu stören. Denn die gemeinen Athener sahen es nicht ungern, wenn die Grofsen und Angesehenen eben so mitgenommen wurden, wie Leute aus dem niedrigsten Pöbel. Dies gehörte einmal zur Freiheit und Gleichheit, wovon auch der Geringste zu Athen sehr hohe Begriffe hatte. Unter diesen Umständen machten die griechischen Komiker ihre witzige Laune immer mehr zum Organe eigner oder fremder Bosheit, wurden immer mehr die Werkzeuge der Partheilichkeit, Rachsucht, oder Bestechung. Dadurch ward die Komödie zu Athen am Ende eine wahre privilegirte Lästerschule, wo Witz und Laune zur Belustigung des grofsen Haufens der Zuschauer sich alles erlau-

*) Sokrates, der in den Wolken des Aristophanes auf das schrecklichste mitgenommen wutde, ist davon ein Beispiel.

ben durften, um Angesehene, Reiche, durch Talente oder Verdienste ausgezeichnete Männer zum Pöbel herabzuziehen, ja den Pöbel selber zum Gegenstande ihres Gelächters zu machen. Indessen machten sich doch nicht alle Komiker aus der Periode der alten Komödie der Ausgelassenheit und Frechheit schuldig, sondern wir finden von einigen Lustspieldichtern dieses Zeitraums ausdrücklich angemerkt, dass sie sich keiner schmähsüchtigen Ausfälle auf angesehene und verdiente Männer, keiner Angriffe auf Staatsverfassung und Religion, keiner namentlichen Aufstellung wirklicher Personen schuldig machten. Allein diese waren vermuthlich nur Ausnahmen von der Regel, und genossen darum auch sicher den Beifall und die Freundschaft des grossen Haufens nicht. So blieb die Sache, bis die Athenische Demokratie durch die Oligarchie verdrängt ward. Jetzt ertheilte Lamachos ein Gesetz, dass kein Lustspieldichter es wagen sollte, jemand namentlich auf die Bühne zu bringen. Dem Gesetze zuwider zu handeln, war gefährlich: man nahm daher zu falschen Namen und Masken seine Zuflucht, und that unter diesem Schilde allerlei Ausfälle auf wirkliche Charaktere. Hierdurch also ward dem Uebel so wenig abgeholfen, dass die Ausgelassenheit im Grunde noch grösser wurde. Der Spott ward feiner, aber bitterer und nicht weniger anzüglich. Endlich nachdem die komische Kraft des griechischen Geistes erloschen, und aus Sittenlosigkeit Erschlaffung entstanden war, nachdem die dramatische Kunst, die Sprache der philosophirenden Poesie und des geselligen Lebens, so wie das gesellige Leben selbst, den höchsten Grad der Ausbildung erlangt hatte; da bildete sich die neuere griechische Komödie von selber. Sie befass alle die Schönheiten, welche der Komödie ohne Freiheit und komische Kraft erreichbar sind: Grazie im Styl, Humanität in den Charakteren, An-

muth der Diktion und Feinheit des Dialogs. Der Mangel der komischen Energie ward durch tragische Energie ersetzt und dem Trauerspiele die sanfte Wärme der Leidenschaft, welche sich oft dem tragischen Ernste nähert, so wie der eigenthümliche Zauber der dramatischen Kunst entlehnt, vermöge welcher sie das Interesse durch die leichte Entwickelung einer schongeordneten vollständigen Handlung zu spannen weiſs. Die Attische Urbanität und Sprache, die Vorbilder der alten Komödie und Tragödie und die Reminiscenzen der vormaligen Freiheit waren ihr zu ihrer Ausbildung sehr behülflich, und Menander's philosophischer Geist brachte sie bald zur Vollendung. Die moralische Grazie war der Hauptcharakter dieses Dichters, und diese war das Höchste, was der öffentliche Geschmack noch zu fassen vermochte. *)

35.

Epicharmos, Magnes, Kratinos, Krates, Pherekrates, Eupolis, Aristophanes.

Nach einer langen Kindheit erfreute sich die griechische Komödie in Sicilien eines schnelleren Wachsthums. Statt einer Sammlung von unverbundenen und unzusammenhängenden Auftritten führte der Philosoph Epicharmos eine ordentliche Handlung ein, verknüpfte alle Theile derselben, behandelte sie in einem gehörigen Umfange, und brachte sie ohne Abschweifungen bis an's Ende. Kaum wurden seine Stücke in Griechenland bekannt, als die Athener nicht nur sie, sondern

*) Mehrere der hier vorgetragenen Ideen verdankt der Verfasser der bereits gerühmten vortreflichen Abhandlung des Hr. Prof. Schlegel's über den ästhetischen Werth der griechischen Komödie.

dern die Komödie überhaupt, mit Entzücken aufnahmen, und ihr gleichen Schutz mit der Tragödie angedeihen liessen. Magnes suchte sie dem gemeinen Volke durch Possen und Anzüglichkeiten zu empfehlen, und erlangte sehr viel Beifall. In der Folge ward er sittsamer und gemäsigter: allein nun sah man seine Stücke nicht mehr mit Vergnügen. Dem Kratinos gelang die Anordnung der Fabel weniger, als die Schilderung der Laster. Mit Archilochos's Bitterkeit und einer Kraft ohne ihres gleichen fiel er über Privatpersonen her, und zerfleischte sie mit seiner satyrischen Geisel. Der Charakter des Krates war Munterkeit und jovialische Laune, die sich überall in seinen Einfällen offenbarten, und ihnen ein eigenes lachendes Gepräge gaben. Pherekrates dagegen zeichnete sich durch Feinheit des Witzes aus, war, wie sein Vorgänger, in Absicht der Erfindung glücklich, und enthielt sich, so wie jener, der Persönlichkeiten. Desto heftiger waren die Ausfälle, die sich Eupolis gegen seine Mitbürger erlaubte. Er schien ganz von Kratinos's Geist belebt zu seyn, doch war er edler und angenehmer, als dieser. Sein Nachfolger Aristophanes milderte oft die Bitterkeit des Kratinos mit Eupolis's Grazie. Dass er ein entschiedenes Talent für die komische Bühne hatte, beweisen die von ihm noch übrigen Stücke. Ungemein war sein Scharfblick und seine Darstellungsgabe, unerschöpflich sein Witz, bewundernswürdig sein Talent, die Gegenstände seiner satyrischen Laune bald mit feinem Spotte zu strafen, bald mit der bittersten Lauge des Hohngelächters zu überschütten. Dabei ist seine Sprache äusserst korrekt und klassisch. Um ihn nicht ungerecht zu beurtheilen, um seine oft in Ausgelassenheit entartende Freiheit nicht falsch zu deuten, muss man mit dem ganzen Geiste der damaligen Staatsverfassung und der unter den Athenern herrschenden Denk-

art und Sittlichkeit bekannt ſeyn. Die Tendenz der von ihm auf unſre Zeiten gekommenen Stücke iſt meiſtens politiſch. Nicht blos die Demagogen, ſondern das ſuveräne Volk ſelbſt fühlt die Kraft ſeiner Geiſsel. Wenn er ſo gar würdige Männer, wie einen Sokrates, dem Spotte öffentlich preisgab; wenn er die beliebteſten Verſe eines Euripides parodirte: ſo war dies nicht ſo wohl Bosheit, als der Wunſch, durch den Kontraſt des Ernſthaften und Komiſchen, welches er hier paarte, um ſo mehr zu lachen zu machen. Vielleicht war auch der gefährliche Sophiſt der Gegenſtand ſeines Hohngelächters, und er nannte dieſen Sophiſten Sokrates, weil dieſer als ein ſolcher verſchrien war. *) Iſt dies letztere der Fall, ſo erklären ſich hieraus eine Menge auf den Sokrates nicht paſſender, wohl aber die wirklichen Sophiſten treffender Züge. Ueberhaupt ſchöpfte Ariſtophanes, ſo wie die alte Komödie im Ganzen genommen, nicht aus der möglichen Welt, ſondern aus der wirklichen. „Die ſchlaue Politik lacht in dramatiſcher Geſtalt auf der Bühne, urtheilt mit republikaniſcher Tollkühnheit über die geheimſten Intriguen des Staats, belauſcht die Groſsen im Volke in ihren öffentlichen Unternehmungen, und begleitet ſie in das Privatleben. Die alte Komödie bringt ihre Geſtalt und ihre Geſichtszüge auf das Theater. Lamachos mag an der Spitze eines Heeres ſtehen, und Kleon die oberſte Gewalt in den Händen haben; ſie müſſen ſich's gefallen laſſen, vor dem Richterſtuhle des Luſtſpiels zu erſcheinen. Religion, Geſchmack, Regierungsform, Krieg und Frieden, Weltweisheit, ja ſo gar die verwandte Tragödie, unterwirft ſich der boshaften Kritik des komiſchen Witzes.“ **)

*) M. ſ. Leſſing's Hamburgiſche Dramaturgie, II, 305.

**) M. ſ. Clodius's Verſuche aus der Moral und Litteratur, II, 182. Ariſtophanes blühte um die 85ſte Olympiade, 422 vor Chri-

36.

Aristophanes's Komödien.

Die Ritter.

Der Menge zu gefallen, war die Hauptabsicht der griechischen Komiker, vorzüglich in der ersten Periode des Lustspiels. Daher bedienten sie sich aller nur möglichen Mittel, welche zu diesem Zwecke führten. Parodie, Allegorie, Satyre, alles war ihnen dazu willkommen. Man behandelte nicht selten die nämlichen Gegenstände, welche den Arbeiten der Tragiker zu Grunde lagen: allein man behandelte sie auf eine ganz entgegengesetzte Weise. War man bei Euripides's Niobe in Thränen zerflossen, so lachte man bei der Niobe des Aristophanes aus vollem Halse. Götter und Helden wurden travestirt, und das Lächerliche erwuchs hauptsächlich aus dem Missverhältniss ihrer Verkleidung gegen ihre Würde. So ward Dionysos in verschiedenen Stücken, die seinen Namen führten, ein Feiger, der sich durch jedes Lüftchen in Schrecken setzen liess, und Herakles ein Vielfrass, dem Epicharmos alle zu seiner Zeit bekannten Fisch- und Muschelarten auftischen lässt. Besonders gefiel man sich auch bei allegorischen Stoffen, wie bei der Schilderung des goldenen Zeitalters, dessen Vorzüge man auf das sinnlichste auszumalen und manchem armen Schlucker wunscheswerth zu machen wusste. Damals, sagte man, strömten die Flüsse eine wohlschmeckende und nahrhafte Brühe einher. Damals ergoss sich der Wein, wie Regen vom Himmel; der Mensch sass im Schatten fruchtbeladener Bäume, und sah gebra-

stus. Sein Geburtsort ist unbekannt. Aristophanis Comoediae ex optimis exemplaribus emendatae studio R. Fr. Ph. Brunk, Argentorati 1783.

tene Vögel um ſich her fliegen, die ihn baten, ſie aufzunehmen. Sie wird einſt wiederkehren, verſicherte ein anderer, dieſe Zeit der Glückſeligkeit, wo ich dem Tiſche gebieten kann, ſich ſelbſt zu decken, der Flaſche, mir Wein einzuſchenken, und dem halbgebratenen Fiſche, ſich auf die andre Seite zu legen und ſich ſelbſt mit Oele zu betröpfeln. *) Daſs das gemeine Volk ſich an dergleichen weidete, läſst ſich leicht denken, und dieſem zu gefallen liehen ſelbſt berühmte Verfaſſer ihren Schauſpielern die unanſtändigſten Kleidungen, Gebärden und Ausdrücke. Sie machten nicht nur Weltweiſe und Trauerſpieldichter lächerlich, ſondern verfolgten ſich einander ſelbſt mit Schmähungen auf der Bühne. So warf Ariſtophanes dem Kratinos ſeine Liebe zum Wein, die Schwäche ſeines Verſtandes, und andre dem Alter beiwohnende Fehler vor. Zur Rache brachte Kratinos die Diebſtäle ſeines Gegners zur Sprache, und zeigte, wie viel er dem Eupolis entwendet habe. Durch den Ariſtophanes ward endlich das Gebiet der Komödie ungemein erweitert. Von Kreon beſchuldigt, er habe ſich mit Unrecht den Namen eines Bürgers angemaſst, dachte er nach der deshalb vorangegangenen Vertheidigung auf nichts, als auf Rache. Er ſchrieb daher gegen dieſen Demagogen ein Stück voll Schmähungen und Galle. Als es aufgeführt werden ſollte, wollte niemand die Larve eines ſo furchtbaren Mannes zeichnen, und kein Schauſpieler die Rolle deſſelben übernehmen. Ariſtophanes beſchmierte ſich daher das Geſicht mit Hefen und trat ſelber auf. Mit lautem Beifall beklatſchte die Menge die bittern Einfälle des Dichters gegen ihr Oberhaupt und die Schmähungen, womit er ſie ſelbſt überſchüttete. Der gute Erfolg dieſes erſten Verſuchs be-

*) M. ſ. Reiſen des jüngern Anacharſis nach Griechenland VI. S. 45 f.

ſtärkte ihn in ſeiner Kühnheit, und nun fuhr er fort, unter allegoriſcher Einkleidung die wichtigſten Angelegenheiten des Staats zu behandeln, wobei ihm zwei vortrefliche Schauſpieler, Kalliſtratos und Philonides, unterſtützten. Von der groſsen Menge von Komödien, welche die Alten dem Ariſtophanes beilegen, und die ſich über funfzig belaufen, haben ſich nur noch eilf erhalten. Die Ritter ſind unter dieſen für uns und unſre Zeiten am merkwürdigſten und intereſſanteſten. *) Das Weſen dieſes Stücks, das in das ſiebente Jahr des Peloponneſiſchen Kriegs fällt, ruht ganz auf dem Charakter des Kleon, der damals am Ruder des Atheniſchen Staats ſaſs. Durch mannichfaltige Kunſtgriffe, durch eine ſtarke Stimme von einem redneriſchen Anſtande begleitet, durch eine auſserordentliche Heftigkeit, und durch eine trotzige Zuverſicht auf ſein Verdienſt hatte ſich dieſer die Gunſt des Pöbels erworben, und von einem Lederhändler zur Würde eines Demagogen emporgeſchwungen. Vergebens haſsten ihn die Edleren im Volk, die Ritter, die nach Solon's Einrichtung den zweiten Rang im Staate hatten. Seine ſchlaue Kabale, gehüllt in das Gewand der Unſchuld und der Vaterlandsliebe, verlachte ſie, und ſein ſchnell verbreiteter Ruhm unterdrückte die um ihn her aufblühenden Verdienſte durch einen eiferſüchtigen Schatten. Er verſtärkte ſeine Partei durch die Erhöhung des Soldes, der von der Republik zur Unterhaltung der Richter ausgeſetzt war, und miſsbrauchte mit heuchleriſcher Demuth die Religion ſeines Volks, indem er ſich immerfort auf die Orakel eines Gottes berief, der ſeit vielen Jahren im Solde der Politik ſtand. Hierauf ſich verlaſſend, und berauſcht von ſeiner vermeinten Gröſse, wagte er eine

*) M. ſ. Attiſches Muſeum 2ten Bandes I. Heft, der eine meiſterhafte Ueberſetzung von den Rittern des Ariſtophanes durch Wieland enthält.

unbesonnene Unternehmung, welche die Klugheit verwerfen musste, die aber donnoch durch günstige Umstände mit einem glücklichen Erfolge gekrönt ward. Der Krieg ward für die Athener vortheilhaft, und die Lakedämonier standen in Gefahr, einen Theil ihres Heers zu verlieren. Sie schickten daher eine Gesandtschaft nach Athen, liessen sehr annehmliche Friedensvorschläge thun, und ein Bündniss anbieten. Allein Kreon widersetzte sich aus allen Kräften dem vorgeschlagenen Bündnisse. Nun bot Sparta alle Kräfte auf, um den Stolz der sichern Ueberwinder zu züchtigen. Athen ermüdete jetzt unter der beschwerlichen Vertheidigung von Pylos und bereute die vernachlässigten Vortheile. Um die verdienten Vorwürfe von sich abzulehnen, machte Kreon den Muth und die Klugheit des Nikias und Demosthenes verdächtig, welche Pylos vertheidigen und Sphakteria erobern sollten. Ja er vermass sich so gar, allein an der Spitze eines Heers binnen zwanzig Tagen die Insel zu erobern, und die Lakedämonier in Ketten dem Volke zu überliefern. Das Volk und Nikias hielten ihn bei'm Worte: lang suchte er durch schlaue Wendungen zu entkommen, endlich aber musste er sich doch entschliessen, an der Spitze eines Heeres abzureisen. Demosthenes, der bei ihm war, gewann durch eine Kriegslist einen entscheidenden Vortheil über die Lakedämonier. Sphakteria ward erobert, Kleon vergass der Dankbarkeit, und eignete sich den glücklichen Ausgang der Sache allein zu. Triumphirend und mit Lorbeern umwunden, kehrte er nach Athen zurück, und hing die Schilder der Ueberwundenen zum Zeichen des Siegs in den Tempeln auf. Durch dies alles machte er den Hass der Edlen nur noch reger, die er bei jeder Gelegenheit zu demüthigen suchte. Auf diesen Hass nun gründet sich die Fabel, welche den Rittern des Aristophanes zu Grunde liegt. Kleon ist der Held des Stücks, und die Ritter

machen den Chor aus. Der Charakter des Volks, sein Verhältnifs mit Lakedämon, die Geschichte des streitigen Oberbefehls, die geheimen Anekdoten der Grofsen, die Sitten und Denkart des Kleon und Nikias, und eine bittre Satyre wider die öffentliche Verfassung ist in den Plan hineingeflochten. Das Volk, das unter dem Namen Demos kenntlich genug ist, um bei'm ersten Blick bekannt zu seyn, wird als ein alter milzsüchtiger Greis in seiner zweiten Kindheit geschildert. Es ist ungestalt an Geist und Körper, blödsinnig und schwelgerisch, wird aber doch am Ende zur beschämenden Erkenntnifs seiner Thorheiten gebracht. Kleon ist nicht der glorreiche Eroberer von Sphakteria, sondern ein schlauer Bösewicht, ein paphlagonischer Gärber, der sich in die Familie des Demos einschleicht, unter der Maske des Genies tiefe Unwissenheit verbirgt, die Geheimnisse des Staats ausspäht, ihm treue Bedienten verdächtig macht, Religion und Orakel des Apollon entheiligt, oder zu seinen schlauen Absichten mifsbraucht, sich heimlich mit dem Erbfeinde des Volks versteht, und den Tod schon zehnmal verdient hat. Sein Glück ist der Ruin der Familie, sein Tod das einzige Mittel, ein Haus zu beruhigen, in welchem er Tyran war. *) Um den Kleon noch tiefer herabzusetzen, giebt ihm der Dichter einen Nebenbuhler aus den Hefen des Volks, einen Wursthändler, der die zweite Rolle spielt. Je abscheulicher dieser Agorakritos ist — das ist sein Name — desto mehr wächst der Unwille des Zuschauers und Lesers gegen die Hauptrolle der Fabel. Demosthenes und Nikias stellt der Dichter als zwei unglückliche Knechte des Demos auf, welche die Opfer der Wuth des paphlagonischen Sklaven werden. Der Chor hat endlich den Auftrag, den Unwillen der Edleren im Staate gegen die

*) Man vergleiche Brumey Theatre des Grecs V. 426. Clodius's Versuche S. 183.

unmäſsige Gewalt des Kleon zu äuſsern. Aus dieſen kurzen Gemälden der handelnden Perſonen dieſes Luſtſpiels kann man ſchon auf das Intereſſe des Ganzen ſchlieſsen. Die Scene ſpielt vor dem Hauſe des alten Demos. Sie beginnt mit einer luſtigen Unterhaltung des Demoſthenes und Nikias. Von den Schlägen des wüthenden Kleon wund, enteilen ſie dem Hauſe, und verfluchen den neuangekauften Fremdling, der ſich zu ihrem Verderben in das Haus geſchlichen habe. Endlich entſchlieſsen ſie ſich zur Flucht, nachdem ſie ſich durch mancherlei komiſche Wendungen das Geſtändniſs ihres Vorſatzes abgelockt haben. Demoſthenes ſchildert hierauf, indem er ſich nach den Zuſchauern wendet, den Demos mit folgenden Zügen:

Uns beiden ward ein ziemlich ſeltſamer
Patron zu Theil, ein ſauertöpfiſcher,
Heiſsgrätger Mann, der ſich mit Bohnen füttert,
Viel Galle macht, und etwas übel hört,
Kurz, ein gewiſſer Demos aus dem Pnyx,*)
Ein grillichter, griesgrämger alter Kauz.
Am letzten Neumond kaufte dieſer Herr
Sich einen Sklaven, einen Gärberburſchen *)
Aus Paphlagonien, aber den durchtriebenſten
Boshafteſten Buben in der weiten Welt,
Der, weil er flugs des Alten ſchwache Seite
Weghatte, ſich durch Lecken, Schwänzeln, Schmeicheln

*) Den Platz, wo die Volksverſammlung gehalten wurde, nannte man Pnyx. Da ſich nun das Atheniſche Volk hier ſehr gern aufhielt, ſo läſst der Dichter es daher abſtammen.

*) Kleon, eines Gärbers Sohn, war vor der Epoche ſeiner Gröſse entweder gleichfalls Gärber, oder wenigſtens Lederhändler. Zum Paphlagonier macht ihn der Dichter, weil die Sklaven aus Paphlagonien in Abſicht ihres Verſtandes und ihrer Sitten ſehr verrufen waren.

Und kleine Lederschnitzel, die er zum Geschenk
Ihm brachte, bald in Gunst bei ihm zu setzen,
Und seiner ganz sich zu bemeistern wusste.
Da hiess es: lieber Demos, geh in's Bad;
Du hast nun dein Triobolon verdient, *)
Lass es dabei! Nimm einen Bissen zu dir, schlürf'
Ein Brühchen, lass dir was belieben. Soll ich dir
Dein Abendessen bringen? — Alles, was
Wir andern dann bereitet haben, schnappt
Der Paphlagonier weg, und macht bei'm Herrn
Sich ein Verdienst daraus. Erst neulich, da ich ihm
Zu Pylos ein Lakonsches Backwerk backe, kommt
Der Bube nicht um mich herumgeschlichen,
Reisst mir den Kuchen aus der Hand und setzt ihn,
Als selbstgemacht, ihm vor! Uns aber jagt er weg,
Und will nicht leiden, dass ein anderer,
Als er, den Herrn bei Tisch bediene, sondern steht
Mit seinen Riemen hinter ihm und peitscht
Die Leute, die was vorzutragen haben, fort.
Auch singt er ihm Orakel, und nun träumt
Dem Alten immer von Sybyllen. Jener
Hingegen, da er sieht, dass diese Dinge
Den blöden Graukopf ganz zum Kinde machen,
Treibt nun sein Wesen ungestört, und lässt
Im ganzen Hause niemand ungehudelt;
Nicht einer ist vor seiner Lästerzunge

*) Müssiggang und Staatsangelegenheiten gingen dem Athener über alles. Daher entzog sich selbst der Handarbeiter gern seinen häuslichen Geschäften, wodurch er sich sein Brod erwarb, und sass zu Gericht, wozu es in dem so processsüchtigen Athen niemals an Gelegenheit fehlte. Die Entschädigung dafür war für jede Sitzung drei Obolen, oder eine halbe Drachme. Die Anzahl der Richter in allen Dikasterien belief sich gewöhnlich auf fünf bis sechs tausend Köpfe.

Und seinen Lügen sicher. Immer fühlen wir
Die Peitsche auf dem Rücken — immer läuft
Der Paphlagonier hinter dem Gesinde her,
Verlangt bald dies, bald das, und ängstigt sie,
Um ihnen Gaben abzupressen. „Seht ihr da
Den Hylas, spricht er, wie erbärmlich er
Blos auf mein Wort gegeisselt wird? Lasst 's euch
Zur Warnung dienen, oder rechnet drauf,
Ihr seid verloren!" und so geben wir
Ihm alles hin; wo nicht, so müssen wir's
Dem Alten achtfach mit der Haut bezahlen.

(zu Nikias)

Und nun, mein Lieber! lass uns unsre Köpfe
Zusammenstecken, um ein Mittel auszusinnen,
Wie und durch wen uns noch zu helfen sei.

Nikias schlägt nochmals die Flucht vor. Allein Demosthenes erwiedert: wie ist dies möglich? Wer kann vor dem Paphlagonier etwas verborgen halten? Nun wählt Nikias den Tod, und will sich mit Stierblut vergiften. Statt des Blutes aber bringt Demosthenes den Wein in Vorschlag. Von diesem begeistert, sagt er, ersinnen wir vielleicht ein Mittel zu unsrer Rettung. Und nun wird beschlossen, dem Paphlagonier einen Krug mit Wein zu entwenden Nikias führt den Entschluss aus, und ruft, indem er zurückkommt:

Wie glücklich, dass ich nicht auf frischer That
Ertappt ward!

Demosthenes.

Sag', was macht der Paphlagonier?

Nikias.

Mit konfiscirten Kuchen vollgepfropft
Bis an die Kehle, liegt der Schäker stark berauscht
Auf Lederpolstern, reckt die Bein' empor, und schnarcht.

Demosthenes.

Nun hurtig eingeschenkt bis obenan!

Nikias.

Erst einen Opferguss dem guten Dämon!
Dann einen tüchtigen Zug dem Genius
Des Pramner-Weins *) zu Ehren!

Demosthenes.

O guter Dämon, dein ist dieser Einfall,
Nicht mein! **)

Nikias.

Sag an, ich bitte dich, was ist's?

Demosthenes.

Schleich eilends wieder dich hinein und stiehl
Dem Paphlagonier, eh er aufwacht, sein
Orakelbuch,

Nikias.

Das war' es also, was ein Dämon
Dir eingeblasen? Ich fürcht', es war ein böser!

Das Orakelbuch wird geholt. Demosthenes trinkt sich mit jedem Zuge weiser. Er blättert und findet zuletzt ein entscheidendes Orakel vom Kleon. Begeistert ruft er aus:

Hier steht's geschrieben, was den Buben
Zu Grunde richten wird.

Nikias.

Und was denn?

*) Pramner-Wein war ein guter Wein aus der Gegend von Smyrna.

**) In diesen Ausruf bricht Demosthenes wie begeistert aus, nachdem er einen Becher geleert hat.

Demosthenes.

Was? Da steht's mit dürren Worten, das Orakel sagt,
Erst werd' ein Werrighändler den Geschäften
Der Stadt sich unterziehn.

Nikias.

Ein Händler also, und wer dann?

Demosthenes.

Der zweite wird' ein Schafehändler seyn.

Nikias.

Das wären nun zwei Händler, und was soll
Aus diesem werden?

Demosthenes.

Regieren soll er und dies zwar
So lang, bis dass ein ärgrer Schelm, als er,
Geboren wird, dann mag er vor die Hunde gehn!
Denn nach ihm kommt der paphlagonsche Lederhändler,
Ein Mann mit langen Fingern und der Donnerstimme
Von einem Scharlatan.

Nikias.

Das Schicksal will demnach,
Der Schafehändler soll von einem Lederhändler
Geschlachtet werden?

Demosthenes.

Ohne Gnade!

Nikias.

So erbarm' es Gott!
Wo nehmen wir noch einen Händler her,
Der diesen stürze?

Demosthenes.

Es giebt noch einen, der,
Der gar ein trefliches Gewerbe treibt.

Nikias.

Ich bitte dich, wer ist das?

Demosthenes.

(emphatisch) Ein Blutwursthändler wird ihn stürzen!

„Wohlan, ruft Nikias aus, lass uns diesen vom Schicksal bestimmten Sterblichen aufsuchen, und ihn zu seinem grossen Amte feierlich vorbereiten.“ Noch hat er diese Worte nicht geendigt, so tritt ein Mann von dieser Art auf die Bühne. Man begrüsst ihn mit spottender Ehrfurcht, um ihn zum Nebenbuhler des Tyrannen einzuweihen. „Weg mit der Fleischbank, sagt Demosthenes zu ihm, bete die Erd' und die Götter an, denn du bist zu etwas Grossen auserkohren. Jetzt bist du noch nichts, doch morgen bist du alles. Dann wirst du den Senat mit Füssen treten, die Feldherren krumm und lahm schlagen, und ungestraft im Prytaneion Unzucht treiben. Der Wursthändler traut sich's nicht zu, dass er ein so wichtiger Staatsmann werden könne. Demosthenes macht ihm daher Muth, indem er sagt:

Ei was! Ein Mann, wie du,
Was sollte der sich selbst nicht zutraun dürfen?
Bald muss ich denken, du seyst dir mehr bewusst,
Als man dir ansieht. Solltest du vielleicht
Aus gutem Hause seyn?

Wursthändler.

Bei Gott, aus einem
Der allerschlechtesten!

Demosthenes.

O desto besser
Für dich! Da hast du einen grossen Vorsprung,
Um deinen Weg im Staat machen.

Wurſthändler.

Aber

Bedenke, daſs ich in der Schule nichts
Gelernt hab', als ein wenig leſen, und
Auch dieſes ſchlecht genug.

Demoſthenes.

Dies einz'ge könnte allenfalls
Dir ſchaden, daſs du leſen kannſt, wie ſchlecht
Es immer ſei. Demagogie, mein Freund,
Iſt keine Sache mehr für einen Mann
Von Sitten und Erziehung; Ungelehrte
Und ungezogne Leute ſchicken ſich dazu
Am allerbeſten. Weigre dich daher
Nicht länger, dem Beruf zu folgen, den
Die Götter dir durch das Orakel ſenden.

Wurſthändler.

Was ſagt denn das Orakel?

Demoſthenes.

O ſehr ſchöne Sachen,
Wiewohl ein wenig bunt und räthſelhaft.

(Er lieſt aus dem Orakelbuche)

„Denn ſo bald der krummſchnablichte Lederadler mit ſeinen
„Starken Kinnbacken den dummen bluttrinkenden Drachen erfaſst hat,
„Wird die Gärberlauge der Paphlagonen verderben,
„Groſsen Triumph hingegen ein Gott den Kaldaunenverkäufern
„Schenken, wofern ſie nicht ſelbſt den Handel mit Würſten ihm vorziehn.

Hierauf wird das Orakel gedeutet und der bluttrinkende Drache von einer Blutwurſt erklärt. Der Wurſthändler ſieht es ein, daſs er gemeint ſei, und kann ſich doch nicht genug wundern, wie er dazu taugen könne,

die Geschäfte des Demos zu besorgen. Demosthenes spricht ihm wieder Muth ein:

Die leichtste Sache von der Welt! Was du
Bisher gethan, das thust du ferner, hackest
Und rührest die Geschäfte durcheinander,
Als ob es Wurstgut wäre; und bei'm Demos immer
In Gunst zu seyn, bedarf es nichts, als ihm
Recht süsse Wörtchen in den Mund zu streichen.
Auch hast du jedes andre demagogische
Erforderniss, die ungeheure Stimme,
Die Schelmerei von Haus aus, und die Krämerkniffe.
Zudem sind die Orakel, selbst das Pythische,
Ja offenbar für dich. — Geh also, kränze dich,
Und opfre dem Koalemos, *) damit
Du über diesen Menschen Meister werdest.

Nunmehr eilt die Handlung ihrer Auflösung entgegen. Kleon, vom Rausch erwacht, tritt auf die Bühne und erhebt ein rasendes Geschrei. Er findet die beiden Verschwornen bei dem chalkedonischen Pocal. „Ihr seid Aufrührer, ruft er aus: das Gefäss, aus dem ihr trinkt, zeigt ein geheimes Verständniss mit Chalkedon an.“ Der Wursthändler entflieht, und die Ritter eilen dem Demosthenes zu Hülfe. „Tödtet, tödtet den Betrüger, den Aufwiegler, den Abschaum der Bosheit! erschallt es von allen Seiten. Umsonst ruft Kleon die durch erhöhten Sold für ihn eingenommenen Richter zu Hülfe. Sie wagen es nicht sich seiner anzunehmen. Nun tritt auch der Wursthändler wieder auf die Bühne und sagt zu Kleon:

*) Koalemos, ein Halbgott, wahrscheinlich von Aristophanes eigener Erfindung, ist das Genie der Dummheit.

Wenn's auf's Schreien ankommt, follst du bald die Flucht ergreifen müssen!

Der Chor zum Wursthändler.

Siegtest du auch nur im Schreien, so verdienst du ein Triumphlied,
Siegst du gar in Unverschämtheit, ha! so ist der Kuchen unser!

Jetzt fängt der possierlichste Zweikampf der beiden Hauptheiden des Stücks an. Sie rühmen sich beide wetteifernd ihrer Ränke und Bosheit, wie man sich sonst seiner Verdienste wegen über einander zu erheben pflegt, und machen sich durch Verbrechen den Rang streitig. Endlich da sie unter einander nicht einig werden können, gehen sie beide ab, um ihre Sache beim Senate vorzutragen. Das Theater wird dadurch leer, und der Dichter benutzt diese Gelegenheit, um mit dem Publikum, ohne Allegorie über den herrschenden Geschmack und die Wankelmuth des Volks in seinem Urtheile über die komische Bühne zu rechten. Hierauf folgt ein Chorgesang zum Ruhme der alten siegreichen Athener, und ein Lob der Ritter und ihrer streitbaren Rosse. Während dessen kommt der Wursthändler siegreich und frohlockend aus dem Senate zurück, und erzählt dem Zuhörer seine Thaten.

Ich hab' euch hörenswerthe Dinge zu berichten.
Als er von hinnen weglief, folgt' ich, wie ihr wisst,
Ihm auf der Ferse nach, wiewohl er schon
Den Vorsprung vor mir hatte. Wie ich nun
Bei'm Rathhaus ankam, hört' ich ihn bereits
Mit einer Stimm', als schlüg' der Donner krachend ein,
Die ungeheuersten Beschuldigungen
Wie Felsentrümmer auf die biedern Ritter
Herunterwerfen, weil sie, wie er vorgab,

Sich

Sich alle gegen den Staat verschworen hätten.
Das wusst' er nun dem Rathe so begreiflich
Zu machen, dass die Leute von seinen Lügen
Zusehends schwollen, und Gesichter schnitten,
Als ob sie Senf gegessen hätten. Ich,
Sobald ich merkte, dass er Eingang fand,
Und dass der Rath durch seine Gauklerkünste
Sich täuschen liess, o! (sprach ich bei mir selbst)
Ihr Götter aller Schurken, Rankeschmiede,
Schalksnarren, Schäker, Einfaltspinsel, und o du,
O Markt, wo ich vom Knabenalter an
Zum Manne, der ich bin, gebildet wurde,
Jetzt leiht mir eine fertge Zunge, freche Stirn,
Und unverschämte Stimme! — Wie ich dies
So bei mir selber denke, lässt ein Pflastertreter
Zu meiner Rechten ein lautes Omen streichen.
Gleich fiel ich auf mein Knie und küsste
Die Erde, *) stiess dann mit dem Hintern vor die Thür
Der Schranken, dass sie aufsprang, drang hinein,
Und schrie aus vollem Halse: „Gute Zeitung,
Hochedler Rath! Ich eilte, um der Erste
Zu seyn, der Euch die frohe Botschaft bringt;
Seitdem es Krieg ist, sind die Aphyen **)
Noch nie so guten Kaufs, wie jetzt, gewesen."
Auf einmal klären sich alle Gesichter auf,
Und für die gute Nachricht wird ein Kranz
Mir zuerkannt. Nun geb' ich ihnen mit der Mine

*) Um ein gutes Vorzeichen sich auf der Stelle zuzueignen und den Göttern dafür zu danken, fiel man auf die Knie und küsste die Erde.

**) Aphyen waren kleine Seefische, aber welche Art derselben, lässt sich nicht bestimmen. Wahrscheinlich gehörten sie zu den Sardellen oder Grundeln.

Des Myſtagogen, der das Unausſprechliche
Uns offenbart, den Rath: flugs alle Schüſſeln
Bei allen Töpfern in Beſchlag zu nehmen,
Um eine deſto gröſsre Menge Aphyen
Um einen Obolos erſtehn zu können;
Und alle klatſchen laut mir Beifall zu,
Und ſtaunen mich aus groſsen Augen an.
Kaum merkte dies der Paphlagonier,
Der ſehr wohl weiſs, womit man den Prytanen
Am beſten ſich empfehlen kann, ſo ſchlug
Er vor, der angeſagten glücklichen
Ereigniſs halben eine Hekatombe
Der Göttin darzubringen. Alsbald nickte
Der Rath auf ſeine Seite wieder hin.
Ich, um den Sieg mir nicht durch Ochſenfladen
Entziehn zu laſſen, überbot ihn auf
Der Stelle mit zweihundert Ochſen und
Vermahnte ſie, noch obendrei der Artemis
Zweitauſend Ziegen zu geloben, wenn
Die Alſen morgen das Hundert um acht Pfennige
Zu haben wären. Alsbald drehte ſich
Der Rath mit langen Hälſen gegen mich;
Er aber ſtand verblüfft und wuſste ſich nicht mehr
Zu helfen, und Rathsherrn und Trabanten zogen ihn
Im allgemeinen Aufſtand mit ſich fort.
Inſtändig bat er ſie, nur einen Augenblick
Zu bleiben, bis man wüſste, was der Herold
Zu ſagen hätte, der von Lakedämon
Mit einem Friedensantrag angekommen ſei:
Umſonſt! Sie riefen all' aus e i n e m Munde:
Was? einen Friedensantrag? Närrſcher Menſch!
Jetzt, da ſie wiſſen, daſs die Aphyen
So wohlfeil bei uns ſind? Wir brauchen nun

Den Frieden nicht, der Krieg mag seinen Weg
Gemächlich fortgehn! Und nun schrieen sie,
Die Sitzung sollte aufgehoben seyn, und sprangen
Von allen Seiten über die Schranken weg.
Ich lauf' indess dem Markte zu, kauf' allen
Koriander und Schnittlauch, den ich fand, zusammen,
Und theile ihn den Armen gratis aus,
Um ihre Aphyen damit zu würzen.
Dafür erhoben sie mich aber auch
Bis in den Himmel, und das Bravorufen nahm
Kein Ende. Kurz ich, wie ihr mich hier seht,
Ich bracht' euch mit acht Pfennig Koriander
Den ganzen Rath auf meine Seite.

Der Demos, von dem Lärme der beiden Nebenbuhler herbeigezogen, kommt nun selbst zum Vorschein. Alle Vorstellungen, alle Ränke vermögen ihn nicht gegen den Wursthändler zu sichern. Von allen Seiten regnen Vorwürfe auf ihn hernieder, und der Demos giebt seinem Gegner Beifall. Der Wursthändler beweist, dass Kleon nur darum die Schilde der Lakedämonier in den Tempeln aufgehangen habe, um damit Athen im Tumulte zu bewaffnen. Auch verspricht er dem Demos, um ihn noch mehr zu gewinnen, Geschenke. Ueber diese Grossmuth ausser sich nimmt der Demos dem Kleon den Ring vom Finger, und mit demselben das äussere Kennzeichen seines Standes. Die letzte Zuflucht des schlauen Tyrannen sind nun Orakel. Er sucht alles auf, was dem Volke der Athener schmeicheln kann: allein vergebens. Sein Gegner übertrifft ihn an Ränken und Kunstgriffen. Umsonst wird von dem gefallenen Demagogen eine ganze Kiste voll Göttersprüche auf die Bühne gebracht. Der Blutwursthändler deutet alle Orakel auf sich, die Kleon als auf ihn gehend aus-

legt. Auch das Versprechen grosser Geschenke will dem Letzteren nichts helfen; er wird hinter die Scene geschleppt, wobei er ausruft:

Gehab dich wohl, mein Kranz, ich scheide mich
Nicht gern von dir! Dich wird ein andrer tragen,
Zwar nicht ein grösrer Dieb, doch glücklicher, als ich.!

Auf die Frage des Demos an den neuen Demagogen, wie er den Paphlagonier, wegen des vielen von ihm verübten Unheils bestrafen wolle, versetzt er:

Härter nicht, als dass er mein
Ehmalig Handwerk treibe, vor den Thoren Würste,
Aus Hundefleisch und Eselsfleisch gehackt,
Verkaufe, sich im Rausch mit Gassendirnen zanke,
Und Wasser aus den Badewannen trinke!

Der Demos findet diese Strafe gerecht und schliesst das ganze Stück mit den Worten:

Demos.

Gar richtig hast du, was er werth ist, ausgedacht.
Dich aber ruf' ich nun in's Prytaneion, an
Den Platz, den dieser Galgenvogel einnahm.
Empfange dieses grüne Kleid, und folge mir!
Ihn aber führe jemand fort, dahin,
Wo er zur Lust der Fremden, die er sonst
Misshandelte, sein neues Handwerk treibe! *)

*) Um dem Leser einen recht anschaulichen Begriff von dem Geiste und der Manier des Aristophanes zu geben, haben wir den Inhalt der Ritter etwas weitläuftiger auseinandergesetzt, wobei wir hauptsächlich dem geschmackvollen Auszuge des verewigten Clodius gefolgt sind. Die eingewebte musterhafte Uebersetzung ist von Wieland. Möchte doch der Schutzgott der schönen Litteratur diesen vortrefflichen Mann noch lang erhalten, um uns auch

37.

Die Acharner, die Wespen, der Friede.

Auch in den Acharnern werden die Geheimnisse der Politik entfaltet, und durch muthwillige Anspielungen zu verstehen gegeben, daſs der peloponnesische Krieg eine ähnliche Veranlassung hatte, als der trojanische, und daſs mehr die Eifersucht eines beleidigten Liebhabers, als die Begierde nach dem Oberbefehl Athen wider Sparta bewaffnet habe. Zugleich webt der Dichter in seine Fabel den Kunstgriff des Perikles ein, der Acharne, eine nicht beträchtliche Stadt von Attika, den Verheerungen der Feinde preisgab, um sich desto mehr zu Athen zu sichern. Die Acharner vertreten in diesem Stück den Chor, und geben dadurch zu der Benennung desselben Anlaſs. Dikäopolis, ein patriotischer Bürger, und aller Staatsgeheimnisse kundig, ärgert sich über den Verfall des Staats, über den herrschenden Geschmack in Athen und über den Eigennutz der Feldherren. Um sich wegen des muthwillig verzögerten Friedens schadlos zu halten, schlieſst er einen listigen Partikularfrieden mit den Lakedämoniern. Die Vortheile, welche er sich dadurch verschaft, bewirken, daſs man die Draugsale des fortwährenden Kriegs noch in hellerem Licht erblickt, daſs man sich herzlich nach dem Frieden sehnt, und die träge Nachlässigkeit des Volks verabscheut. Auch in diesem Stücke, dessen Hauptabsicht ist, die Athener zur Abschlieſsung eines Friedens mit Sparta zu vermögen, zeigt sich allenthal-

die übrigen Stücke des Satyrikers, nebst vielen anderen Produkten seines unerschöpflichen Genies zu liefern! Man findet die Uebersetzung der Ritter von diesem Meister in der Kunst zu übersetzen im Attischen Museum, II, 2. Auch Herr Clodius hat mehrere Scenen aus dieser Komödie übersetzt in seinen Versuchen aus der Litteratur und Moral. II. S. 183.

ben der Geist und die satyrische Laune des Dichters. Der Tragiker Euripides blutet auch hier unter der Geissel des Komikers. Er hatte in verschiedenen seiner Trauerspiele das Herz des Zuschauers durch das Aeusserliche und Zufällige der Personen, durch die Stellung und das Gewand zu rühren gesucht. Dies war für einen Spötter, wie Aristophanes, hinreichend, um seinen Gegner zu parodiren. Er läſst daher den Dikäopolis zu dem Tragiker gehen, um von ihm das Talent zu erlernen, Mitleid zu erregen, und durch äusserliche Formen und Ansichten Eindruck auf das Gemüth zu machen. Welche Sprache dieser Dikäopolis führe, wie er denke und handle, wird man aus einem Theil der Rede sehen, welche derselbe im zweiten Aufzuge mit dem Kopfe auf dem Hackblocke hält:

Ihr Herrn Zuschauer, legt mir's nicht zum Argen aus,
Daſs ich, obschon ich nur ein armer, lumpichter
Komödienmacher bin, zu Athenern über Sachen
Gemeiner Stadt zu reden mich erdreuste.
Auch die Komödie kennt, was wahr und recht ist.
Ich werd' euch harte Dinge sagen, aber wahre.
Auch wird mich Kleon nicht beschuldgen können,
Ich rede Böses von der Republik vor Fremden;
Hier sind wir unter uns, wie am Lenäenfeste
Gewöhnlich; noch sind keine Fremden da;
Denn weder die Kriegssteuer von den Schutzverwandten, noch
Die Kontingente von den Bundsgenossen kommen;
Kurz wir, so viele unsrer hier zugegen sind,
Sind lauter ächte ausgereiterte
Athener, ganz von fremden Spreuen rein.
Auch ich bin den Spartanern herzlich gram,
Und meinetwegen möchte der Gott auf Tänaros
Poseidon ihnen mit einem tüchtgen Erdstoſs allen

Die Häuser auf die Köpfe werfen — denn
Auch meinen Weinstock haben sie verbrannt.
Inzwischen, weil ich hier vor lauter Freunden rede,
So sag' ich: warum klagen wir die Sparter
Deswegen an? In eurer Mitt', ihr Herren —,
(Ich nenne nicht die Stadt, das merkt euch wohl,
Die Rede ist nicht von der Stadt) — ich sage,
Es gab in eurer Mitte Männerchen
Von schlechtem Schrot und Korn, verdienstlos, übel
Berufen, deren Stand sogar im Zweifel war,
Die ihr Geschäft draus machten, sich über die gestutzten
Kaputte der Megarer aufzuhalten,
Und wo sie einen Kürbis sahen, oder
Ein Häschen, eine Ferkel, oder einen Knoblauch, ein
Paar Körnchen Salz, das alles musste gleich
Megarisch seyn, und wurde eingezogen,
Und selben Tags verkauft. Doch dies sind Kleinigkeiten;
Die Landsart bringt es mit sich — Etwas Wichtigers!
Ein paar milchbärtge Schwärmer waren nach Megara
Gegangen, und hatten, trunknen Muthes, dort die Hure
Simätha weggestohlen. Die Megarer in
Des Schmerzes erster Wuth nun holten sich dafür
Zwei andre Huren aus Aspasiens Hause.
Das war der Anfang eines Kriegs, in welchen
Nun alle Griechen sich verwickelt sehn,
Um dreier Metzen willen. *)

In den Wespen giesst der Dichter seine satyrische Lauge hauptsächlich über die Processsucht der Athener, und über den Eigennutz und die Ungerechtigkeit der

*) Die Acharner, oder der Friede des Dikäopolis, übersetzt von Wieland im neuen deutschen Merkur, Jahrgang 1794. 8 — 9 Stück.

Richter aus, die in der Geſtalt der Weſpen den Chor in dieſem Stück ausmachen. Dieſe Geſtalt bezeichnet mit einem Bilde das Müſsige, das Eigennützige und Brauſende von einer Menſchengattung, die ohne Mühe auf andrer Koſten lebt, und leichtſinnig aufzehrt, was ſich jene durch ſaure Arbeit zu erwerben ſuchten. Hierauf beruht das ganze Weſen dieſes Luſtſpiels, einer der lebhafteſten Satyren, die jemals auf die Denkart einer Nation gemacht ſind. Der Plan dazu iſt folgender: Philokleon, ein Athener, läſst ſich von der allgemeinen Seuche, den Richter zu ſpielen, anſtecken. Vergebens drängen ihn Privatgeſchäfte, Pflichten gegen ſeine Verwandten und Kinder, Verhältniſſe der Freundſchaft und der Nutzen ſeines ganzen Hauſes. Sobald das Hahnengeſchrei ihn weckt, ſteht er auf, vergiſst alle ſeine Angehörigen, und thut auf alle Bequemlichkeiten, auf alle erlaubte Aufheiterungen und Vergnügen Verzicht, um für eine geringe Belohnung vom Morgen bis zum Abend auf dem Richterſtuhl zu ſitzen. Sein weiſerer Sohn, Bdelykleon, ſieht das Verderbliche dieſer Art des Wahnſinns ein, und ſucht ſeinen Vater davon zu heilen. Da ihm Vorſtellungen hiezu nicht helfen, ſo ſucht er ihn mit Gewalt dem Richtſtuhl zu entreiſsen, und ihn einzuſperren. Kaum aber haben ſeine Amtsgenoſſen, die übrigen Richter davon Nachricht erhalten, ſo machen ſie eine Verſchwörung und ſuchen ihn frühe, vor Tagesanbruch, aus ſeinem Gefängniſs zu befreien, und im Triumphe zu ſeinem vorigen Wirkungskreiſe zurückzuführen. Allein Bdelykleon hintertreibt ihr Vorhaben, läſst ſich mit ihnen in einen Wortſtreit ein, widerlegt ihnen alle ihre Einwürfe, und ſpottet über die eingebildeten Vorzüge, womit ſie prunken. Sie verſtummen endlich vor ſeiner Beredtſamkeit und entfernen ſich. Um aber ſeinen Vater nach und nach auf beſſere Gedanken zu bringen, giebt er für's erſte noch

den tiefgewurzelten Vorurtheilen desselben nach, und bereitet ihm in seinem eigenen Hause einen Richterstuhl, wo Hund und Katze die Klienten sind. Allmählig verschwindet nun der Wahnsinn des Alten immer mehr, und der Ausgang der Fabel zeigt, dafs es mehr als Thorheit sei, sich durch die müfsige Beschäftigung eines angemaafsten Richteramts, um Zeit und Vermögen zu bringen. Die Form des Attischen Processes zeigt sich hier in einem sehr komischen Lichte, und die geheimsten Kunstgriffe der Sachwalter und Richter werden aufgedeckt. *) — Ein schönes Gesellschaftsstück zu den Acharnern, und von ähnlicher Absicht und Behandlungsart ist der Friede. Auch hier bezieht sich der Plan auf die Geschichte des peloponnesischen Kriegs; auch hier werden die Anstalten der Athener verspottet. Trigäos, der Hauptheld der Fabel, ist ein gemeiner Bauer, ein Abenteurer von der seltsamsten Gattung. So wie sich im Aesopos ein Käfer zum Zeus hinaufwagt, um den ihm verhafsten Adler zu verklagen, so besteigt Trigäos jetzt diesen Käfer, den der Dichter einmal gesattelt vorfand, und schwebt auf dem Rücken desselben zur Burg des Kronides, um für Athen den Frieden zu erflehen. Unterwegs bespricht sich der Reiter mit seinem sumsenden Pegasos in einem Tone, der jedes zarte Ohr beleidigt, und in Absicht des Pöbelhaften der Attischen Bühne charakteristisch ist. Sobald er zu Zeus Pallaste gelangt ist, empfängt ihn Hermes trotzig, wird aber durch ein Stück Fleisch vom schlauen Trigäos, dem die schwache Seite der Götter nicht unbekannt war, besänftigt. Nunmehr tritt Polemos (der Krieg) in eigner Person auf die Bühne. Sparta, Megara, Sicilien werden in einen Mörser geworfen, und zwar eine jede Stadt mit einem witzigen Einfalle, der auf ihr Verhält-

*) M. s. Clodius Versuche, 227 f.

nifs mit Athen anfpielt. Zum Glück für die Städte fehlt der Stempel zum Mörfer. Polemos fendet den Tumult nach Athen, allein er kommt mit leerer Hand zurück. Athen hat keinen Kleon, das heifst, kein Werkzeug mehr, um Hellas zu Grunde zu richten. Er fendet hierauf nach Lakedämon: aber auch hier fehlt es am Brafidas. Unwillig befchliefst Polemos daher, einen neuen Stempel zum Verderben der Menfchen zu fchaffen, und entfernt fich. Trigäos benutzt indeffen die Abwefenheit deffelben und fordert Edle, Kaufleute, Künftler, Handwerker, Einheimifche und Fremde auf, die Göttin des Friedens aus der Höhle, worein fie Polemos fperrte, mit Stöcken und Hebeln und Seilen zu erlöfen. Nur Hermes, von Zeus dazu befehlicht, widerfetzt fich der Befreiung der Irene durch mancherlei komifche Wendungen, welche die ganze griechifche Götterlehre lächerlich machen, noch mehr aber durch die Verehrung einer goldenen Schale, gewinnt er den Vollbringer der Befehle des Kroniden von neuem. Hermes öffnet fogar die Höhle felbft, indem er den davor liegenden Felfen hinwegwälzt. Nachdem ihm das nur mit vieler Anftrengung gelungen ift, tritt Irene aus dem Felfen hervor und mit ihr zwei ihrer Gefpielinnen, Theoria und Opora. Nun unterhalten die verföhnten Provinzen fich in freundfchaftlichem Tone und trinken aus vollen Bechern. Ein Chor entzückter Landleute äufsert feine dankbare Freude durch fröhliche Tänze, die ganze Natur frohlockt, und alle Gefchöpfe fonnen fich im Strale des erneuten Friedens. Nur gegen die Lobfprüche des Attifchen Chors ift Irene unempfindlich, und Hermes entdeckt die Urfachen ihrer Entfernung und ihres Unwillens. Hyperbolos, Sophokles, Phidias werden im Vorbeigehn mitgenommen, und Kratinos, der vor Schrecken über das Unglück eines zertrümmerten Weinfaffes ftarb, verfpottet. Von den

beiden Freundinnen der Irene wird hierauf die Opora (Göttin des Ueberflusses) dem Trygäos, und die Theoria (Einsicht) dem Athenischen Senate zur Gattin bestimmt; die erstere, um Wohlstand zu verbreiten, die andere, um dem Rathe Klugheit zu verleihen. Trunken vor Freude über den glücklichen Ausgang seines Unternehmens, denkt er nun daran, auf die Erde zurückzukehren: allein, o Schrecken! er vermisst seinen Käfer. Zeus hat das gutmüthige Thier an seinen Wagen gespannt und es der Ehre gewürdigt, seine Donner zu tragen. Wie soll sich der unglückliche Trygäos nun helfen? Er eilt endlich mit seiner neuen Gattin ohne Pegasos zurück, und feiert seine Vermählung durch friedliche Gesänge. *)

38.

Die Vögel, Lysistrata, die Wolken.

Aeschylos, der in Absicht des Wunderbaren in seinen Tragödien oft die Gränzen überschritt, und auf die Bühne brachte, was dem Dichter blos episch zu erzählen vergönnt war, hatte einst die Verwandlung des Tereus in einen Wiedehopf auf dem Theater vorgestellt. Aristophanes lachte des mit einem ungeheuren Schnabel und mit Flügeln vermummten Helden, und wartete nur auf eine Gelegenheit, den Tragiker deshalb dem allgemeinen Gelächter preiszugeben. Der Entwurf dieser Fabel setzte ihn in den Stand, seine Wünsche zu erfüllen. Alkibiades war aus Unwillen über Athen zu den Lakedämoniern übergegangen, und hatte den Feinden seines Vaterlandes den Rath gegeben, Dekelia, eine Stadt im Athenischen Gebiete, zu befestigen und mit

*) Der Friede, grofsentheils übersetzt von Goldhagen, im zweiten Theile seiner Anthologie, S. 65.

den Persern zum Nachtheile der Athener Friede zu schliessen. Diese Flucht des weichlichen Alkibiades nun, die Befestigung von Dekelia, das Verhältnifs der Spartaner gegen Athen nimmt der Dichter zum Gegenstande dieses politischen Lustspiels. Zugleich verwebt er mehrere leichtfertige Spöttereien über die lyrischen Dichter, über die Betrügereien der Seher, und über die Athenischen Sykophanten in dasselbe. Epops (der Wiedehopf) und sein Chor, die Vögel, sind Symbole von den Sitten der Spartaner. Pisthetäros, ein Athener, der zu dem Epops übergeht, ist kein anderer als der Zärtling Alkibiades. Die in den Wolken zu erbauende Stadt bezeichnet Dekelia und der Plan, den Zeus auszuhunzen, geht unstreitig auf den Rath des Alkibiades, den Athenern durch Dekelia, die Kornzufuhr abzuschneiden. Aufgebracht auf Athen, verlassen Pisthetäros und Euelpis den Staat, um den verwandelten Attischen Tereus aufzusuchen. Sie finden ihn durch Hülfe eines weissagenden Raben, und erstaunen nicht wenig über seine wunderbare Gestalt und seinen Schnabel. Nach einer kurzen satyrischen Unterhaltung nimmt Pisthetâros das Wort: „Wie wenig, sagt er, verstehn die Fürsten der Vögel ihren Vortheil. Sieh empor zum Olympos, o Tereus! Diesen Himmel kannst du mit allen Göttern dir unterwürfig machen. Schau hinunter zur Erde: auch diese ist in deiner Gewalt. Eine Stadt in die Luft gebaut, würde die Unterhaltung der Götter und Menschen aufheben, und dir deine alte Majestät wieder schenken. Epops, von der ihm gemachten Hoffnung entzückt, beruft alle geflügelten Bürger seines Staats zusammen und hält Musterung. *) Der Vorschlag

*) Mehrere muthwillige Anspielungen auf die Gestalt und Natur verschiedener Vögel, verglichen mit dem Charakter vieler Athener, der mit ihren Attributen irgend eine Aehnlichkeit hat, macht diese Scene sehr lustig.

des Pisthetäros wird von dem luftigen Chore mit Vergnügen angenommen. Das gefiederte Völkchen sieht schon im Geiste den Olympos des süssesten Opfergeruchs beraubt, die Götter von Hunger gequält, in ihren verliebten Abenteuern gehindert, die Tempel der Erde einsam und öde, und sich von neuem in die verlorne Oberherrschaft eingesetzt. Voll dieser entzückenden Aussicht singt der Chor einen Hymnos zum Lobe seines Geschlechts, wodurch der Ton der Orphischen und Hesiodischen Theogonie parodirt wird. Pisthetäros wird hierauf nebst seinem Freunde in den Schoofs der gesangreichen Nation aufgenommen. Er umgürtet seine Lenden mit Gefieder und lacht über sich selbst in diesem neuen Aufzuge. Der Plan zur Erbauung der Stadt, wozu Pisthetäros gerathen hatte, wird entworfen, und sie erhält nach der Gegend, die sie bevölkern soll, den Namen Stephelokokkygia (Wolkenkuckucksstadt). Der erste, welcher der neuen Republik seine Dienste anbietet, ist ein Opferpriester, der zweite ein Dichter. Der letztere singt bereits im erhabensten Tone die bald beginnende Wolkenstadt, deren Bürger zu werden er Lust hat. Pisthetäros erschrickt bei diesem Gesange. Seit wie lange, fragt ihn der Staunende, hast du denn dein Lied verfertigt? Meine Stadt ist ja noch nicht einmal erbauet, und sie hat dich schon begeistert! Schon lange, ist die Antwort, war deine Stadt der Gegenstand meiner Gesänge. Um der lyrischen Zudringlichkeit zu entgehen, schenkt Pisthetäros dem halbnackenden Dichter einen abgelegten Oberrock, und, da er noch nicht vom Singen abläfst, auch ein Hemde. Befriedigt, und mit einem schwülstigen Liede, geht nun der Priester der Musen nach Hause. *) Allein kaum hat Pisthetäros sich

*) Eine sehr beissende Satyre auf hungrige Dichter, die weiter keinen Beruf zur Dichtkunst haben als den, sich durch Hülfe derselben eine Art von Almosen zu verdienen!

dieses entledigt, so erscheint ein Seher, redet ungebeten von den Schicksalen der neuzuerbauenden Stadt und rechnet dafür auf eine Belohnung. Dreimal fodert Pisthäteros die Beweise seiner prophetischen Gesichte, und dreimal beruft sich der schlaue Seher auf die Orakelsprüche des Bakis. Um sich des Heuchlers zu entledigen, hält ihm Pisthetäros einen Ausspruch des Apollon entgegen, worin der Gott gebietet, ungebetene Seher und Dollmetscher der Zukunft mit Schlägen zurückzuschrecken. Kaum hat er dies gethan, so meldet sich ein Geometer, um die Lage der neuzuerbauenden Stadt aufzunehmen, und den Luftraum abzumessen. Er spricht von einem viereckigen Cirkel, und geht mit Spott beladen von der Bühne. Nunmehr erhält Pisthetäros Nachricht von dem guten Fortgange des Baues und von dem Fleisse der gefiederten Architekten; dreissigtausend Kraniche verschluckten in Libyen Steine und trugen sie den Erbauern zu. Auch die übrigen Vögel förderten den Bau, ein jeder nach seinem Vermögen. Kaum ist dies erzählt, so verbreitet sich das Gerücht, man habe in den Ringmauern der neuen Stadt eine Göttin entdeckt, von dreissigtausend Habichten verfolgt, sei sie entflohen, und der ganze Aether halle von Getümmel. Pisthetäros erschrickt und entdeckt Iris. Sie war zur Erde gekommen, um den Bewohnern derselben die den Göttern versagten Opfer abzufodern. Unter lauten Drohungen des Pisthetäros kehrt sie in den Olympos zurück. Der Ruf der Wolkenstadt wird immer grösser; alle Verbrecher aus Athen versammeln sich daselbst und suchen eine Freistatt. Pisthetäros empfängt alle Müssiggänger, Dithyrambendichter und Sykophanten, und stellt sie an, wie ihre Talente es gestatten. Während des kommt Prometheus, der den Versammlungen der Himmlischen entwischt ist, und entdeckt dem Pisthetäros die elende Verfassung des Olym-

pos. Zeus und alle Unsterblichen hungern und schreien nach den süsen Düften der Opfer. Sie werden Gesandte schicken: gieb ihnen aber nicht eher Frieden, als bis dir Zeus den Scepter ausliefert und seine Tochter Basileia vermählte. Also räth ihm Prometheus, und es währt nicht lange, so kommen Herakles und Poseidon als Gesandten an die Republik des Epops. Lange sind ihre Unterhandlungen fruchtlos, endlich demüthigen sie sich und verkaufen, von den Düften eines Bratens verführt, die Obergewalt des Zeus und alle Vorrechte der Unsterblichen. — Lysistrata, die Heldin der nach ihr benannten Aristophanischen Komödie, und eine Athenerin von Geburt, besitzt alle die erhabenen und glänzenden Eigenschaften, die zu ausserordentlichen Unternehmungen erfodert werden. Unwillig über die Sorglosigkeit ihrer Mitbürger in Absicht des Friedens mit Lakedämon, denkt sie auf eine List, den Frieden zu erzwingen. Sie räth ihren Mitschwestern, ihren kriegerischen Gatten die Freuden der ehelichen Liebe zu versagen, die Burg und den Tempel der Athene einzunehmen, sich der öffentlichen Gelder und Schätze des Staats zu bemächtigen, und dadurch ihre unsinnigen Männer zum Frieden zu zwingen. Die Damen verschworen sich durch einen feierlichen Eid, alles zu thun, was ihnen Lysistrata rathe. *) Kaum ist dies geschehen, so wird die Burg bestürmt und erobert. Ein Chor erschrockener Männer versammelt sich vor derselben und zündet ein Feuer an, um die siegreichen Weiber durch den Rauch zur Uebergabe zu nöthigen. Die Heldinnen dagegen vertheidigen sich mit Wasser. Die Ankunft des Staatsschatzmeisters macht dem Streite ein Ende:

*) Der Eid, wodurch sie sich zur Erzwingung des Friedens verpflichten, ist eine schmutzige Parodie einer der erhabensten Stellen des Aeschylos. M. s. Longinos vom Erhabenen, Abschnitt 15.

denn von ſeinen Bogenſchützen verlaſſen, ſieht er ſich genöthigt, eine friedliche Unterhandlung einzugehen. Lange genug, hebt Lyſiſtrata an, gaben wir eurer raſenden Neigung zum Kriege nach, lange genug verwarft ihr unſre vernünftigen Vorſtellungen mit ſtolzer Verachtung. Nun ſteht es bei uns, dem Streite ein Ende zu machen. Nehmt ihr den Putz der Weiber, der euch gehört, und überlaſst uns die Sorge für das Beſte der Republik, die ihr verabſäumt. Dieſe Scenen ſind voll des beiſsendſten Spottes und der ſatyriſchſten Wendungen. Den höchſten Grad der Schamloſigkeit aber erreicht die Stelle, wo Kineſias, einer der verlaſsnen Männer, kommt, um ſeine Frau zu beſänftigen. Unterdeſſen bringen Geſandte von Lakedämon Nachricht vom Aufruhr der Weiber in Sparta, und bitten um Frieden. Lyſiſtrata in einem Kreiſe von Athenern und Spartanern zeigt beiden Völkern in richterlichem Tone das unrechtmäſsige Verfahren im peloponneſiſchen Kriege. Den Lakedämoniern, die Athen im Meſſeniſchen Kriege unterſtützte, wird Undankbarkeit vorgeworfen, und daſſelbe Laſter auch den Athenern zur Laſt gelegt. Hierauf wird der Friede geſchloſſen und die Eintracht zwiſchen Männern und Weibern hergeſtellt. Ein Chor verherrlicht die Segnungen des Friedens, und fröhliche Päanen beendigen die Handlung. — Die Wolken ſind durchgehends gegen Sokrates, oder die durch eine Karrikatur des Weiſen lächerlichgemachten Sophiſten, gerichtet. *) Einige Schüler des Philoſophen ſpielen die Rolle der Pedanten. Strepſiades, ein Muſter der höchſten Einfalt, der gegen die Ernſthaftigkeit des Sokrates ſehr komiſch abſticht, hat den zweiten Hauptcharakter. Der Chor beſteht

*) Die Wolken des Ariſtophanes aus dem Griechiſchen überſetzt von Schütz in des Verfaſſers litterariſchen Spatziergängen, Monat April, Halle 1784.

beſteht aus weiblichen Geſtalten, die in das luftige Gewand der Wolken gekleidet, die ſokratiſchen Götter vorſtellen. Die Scene eröffnet ſich und ſtellt ein Schlafzimmer vor. Strepſiades wirft ſich im Bette herum, flucht auf ſeine Heirath, die ihn zum Sklaven machte, ärgert ſich über die Ausſchweifungen ſeines Sohnes, nimmt ſeine Rechnungsbücher zur Hand, und überzählt Schulden und Zinſen, die er auf den Neumond zu bezahlen hat. Drauf beſchwört er, an das Bette ſeines von Wagen und Roſſen träumenden Sohnes eilend, dieſen Ungerathenen, ſein Leben zu ändern, und eine Wiſſenſchaft zu lernen, die ihm unentbehrlich ſei. „Komm in die Wohnung der Philoſophen, ſagt er, die den Himmel für einen Backofen und die Menſchen für Kohlen anſehn. Lerne von ihnen jene Beredtſamkeit, wodurch ſie ſelbſt den offenbarſten Ungerechtigkeiten einen ſiegenden Nachdruck zu geben wiſſen. Die Kunde dieſer Geſchicklichkeit iſt das einzige Mittel, meine Gläubiger zu übertauben, ohne denſelben einen Pfennig zu bezahlen.“ Phidippides — dies iſt der Name des ungerathenen Sohnes — verwirft den Rath ſeines Vaters, und nun entſchlieſst ſich dieſer ſelbſt, ein Schüler des Sokrates zu werden. Mit Ungeſtüm klopft er an die Thür des Philoſophen und macht durch dieſen Lärm, daſs ein tiefſinniger Gedanke deſſelben als unreife Geburt auf die Welt kommt. Der Weiſe war nämlich gerade damit beſchäftigt, auf eine mathematiſche Art den Sprung eines Flohes zu berechnen. Die Thür des Hauſes wird hierauf geöffnet. Strepſiades tritt hinein, ſieht Sokrates's Schüler gebückt bis auf die Erde in tiefer Betrachtung ſitzen, und den Lehrer, der viel von der Pflicht des Menſchen, ſich vom Sinnlichen abzuziehn, zu reden gewohnt war, zwiſchen Himmel und Erde in einem Korbe hängen. Auf die Frage, was er da mache, verſetzt er: „Ich wandle hoch durch die Luft und betrachte die Sonne.

Nie beurtheile ich himmlische Gegenstände richtiger, als mit einer über die Erde erhobenen Seele, mit einem Nachdenken, das sich mit dem meinem Geiste verwandten Aether vermischt. Tief auf die Erde gestellt, vermag ich das, was über mir ist, nicht zu ergründen: denn durch eine verborgene Kraft zieht die Erde die Feuchtigkeit meiner Gedanken an sich.“ Strepsiades entdeckt nun dem Sokrates die Quelle seines Unglücks, und verlangt von ihm in der Beredtsamkeit Unterricht, durch welche er der Nothwendigkeit, Schulden zu bezahlen, entgehen könne. Zu gleicher Zeit schwört er bei den Unsterblichen, erkenntlich zu seyn. „Die Götter, wobei du schwörst,“ versetzt der Philosoph, „gelten bei mir nichts, lerne die meinigen kennen.“ Er sagt es und betet zu der Luft, dem Aether und den Wolken, worauf der Gesang des Chores eintritt. Entzückt von diesem Gesange, fragt Strepsiades, ob dies Stimmen der Götter seien. „Dies sind, antwortet Sokrates, die himmlischen Wolken, die Schutzgöttinnen müssiger Köpfe, denen wir Verstand, Beredtsamkeit, die Kraft, Wunder zu thun, Schwatzhaftigkeit, Betrug und Gewissheit in der Erkenntniss verdanken; durch die wir jeder Meinung widersprechen und Sentenzen gegen Sentenzen zu stellen lernen. Sie allein erhalten einen Schwarm von Sophisten, von thurischen Dichtern und Aerzten, von kyklischen und dithyrambischen Sängern, die nichts, als Luftzeichen und Aether im Kopfe haben.“ Die Wolken kommen indess näher, und der Weise beweist ihre Gottheit. „Das Chaos, die Wolken und die Zunge seien deine Götter! sagt er, nur diese musst du verehren!“ Strepsiades erfleht sich nun von den Wolken blos die Kunst, das Recht zu beugen. „Vortreflich! ruft Sokrates aus, du wirst noch das Orakel deiner Zeit seyn. Aber lass uns zuvor ein wenig prüfen, wie weit deine Kräfte reichen. Hast du ein gutes Gedächtniss?“ „Ja, ist die

Antwort, wenn es darauf ankommt, zu merken, wer mir schuldig ist: aber, wenn ich bezahlen soll, bin ich sehr vergeslich." — „Hast du von Natur einen gewissen Fluss der Rede?" — „Ja, aber nur nicht, um zu betrügen." — „Nun dann wirst du bei mir nicht weit kommen: doch wir wollen es versuchen und den Unterricht beginnen!" Nach dieser Einleitung überläst es Sokrates seinem neuen Schüler, sich selbst zu wählen, was er lernen wolle, die Lehre vom Rhythmos, vom Sylbenmaasse, oder die Sprachlehre. Strepsiades wählt die letztere, allein er zeigt so viel Stumpfheit des Kopfs, dass ihn der Lehrer von sich jagt. Die Wolken rathen dem Alten, nun seinen Sohn in die Sokratische Schule zu schicken. Er gehorcht ihrem Rathe, verläst die Bühne, und kehrt bald darauf mit dem Phidippides zurück. Jetzt tritt die wahre und falsche Beredtsamkeit auf, und spricht und handelt ganz nach dem einer jeden eigenthümlichen Charakter. Die erstere wird endlich durch die Sophistereien ihrer schlauen Feindin überwunden, und tritt auf ihre Seite. *) Während Sokrates den Phidippides im Hause unterrichtet, überlegt der Alte in einem Monologe sein Schicksal. Sokrates lobt die Gelehrigkeit des Jünglings ungemein, und erhält einen Sack voll Mehl zur Belohnung. Zwei von den Gläubigern des Strepsiades werden nun durch Verdrehung des Rechts zum Schweigen gebracht und aus dem Hause geworfen. Der Vater freuet sich herzlich über die Fortschritte des Sohnes, fühlt aber bald auch die Ueberlegenheit seiner körperlichen Kräfte, und muss sich noch dazu beweisen lassen, dass er mit Recht geschlagen werde. Dies erbittert den Vater gegen Sokrates: er sucht sich daher zu

*) Phidippides verlacht seinen Vater, der eine ganz seltsame, in Sokrates's Unterricht erlernte, Sprache redet, und folgt ihm nur gezwungen zum Philosophen.

rächen. Er legt eine Strickleiter an das Haus des Sophisten, ersteigt dasselbe mit der Fackel in der Hand und schwört ihm das Verderben. *)

39.

Die Frösche, das Fest der Demeter und Persephone, die Rednerinnen und Plutos.

In den Fröschen wählt Aristophanes den so oft von ihm lächerlich gemachten Tragiker Euripides zum Gegenstande seines Spottes. Vorzüglich wird der Vorzug des Aeschylos und Sophokles vor jenem zur Sprache gebracht, doch so, dafs auch diese von der Geifsel des Satyrikers nicht ganz verschont bleiben. Die handelnden Personen sind: Dionysos, der hier als wahrer griechischer Donkischott erscheint, mit der Löwenhaut des Herakles bedeckt und mit der heraklischen Keule bewaffnet ist, und sein Bedienter Xanthias auf einem Esel, ein zweiter Sancho Pansa, der den Possenreifser spielt, sich die liederlichsten Scherze erlaubt, allein mit unter auch viel Naives zu sagen weifs. Die Scene spielt im Reich der Schatten, und die in die Handlung verflochtenen unterirdischen Personen sind Aeakos, Aeschylos, Charon, Euripides, Pluton und einige andre. Auch erscheint ein doppelter Chor, wovon der letztere mit in die Handlung verwebt ist. Der erstere besteht aus Fröschen und giebt dem ganzen Stück den Namen, der andere ist aus Eingeweihten in die Mysterien des Dionysos zusammengesetzt. Xanthias auf seinem Esel, und Dionysos in seiner heraklischen Rüstung, auf der Reise in das Schattenreich begriffen, eröffnen die Bühne. Die erste Scene enthält lustige Spöttereien auf die Komiker Phrynichos, Lykis und Anupsias, die das niedrig Komische übertrieben, und die Xanthias dafür durch Pa-

*) Aristophanis Nubes curante Chr. Godofr. Schütz. Halae 1786.

rodien züchtigt. In Herakles Wohnung angelangt, entdeckt Dionysos dem staunenden Helden die Absicht seiner Reise. „Ich eile in das Reich der Schatten, sagt er, um einen guten Dichter auf die Erde zurückzuholen. Meine Absicht geht auf Euripides.“ Herakles erkundigt sich nun nach einigen Tragikern und erfährt, dafs sie theils todt sind, theils lebendige Behältnisse schwatzhafter Schwalben heifsen können. Hierauf fragt ihn Dionysos nach dem sichersten Wege zur Unterwelt, und vergifst nicht, sich selbst über die Wirthshäuser und verdächtigen Orte Auskunft geben zu lassen. Herakles schlägt den Strick, das Gift, das Hinabstürzen vom Thurme, als die bequemsten Wege in das Schattenreich vor: allein alle diese wollen dem Dionysos nicht behagen. Vielmehr erkundigt sich derselbe nach dem Wege, den der Heros mit dem Theseus ging, und Herakles beschreibt ihm denselben ganz ausführlich. Die Beschreibung ist äufserst satyrisch. Nun geht die Reise vor sich; sie gelangen zu Charon's Nachen, und Dionysos mufs selbst das Ruder ergreifen. Indem er dies thut, erhebt sich plötzlich ein lautes Geschrei um ihn her aus dem Sumpfe. Der schreiende Chor besteht aus Fröschen, dem Symbole schlechter Dichter, die sich, trotz der Rauhigkeit ihrer Stimme, dennoch schmeichelten, vom Pan und den Musen begeistert zu seyn. Ermüdet von dem schrecklichen Gequake, erreicht der Gott das jenseitige Ufer. Hier hört er von weitem den Klang der Flöte, und erfährt, dafs ein Chor von Geweihten Bakchanalien feiere. Mannigfaltig sind die Anforderungen des Chors an Dionysos und Demeter, und nicht ohne Witz und Satyre. Am Thore des Pluton angelangt, klopft man an und ein Sklav eröffnet die Pforte. Aeakos hält den Gott für Herakles und zürnt mit ihm über den geraubten Kerberos. Bakchos wird bang und wechselt mit Xanthias die Kleidung, bereut aber bald

darauf diesen furchtsamen Einfall, als Persephone den vermeinten Herakles auf eine Mahlzeit, auf Musik und auf den vertraulichen Umgang mit einigen reizenden Mädchen einladen läßt. Dionysos wird nun wieder Herakles, um diese Rolle bald wieder mit der Rolle des Xanthias zu vertauschen. Der heißhungrige Sohn der Alkmene ist in der Unterwelt noch eine Zeche schuldig. Zwei tobende Wirthinnen stürzen daher auf den vermeinten Herakles los, fordern mit Drohungen ihre Bezahlung und eilen, da er die Zahlung verweigert, den Schatten des Kleon und des Hyperbolos zu Schiedsrichtern herbeizuholen. In ihrer Abwesenheit beredet Dionysos seinen Bedienten, zum zweitenmale Herakles zu werden, und Xanthias läßt sich's gefallen. Allein kaum erscheint Aeakos mit einigen Sklaven, denen er befiehlt den falschen Herakles zu binden; so schwört dieser, daß er nie zuvor im Reich der Schatten gewesen sei, und daß er deshalb seinen Bedienten auf der Folter verhören könne. Endlich nachdem Aeakos Herrn und Bedienten weidlich mit der Geißel zugedeckt hat, überläßt er das Uebrige der Entscheidung des Aïs und der Persiphone. Nun wird die Handlung unterbrochen, und der auf der Bühne erscheinende halbe Chor vertraut den Zuschauern die bittersten Wahrheiten. Aeakos und Xanthias eröffnen darauf einen neuen Akt. Der letztere fragt um die Ursache eines Lärms, der sich im Hause des Aïs erhob. „Es ist eine Art von Aufruhr unter den Todten über Aeschylos und Euripides, versetzt Aeakos. Denn es herrscht hier ein Gesetz, daß die Meister in jeder Kunst auf öffentliche Kosten im Prytaneion des Aïs unterhalten werden, und so lang neben dem König der Schatten sitzen, bis ein größerer Meister ankommt. Aeschylos behauptete nach diesem Gesetze als Dichter bisher den ersten Platz. Allein kaum war Euripides herabgekommen, so versammelte er eine Menge Stra-

ssenräuber, Beutelschneider, Mörder und Diebe um sich, und bemächtigte sich durch ihre Hülfe des obersten Sitzes. Ais ist nun Willens, die Dichter einen Wettstreit anstellen zu lassen, und dann ihre Kunst zu beurtheilen. Auch Sophokles, der dem Aeschylos freiwillig bei seiner Ankunft im Schattenreich den ersten Platz einräumte, wird nun an dem Wettstreit Antheil nehmen." Aus Mangel an geschmackvollen Männern überträgt man dem Dionysos das Richteramt. Nach einem lebhaften Gezänke zwischen Aeschylos und Euripides beginnt der Wettstreit. Die bittersten Ausfälle auf Euripides, dessen Verse sogar mit den Arbeiten seines poetischen Gegners auf der Wage gewogen werden, erfüllen diesen ganzen Auftritt. Dionysos giebt dem Aeschylos den Vorzug, und da die Absicht seiner Reise in die Unterwelt war, einen guten Dichter nach Athen zurückzuholen, so wählt er diesen Tragiker. Pluton giebt dem Dichter die Lehre mit auf den Weg, die Narren allenthalben zu züchtigen, und der Chor wünscht ihm eine glückliche Reise, und den Athenern Klugheit. Hiemit geht die Handlung zu Ende. — Nicht viel schonender wird Euripides im Fest der Demeter und Persephone behandelt. An diesem Feste, das hauptsächlich die Frauen feierten, werden die Klagen des weiblichen Geschlechts über die öfteren Ausfälle desselben auf ihre Sitten und Lebensart zur Sprache gebracht. Der Dichter will dieser weiblichen Rache zuvorkommen und versucht mannigfaltige Kunstgriffe, um seinen Zweck zu erreichen. Dadurch erhält der Komiker erwünschte Gelegenheit, sehr viele Verse des Euripides zu parodiren. Endlich söhnt sich der Dichter mit seinen schönen Feindinnen aus, nachdem er sein Unrecht erkannt hat. Der Plan der Rednerinnen hat einige Aehnlichkeit mit der Lysistrata. Der Hauptgegenstand ist die Beredtsamkeit und ihr Einfluss in die Staatskunst. Die Heldinnen der Fabel sind

Weiber, über welche der Dichter die ſchärfſte Lauge der Satyre ausſchüttet. Praxagora, die Gattin einer der vornehmſten obrigkeitlichen Perſonen, ſucht einen groſsen Theil der Athenerinnen durch geheime Unterhandlungen dahin zu vermögen, daſs ſie das Volk überliſten und es geneigt machen, dem weiblichen Geſchlechte die von dem männlichen ſo ſchlecht verwaltete Regierung zu übergeben. Die Frauen erreichen in der That ihre Abſicht, und es werden nun die ſinnloſeſten und lächerlichſten Geſetze gegeben. Dahin gehört der Befehl, daſs alle Verhältniſſe des Ranges, des Vermögens und des Standes verbannt, und die Verwaltung des allgemeinen Schatzes der Klugheit und Sparſamkeit der weiblichen Regierung überlaſſen ſeyn ſolle. Dahin die Aufhebung der gewöhnlichen Vermählung und die Einführung einer allgemeinen Verbindung, wodurch für die Häſslichen ſo gut geſorgt werde, als für die Reizenden. Durch die Ungewiſsheit in Abſicht ſeiner väterlichen Abkunft glaubte man, werde der Jüngling ſich bewogen fühlen, jeden Greis als ſeinen Vater, jeden jungen Menſchen als ſeinen Bruder anzuſehen. Dadurch würden alle Räuber, Betrüger, Spieler und Ehebrecher von ſelbſt wegfallen, und alle Häuſer als Wohnungen des gemeinſchaftlichen Vergnügens immerfort offen ſtehen. Endlich ſollten auch alle Gerichtsplätze und Tribunale zerſtört und in Speiſeſäle verwandelt, die Plätze an den öffentlichen Tafeln aber durch das Loos vertheilt werden. Bei Beſchreibung dieſer neuen Einrichtungen fand Ariſtophanes erwünſchte Gelegenheit, mehrerer Geſetze von Athen zu ſpotten. — Der Plutos, das letzte von den noch erhaltenen Luſtſpielen des Satyrikers, *) enthält mehr geſunde Moral als

*) Ariſtophanes's Plutos aus dem Griechiſchen überſetzt von Goldhagen im erſten Bande der griechiſchen und römiſchen Anthologie. Brandenburg 1767.

die übrigen Stücke. Der Gott des Reichthums geht seiner Blindheit wegen vor rechtschaffenen und verdienstvollen Männern vorüber, und ertheilt Frevlern und Sykophanten seine Schätze. Viele, die im Schoose des Ueberflusses leben, würden ihre Güter dem Elenden, auf den sie verächtlich hinabsehn, abtreten müssen, so bald Plutos von seiner Blindheit geheilt würde. Dies ist die Wahrheit, die Aristophanes in diesem Stücke veranschaulicht, und wovon er Gelegenheit nimmt, die unbegränzte Habsucht der Athener zu züchtigen. Der Plan dieses Lustspiels ist folgender: Plutos kommt beschmützt aus dem Hause eines gewissen Patrokles. Chremylos sieht ihn, fragt nach seinem Namen und erfährt, wer er sei, woher er komme, und dass er der Grausamkeit des Kroniden seine Blindheit verdanke. „Dieser feindselige Gott, setzt Plutos hinzu, missgönnt dem Redlichen ein frohes Schicksal. Noch als Jüngling versprach ich ihm meine Reichthümer mit gerechten und weisen Männern zu theilen. Um dies zu verhindern, war er grausam genug, mich zu blenden. So wenig achtet er der Opfer, welche ihm die Rechtschaffnen bringen!" Auf die Frage, ob er auch, zum Gebrauch seines Gesichts verholfen, künftig die Frevler meiden und die Freunde der Tugend aufsuchen wolle, antwortet er: „dies würd' ich gewiss thun: denn ich habe lange keinen redlichen Mann gesehn." Chremylos ladet darauf den Gott des Reichthums zu sich, als einem Rechtschaffenen, ein, und verspricht ihm für seine Heilung Sorge zu tragen. Zugleich räth er ihm den Zorn des Zeus zu verachten: denn als Gott der Reichthümer herrsche er unumschränkter und allgemeiner, als der Kronide. Drauf wird Karion, der Sklav des Chremylos, auf's Land geschickt, um alle Verlassenen und Dürftigen herbeizuholen, und Plutos nimmt die Einladungen des alten Biedermanns, in sein Haus zu kommen, mit Schüchtern-

heit an. Kaum aber bemerkt Blepsidemos, der Nachbar des Chremylos, den Wohlstand desselben, so kommt er, um die Sache genauer zu untersuchen. Nur durch Frevel, glaubt er, könne man zum Wohlstande gelangen, und wähnt daher, dass auch sein Nachbar auf diesem Wege zu demselben gelangt sei. Allein Chremylos erzählt ihm, dass er den Plutos bei sich habe, und dass er ihn von seiner Blindheit geheilt zu sehen wünsche. Indem nun beide den Plutos der Heilung wegen in den Tempel des Asklepios führen, begegnet ihnen die Armuth und fordert Genugthuung dafür, dass sie sich von ihr losreissen wollen. Es entsteht ein Streit über die Vorzüge des Wohlstandes und der Dürftigkeit. Chremylos führt die Sache des Reichthums, die Armuth ihre eigene. „Mir, sagt die letztere, haben die Menschen Fleiss und Gesundheit zu verdanken, mehr also, als Plutos zu geben im Stande ist. In seinem Gefolge sind nichts als Podagristen, als gemästete Schwelger: in dem meinigen hingegen schlanke und den Feinden furchtbare Leute. Bei mir wohnt Mässigkeit und Bescheidenheit, bei ihm Zwietracht und Beleidigung. Man sehe nur die Redner und die Grossen im Staate; so lange sie arm sind, sind sie gerecht; bereichern sie sich aber, so werden sie ungerecht, und kündigen der öffentlichen Ruhe den Krieg an.“ Allein aller dieser Gründe ungeachtet, wird die Armuth weggestossen und Plutos in den Tempel des Asklepios gebracht. Bald darauf kommt Karion aus dem Tempel zurück, und erzählt seiner Patronin die wunderbare Heilung des Gottes in einem eben so schmutzigen als naiven Tone. Dies giebt dem Dichter Gelegenheit, der Aklepischen Priester und ihrer Gaukeleien sehr bitter zu spotten. Während nun Karion noch von den Folgen der Heilung Bericht giebt, tritt Plutos selbst auf die Bühne, begrüsst das Licht der Sonne und verheisst den Verdiensten Schutz und Belohnung.

Vor allen wird Chremylos von dem Gott der Reichthümer begünstigt, allein bald hat er dafür auch keinen geringen Schrecken. Hermes kommt von Zeus gesendet, und läſst der ganzen Familie des Reichgewordnen sagen, daſs er sie zusammenwerfen und in den untersten Abgrund schleudern wolle: denn seitdem Plutos von seiner Blindheit geheilt sei, bringe niemand den Unsterblichen mehr Opfer. Doch Karion's Drohungen machen den Hermes bald so kleinlaut und kriechend, daſs er demüthig um den niedrigsten Dienst im Hause bittet, weil er sonst verhungern müsse. Karion läſst sich zuletzt erweichen, und trägt dem flehenden Gotte das Geschäft auf, die Eingeweide der Opferthiere am Altare zu reinigen. Bald nachher erscheint auch ein Priester des Zeus, der gleichfalls wegen der ausbleibenden Opfer verzweifelt, und flehet um Anstellung. „Bleib nur hier, sagt ihm Karion; wir wollen dem Plutos einen Tempel weihen, wobei du deinen Unterhalt finden kannst.“ Er sagt es, und macht durch einen komischen Aufzug der Handlung ein Ende.

40.

Komödien des Menander.

Von den Dichtern der neuen Komödie war Menander bei weitem der vorzüglichste.*) Durch den Unterricht des Theophrastos ward er unstreitig mit der moralischen Welt und den mancherlei Charakteren der Menschen hinlänglich bekannt, um in seinen Schilderungen und Charakterzeichnungen glücklich zu seyn.

*) Menander, aus Athen gebürtig, ward im dritten Jahre der 109ten Olympiade geboren. Er war ein Schüler des Theophrastos. Am besten finden wir die dichterischen Ueberreste des Menander und seines Zeitgenossen, Philemon, in Brunks Gnomicis poetis graecis, Argentorati 1784.

Hauptſächlich ſcheint ihm das Studium der Welt und der Menſchen zu der Bildung einer gemäſsigteren und lehrreicheren Gattung von Luſtſpielen zuträglich geweſen zu ſeyn. Plutarchos, in ſeiner Vergleichung dieſes Dichters mit dem Ariſtophanes, giebt dem Menander vor jenem ſehr groſse Vorzüge. Beſonders legt er ihm das als Verdienſt bei, daſs er die Sprache ſeiner Perſonen ihrem Charakter ſehr glücklich angepaſst, die wahre komiſche Stärke jedesmal am rechten Orte angebracht, und das Komiſche nicht übertrieben, ſondern die Natur durchgehends beibehalten habe. Hierin erlangte er, wie Plutarchos zeigt, einen höheren Grad der Vollendung, als irgend ein bildender Künſtler. Denn wer, fragt der Biograph, hat je die Kunſt erfunden, eine Maſke zu verfertigen, die ſich gleich gut für Kinder und Weiber, für Junge und Alte, für Gottheiten und Heroen ſchickte? Menander aber hat dies groſse Geheimniſs in der Wahrheit und Schicklichkeit ſeiner Sprache ausfindig gemacht, die ſich im Grunde immer gleich bleibt, und dennoch, nach Erforderniſs der Umſtände, verſchieden iſt; gleich dem klaren reinen Gewäſſer, welches verſchiedene gekrümmte Geſtade vorbeiflieſst, und davon die Geſtalten, die Buchten und Krümmungen annimmt, ohne ſeine Natur und ſeine Klarheit im mindeſten zu verändern. Um ſo mehr iſt es zu bedauern, daſs von ſeinen zahlreichen Komödien, deren Charakter, ſtatt der hohen komiſchen Kraft und Schönheit des Ariſtophanes, moraliſche Grazie war, nur wenige Bruchſtücke gerettet ſind.*) So wenig dieſe litterariſchen Trümmer auch hinreichen mögen, uns von der ganzen Manier und von der eigentlichen Oekonomie der Menandriſchen Stücke zu belehren; ſo laſſen

*) Die Titel der von den Alten angeführten Menandriſchen Komödien findet man in Fabricii Biblioth. gr. ex edit. Harleſii, II, 460 ff.

sie uns doch auf die moralische Tendenz derselben schliessen, indem sie gröstentheils aus sittlichen Bemerkungen bestehen. Ein Paar derselben mögen zur Probe dienen. In dem ersten wird die Gefahr der Verheurathung lebhaft geschildert:

A. Bleib ledig, wenn du weise bist,
Und lebe ferner, wie bisher! Ich selbst
Beweibte mich: drum rath' ich, thu' es nicht!

B. Ich nahm's mir einmal vor: die Sach' ist ausgemacht!

A. So sei's denn! Jetzt bist du noch wohl, allein du wagst
Dich auf ein offnes Meer von Ungemach;
Nicht auf's Aegäische, Libysche, Aegyptische,
Wo doch drei Schiffe kaum von dreissigen versinken,
Nein, auf ein wilderes: denn in der Eh' entkommt
Dem Schiffbruch nicht ein einziger!

Das zweite Fragment enthält die Wahrheit, dass die Sorge nicht blos den Armen, sondern auch den Reichen umhertreibe:

Stets wähnt' ich, Phanias, dass Reiche, die
Der Schulden Last nicht drückt, auch nicht des Nachts
Mit Seufzern sich im Bette wälzten, und
Wehklagten, sondern, dass ihr Schlummer süss
Und stärkend sei, und nur der Arme stöhne.
Nun aber seh' ich, dass es euch, ihr Glücklichen!
Nicht besser, als uns Armen, geht.

In dem letzten Bruchstück schildert der Dichter die Vortheile des verheuratheten Zustandes.

S. Mir ist nicht wohl bei dieser Sache.

A. Das macht, du nimmst sie ganz verkehrt,

Du siehst dabei nur die Beschwerd' und Last,
Allein das Gut' entfliehet deinem Blick.
Zwar ist ein reiches Weib beschwerlich: denn
Sie lässt den Mann nicht leben, wie er will.
Doch dankt er ihr auch manches Gut', als Kinder —
Erkrankt er, dann verpflegt sie ihn mit Fleiss,
Sitzt bei ihm, wenn er klagt, und stirbt er,
So sorgt sie für ein stattliches Begräbniss.
Erwäge das, wenn Ungemach dich drückt;
Dann trägst du leichter deine Last. Allein
Nagst du am Bittern nur, und suchst nicht auch,
Was süss ist, auf; so ist dein Leben Qual!

41.

Philemon's Komödien.

Philemon, ein Zeitgenosse des Menander, eiferte mit diesem Dichter um den Vorzug in Bearbeitung des neuen griechischen Lustspiels. Allein so sehr auch die Kabale seine Verdienste zum Nachtheile Menanders zu vergrössern suchte, so urtheilten doch unparteiische Kenner, dass er jenem Komiker weichen müsse. Auch von ihm hat der Neid der Jahrhunderte kein ganzes Stück auf unsre Zeiten kommen lassen, um seinen Geist und seine Manier daraus beurtheilen zu können. Die wenigen von ihm erhaltenen Bruchstücke sind nicht hinreichend, um daraus mit Zuverlässigkeit auf seinen poetischen Charakter zu schliessen. Doch wollen wir auch hiervon einige Proben mittheilen. In dem einen wird Ruhe das höchste Gut genannt, auf dessen Erforschung die Philosophen so viele fruchtlose Mühe verwendeten.

Die Philosophen forschen, wie ich höre,
Mit vielem Zeitverlust, was gut sei: und

Doch hat es keiner noch ergründet. Bald
Nennt man die Tugend, bald die Weisheit **gut**,
Und wickelt sich darin noch stärker zu,
Als in der Frage, was das Gute sei.
Den Spaten in der Hand entdeckt' ich's nun
Fern von der Stadt: die Ruh', die Ruh' ist es.
Beim gütgen Zeus, die menschenfreundliche,
Die liebenswerthe Göttin — sie nur ist's!
Hochzeiten, Feste, Kinder, Freunde,
Gesundheit, Reichthum, Speis' und Trank
Und jede Lust gedeiht durch sie. Denn fehlt'
Uns dies, wer lebte länger noch allhier?

In folgender Stelle wird das Gemälde eines wahren Biedermanns entworfen:

Ein Biedermann ist nicht, wer Keinem Unrecht thut;
Nein, wer es kann, und doch es unterläßt.
Nicht, wer von Kleinigkeiten sich enthält;
Nein, wer auch grosses Gut nicht an sich zieht,
Wo leicht der Raub, und nicht gefährlich, ist.
Ein Biedermann ist nicht, wer blos die Pflicht erfüllt;
Nein, dessen Herz stets rein und offen ist,
Der redlich seyn, nicht redlich scheinen will.

Ausser dem Menander und Philemon haben sich zwar noch eine Menge griechischer Dichter, unter denen sich Philippides, Diphilos, Posidippos, Apollodoros, Anaxippos und andre vorzüglich auszeichneten, um die Komödie verdient gemacht: allein wir wissen, ausser ihren Namen und den Titeln ihrer Stücke, fast nichts von ihnen. Ueberhaupt verschonte das traurige Loos, welches nach dem Verluste der griechischen Freiheit die übrigen Zweige der Dicht-

kunſt traf, auch die Komödie nicht. *) Nicht lange nach den Zeiten des Menander, in deſſen Tagen die hohe komiſche Schönheit, das Produkt der demokratiſchen Verfaſſung, ſchon dahin war, nahm das Luſtſpiel immer mehr und mehr ab. Die vielen traurigen Kriege, welche Griechenland verheerten, verſcheuchten auch die Muſe, die lachend Wahrheit verkündigt. Man hörte auf, auf den Ruhm ſeines Vaterlands ſtolz zu ſeyn; wie konnte man alſo noch lange darauf denken, es durch ſchöne Denkmäler der dramatiſchen Kunſt zu verherrlichen? Der Geſchmack ward immer mehr verderbt, die Beurtheilungskraft durch die ſchändlichſten Lüſte abgeſtumpft, die Sprache immer mehr entſtellt und verunreinigt, und wahre Schönheit und Vortrefflichkeit eben ſo wenig gekannt, als durch Beifall geehrt und durch Belohnungen der Nachahmung empfohlen. Wer konnte ſich unter ſolchen Umſtänden, geſetzt auch, daſs die Muſen ſein Herz mit ächter Begeiſterung erfüllt hätten, gedrungen fühlen, etwas Vollendetes zu liefern, für welches ſchon längſt aller Sinn dahin war? Daſs das Luſtſpiel in Alexandrien nicht gedeihen konnte, wo das Geſuchte, das Weithergeholte, das Ungewöhnliche das Liebſte war, läſst ſich leicht von ſelbſt begreifen. Denn wie konnten treue Schilderungen von Menſchen, Sitten und Vorfällen, wie wir ſie täglich vor uns ſehen, wie Gemälde aus dem häuslichen Leben, das nichts Fremdes für uns hat, wie Unterredungen in der natürlichen, einfachen und kunſtloſen Sprache des Umgangs in einem Zeitalter gefallen, wo man nur nach alten Formen, Wörtern und Redensarten haſchte, wo man die ſeltenſten Mythen und Vorſtellungsarten aufſuchte, um den ver-

*) Eine lange Reihe von griechiſchen Komikern, deren Werke nicht auf unſre Zeiten gekommen ſind, findet man in Fabricii Bibliotheca graeca, II, S. 405. ff.

verderbten Geschmack zu reizen. Hiemit aber verträgt sich eine gute Komödie so wenig, dass sie vielmehr unausbleiblich an diesen Klippen scheitern muss. Man kann sich daher leicht vorstellen, wie die Lustspiele des Kallimachos und andrer Alexandriner mögen beschaffen gewesen seyn, und dass wir ihren Verlust nicht sonderlich zu bedauern haben.

3. Satyrisches Drama, oder tragischsatyrisches Schauspiel.

42.

Charakter und Geschichte des satyrischen Drama's, oder Satyrspiels. Euripides's Kyklops.

Auch das Satyrspiel verdankt den Festen des Dionysos sein Daseyn. Der an diesen festlichen Tagen gefeierte Gott war nicht blos ein, wegen ausnehmender Verdienste um die Menschheit in den Olympos versetzter, Heros, sondern auch der Gott der Lebenskraft und der jugendlichen Munterkeit. Man feierte daher seine Feste nicht blos durch dankbare Hymnen, die seine Verdienste in das Gedächtniss der Sterblichen zurückriefen, sondern es traten auch Chöre von Satyrn und Silenen auf, die allerlei Possen unter die Loblieder mischten. Der Beifall, den diese fanden, gab unstreitig den ersten Gedanken zu dem satyrischen Drama: einer Dichtart, worin die ernsthaftesten Gegenstände zugleich auf eine rührende und komische Weise behandelt wurden. Denn die Satyrn, welche dieser Gattung von Schauspielen den Namen gaben, hatten einen dop-

pelten Charakter. Durch ihre groteſke Geſtalt, und durch ihre drolligten Einfälle beluſtigten ſie den gemeinen Mann, ſo wie ſie durch ihre tiefſinnige Weisheit den Gebildeten auf eine belehrende Art unterhielten. Beſonders trugen ſie unter der Maske einer ländlichen Simplicität allerlei wichtige Klugheitslehren des bürgerlichen Lebens, allerlei intereſſante Anſpielungen auf Staatsangelegenheiten, allerlei feinere Bemerkungen aus dem Gebiete der Moral vor, die, aus ihrem Munde kommend, leichter Gehör und Beifall fanden, als wenn ſie die ernſtere Sittenlehre mittheilte. *) Kaum bemerkte dies daher ein aufmerkſamer Beobachter der menſchlichen Charaktere und Neigungen, ſo benutzte er dieſe Weſen der Einbildungskraft, um durch ihre Hülfe allerlei nützliche Wahrheiten in Umlauf zu bringen. Gewöhnlich nennt man Theſpis als den Erfinder dieſer Dichtart. Doch ſollt' er es auch nicht ſeyn, ſo hat er ſich wenigſtens um die Ausbildung derſelben ſehr groſse Verdienſte erworben, indem er den Satyrn noch andre Perſonen an die Seite ſtellte, den vorher ungebundenen Tanz und Geſang gewiſſen in der Natur der Sache gegründeten Geſetzen unterwarf, und eine ordentliche Fabel der Handlung zum Grunde legte. Nachdem ſie auf dieſe Art eine eigene Geſtalt und Bildung erhalten hatte, ſo konnt' es auch nicht fehlen, daſs ſie mit dem Fortgange der Kultur ſich immer mehr entwickelte, und mit ihren Schweſtern, der Tragödie und Komödie, in Abſicht ihrer Vervollkommnung gleichen Schritt hielt. Die Dichter Chörilos, Aeſchylos, Piatina und andere erwarben ſich groſse Verdienſte um dieſelbe, indem ſie beſonders die Handlung zu vervollkommnen ſuchten. Auch kam ihr die Gewohnheit

*) De fabula ſatyrica Graecorum nonnulla; ſcripſit J. G. Buhle. Gottingae 1787.

sehr zu Statten, die seit Aeschylos's Zeiten herrschend wurde, dass man bei den an den Festen des Dionysos angestellten Wettstreiten der tragischen Dichter immer auf die Tragödien ein satyrisches Drama folgen liess. So sehr schon hierdurch ihr Zurückbleiben hinter den übrigen Schauspielarten verhindert wurde, so waren doch diese Tage der öffentlichen Freude nicht die einzigen, wo sich das Satyrspiel auf der griechischen Bühne sehen lassen durfte, sondern es erschien darauf zuweilen auch ausserdem, und ohne vorangegangene Tragödien.*) Am günstigsten war indess für das satyrische Drama das Zeitalter des Sophokles, des Achäos, des Jon, des Xenokles, des Euripides und mehrerer seiner Zeitgenossen. Denn da alle Zweige der dramatischen Poesie in dieser Periode den höchsten Gipfel der Vollendung erlangten, so konnte unmöglich das Satyrspiel allein vergessen werden, das selbst ein Platon der Bearbeitung würdigte. Allein in dieser schönen Blühte erhielt es sich nicht lange, der giftige Hauch des Sittenverderbnisses und der Knechtschaft, der den übrigen Dichtarten so verderblich wurde, brachte auch diesem bald den Untergang. Als die neue Komödie zu Athen ihr Haupt erhob, so fand sie bald so viele Freunde und Bewunderer, dass man des Satyrspiels nicht sonderlich mehr achtete. Dazu kamen noch die Einschränkungen, welchen sich die komische Laune und der spottende Muthwille der Satyrn, nach dem Verluste der griechischen Freiheit, unterwerfen mussten, und die sie um allen Frohsinn brachten. Sie flohen da-

*) M. s. Eichstädt's treffliche Abhandlung: De Dramate graecorum comico-satyrico, Lipsiae 1793. S. 29. Anmerkung 40. Flögel's Geschichte der komischen Litteratur, I, 336, wo indess die Sache nicht genau und sorgfältig genug entwickelt ist.

her in andre Gegenden, wo ſie zwar mehr Freiheit fanden, ſich aber auch allmälich an eine Sprache und einen Ton gewöhnten, der ihnen in den Augen der Kenner unmöglich zur Empfehlung gereichen konnte. In Athen verſchwanden ſie ganz von der Bühne, und man gebrauchte das Satyrſpiel nur noch, theils um ſich durch die darein verwebten Spöttereien und Schmähungen an Andern zu rächen, theils um durch die Bearbeitung deſſelben ſeinen Vortrag zu bilden, theils um ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen. *) Statt des groſsen Publikums, nach deſſen Beifall es vormals ſtrebte, muſste es ſich nun auf einen kleinen Kreis von Bekannten und Freunden des Dichters einſchränken, dem es ſein Daſeyn verdankte. Man las es im ſtillen Schooſe des häuslichen Lebens, ohne daſs es auſserhalb deſſelben bekannt wurde, und ward eben ſo bald vergeſſen, als es entſtanden war. Zwar floh es nicht minder als die übrigen Gattungen der griechiſchen Poeſie nach Alexandrien: allein ſein Schickſal war durch ſeine eigene Schuld daſelbſt nicht günſtiger. Denn der muthwilligſte Spott, die ausgelaſſenſte Satyre, der ſchamloſeſte Muthwille ward jetzt der herrſchende Charakter deſſelben, weshalb es auch, ſtatt wie vormals ſeine Fabel aus der mythiſchen Geſchichte zu entlehnen, ſeinen Stoff aus dem täglichen Leben ſchöpfte. So ſchrieb **Lykophron** ein ſatyriſches Drama, **Menedemos**, worin er den Stifter der Eretriſchen Schule in der Perſon des Silenos, und die Anhänger deſſelben, als Satyrn, dem muthwilligſten Gelächter preisgab. So ſchrieb auch **Timon**, deſſen wir ſchon als des Verfaſſers didaktiſcher, unter dem Namen der Sillen, bekannter Satyren erwähnt haben, mehrere Satyrſpiele, die ſich durch die ſchmäh-

*) Sehr ſcharfſinnig findet man dies ausgeführt in Eichſtädts angeführter Schrift, S. 31.

flüchtigſte Laune auszeichneten. Vermuthlich wurden auch dieſe nicht für die Bühne, ſondern nur für den häuslichen Gebrauch verfertigt und durch Abſchriften bekannt gemacht. So viel übrigens der ſatyriſchen Schauſpiele, beſonders in der ſchönſten Periode des griechiſchen Drama's, gearbeitet wurden, ſo hat ſich doch nur der einzige Kyklops des Euripides vollſtändig bis auf unſre Zeiten erhalten. Nach dieſem ſowohl, als aus den Nachrichten der Alten, von dieſer Dichtart zu urtheilen, unterſchied ſich das Satyrſpiel von der Tragödie durch die Perſonen, die als Chor darin auftreten, durch den muntern Ausgang des Stücks, durch die komiſchen Einfälle, die witzigen Bemerkungen, und die lachenden Neckereien, die das Weſen derſelben ausmachten. Vor dem Luſtſpiele hingegen zeichnete es die Art des Stoffs, der meiſtens aus der mythiſchen Geſchichte der griechiſchen Vorwelt gewählt ward, der würdevollere Ton in einigen Auftritten, und die ſorgfältigere Vermeidung aller Perſönlichkeiten aus. Endlich ward es noch durch die ihm eigenen Geſangsarten, durch die Einfachheit der Fabel, und durch die kurze Dauer der Handlung kenntlich. Die Scene zeigte Gebüſche, Grotten, Berge und Landſchaften aller Art: kurz, ſolche Orte, welche nach der herrſchenden Vorſtellung von Satyrn bewohnt werden konnten. Der Chor führte bald lebhafte und muthwillige Tänze auf, bald redete oder ſang er mit Göttern und Helden. Aus der Ungleichheit der Gedanken, Geſinnungen und Ausdrücke entſprang ein angenehmer Kontraſt, der zur Unterhaltung des Zuſchauers nicht wenig beitrug. Den Stoff zum Kyklops des Euripides lieferte Homeros, in ſeiner Erzählung von der Ankunft des Odyſſeus bei'm Polyphemos, von den daſelbſt beſtandenen Gefahren, von der Blendung des Kyklopen und von der glücklichen Flucht des Ithakers. Der Chor des Si-

lenos und der Satyrn ist eigene Dichtung des Euripides, der dessen nicht entbehren konnte. *) Silenos erscheint zuerst auf der Bühne und jammert über den von Seeräubern ihm entrissenen Dionysos, dessen Erziehung er besorgte. Zugleich erzählt er in klagendem Tone, dass er, um den Gott aufzusuchen, mit den Satyrn nach Sicilien geschifft, und in die Hände des grausamen Polyphemos gefallen sei. Hier sei nun sein trauriges Geschäft, die Höhle desselben zu reinigen, und ihn bei Tische zu bedienen, während die Satyrn die Heerden desselben hüteten. Hierauf singt der Chor der Satyrn Loblieder auf Dionysos, und äussert sein Verlangen, ihn bald wieder zu finden. Während dieses mit gottesdienstlichem Tanze verbundenen Hymnos landet Odysseus, steigt aus dem Schiffe, bringt dem Silenos Wein und erzählt ihm viel von Helena und Troja's Zerstörung. Den Wein vergilt der Erzieher des Dionysos dem Odysseus mit Schafen, Fleisch und Käse, und räth ihm, sich so bald, als möglich, von der Grotte des Kyklopen zu entfernen. Allein bevor Odysseus wieder zu den Schiffen gelangen kann, kommt Polyphemos vom Aetna zurück, auf welchem er gejagt hatte, erblickt den Odysseus nebst seinen Gefährten und hält sie für Seeräuber, welche gekommen wären, ihn seiner Heerden, seines Käses und seines Milchvorraths zu berauben. Silenos, von Schrecken ausser sich, stellt sich nun, als habe ihn Odysseus gemisshandelt, weil er die Sachen des Polyphemos gegen ihn in Schutz genommen, und setzt hinzu, der Ithaker habe selbst gegen den Kyklopen gewaltige Drohungen ausgestossen. Polyphemos, nach Menschenfleisch begierig, das ihm Silenos als sehr wohlschmeckend anpreist, giebt Befehl die Gefährten des Odysseus

*) M. s. Homeros's Odyssee, IX, 196. Buhle über das satyrische Drama, S. 12. 13.

zu schlachten. Vergebens straft der Ithaker den Silenos der Lügen und bittet den Kyklopen um Schonung. Er bekommt den Befehl, in die Grotte zu gehen, worauf der Chor die Gefräsigkeit und Grausamkeit des Kyklopen züchtigt. Heimlich der Grotte entronnen, erzählt der Held alsdann dem Chor, der Wüthrich habe vor seinen Augen zwei seiner Gefährten verschlungen, und mehrere Becher seines Weins geleert, so dass er hoffentlich bald in Schlaf verfallen werde. Zugleich eröffnet er ihm seinen Plan, den Barbaren zu blenden, und bittet ihn dazu um Beistand: denn hierdurch werde auch er in den Stand gesetzt werden, von Sicilien zu entkommen. Der Chor verspricht alles, und die Hoffnung, Griechenland bald wieder zu sehn, erfüllt ihn mit der lebhaftesten Freude. Der Kyklop, bereits trunken, stösst die albernsten Scherze aus, und trägt dem Chor auf, den Schlauch aus der Höhle zu seinen Brüdern zu tragen, damit sie sich gleichfalls gütlich thäten. Während des bringt ihm Silenos einen Becher voll Weins nach dem andern, bis der Barbar in den tiefsten Schlaf verfällt. Hierauf macht Odysseus Anstalten zu der beabsichtigten Blendung. Die Sache gelingt, wiewohl die Satyrn ihr Versprechen nicht erfüllen, und der Ithaker entflieht, nachdem er den Tod seiner Gefährten hinlänglich gerächt hat. Das Satyrische und Komische dieses Satyrspiels ist nicht zu verkennen. Umringt von einem Chor von Satyrn, und vom Wein des Odysseus begeistert, schwärmt Silenos herum, spricht Zweideutigkeiten, bringt platte Scherze hervor, und macht nicht selten ziemlich schmutzige Anspielungen. Polyphemos ist nicht der, wie ihn Theokritos uns schildert. Sein Charakter ist epikurisch: er spottet der Donner des Königs der Götter, und lacht in seiner Grotte des himmlischen Blitzes. Auch das Gemälde des Odysseus ist sehr grotesk und in Hogarth's

Manier gearbeitet. Allein trotz alles dessen, was einen gebildeten Geschmack und die Beschaffenheit unsrer jetzigen Sitten beleidigt, kommen doch auch witzige Züge und lachende Wahrheiten genug vor, die das Genie eines Euripides kenntlich machen. *)

4. Komischsatyrisches Drama.

43.

Charakter und Geschichte dieser Dichtart.

Außer dem tragischsatyrischen Drama oder dem Satyrspiel entwickelte sich in Griechenland bald noch eine andre mit ihr verwandte dramatische Dichtart, das komischsatyrische Drama. Die eigentliche Zeit des Ursprungs dieser Gattung von satyrischer Poesie läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht bestimmen. So viel ist indeß gewiß, daß sie zu den Zeiten des Sophokles und Euripides, wo das Satyrspiel sich zur schönsten Blühte entfaltete, bereits vorhanden war. Die von dem Mitylener Alkäos, dem Zeitgenossen des Aristophanes, erwähnte Komödotragödie gehört unstreitig in diese Klasse. Eben so erwarben sich auch Anaxandrides aus Rhodos oder Kolophon, im Zeitalter des Philippos, Ophelio, Jophon und andre um diese Dichtart nicht unbeträchtliche Verdienste. **)

*) Man sehe Clodius's Versuche, 123. Der Kyklop des Euripides drei Akte, übersetzt von Höpfner, 1792. Euripides Cyclops recensuit et perpetua annotatione illustravit J. G. Chr. Hoepfner, Lipsiae 1789.

**) M. sehe über diese Dichtart vorzüglich H. Prof. Eichstädt: De Dramate Graecorum comico-satyrico, wo alles sehr deutlich aus einander gesetzt ist.

Am meiſten aber fing ſie an ihr Haupt zu erheben, als die neuere Komödie in Verbindung mit mehreren andern Umſtänden dem Satyrſpiel einen tödtlichen Stoſs gab. In dieſer ihrer blühendſten Periode trug beſonders der Athener Timokles, ein Dichter von ſehr muntrer und witziger Laune, ſehr viel zu ihrer Vervollkommnung bei. Von einer Menge dramatiſcher Arbeiten, die er verfertigte, und die bis auf einige Bruchſtücke ein Raub der Zeiten geworden ſind, werden zwei ſatyriſche Dramen genennt, obgleich ſehr wahrſcheinlich iſt, daſs er mehrere Stücke dieſer Art geliefert hat. Ueberhaupt ſind die Nachrichten der Alten von den verſchiedenen Arten des Drama's, theils ſo unvollſtändig, theils ſo verworren, daſs oft der Faden der Ariadne erfordert wird, um ſich aus dieſem Labyrinthe herauszufinden. Vorzüglich miſchen ſie unter dem Namen des Satyrſpiels alle dramatiſchſatyriſche Dichtarten unter einander, ohne zu ihrer Unterſcheidung auch nur einen Wink zu geben. Dazu kommt noch, daſs das komiſch-ſatyriſche Drama nicht immer ſeinen alten Namen beibehielt, ſondern denſelben hin und wieder, entweder wegen der damit vorgenommenen Veränderungen, oder um die Zuſchauer durch neue Benennungen zu reizen, mit andern vertauſchen muſste. So nannte man es wahrſcheinlich bald Komödotragödie, bald Hilarotragödie. Zum wenigſten führen die ſatyriſchdramatiſchen Arbeiten des Rhinthon, die durchaus das Gepräge des komiſchen Schauſpiels trugen, den Namen der Hilarotragödien. Vielleicht ſind auch die von mehreren Alten erwähnten Phlyakographien nichts anders, als komiſchſatyriſche Dramen. *) Doch genug von einer

*) Das Wort φλυαξ wird von Heſychios durch γελοιαστης erklärt, welches einen Luſtigmacher bedeutet. Hieraus iſt wahrſcheinlich, daſs Hilarotragödie und Phlyakographie nur verſchiedene

Sache, die ſich nicht leicht zur Gewiſsheit bringen läſst! Statt deſſen wollen wir lieber den Charakter dieſer Dichtart, ſo gut er ſich aus bloſsen Bruchſtücken erkennen läſst, anzugeben ſuchen. Das Erſte, was bei einer Vergleichung des komiſchſatyriſchen Drama's mit dem Satyrſpiel in's Auge fällt, iſt die Verſchiedenheit des darin behandelten Stoffs, oder der Fabel. Das letztere ſchöpfte ſeinen Stoff, ſo wie die Tragödie, aus dem Mythenkyklos, wobei die Dichtung jedoch noch immer freies Spiel behielt. Das komiſchſatyriſche Drama hingegen, wiewohl es die Mythengeſchichte nicht ganz verſchmähete, entlehnte ſeinen Inhalt doch meiſtens aus dem alltäglichen Leben. Seine Abſicht war, durch Spöttereien und luſtige Einfälle aller Art, ja nicht ſelten durch kindiſche Poſſen und ſchamloſe Scherze, das Zwerchfell der Zuſchauer zu erſchüttern. Mit einer lachenden Mine Wahrheiten zu ſagen, und durch Spott zu beſſern und Nutzen zu ſtiften, wie die Komödie, daran lag ihm eben ſo wenig, als, nach dem Beiſpiele des Satyrſpiels, zugleich den Kenner auf eine vernünftige Art zu unterhalten, und den gemeinen Mann zu beluſtigen, wozu der zweifache Charakter der Satyrn ſehr geſchickt war. Nicht das Satyriſchlächerliche war es, worauf es arbeitete, ſondern das Komiſchlächerliche: es ſtellte lachende Perſonen auf, nicht verlachenswerthe. Daher wählte es gern Tragödien zum Gegenſtande ſeiner Laune, die es durch eine muthwillige Nachäffung entſtellte, deren Inhalt es verdrehte, deren Perſonen es verlachte. Zwar that die ſogenannte mittlere Komödie häufig daſſelbe: allein ſie parodirte nur einzelne Stellen der Trauerſpiele, da das komiſchſatyriſche Drama hingegen ſich auf das Ganze bezog,

Namen für eine Sache waren. Dieſer Vermuthung ſtimmt auch Suidas unter dem Worte φλυακες bei.

das es veränderte, entstellte, verdrehte. Die erstere begnügte sich mit der blossen Parodie; das letztere hingegen travestirte. Durch dergleichen Travestirungen that sich besonders Rhinthon sehr hervor, dessen Stücke sämmtlich Namen mythischer Personen führten. *) Uebrigens fehlte es dem komischsatyrischen Drama an der zu einer Tragödie oder Komödie durchaus nöthigen Verwickelung, an der Schürzung und Auflösung eines Knotens, an einer richtigen und klugen Vertheilung der Handlung. Hierauf kam es ihm entweder gar nicht an, indem es blos darauf ausging, durch seltsame Possen und Einfälle das Zwerchfell zu erschüttern, oder es erhob sich nie zu dem Grade der Vollkommenheit, dass es sich auch hierin gehörig entwickelt hätte. Endlich unterschied sich diese dramatische Dichtart vom Satyrspiel, so wie von der Komödie, (wenigstens in den beiden ersten Perioden) und vom Trauerspiel, noch durch die Abwesenheit des Chors, dessen wir nie bei der Hilarotragödie erwähnt finden. Wenn nun gleichwohl diese Schauspielgattung selbst dem Namen nach unter die Klasse des satyrischen Drama's gerechnet wurde, so liegt der Grund davon entweder in der Gleichgültigkeit der Alten gegen blosse Namen, oder in einer gewissen Sorglosigkeit und weniger ängstlichen Genauigkeit, oder endlich darin, dass man bei Travestirung der Tragödien, um desto mehr Lachen zu erregen, die Heroen oft in einem so sonderbaren und lächerlichen Aufzüge auf die Bühne führte,

*) Von der Parodie ist schon oben bei der Geschichte der griechischen Satyre gehandelt worden. Parodie giebt dem Gedicht durch Aenderung einzelner Wörter und durch Verknüpfung der Nebenvorstellungen mit einem andern Hauptgegenstande einen veränderten Sinn. Wird hingegen die Manier beibehalten, und die Hauptgedanken eines Gedichts mit Nebenvorstellungen andrer Art verbunden; so wird es Travestirung.

dafs fie den Satyrn nicht unähnlich waren. Ja, zuweilen pflegte man auch wohl, wenn man einen feiner Zeitgenoffen zum Gegenftande des Hohngelächters machen wollte, ihn zu mehrerer Sicherheit, in einen Satyr verkappt, auf das Theater zu bringen. Je lächerlicher nun fchon die blofse äufsere Geftalt des Satyrs war, defto mehr fanden die übrigen Perfonen des komifch-fatyrifchen Drama's Stoff, fich über ihn luftig zu machen, und dem allgemeinen Gelächter preiszugeben. Die Abficht der Aufftellung der Satyrn war dann aber durchaus von dem Zweck verfchieden, weshalb man fie im eigentlichen Satyrfpiele auf die Bühne brachte. Denn im letzteren Falle follten fie unter der Hülle der ländlichen Einfalt und Munterkeit allerlei nützliche Wahrheiten in Umlauf bringen, im erfteren aber ward blofs das Lächerliche ihrer Figur und ihres Charakters beabfichtet. Wollte man aufserdem auch noch darin einen Unterfchied zwifchen dem komifchfatyrifchen Drama und dem Satyrfpiel fetzen, dafs jenes vom Luftfpiel unabhängig auf die Bühne gebracht wurde, diefes aber gleichfam zur Erheiterung hinter der tragifchen Mufe auftrat; fo wäre diefes unterfcheidende Merkmal nur nicht wefentlich und dauerhaft, indem es noch nicht erwiefen ift, dafs das tragifchfatyrifche Drama nie anders, als hinter Tragödien aufgeführt wurde.

5. Mimen.

44.

Charakter und Eintheilung der griechischen Mimen.

Andre nachzuahmen, ist dem menschlichen Geiste so eigen, dass man Kinder und ungebildete Völker nichts so gern thun sieht, als dies. Wer aber ist den Trieben und Eingebungen des Herzens wohl noch getreuer und folgsamer, als diese, von der Kunst und dem geselligen Zwange noch unveränderte, Zöglinge der Natur? Allein fast eben so gern, als der Mensch auf der niedern Stufe der Kultur und gesellschaftlichen Verfeinerung Andre nachahmt, verweilt auch selbst der Gebildetere bei mimischen Darstellungen der Sitten und Handlungsarten Anderer. Nur ist dabei der Unterschied, dass der Mann von Geschmack und Erziehung nur an solchen Nachbildern fremder Charaktere, Sitten und Unterhaltungsart Vergnügen findet, die sein Zartgefühl nicht beleidigen, und sich durch Wahrheit, Feinheit und Interesse auszeichnen. Der rohe Natursohn, oder der grosse Haufe, dagegen wird sich mehr bei der nachahmenden Darstellung solcher Dinge gefallen, welche den Sinnen näher liegen, und ihm mehr Gelegenheit zum Lachen, als zum Nachdenken und zur Bewunderung der Aehnlichkeit geben. Kein Wunder also, wenn es auch in Griechenland schon frühzeitig nicht nur überhaupt poetische Darstellungen fremder Eigenheiten, Sitten und Manieren gab, sondern wenn diese Mimen nach Verhältniss derjenigen Volksklasse, für welche sie verfertigt wurden, sich auch durch grössere oder geringere Feinheit, Sittsamkeit und Würde auszeichneten. *) So lange

*) M. s. über die Mimen der Griechen Valkenaer ad Theocriti Adoniazusas 193 — 209.

die Griechen noch von Wohlstande und Sittsamkeit schwache, oder gar keine Begriffe hatten, so lange sie noch ihrer Sinnlichkeit lieber folgten, als dem noch ungebildeten Verstande, so lange waren ihre Mimen auch noch schmutzige und unanständige Possen. Ja dies blieben sie auch noch in der Folge, so fern man sie für den grossen] Haufen bearbeitete. Sorgte der Mimendichter dagegen für die gebildetere Klasse seiner Nation, so ertheilte er seiner Arbeit einen höheren Grad des Ernstes und der Würde. So viel wir aus den Nachrichten der Alten schliessen können, waren die griechischen Mimen Gesellschaftsstücke, oder Gemälde geselliger Kreise in dialogischer Form, worin durchaus die Sitten, Manieren und der Ton der jedesmal dargestellten Personen aufs treuste nachgeahmt wurden. Schon frühzeitig gab es daher in Griechenland zwei Arten von Mimen, eine lustige und eine ernsthafte. Zu der ersteren Gattung rechnen einige die Magoden, und Lysioden, zu der letzteren gehörten die Mimen des Sophron von Syrakusa. Jene waren voll von Zügellosigkeit und Ueppigkeit, indem Kuppler, Trunkene, Wollüstlinge und andre sittenlose Menschen darin redend und handelnd dargestellt wurden. Die Spartaner nannten ihre Mimen Dikelisten, und es traten darin bald fremde Aerzte, bald Diebe auf, die Früchte stahlen. Die Mimen des Sophron hingegen waren ernsthafter Gattung, hatten die dialogische Form, und waren in sehr wohlklingender Prosa geschrieben. Wie wahr und interessant diese Gesellschaftsstücke müssen gewesen seyn, zeigt der grosse Beifall, womit der geistvolle Platon sie las, der sie so gar bei Verfertigung seiner Dialogen als Muster gebrauchte. Mehreren derselben lag eine Art von Fabel zu Grunde, weshalb Sophron von einigen der Alten mit unter die Komiker gerechnet ist. In allen aber redeten und handelten die darin aufgestellten Per-

sonen durchaus, wie ihr Charakter, ihr Stand, ihr Geschlecht und der Grad ihrer Bildung es mit sich brachte. *) Nach seinem Muster soll Theokritos mehrere seiner Idyllen, hauptsächlich das Adonisfest, gearbeitet haben.

*) Die griechischen Mimen waren nicht für die Bühne gearbeitet, wie die römischen, sondern blosse Gesellschaftsstücke. Sophron lebte zur Zeit des Euripides. M. s. Fabricii Bibliotheca graeca II, 493 f.

II. *Römische Poesie.*

1. Sprache.

1.

Ausbildung und Verfall der lateinischen Sprache.

Die Sprache einer Nation steht mit der Kultur derselben in der genauesten Verbindung. *) Kein Wunder also, wenn die lateinische Sprache, so lange die Römer noch an nichts dachten, als an Krieg und Waffen, noch sehr roh, ohne Wohlklang und Bildung war. Als die Römer mit der Zeit durch die gebildeteren Hetrusker, durch ihre auswärtigen Eroberungen und besonders durch die Bezwingung des untern Theils von Italien, an Kultur gewannen; so machte auch ihre Sprache einige Fortschritte. Allein so lange es einem Volke noch an Schriftstellern mangelt, so lange geht es mit der Entwickelung und Ausbildung seiner Sprache auch nur langsam. Daher bemerkte man die Fortschritte der römischen Sprache erst da recht deutlich, als man es versuchte, sich derselben zum schriftlichen Ausdruck seiner Gedanken und Empfindungen zu bedienen. Dies geschah, nachdem man mit den Griechen in einen näheren Verkehr gekommen war, und die Werke ihres Geistes

*) Jo. Georgii Walchii historia critica latinae linguae, Lipsiae 1761. Jo. Nic. Funck de origine, pueritia, adolescentia, virili aetate, imminente senectute etc. latinae linguae, Marburgi 1720 — 36.

Geistes kennen lernte. Die dramatische Dichtkunst eröffnete die Bahn, auf welcher sich das römische Genie nachmals so viel Lorbeern verdiente. Schon sehr gebildet war der römische Ausdruck, als Ennius sich desselben zu mehreren poetischen Werken bediente. Nun begann auch die Prosa ihre Vervollkommnung. Kato der Aeltere schrieb in ihr seine Geschichte und seine Bücher vom Ackerbau. Die Sprache des Terentius und Varro hat bereits einen beträchtlichen Grad von Gewandheit und Reinheit. Allein erst mit dem Zeitalter des Sylla beginnt die schönste Blühte der römischen Sprache. Jetzt wurden mehrere griechische Provinzen ein Raub der römischen Waffen, eine Menge Hellenen suchten in Rom ihren Unterhalt, und die Großen fingen an den Umgang mit den Musen angenehm und lehrreich zu finden: lauter Umstände, wodurch ein allgemeiner Wetteifer rege wurde, der Sprache mehrere Vollkommenheit zu verschaffen. Redner, Dichter und Geschichtschreiber boten sich dazu gemeinschaftlich die Hände: es wäre daher ein Wunder gewesen, wenn der römische Ausdruck nicht bald seiner Vollendung nahe gekommen wäre. Jetzt erhielt derselbe über alle übrigen Dialekte den Vorrang, und ward Sprache des Hofs und der Schriftsteller. Man unterschied von ihm die Sprache des Landes (sermo rusticus) und der eroberten Provinzen. (sermo peregrinus.) Die erstere war eine fehlerhafte Art zu reden so wohl in der Biegung, Aussprache und Verbindung der Wörter, als auch im Gebrauche vieler Idiotismen, Solöcismen und schlechter Ausdrücke. Sowohl der vornehme, als der niedere Pöbel bediente sich dieser Sprache, und zwar nicht allein auf dem Lande und in den Municipien, sondern auch zu Rom. Die Sprache in den eroberten Provinzen endlich, war voll von fremden Ausdrücken, Wortfügungen und Biegungen, die aus der ursprünglichen Mundart des bezwungenen

Volks in die Sprache der daſelbſt lebenden Römer übergingen. Die Sprache der Schriftſteller und der gebildeteren Klaſſe des römiſchen Volks (ſermo urbanus) dagegen erhob ſich bald zur Eleganz, wofür es ſelbſt dem Pöbel nicht an feinem Gehöre fehlte. Cicero, Cäſar, Virgilius, Horatius, Ovidius, Nepos, Livius und einige andre trugen durch ihre Bemühungen zu dieſer hohen Ausbildung nicht wenig bei. Doch leider erhielt ſich die lateiniſche Sprache nicht lange auf dieſer hohen Stufe der Bildung. Nach Auguſtus's Tode verſchwand der ſogenannte Originalgeiſt aus der römiſchen Litteratur, und man war zufrieden, die früheren Muſter in Poeſie und Proſa nachzuahmen. Schon hierdurch verlor die Sprache beträchtlich, noch mehr aber begann ſie auszuarten, als die Schriften der Römer auch auſserhalb Italien geleſen wurden, und ihr Ausdruck ſich ſelbſt über die Provinzen verbreitete. Nun entſtellte man ſie allenthalben mit fremden Wörtern und Wendungen, und raubte ihr dadurch ihre Originalität und Reinigkeit. Dennoch fehlte es auch jetzt noch nicht an einigen guten Schriftſtellern, die ſelbſt in Abſicht des Ausdrucks zu empfehlen ſind, als Paterkulus, Valerius Maximus, Celſus, Quintilianus, Plinius der ältere und jüngere, Tacitus, Suetonius, Phädrus, Lucanus, Silius, Martialis und einige andere. Allein bei allen Vorzügen ihrer Schreibart fehlt es ihnen doch an jener edlen Einfalt und Natürlichkeit des Ausdrucks, die man bei einem Cäſar, Cicero und Nepos findet. Noch weit beträchtlicher aber ward das Verderbniſs der Sprache in der folgenden Periode. Die Schreibart und der mündliche Ausdruck der Römer ward nicht weniger ein Gemiſch von fremdartigen Worten, als die Nation aus Landsleuten aller Himmelsſtriche zuſammengeſetzt wurde. Eine Menge neuer Redensarten, Wortfügungen, Wendungen und Eigenheiten ging in dieſelbe über: die alten

Bedeutungen gingen nicht selten verloren und neue traten an ihre Stelle: die poetische Diktion drängte sich in die Prosa. Auf diese Art ward die Sprache gerade mit den Mängeln und Fehlern wieder behaftet, aus welchen sie sich zur Zeit ihrer höchsten Blühte glücklich herausgearbeitet hatte. Affektation, Schwulst oder Mattigkeit sind meistentheils das Gepräge der Schriften aus diesem Zeitraum. Dennoch giebt es noch einige Römer, die sich nicht durch die Flut des grossen Hausens mit fortreissen liessen, sondern sich den edlen und klassischen Ausdruck durch das Studium früherer Muster zu eigen zu machen suchten. Die Panegyriker dieser Periode würden in Absicht der Sprache nicht zu verwerfen seyn, wenn ihre Geschmacklosigkeit und ihre armselige Schmeichelei und Witzelei sie nicht unangenehm und verächtlich machte.

2. Gedichte.

2.

Kurze Uebersicht der römischen Poesie in diesem Zeitraum.

Die dramatische Poesie fand am ersten in Rom Eingang und Aufnahme. Sie sorgte für das Vergnügen, dies diente ihr am meisten zur Empfehlung. Livius Andronikus, ein Grieche von Geburt, verdrängte die Possenspiele toskanischer Histrionen von der römischen Bühne und besetzte sie mit regelmässigen Trauerspielen. Auf gleichem Wege brachen sich Nävius, Attius und Pakuvius Lorbeern. Allein noch mehr Verdienste um das römische Drama, einen fruchtbaren Sprössling des saftreichen griechischen Stammes, erwarb

ſich Ennius, deſſen Studium dem Lukretius und Virgilius äuſserſt nützlich wurde. Dennoch darf man noch von keinem dieſer Dichter einen reinen Geſchmack erwarten. Der Charakter derſelben iſt Stärke der Gedanken und des Ausdrucks, mit einem ziemlichen Grade von Rauhigkeit verbunden. Man begnügte ſich, in den Spuren der Griechen einherzugehen, ohne an eigene Originalität zu denken. Selbſt in den ſpäteren Zeiten trägt die römiſche Poeſie noch das Gepräge dieſes griechiſchen Geiſtes. So groſse Köpfe es auch unter den Römern gab, ſo fanden ſie es doch bequemer, auf einem ſchon gebahnten Pfade, an der Hand erfahrner Wegweiſer, einherzugehn, als ſich ohne Führer eigene Wege zu bahnen. Plautus verräth bei allen ſeinen eigenthümlichen Schönheiten doch allenthalben, daſs er ſich in der Schule griechiſcher Komiker bildete, und Terentius würde vielleicht noch vollendetere Muſter des Geſchmacks, der Einſicht und der Charakterzeichnung geliefert haben, wenn er ſich nicht zu ſehr an den griechiſchen Menander angeſchloſſen hätte. Nach dem Zeitalter des Terentius, ſtand die dramatiſche Poeſie der Römer mit einemmal ſtille. Der Grund davon lag theils in der Bequemlichkeit der römiſchen Dichter, die, nachdem ſie keine griechiſcheu Dramatiſten zur Nachahmung mehr vorfanden, lieber dieſe ganze Dichtart aufgaben, als neuen Stoff aufſuchten, theils in dem veränderlichen Geſchmack des groſsen Haufens, auf deſſen Vergnügen alle Schauſpielarten zu Rom berechnet waren, und der bald an elenden Fechterſpielen und andern öffentlichen Grauſamkeiten mehr Unterhaltung ſand, als an den geiſtvolleſten Komödien. *) Und da die römiſchen Drama's dieſer Gattung weder den Kennt-

*) M. ſ. die kurze Geſchichte der römiſchen Dichtkunſt in den Charakteren der vornehmſten Dichter aller Nationen I, 1.

nissen und Geisteskräften der Römer angemessen waren, noch Dinge vorstellten, die aus dem Kreise des alltäglichen Lebens gehoben, ihre Neugierde reizten und unterhielten, noch ihnen durch Darstellung ihrer Sitten und ihrer Denk- und Empfindungsart schmeichelten, so war ein solcher Wankelmuth nicht sehr zu verwundern. Dieselben nachtheiligen Umstände hielten auch das römische Trauerspiel zurück, und liessen es noch um so weniger zur Vollkommenheit emporstreben, in je höherem Grade die darin vorkommende Welt griechisch war, als im Lustspiel. Denn die mythische Geschichte der Griechen, woraus man die Personen der Tragödie wählte, war dem grossen Haufen eben so unbekannt, als die Sitten der Griechen. Unmöglich konnt' er daher so vieles Vergnügen daran finden, als sie dem patriotischen und des mythischen Alterthums seiner Nation vorzüglich kundigen Griechen gewährte. Mit dem Verfall der dramatischen Dichtkunst aber war es noch nicht um alle Zweige der römischen Poesie geschehen, sondern es begannen nach und nach immer neue Aeste Knospen zu treiben, und Früchte zu tragen. L u k r e t i u s K a r u s verfertigte ein didaktisches Gedicht über das Wesen der Dinge, wozu er den Stoff aus dem System des Epikuros geschöpft hatte. Noch berühmter wurden Virgilius und Horatius, beide nicht minder, als jener, Zöglinge der Griechen. Der erstere hatte grosse und mannigfaltige Kenntnisse, einen gebildeten Verstand und einen Geschmack, dem nichts an Feinheit und Richtigkeit gleichkam. Er schuf sich eine neue poetische Sprache, und gab derselben den höchsten Grad des Wohlklangs und der Vollendung. Theokritos, Hesiodos und Homeros waren seine Muster, die er jedoch mit eigener Originalität nachahmte. Horatius zeichnete sich durch eine feurige Phantasie aus, woran es dem Virgilius in etwas scheint gefehlt zu haben, besass eine zarte Em-

pfindſamkeit, und übte eine unbeſchränkte Herrſchaft über die Sprache in dem mechaniſchen Theile der Dichtkunſt. Was Virgilius für das Epos wurde, das ward Horatius für die Lyrik, wobei Archilochos, Alkäos, Sappho, Alkman und Steſichoros ihm als Muſter dienten. Allein ſo hoch er auch die lyriſche Poeſie durch ſeine glückliche Bearbeitung emporhob, ſo fand er doch wenig Beifall und Nacheiferung. Sie ward zu wenig durch die politiſche Verfaſſung der Römer begünſtigt, als daſs ſie ſich hätte erhalten können. Die aus dem Griechiſchen verfertigten Ueberſetzungen des Katullus kommen nicht ſehr in Anſchlag. In ſeinen Sermonen behandelte Horatius mit vieler Einſicht und Menſchenkenntniſs verſchiedene Gegenſtände des gemeinen Lebens. Die darein verwebten Schilderungen, Thorheiten und Lächerlichkeiten ſeines Zeitalters waren nur Nebenſache. Seine Epiſteln verrathen den Mann von feinem Ton und Witze, von groſser Bekanntſchaft mit der Welt, von tiefem Verſtande, zugleich aber auch von edlen Geſinnungen, von unerſchütterlicher Rechtſchaffenheit, von warmen Zutrauen zur Menſchheit. Nicht minder bewundernswürdig von Seiten des witzigſten Kopfs, der ſeltenſten Talente und der unerſchöpflichſten Fülle des Geiſtes war Ovidius, ein Dichter, dem es nur an Weisheit und an Gründlichkeit des Verſtandes fehlte, um alles zu verdunkeln. In welchem Fach der Dichtkunſt er um den Lorbeer rang, er verdiente es, damit gekränzt zu werden. Seine mythiſchen Erzählungen, ſeine Lehrgedichte, ſeine Heroiden, ſeine Elegien, alles trägt den Stempel eines geſchmackvollen und fruchtbaren, aber nicht ſelten nur gar zu üppigen, Geiſtes. Als Elegiker erhielt er an Tibullus, Katullus, Propertius und Gallus nicht zu verachtende Nebenbuhler. Der erſte trug ſeine Empfindungen in einer ſchönen, blühenden und edlen Sprache vor, und war natür-

licher als Propertius. Dieser verwandte zu viele Zeit auf das Studium der Alexandrinischen Dichter, besonders des Kallimachos, als dass er nicht, nach dem Beispiele seines Musters, den Flitterstaat einer gesuchten Gelehrsamkeit einer edlen Einfalt und Natürlichkeit vorgezogen hätte. Die besten Werke des Katullus aber sind dem Anschein nach grossentheils Uebersetzungen aus dem Griechischen. Sehr traurig ist die dem aufmerksamen Forscher allenthalben sich aufdrängende Bemerkung, dass die Kultur des Geistes nicht lange auf dem Gipfel ihrer Vollendung verweilen kann, ohne allmälig wieder in die Barbarei zurückzusinken. Diese Bemerkung machen wir leider! auch an den Römern. Kaum hatte mit der Kultur derselben sich die Poesie zu einer gewissen Blühte erhoben, so begann sie auch schon wieder ihrem Untergange entgegenzuwelken. Der Despotismus tödtete mit dem letzten Reste von Freiheit auch alles Edle, Schöne und Grosse in der Dichtkunst. Die grossen Köpfe, welche die Natur nicht aufhörte hervorzubringen, wurden unterdrückt und scheu gemacht, oder erhielten eine schiefe Richtung. An die Stelle des Grossen, Schönen und Edlen trat der Geist der Kleinigkeiten und die unselige Sucht, mit einem schimmernden Witze zu blenden. Die Poesie ward ein Gewerbe: nicht Begeisterung entflammte, wie sonst, den Geist zum Gesange, sondern der Wunsch sich irgend einem Grossen zu empfehlen, in dessen Glanze man sich sonnen wollte. Versmacher gab es jetzt die Menge, aber nicht von der Natur geweihte Dichter. Vorzüglich trug der Stoiker L. Annäus Seneka durch sein Haschen nach Antithesen, durch seine Jagd nach schönklingenden Sentenzen, durch seine gezwungene Kürze dazu bei, den Geschmack seines Zeitalters zu verderben. Denn die besten Köpfe folgten seinem Beispiel und suchten durch Künstlichkeit und Gernwitz zu gefallen. Die

vorzüglichſten Dichter dieſer Periode waren noch diejenigen, die ſich nach dem Muſter eines Virgilius, Horatius und andrer Sänger des goldenen Zeitalters der römiſchen Poeſie zu bilden ſuchten. Unter dieſe gehörten hauptſächlich Lukanus und Silius, die ſich beide durch das Studium der Aeneis zu begeiſtern und auszubilden wuſsten. Sie wählten Vorfälle aus der vaterländiſchen Geſchichte zu ihren epiſchen Gedichten: allein es fehlte ihnen an jenem Leben und Feuer der Phantaſie, das alles zu beſeelen und intereſſant zu machen weiſs. Die ſcheinbar aus ihren Werken hervorathmende Begeiſterung iſt ein kalter Stral, der weder erwärmt noch verſchönert. Auch ſtrebten ſie ſichtbar, durch Gelehrſamkeit ihrem Vortrage Würde und ihrer Schreibart Feierlichkeit zu geben. Allein noch weit auffallender haſchten ihre Nachfolger Statius und Valerius Flaccus, nach dem Beiſpiel ihrer Vorbilder, der Alexandriner, nach dem Scheine tiefer Kenntniſſe und gründlicher Einſichten in das Alterthum. Das Ungewöhnlichſte war ihnen das liebſte, das Seltſamſte das willkommenſte. Auch die beiden Satyriker dieſes Zeitalters, Juvenalis und Perſius, wuſsten die Gränzlinie des Schönen und Wahren nicht immer ſorgfältig genug in Acht zu nehmen. Dem lezteren fehlte es an dem gehörigen Maaſse Welt- und Menſchenkenntniſs, an Feinheit des Tons und an der nöthigen Darſtellungsgabe. Statt der feinen Ironie des Horatius findet man bei ihm dunkle Allegorie, ſtatt geläuterter Lebensweisheit rauhen Stoiciſmus, ſtatt ſanfter Wärme deklamatoriſche Heftigkeit. Juvenalis ging noch weiter, er vertauſchte die ſanfte Spötterei des Venuſiners mit Galle. *) Statt die Thorheiten und Laſter ſeines Zeitalters nur

*) Umſtändlicher wird dies weiter unten ausgeführt werden, wenn wir zur eigentlichen Beurtheilung ſeiner Werke kommen.

zufällig zu züchtigen, wie in den Sittengemälden des Horatius geschehen ist, macht er die Rüge derselben zur Hauptsache. Am meisten gefällt er sich in der Malerei verderblicher Ausschweifungen und Laster, wo ihm die grellsten Farben und die härtesten Striche die liebsten sind. Wo Horatius's lachender Satyr mit leichter Hand die Geisel schwingt, da zerfleischt Juvanalis mit blutiger Peitsche die Gegenstände seines censorischen Eifers. Kurz, seine Satyren verrathen allenthalben den gesunkenen Geschmack und die deklamatorische Künstlichkeit des Zeitalters, worin sie entstanden. Noch mehr aber tragen die unter Seneka's Namen erhaltenen Tragödien dieses abschreckende Gepräge. Vergebens sucht man in denselben glückliche Nachbildungen griechischer Tragiker. Sie sind nichts als deklamatorische Uebungen, und einzig darauf berechnet, alles, was in einer gegebenen Lage gedacht und gesagt werden konnte, auszukramen. An einem wohlangelegten Plane, an Natur und Wahrheit fehlt es gänzlich. Die Helden dieser Stücke sind, wie ein geschmackvoller Kenner sagt, insgesamt Ungeheuer in Tugend und Laster; Fatalisten und Stoiker. Sowohl deshalb, als vorzüglich darum, weil die Zeit der dramatischen Poesie zu Rom längst dahin war, fanden sie auch bei den Zeitgenossen des Verfassers keinen Beifall. Man hatte jetzt nur noch Sinn für die Mimen und Pantomimen, die man sogar mit einer Art von leidenschaftlicher Wuth besuchte. Durch Hadrian's Begünstigungen hätten die römischen Musen sich wieder heben können: allein die Zeiten der Blühte waren vorüber. Auch pflegte dieser Kaiser, der sich selbst als ein Kenner der Dichtkunst zeigte, mehr das Seltsame und Ausländische, als das wahre Schöne. Alte verschlagene Wörter und Ausdrücke des Ennius und Lucilius wieder aus dem Schutt des Alterthums hervorzusuchen und in Umlauf zu bringen, war ihm lie-

ber, als der Dichtkunst ihre verlorengegangenen Reize wieder zu verschaffen. Er selber schränkte sich meistens auf die Verfertigung von Epigrammen ein, wozu ihm Martialis gute Muster hinterlassen hatte. Ausser ihm, der auch im Griechischen nicht ganz verwerfliche poetische Versuche wagte, zeichneten sich in diesem Zeitalter auch noch Petronius und Klaudianus aus. Der erstere kannte die wahre Schönheit, allein sein Zeitalter führte ihn häufig irre. Dem letzteren fehlt es nur an Erfindung und lebhafter Darstellung, um den besten lateinischen Dichtern an der Seite zu stehen. Die folgenden lateinischen Dichter zeigten nichts als Armuth des Geistes und Künstlichkeit. Am meisten zeichnete sich unter ihnen noch Apulejus aus, dem es nicht an dichterischen Talenten mangelte, wohl aber an Geschmack und feinem Gefühl für Wahrheit und Schicklichkeit. Sein aus den Ueberbleibseln der ältesten römischen Dichter zusammengeplünderter Styl verrieth nur zu deutlich, dass er die wahre Schönheit nicht kenne. Die bald nach ihm eintretende Barbarei machte durch ihren Schatten, dass die wenigen ihm eigenen Verdienste noch heller stralen, als dies ausserdem geschehen wäre. Eine genauere Auseinandersetzung der verschiedenen Produkte der römischen Poesie in dieser Periode mögen nun die einzelnen Züge dieses kurzen Gemäldes bewahrheiten.

1. Das Epos.

a. Vollständigere Epopöen.

3.

Virgilius's Aeneis, Lukanus's Pharsalia.

Virgilius verdient unstreitig eben so sehr der erste Epiker unter den Römern genannt zu werden, als Homeros unter den Griechen. *) Der Beifall, den er bei den Gebildeteren seiner Zeitgenossen erhielt, hat sich bis auf unsre Zeiten erhalten, und wird ihm auch in Zukunft bei allen Kennern wahrer Schönheit bleiben. Der Plan seines Epos ist sehr weitläufig. Er schränkt sich nicht blos auf die Niederlassung des Aeneas in Italien ein, sondern umfasst auch noch die Zerstörung der Stadt Troja, als die erste Veranlassung zu dem Zuge des Helden, die auf seinen weitläufigen Reisen bestandenen Abenteuer, und die nach seiner Niederlassung erfolgten Kriege. Allein ungeachtet dieser Weitläufigkeit ist der Plan doch eben so fein und richtig angelegt, als meisterhaft ausgeführt. Die Vorfälle und Begebenheiten sind insgesammt auf das natürlichste und schönste unter einander verbunden. Ueberall bemerkt man das Band der Einheit, das sie zusammenhält. Ob Mangel an Zutrauen in die schöpferische Kraft seines Geistes den Dichter vermochte, seinen Plan so weit auszudehnen, und ob eben dies Misstrauen ihn auch zu den beständigen Nachahmungen des Homeros verleitete, wer

*) P. Virgilius Maro ward 70 Jahre vor Christus, 684 nach Erbauung Rom's geboren. Andes, ein geringer Ort bei Mantua, war sein Geburtsort. P. Virgilii Opera perpetua annotatione illustrata a Chr. Gottl. Heyne 1788. Virgil's Aeneis, übersetzt v. Jani, 1 Theil. Halle 1785.

vermag dies jetzt mit Gewifsheit zu entfcheiden? An poetifchem Geifte fehlte es ihm wenigftens nicht, um fich felbft zum Original zu erheben. Aufserdem waren feine Kenntniffe grofs und mannigfaltig, fein Verftand gebildet und tief, fein Gefchmack fein, richtig und gründlich. Mit folchen Talenten ausgerüftet, konnte er alles wagen. Allein die Meifterwerke der Griechen hatten einmal, und dies mit Recht, ein fo hohes Anfehen zu Rom erlangt, dafs man fie für unwandelbare Ideale der Schönheit hielt, an die fich jeder, der den dichterifchen Lorbeer zu erringen fuchte, fo dicht als möglich anfchliefsen müffe. Wenn die Charaktere der handelnden Perfonen fich in der Aeneis bei weitem nicht fo ftark entwickeln, als in der Ilias, fo liegt der Grund davon zum Theil in dem grofsen Umfange der Materie, zum Theil in dem veränderten Geifte der Zeiten. Homeros ftellt Heroen auf mit allen Leidenfchaften und Eigenheiten eines noch rohen, nur für körperliche Stärke, kühne Tapferkeit und Unerfchrockenheit Sinn habenden Zeitalters. Virgilius hingegen formt die Charaktere feiner Perfonen fchon mehr nach dem Geifte feiner gebildeteren Zeiten, ohne jedoch gegen die Gefetze des Koftums zu fündigen. Unmöglich können daher die Umriffe der letzteren fo fcharf, fo auffallend, fo ausdrucksvoll feyn, als die Zeichnung der erfteren. Die Reden, welche Virgilius feinem Epos hier und da einwebt, beftehen zum Theil aus etwas zu allgemeinen Sprüchen, welche die Gemüthsart derjenigen, denen fie in den Mund gelegt werden, nicht genug bezeichnen. Die Gedanken derfelben erheben fich felten zu einer beträchtlichen Stärke und Gröfse; doch finken fie auch nie in das Matte und Alltägliche. Man fieht es allenthalben, dafs der Dichter für ein Zeitalter arbeitete, welches von dem Homerifchen fehr verfchieden war, und dafs er auf diefes Zeitalter, fo viel es ihm fein

Stoff erlaubte, Rücksicht nahm. So sehr er deshalb Lob verdient, so sehr ist es zu bedauern, dass er in Absicht des Wunderbaren, oder der Maschinerie seines Epos, den Geist und die Beschaffenheiten seiner Zeiten nicht genug im Auge hatte. Der Mythos begünstigt die Poesie nur dann im höheren Grade, wenn er noch lebendig ist, das heisst, wenn er als Mythos, als unwillkührliche Dichtung der kindlichen Menschheit, wodurch sie sich der Natur vermenschlicht, noch Gegenstand des herrschenden Glaubens ist. Dies aber war die Dazwischenkunft der Götter zu den Zeiten des Virgilius gewiss nicht mehr; sie gehörte nicht mehr zu dem Bilde des Weltganzen, welches die Phantasie des epischen Dichters aus der Wirklichkeit auffassen und gestalten muss. Am meisten aber beleidigt von diesem Wunderbaren der Aeneis die Verwandelung der Schiffe in Nymphen die poetische Wahrheit. Die Schilderungen und Gemälde dieses Heldengedichts sind gröstentheils vortrefflich; sie verbinden die höchste Mannigfaltigkeit der Farben mit der grösten Fülle von Kraft und Leben. Vorzüglich ist der Tod der Dido ein Meisterstück der dichterischen Malerei. Um desto sicherer zu wirken, sind sie nicht zu sehr überhäuft, sondern der weise Dichter hat, wie allenthalben, so auch hier, dem Gesetze einer klugen Sparsamkeit Gehör gegeben. Ueberhaupt sieht man, dass Virgilius, bei allem Feuer der Begeisterung, sich doch durchaus in der Gewalt zu behalten wusste. Allenthalben hat er seinen Plan im Auge: nirgend läst er sich durch Ungestüm der entglüheten Einbildungskraft aus seiner Bahn hinwegreissen. Daher weiss er auch jede Gelegenheit zu benutzen, wo er dem Hause der Cäsaren, oder andern Grossen Roms, ja selbst dem römischen Volke, etwas Schmeichelhaftes sagen kann. Die Hoheit des römischen Reichs, die Veranstaltung der Götter, dasselbe über alle Mächte der Erde zu erheben,

der befondere Glanz der Julier, die alte Abkunft mehrerer Grofsen von den vornehmften Gefährten des Aeneas, dies find die Angeln, um welche fich allenthalben feine Erzählungen drehen. Dabei ift fein Ausdruck und die Mechanik feiner Sprache unverbefferlich. Was vom faturnifchen Rofte der alten Zeiten die Werke des Ennius verunftaltete, und felbft noch an dem erhabenen Gedichte des Lukretius haftete, das wufste er abzufchleifen. Allein hiemit noch nicht zufrieden, gab er dem Gebiet der poetifchen Sprache auch noch regelmäfsige Gränzen, und erhob diefelbe durch die forgfältigfte Ausbildung bis zur höchften Vollendung. Selbft den Versbau wufste er fo zu vervollkommnen, dafs er auch in diefer Hinficht allgemeines Mufter und vollgültiger Richter wurde. „Den Wohlklang zu finden, war bis dahin nur dem Zufall geglückt, und das ungebildete Ohr des Römers hatte feinen Dichtern Rauhigkeit und Härte leicht verziehen. In den Werken des Virgilius aber herrfchte überall die ewig junge Harmonie, die Schwefter und Gefpielin der Grazien, deren Hauch jedem Verfe den Wohlklang, jeder Periode den Rhythmus verleiht, der die Analogie des Gedankens und Ausdrucks vollendet.“ Die fchönften Stellen diefes durchaus mit eben fo vielem Fleifs als Dichtertalenten gearbeiteten Epos find: Amors Verwandlung in die Geftalt des Afkanius, um der Dido die Ankunft des Aeneas zu melden, die Erzählung des Aeneas von Troja's Zerftörung, die Liebe des Helden und der Dido, die Flucht des erftern und die Verzweiflung der letztern; hauptfächlich die Schilderung der Leichenfeier, die Aeneas feinem verftorbenen Vater Anchifes anftellt. Auch hat die Hinabfahrt des Helden in die Unterwelt, nebft feinen dortigen Wahrnehmungen und Unterredungen, fo wie die epifodifche Erzählung vom Nifus und Euryalus, fehr mannigfaltige und hohe Schönheiten. Ein fo überall gelefenes Werk,

als die Aeneis, iſt zu bekannt, als daſs es nöthig wäre, von dem Geiſt und der Manier deſſelben Proben zu geben. *) — Weit unter derſelben, wiewohl nicht ohne viele Schönheiten, iſt Lukanus's Pharſalia. Schon in den älteren Zeiten ſuchte man dieſem Gedichte ſeinen Platz unter den römiſchen Epöen ſtreitig zu machen, und in der That iſt es mehr hiſtoriſch, als epiſch. Der Inhalt deſſelben iſt der bekannte bürgerliche Krieg zwiſchen Cäſar und Pompejus, und die denſelben entſcheidende Schlacht bei Pharſalos. Das poetiſche Genie des Dichters war vortrefflich; allein der von ihm verarbeitete Stoff erlaubte ihm nicht, es in ſeiner ganzen Kraft und Fülle zu zeigen. Auſserdem iſt die Pharſalia das Werk eines Jünglings, deſſen Talente noch nicht ganz zur Reife gediehen waren. Im Ganzen genommen, ſchlieſst ſich dies Werk zu ängſtlich an die Geſchichte an, iſt zu arm an Fiktion, und zu einförmig in der Erzählung. Uebrigens enthält es treffliche Charakterſchilderungen und ſchönausgearbeitete Reden der in die Handlung verflochtenen Perſonen. Unter den letzteren zeichnen ſich beſonders die Reden und Geſpräche des Cäſar, Pompejus, Kato, Brutus und einiger anderer aus. Die poetiſche Diktion des Lukanus iſt ohne Tadel, und erhebt ſich ſehr weit über die Sprache ſeiner Zeitgenoſſen. Die Maſchinerie, oder Dazwiſchenkunft der Götter, die in einem hiſtoriſchen Gedichte ſehr widerſinnig geweſen wäre, erſetzt er durch Orakelſprüche und Anzeichen. Seine Abſicht, dies Werk bis zu Cäſar's Triumphe fortzuſetzen, ward leider durch Nero's Grauſamkeit unterbrochen, die ſeinem Leben

*) M. ſ. Sulzer's Theorie der ſchönen Künſte unter dem Namen Aeneis, Charaktere der vornehmſten Dichter aller Nationen I, 1. Eſchenburg's Beiſpielſammlung, V, 221. und vorzüglich Heyne de Carmine epico Virgiliano bei ſeiner vortrefflichen Ausgabe des Dichters.

ein Ende machte. Am glücklichsten sind die Schilderungen, die er von den Verwirrungen in Rom bei Cäsar's Ankunft, von der Seeschlacht zwischen beiden Parteien, vom Ungewitter das Cäsar erlitt, vom Abschiede des Pompejus von der Kornelia und von einigen andern Vorfällen liefert. Zur Probe von Lukanus Manier und Geiste diene des jüngeren Kato's Antwort, als er in Afrika auf Labienus's Verlangen das Orakel des Jupiter Hammon befragen sollte. *)

Was, Labienus, soll ich erforschen? Ob frei ich den Waffen
Lieber erlieg', als in's Joch der Knechtschaft biege den Nacken?
Ob das längeste Leben mehr sei, denn Aufschub des Todes?
Ob die Gewalt den Biederen nicht erdrücke? ob gegen
Tugend die Tücken das Glück verliere? ob schon es genug sei,
Gutes zu wollen, und nie der Erfolg erhöhe die Tugend?
Selber weiss ich das schon! ja stärker bekräftet's nicht Hammon.
Siehe, wir leben und weben in Gott! Ob die Tempel auch schweigen,
Thun wir doch alles auf Gottes Geheiss: denn nicht Stimmen bedarf er.
Als er uns schuf, verkündet' einmal für immer der Vater,
Was uns zu wissen vergönnt ist; und Wüsten sollt' er erwählen,
Wenigen sich zu enthüllen? im Sande verscharren die Wahrheit?
Gottes Sitz ist die Erde, das wogende Weltmeer, der Luftkreis,
Ist der Himmel, die Tugend! Gott ist, da wo du nur hinblickst,
Ist, was du denkst, empfindest, und was die Sinne dir kund thun!

*) M. Annäus Lukanus wurde im Jahr 38 nach Christus geboren, und starb im J. 65. Lucani Pharsalia c. notis variorum ed. Burmann, Lugduni Bat. 1740. Eschenburg's Beispielsammlung V, 221.

Laufche dem Seher doch, wer ob der Zukunft beforgt ift.
Mich beftimmt kein Orakel, des Todes Gewifsheit beftimmt mich!
Feig, oder tapfer — du fällft! — Dies ift des Allwaltenden Ausfpruch,
Und er genügt!" So redet voll Weisheit der göttliche Kato,
Und dem Bekenntnifs getreu, geht er dem Tempel vorüber.

4.

Silius Italikus, Valerius Flakkus, Papinius Statius.

Weit unter Lukanus's Pharfalia fteht in Abficht des poetifchen Werths das hiftorifche Gedicht des Silius Italikus. *) Der zweite Punifche Krieg von der Belagerung Sagunt's bis auf den Triumph des Scipio ift der Gegenftand deffelben. Ungeachtet der epifchen Form, die ihm der Verfaffer gab, und trotz der epifchen Mafchinerie, oder des Wunderbaren, verdient dies Werk doch weit eher den Namen einer Gefchichte, als eines Epos. Es fehlte dem Silius zu fehr an einer blühenden und lebhaften Phantafie, an einem feinen und richtigen Gefchmack, an einem gebildeten Verftande, als dafs er fich auf der dichterifchen Laufbahn Lorbeeren fammlen konnte. Er erzählt daher, wie ein Gefchichtfchreiber, Jahr für Jahr die Vorfälle des zum Gegenftande feiner Bearbeitung gewählten Kriegs, und hält fich in diefer Hinficht genau an Polybios und Livius. Weder gelingt ihm die Vertheilung und Behandlung feines Stoffs, noch weifs er feine Hülfsmittel ge-

*) Silius Italikus ftarb gerade am Ende des erften Jahrhunderts nach Chriftus. Silii Italici bellum Punicum perpetua annotatione illuftratum a G. A. Ruperti, Goettingae 1792. Efchenburg's Beifpielfammlung V, 240.

hörig anzuwenden. Seine Erzählungen ſind kalt und froſtig, ſeine Gemälde todt und einförmig, ſeine Charakterſchilderungen flach und ohne Leben. Er weiſs nicht, was ſeinem Zeitalter angemeſſen iſt, daher kommen ihm ſeine Urbilder, Homeros und Virgilius, ſehr wenig zu ſtatten. Auch ſeine epiſche Sprache iſt tadelhaft, ſo wie ſeine Schreibart überhaupt äuſserſt ungleich. Bei allen Fehlern des Ganzen aber hat dies Gedicht doch einige ſchöne Epiſoden. Dahin gehört vorzüglich der Kampf des Satirikus mit ſeinem Sohne, und die Erſcheinung der Tugend und Wolluſt vor Scipio. — Weit vorzüglicher iſt die Argonautenfahrt des Valerius Flakkus, eines Dichters, deſſen zu frühen Tod Quintilian, als einen ſehr groſsen Verluſt für die römiſche Poeſie, bedauert. *) Kein Wunder, wenn ihn mehrere ältere und neuere Kritiker daher ſogar dem Virgilius an die Seite zu ſtellen wagten. Das ähnliche Epos des Apollonios von Rhodos ſcheint ihm zum Muſter gedient zu haben, und man muſs geſtehen, daſs er ihm ſehr nahe kam. Allein, indem er ſich die Vorzüge ſeines Vorbildes zu eigen zu machen ſuchte, iſt er auch von den Fehlern deſſelben nicht frei geblieben. Auch dem Epos des Valerius Flakkus fehlt es im Ganzen genommen an Intereſſe, Lebhaftigkeit und Anmuth, ſeine Sprache iſt zu ſtudirt, ſein Ausdruck zu ungeſchmeidig, abgebrochen und dunkel. Uebrigens hat dieſes nicht ganz vollendete Gedicht mehrere glückliche Schilderungen, Gemälde und Situationen, wohin beſonders der Kampf der Medea zwiſchen der Liebe zum Jaſon und zu ihrem Vater zu rechnen iſt. Die zum Grunde lie-

*) Valerius Flakkus, vermuthlich aus Padua, lebte unter Veſpaſianus und Domitianus. Wahrſcheinlich beſtand dies Gedicht aus zwölf Geſängen, wovon ſich nur ſieben ganz erhalten haben. Valerii Flacci Argonauticon c. notis ſelectis ed. Harles. Altenburg 1781. Eſchenburg's Beiſpielſamml. V. S. 227.

gende Fabel iſt aus dem Apollonios bekannt genug. Die Thebais des Papinius Statius enthält die in der heroiſchen Periode der griechiſchen Geſchichte vorgefallene Eroberung der Stadt Theben durch den Theſeus. Homeros und Virgilius ſind die Muſter unſers Dichters, hinter denen er jedoch ſehr weit zurück bleibt. Daſs dies der Fall ſei, fühlte er ſelber; daher ſagt er auch, nicht, die göttliche Aeneis zu erreichen, ſei ſeine Abſicht, ſondern ihr von weitem voll Ehrfurcht zu folgen.*) Seine Schreibart trägt ſchon allenthalben das Gepräge des verdorbenen Geſchmacks ſeines Zeitalters. Sie iſt nicht ſelten ſchwülſtig, dunkel und gezwungen. Ueberall ſieht man es ihr an, daſs ſie nicht die Frucht der Natur, ſondern des Studiums und der Kunſt war. Das Gedicht des Antimachos gleichen Inhalts ward ſehr fleiſsig vom Statius benutzt, wie die noch erhaltenen Bruchſtücke des Griechen beweiſen. Uebrigens iſt dieſes Werk kein Epos in der Manier des Homeros, dazu fehlt es ihm am Faden der Einheit; dennoch enthält es viel ſchöne Stellen und Situationen. Die darin mitgetheilte Schilderung einer groſsen Dürre und des dadurch im Argiviſchen Heere entſtandenen Durſtes iſt eben ſo lebhaft, als anſchaulich und mannichfaltig. Auſser der Thebais begann Statius auch noch ein andres, dem Plane nach, viel weitläuftigeres Gedicht, die Achilleis, wovon er nur zwei Geſänge lieferte. Hierin war er Willens, alle Thaten und Schickſale des Achilleus von Anfang an zu erzählen. Auch dieſes Gedicht verleugnet ſeinen Verfaſſer nicht, ſondern hat alle die Vorzüge und Fehler der Thebais.

*) P. Papinius Statius aus Neapel lebte in der zweiten Hälfte des erſten Jahrhunderts. Eine brauchbare Ausgabe beſorgte Veenhuſen, Leiden 1671. Eſchenburg's Beiſpielſammlung, V. S. 235.

5.

Kurze Nachricht von verlorengegangenen Epopöen.

Schon ehe Virgilius sich durch seine Aeneis Unsterblichkeit des Namens verschaffte, hatten mehrere lateinische Dichter im Epos Versuche gemacht. Der vorzüglichste davon, der zu Rom in mehreren Dichtarten die Bahn brach, und daher mit Recht der Vater der römischen Dichtkunst genannt wird, war Quintus Ennius, aus Rudia in Kalabrien gebürtig. Der ältere Kato vermochte ihn, nach Rom zu kommen, wo er griechischer Sprachlehrer wurde. Er erreichte als epischer Dichter einen solchen Grad von Vollkommenheit, dafs ihn noch späthin auch die besseren Schriftsteller, vorzüglich Cicero und Virgilius, mit Vergnügen und Nutzen lasen. Er schrieb römische Annalen, ein episches Gedicht in achtzehn Gesängen, welches von dem Ursprung der Stadt Rom anfing. *) Bis wie weit es von dem Dichter fortgeführt wurde, ist unbekannt: denn leider! haben sich nur einzelne Bruchstücke davon erhalten. Stärke der Gedanken, Kraft des Ausdrucks, und eine gewisse Rauhigkeit waren der Charakter dieses Epos. Nirgends vermisste man darin das grofse Genie des Dichters, nirgends den Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse. Woran es ihm fehlte, waren Kunst und Bearbeitung. Auch war sein Geschmack noch nicht fein und geläutert genug, um überall das wahre Grofse, Erhabene und Schöne von dem blofsen Scheine unterscheiden zu können. Kein Wunder, wenn daher in seinen Gedichten manches Alltägliche, Matte, Frostige mit unterlief. Schon früher als Ennius behan-

*) Am besten sind die Fragmente des Ennius gesammelt von Franz Hessel, Amsterdam 1707.

delte Nävius den ersten punischen Krieg in Saturninischen Versen, das heisst, in einem kurzen jambischen Sylbenmaasse. Die Sprache in diesem historischen Gedichte war eben so rauh, als die Verse ungelenkig und holpricht. Dennoch war sowohl dieses, als die übrigen poetischen Werke des Dichters für den lateinischen Ausdruck sehr vortheilhaft. *) Livius Andronikus übertrug die Odyssee des Homeros und Cnejus Mattius, ein Zeitgenoss des Julius Cäsar, die Ilias des griechischen Barden mit vielen Freiheiten in lateinische Verse, und erwarben sich dadurch um die Ausbildung der epischen Sprache der Römer nicht geringe Verdienste. In ihre Spuren trat nicht ohne Nutzen für die römische Poesie und das Epos insbesondere P. Terentius Varro Attacinus, ein Zeitgenoss des Sallustius. Dieser schrieb ausser einer Europa, deren Propertius und Ovidius gedenken, auch noch ein episches Gedicht in vier Gesängen, worin er die Fahrt der Argonauten behandelte. Nach aller Wahrscheinlichkeit war dies Werk nichts weiter, als eine freie Uebersetzung des Apollonios Rhodios. In den von diesem Gedichte übriggebliebenen Bruchstücken herrscht eine schöne poetische Sprache. **) Vermuthlich hatte Valerius Flakkus diesem Werke vieles zu danken. Von den späteren Epikern, deren Werke verloren gingen, als dem L. Valerius, Valerius Rufus, Pontikus, Pedo Albinovanus wissen wir nichts weiter, als dass sie in dieser Dichtart nicht ohne Namen gewesen sind.

*) Kn. Nävius war aus Kampanien gebürtig, und lebte, so wie Ennius, im J. d. St. 519. 233 vor Christus.

**) Die Bruchstücke dieses Dichters findet man in Stephanus Fragment. veterum poetarum. Parisiis 1564. und in Jo. Chr. Wernsdorfii Poetis lat. minorib. Altenburgi 1780 sqq. V. Volum.

b. Epische Erzählungen.

6.

Katullus, Ovidius, Kornelius Severus.

Ausser eigentlichen Heldengedichten besitzt die poetische Litteratur der Römer auch mehrere kurze, in epischer Manier gearbeitete, Erzählungen. Sie sämmtlich durchzugehn würde die Mühe nicht lohnen, wir schränken uns daher nur auf die vorzüglichsten ein. Zu diesen gehört bei allen seinen Fehlern das Epithalamium des Peleus und der Thetis, das unstreitig nach einem griechischen Muster aus den Zeiten der Alexandriner gearbeitet wurde. *) Nehmen wir dieses an, so erklärt sich daraus die auffallende Verschiedenheit in Absicht des Tons und Kolorits, die zwischen diesem und den meisten übrigen Gedichten des Katullus stattfindet. Man verkennt darin durchaus die eigenthümliche Manier des Dichters, durchaus den Odem des römischen Genius, der so fühlbar aus den lyrischen Tandeleien des süssen Schwärmers athmet. Die Ideen sind grösstentheils nüchtern und ohne Interesse, und der Ausdruck gesucht und kunstreich. Sowohl dies, als die anspruchsvolle Gelehrsamkeit, welche zu den charakteristischen Zügen dieser Erzählung gehört, verrathen es nur zu deutlich, dass der Dichter auch hier, wie in seinen Elegien, ein alexandrinisches Vorbild hatte. Uebrigens scheint das Ganze einer Episode wegen gedichtet zu seyn, die ohne gehöriges Verhältniss zu demselben ihm gewaltsam angefügt wurde. Weit vorzüglicher ist die lange Reihe episch-dargestellter Sagen und Verwandlungen, wodurch sich

*) Catulli carmen de nuptiis Pelei et Thetidis illustravit Lenz. Altenb. 1787.

Ovidius ein bleibendes Denkmal gestiftet hat.*) Sie beginnen von der Entwickelung des Chaos und erstrecken sich gleich einer an einander hangenden Kette fort bis auf den Tod des Julius Cäsar. Alle in dies grosse und künstliche Ganze verwebten Sagen waren dem gröfsten Theile nach seit langen Zeiten unter den Griechen und Römern im Umlauf, und durch verschiedene Kanäle zu ihnen gebracht, oder erfunden worden. Ovidius hatte unstreitig Gelegenheit, diese mannichfaltigen Sagen, so viel ihrer den Griechen Ursprung, Ausbildung und Verschönerung verdankten, aus den Sammlnngen zu schöpfen, welche die Alexandriner mit grofsem Aufwande von Fleifs und Gelehrsamkeit von diesen Verwandlungsgeschichten veranstalteten. Hauptsächlich war es wohl die Metamorphosensammlung des Griechen Parthenios, eines Lehrers und Freundes des Virgilius, welche, des Beifalls wegen, womit sie von den Römern gelesen wurde, nicht nur den Ovidius auf die Gedanken brachte, ein ähnliches poetisches Gebäude aufzuführen, sondern ihm auch den Stoff dazu lieferte. Wie glücklich er dabei war, und welches Interesse er seinem Werke zu geben wufste, erhellet aus dem beinahe zwei Jahrtausende hindurch genossenen Beifall, und aus der Bewunderung, die ihm, seiner Mängel ungeachtet, die geschmackvollsten Kenner aller Nationen schenkten. Das gröfste Lob verdient indessen die eben so geschickte und künstliche, als meistentheils leichte und natürliche Verkettung so vieler höchstungleichartiger Mythen zu einem fortlaufenden Ganzen. Zu einem solchen in einander greifenden Gedichte hatte, so viel wir wissen, noch niemand vor Ovidius die Sagen der Vorwelt zu

*) P. Ovidius Naso lebte bis zum sechzehnten Jahre nach Christus. Sein Hauptwerk sind die Metamorphosen. P. Ovidii Nasonis Metamorphoses ed. Gierig. Lipsiae 1784. 87. übersetzt Halle 1785. Opera omnia ed. Fischer, Lipsiae II. Vol. 1758.

verarbeiten, ſich Kraft und Geſchicklichkeit genug zugetrauet. Selbſt Nikander's aus mehreren Büchern beſtehende Mythenſammlung ward durch keinen bindenden Faden zuſammen gehalten. „Die Wege, welche Ovidius einſchlug, um ſämmtliche Verwandlungsgeſchichten an einen Faden aufzureihen, ſind ungemein mannichfaltig. *) Bald findet ſich eine Aehnlichkeit zwiſchen der vorhergehenden und nachfolgenden Geſchichte, bald beziehen ſich mehrere Vorfälle auf einen und denſelben Gott oder Menſchen; bald führt das mehreren Mythen gemeinſame Lokal die Erzählung weiter. Zuweilen werden Verwandlungen als Hymnen geſungen, zuweilen im Geſpräch beigebracht, zuweilen von Frauenzimmern in Teppiche gewebt. Das einemal wird in einem Cirkel von Glückwünſchenden, oder Leidtragenden jemand vermiſst, den ein Familienunglück, eine Verwandlung, die man ſich bei Gelegenheit mittheilt, zurückhält; das andremal erinnert eine ſo eben vorgetragene Erzählung die Anweſenden an einen früheren Unfall, wovon ſie ſelber Zeuge waren. Zwar iſt mancher Uebergang geſucht, unnatürlich und gezwungen: allein dies war bei der gar zu groſsen Verſchiedenartigkeit der Mythen nicht anders möglich. Ja, ſelbſt die Länge des Werks, und die faſt unüberſehbare Anzahl der mit einander zu verknüpfenden Mythen, muſste das gröſste Genie erſchöpfen. Es iſt genug, daſs die meiſten Verwandlungsgeſchichten ſo geordnet ſind, daſs ſie nicht geſucht, ſondern gefunden, nicht herbeigeführt, ſondern ſelbſt in die Reihe eingetreten zu ſeyn ſcheinen. Und nicht blos die Verbindung der einzelnen Theile zu einem ſchönen und unterhaltenden Ganzen verräth die Kunſt und

*) M. ſ. Charaktere der vornehmſten Dichter aller Nationen, III, 2. S. 381. und Gierig in ſeiner Ausgabe der Metamorphoſen; ſo wie Mellmann de cauſſis et auctoribus narrationum de mutatis formis, Lipſiae 1786.

das Genie des Dichters, sondern auch die Wahl und Behandlung der Fabeln. Er überging, was der poetischen Darstellung wenig empfänglich war, und hob aus den abweichenden Vorstellungen eines und desselben Mythos immer diejenige aus, welche seinem Urtheil die anziehendste, sinnreichste und glänzendste schien. Allein im hellsten Lichte stralt die dichterische Kraft und Fülle seines Geistes in der Bearbeitung und Ausführung der ausgehobenen Sagen." Ein ausgedehnteres Feld hatte noch niemals vor ihm gelegen, sich noch nie ein weiterer Spielraum vor seinen Augen eröffnet. Erde und Wasser, Himmel und Hölle, Zeit und Unzeit, das Chaos in aller Verwirrung, die Deukalionische Wasserfluth in aller ihrer Fruchtbarkeit, die Welt durch Phaeton's Sturz in Flammen und hundert ähnliche Scenen mehr — welch ein reicher, ergiebiger Stoff für eine so lebendige Einbildungskraft, als die seine. Auch ein mittelmäßsiger Dichter würde hier mit Glück gearbeitet haben, wie vielmehr ein Dichter von so fruchtbarer Ader, als Ovidius. Man kann daher mit Grunde behaupten, dafs man sein bestes Werk nicht gelesen hat, wenn man seine Metamorphosen nicht las. Allen Fabeln, die sich poetisch ausbilden liefsen, hat er diejenige Ausbildung gegeben, die sich für sie schickte, an allen diejenige Seite in's Licht gestellt, die es verdiente. Wir empfinden mit dem in Daphne verliebten Apollon die ganze Grausamkeit seines Schicksals, und ruhen gern mit ihm an der Rinde des Baums, unter der noch ihr Herz schlägt. Wir bemitleiden die zu ihrem Verderben schöne Kallisto, und hören mit Wohlgefallen in der Rede der Juno an den Ocean und an die Thetis die stürmische Sprache der Eifersucht. Wir verfolgen mit dem flüchtigen Alpheus die noch schnellere Arethusa, und sehen sie nicht ohne Furcht für ihre Tugend sich hinter den Schleier der Wellen verbergen. Wir keh-

ren mit Jupiter und Merkur willig in die friedliche Hütte des Philemon ein, und fühlen uns bei der einfachen Kost und bei der traulichen Bewirthung so glücklich, wie die Götter selber. Fast überall finden wir die Alter, Sitten und Leidenschaften der Menschen, der Natur und Wahrheit gemäfs geschildert, die eingestreuten Reden den Zeiten und Umständen angemessen, die eingemischten Personendichtungen, wie des Neides und des Hungers, wohl erfunden, und meisterhaft ausgeführt, den ganzen Redeschmuck endlich jedesmal, nach dem Charakter der Erzählung, gehörig verändert, aber selbst in den lebhaftesten Beschreibungen so gemäfsigt, dafs der Ton des feierlichen Epos mit der zwanglosen Leichtigkeit einer fliefsenden Prosa verbunden ist. " *) Allein bei allen den Metamorphosen eigenthümlichen Schönheiten fehlt es ihnen auch nicht an Fehlern. Die Einförmigkeit, welche daraus entsteht, dafs die Mythen alle von einer Art sind, und sich alle mit der Verwandlung eines Wesens in ein anderes endigen, war zwar von dem Dichter nicht zu vermeiden: denn sie war von dem Gegenstande selbst nicht zu trennen. Dagegen aber paarte sich in keinem Werke des Ovidius so viel Ueppigkeit mit Reichthum, so viel kindische Tändelei mit wahrem Witze, so viel falscher Schimmer mit ächtem Glanze, als in diesem. Der Gelegenheiten, von dem Pfade der Einfalt und Natur abzuschweifen, waren zu viel und ihre Lockungen zu grofs, als dafs ihnen ein so üppiger und leichtverführbarer Dichter, als Ovidius, hätte widerstehen können. Kein Wunder, wenn seine lebhafte Phantasie nicht selten den Zügel der Urtheilskraft zerrifs, und den Sänger über die Gränzen des Schicklichen hinausrafte. Um eine Probe seiner Manier zu geben, wählen wir das schöne Gemälde der Schöpfung

*) M. s. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nat. III, 2. 388.

nach Vossens meisterhaften Verdeutschung, womit das treffliche Ganze anhebt:

Vor dem Meer, und der Erd', und dem allumschliessenden Himmel
War im ganzen Bezirk der Natur ein einziger Anblick,
Chaos genannt, ein roher und ungeordneter Klumpen:
Nichts mehr, als unthätige Last, nur zusammengewirrte
Und misshällige Samen der nicht einträchtigen Dinge.
Niemals kreisete jetzt ein welterleuchtender Titan,
Noch erneuete Phöbe des Monds anwachsende Hörner.
Auch nicht schwebte die Erd' in ringsumgossenen Lüften,
Wägend sich selbst durch eignes Gewicht; noch streckte die Aerme
Weit um den Rand der Länder die mächtige Amphitrite.
Wo die Erde nun war, dort war auch Luft und Gewässer.
Nicht zum Stehen war jetzt das Land, noch die Woge zum Schwimmen,
Noch voll Lichtes die Luft: kein Ding hatt' eigne Gestalt noch.
Anderes war dem anderen fremd: in demselbigen Körper
Uebete Kaltes den Kampf mit Hitzigem, Feuchtes mit Trocknem,
Weicheres rang mit Hartem, und Lastendes gegen das Leichte.
Solchen Streit hub endlich die bessre Natur und die Gottheit,
Welche vom Himmel das Land, von dem Land abtrennte das Wasser,
Und von der dunstigen Luft den geklärten Himmel emporhub.
Dieses, nunmehr entwickelt, und frei aus der blinden Verwirrung
Schied sie in eigene Räume, und stiftete Frieden und Freundschaft.
Siehe, die feurige Kraft des gewichtlos wölbenden Himmels
Schimmert' empor, und wählte den obersten Ort in den Höhen.
Ihm ist nahe die Luft, wie an Leichtigkeit, also an Wohnung.

Dichter denn beid' ist die Erd', und zog den gröberen Urstoff
Niedergedrückt durch Schwere von sich; die umflutende Näße
Nahm den äusserſten Sitz und band den gediegenen Erdkreis.

Als in Ordnungen nun, wer jener auch war von den Göttern,
Abgeschichtet den Wust, und die einzelnen Schichten gegliedert;
Formt' er die Erd' im Beginn, und schuf, daſs nirgend ihr ungleich
Wär' ein Theil der Gestalt der groſsgeründeten Kugel.
Dann ergoſs er die Sunde, damit sie empor in den Sturmwind
Schwollen, und rings die Gestad' umwalleter Lande beſtürmten.
Quellen auch rief er hervor, Landseen und unendliche Sümpfe;
Und abschüſſige Ström' umdämmt' er mit schlängelnden Ufern,
Die in verschiedenem Lauf theils untergeschlürft sich verlieren,
Theils in das Meer ausgehn und, geherbergt von dem Gefilde
Freierer Flut, anschlagen für grünende Borde den Felsſtrand.
Weit auch streckt' er die Ebenen aus und senkte die Thäler,
Deckte mit Laube den Wald, und erhob die steinigen Berge.
Wie zwei Zonen zur Rechten, und zwei zur Linken den Himmel
Quer durchziehn, und dazwischen die heiſsere Fünfte sich ausdehnt;
So begränzte die innere Last mit derselbigen Anzahl
Sorgsam der Gott; und es ruhn gleichviel Erdgürtel darunter.
Der in der Mitte sich dehnt, ist unbewohnbar vor Hitze;
Zwei deckt thürmender Schnee; zwei ordnet' er zwischen den beiden,
Welchen er Mäſsigung gab, mit Frost die Flamme vermischend.
Ueber sie raget die Luft, die so viel, als gegen die Erde
Leichter wiegt das Gewäſſer, an Last vor dem Feuer gewinnet.
Dort auch hieſs er die Nebel und dort die Gewölke sich lagern,
Und, um menschliche Herzen zu bändigen, hallende Donner,
Und, mit leuchtenden Blitzen, die kaltanstürmenden Winde.
Diesen auch verstattete nicht der Erschaffer des Weltalls

Wild zu durchschwärmen die Luft. Kaum jetzt wird ihnen gewehret,
Da doch jeder für sich herweht, aus gesonderter Gegend,
Dafs sie die Welt nicht zerreifsen: so uneins toben die Brüder!
Eurus entwich zu Aurora zur Nabathäischen Herrschaft,
Und zu dem Persergebiet und den Höhn am Lichte des Morgens.
Hesperus, und die Gestade von westlicher Sonne gewärmet,
Sind dem Zephyrus nah. Der schaudernde Boreas nahm sich
Scythia, sammt dem Wagen des Pols. Im entgegenen Lande
Trieft aus stetem Gewölk der regenstürmende Auster.
Oben verbreitet' er dann die geklärtere Reine des Aethers,
Ohne Gewicht und ganz von irdischer Hefe gereinigt.
Kaum nun hatt' er das Alles verzäunt in sicheren Gränzen,
Als, die lange geprefst in der wirrenden Masse sich bargen,
Alle Gestirn' anfingen hervorzuglühen am Himmel.
Dafs auch keinerlei Raum lebendiger Wesen entbehrte,
Herrschen Stern' auf himmlischer Flur und Gestalten der Götter.
Eigen ward das Gewässer den blinkenden Fischen zur Wohnung,
Thiere durchstreiften die Erd', und die Luft ein Getümmel von Vögeln.

Aber ein heiligeres, hochherziger denkendes Wesen
Fehlt' annoch, das beherrschen die Anderen könnte mit Obmacht,
Und es erhob sich der Mensch: ob ihn aus göttlichem Samen
Schuf der Vater der Ding' als Quell der edleren Schöpfung;
Oder ob frisch die Erde, die jüngst vom erhabenen Aether
Los sich wand, noch Samen enthielt des befreundeten Himmels,
Aber Japetus Sohn, mit fliefsender Welle sie mischend,
Bildete jen' in Gestalt der allvorsorgenden Götter.
Und da in Staub vorwärts die anderen Leben hinabschaun,

Gab er dem Menſchen erhabenen Blick, und den Himmel betrachten
Lehret' er ihn, und empor zum Geſtirn aufheben das Antlitz.
Alſo ward', die neulich ſo roh noch war, und geſtaltlos,
Umgeſchaffen die Erde zum Wunderbilde des Menſchen.

Von weit geringerem poetiſchen Werthe iſt das dem Kornelius Severus beigelegte epiſche Gedicht, der Aetna. Dies iſt das Werk eines erſt aufkeimenden Genies, deſſen gewiſs viel verſprechende Entwickelung und Blühte durch einen frühzeitigen Tod verhindert wurde. Daher würde man zu viel verlangen, wenn man davon einen höheren Grad von Reife und Vollendung fordern wollte. Wie viel der junge Dichter in höheren Jahren, bei mehr entwickelten Fähigkeiten, hätte werden können, ſieht man aus dem gewichtvollen Urtheil des Quintilianus über die jugendlichen Verſuche des Severus. Er räumt ihm nämlich ein, was er ſelbſt dem Ovidius nicht einmal zugeſteht, daſs er von Seiten des feinen Geſchmacks in der Schreibart mit dem erſten römiſchen Epiker, dem Virgilius, auf Einem Wege geweſen ſei. Uebrigens geſteht jener ſcharfſinnige Kritiker ſelber zu, daſs die Erſtlingsverſuche des Severus, wohin beſonders der erſte Geſang eines den Siciliſchen Krieg zum Inhalt habenden epiſchen Gedichts gehört, mehr glücklich verſificirt, als gedichtet wären. Der Aetna, ſofern derſelbe den Severus und nicht vielmehr einen viel ſpäteren Dichter, den jüngeren Lucilius, zum Verfaſſer hat, zeigt, daſs Quintilianus nicht Unrecht hatte. Man bemerkt hier nur noch die erſten Stralen eines anbrechenden Tages, die aber ſchon heiter genug ſind, um einen durchaus hellen und glanzvollen Mittag erwarten zu laſſen. Einige Stellen dieſer

*) Kornelius Severus war ein Zeitgenoſs des Ovidius. Lateiniſch und deutſch von C. A. Schmid, Braunſchw. 1769.

epischen Erzählung zeugen von einer sehr lebhaften Phantasie und einem feinen Geschmack; auch sehen wir, dafs der Dichter seine ganze Geschicklichkeit aufbot, um die Hindernisse, die sich ihm bei einem so schwer zu bearbeitenden Stoffe entgegenstellten, aus dem Wege zu räumen. Um der Ermüdung des Lesers zuvorzukommen, die eine fortlaufende Schilderung des feuerspeienden Berges, so wie eine ununterbrochene Aufzählung der Ursachen dieser wunderbaren Naturerscheinung nothwendig erzeugen mufsten, hilft sich der Dichter*) theils durch Digressionen in das Reich der Sittenlehre, theils durch angenehme Episoden. Zu den letzteren gehört die Geschichte der beiden geretteten Brüder in der eingeäscherten Stadt Katana. — Endlich verdient auch Klaudianus Raub der Proserpina noch eine Stelle unter den in epischer Manier gearbeiteten Erzählungen aus diesem Zeitraum. Der Verfasser derselben, der zu Ende des vierten und zu Anfang des fünften Jahrhunderts nach Christus lebte, behauptet einen vorzüglichen Rang unter den späteren römischen Dichtern. Eine sehr glückliche poetische Anlage, eine reiche, lebhafte und blühende Phantasie, eine vorzügliche Stärke in bildlicher Darstellung ist der Charakter seiner Gedichte. Nur zuweilen artet der Reichthum seiner Ideen in üppige Verschwendung der Bilder und der Verschönerungen aus. Seine Sprache hat Würde, Kraft und Wohlklang: seine Verse sind leicht, ungezwungen und melodisch. Virgilius und Statius waren die Vorbilder des Klaudianus. Die Gigantomachie desselben ist nicht vollendet. Seine historischen Gedichte vom getischen und geldonischen Kriege ha-

*) Klaudianus war aus Aegypten gebürtig. Claudiani Carmina ed. Gesner, Lipsiae 1759. Auch im Propertius finden wir einige epische Gedichte.

ben beſonders für die Zeitgeſchichte groſsen Werth, wiewohl ſie auch von dichteriſcher Seite Beifall verdienen.

2. Didaktiſche Poeſie.

a. Denkſprüche und Fabeln.

7.

Publius Syrus, Dionyſius Kato, Phädrus, Avienus.

Die Mimen, eine Art von Schauſpiel, woran die Römer ſehr viel Vergnügen fanden, waren nicht blos poſſenhaft und lächerlich, ſondern es gab auch eine ernſthafte Gattung derſelben, die voll moraliſcher Bemerkungen und Denkſprüche war. Dergleichen Mimen ſchrieb vorzüglich Publius Syrus, ein Zeitgenoſs des Julius Cäſar. Die ſittliche Tendenz derſelben war Urſache, daſs man im Zeitalter der Antonine die fruchtbarſten Stellen daraus aushob, um ſich ihrer bei'm Unterricht der Jugend zu bedienen. Auf dieſe Art entſtand eine Sammlung von Lehrſprüchen dieſes Dichters, deren jeder einen Vers ausfüllt. Sowohl ihre Kürze und Fruchtbarkeit, als die moraliſche Abſicht, die ihnen das Daſein gab, empfehlen ſie. Einige Proben davon mögen den Ton und Inhalt derſelben kennen lehren.

Das Glück führt Freund' uns zu; die Noth bewähret ſie.

Den Freund behandle ſo, als würd' er bald dein Feind!

Ein kurzer Zwiſt macht oft die Eintracht feſter noch.

Tragt

Trägst du des Freundes Fehl; bald steckt er dich auch an.

Den guten Vater lieb', und duld' ihn, ist er hart!

Geliehn dem Leben ist der Mensch, und nicht geschenkt.

Glück ist der Tod, wenn er des Lebens Jammer hebt.

Zwiefach erlieget, wer durch eigne Waffen fällt.

Am besten stirbt man, wenn noch süss das Leben ist.

Der Verfasser der unter Kato's Namen bekannten zweizeiligen Denkverse lebte wahrscheinlich im zweiten christlichen Jahrhundert.*) Die Absicht, warum er ihnen den Namen des berühmten Sittenrichters vorsetzte, war keine andre, als warum man im Orient so manche moralische Sentenzen und politische Bemerkung auf Salomon's und Lokmanns Rechnung schrieb. Der berühmte Name sollte den Produkten des unbekannten Verfassers zur Empfehlung dienen. Auch diese an Kato's Sohn gerichteten Denksprüche enthalten viele gute praktische Bemerkungen und Lehren, daher auch von ihnen einige der scharfsinnigsten zur Probe!

Halt' es für's erste Verdienst, dem Laufe der Zunge zu wehren:
Der ist der nächste nach Gott, welcher zu schweigen versteht.

Ungewiss und zerbrechlich ist das Leben des Menschen;
Darum hoffe du ja nie auf des Anderen Tod!

*) Dionysius, vielleicht aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus, schrieb Sentenzen, deren Sinn in zwei Versen immer geschlossen ist, und gab diesen vermuthlich die Aufschrift, Kato, weil ihr Inhalt moralisch ist. Dionysii Disticha ex recens. Arntzenii, Misenae 1790.

Traue dem Menſchen nicht, der gar zu freundlich dir zuſpricht;
Süſs iſt des Vogelers Ton, wenn er den Vogel berückt.

Lerne durch Anderer Beiſpiel, was dir zu thun, was zu fliehn iſt;
Anderer Leben iſt uns immer das nützlichſte Buch.

Was dir verdächtig iſt, das erforſche gleich, wie's beſtellt ſei:
Thuſt du das Anfangs nicht, ſiehe ſo büſst du's nachher.

Sammle dir Kenntniſs ein, wenn dann das Glück dir entfliehet,
Bleibt, was du lernteſt, dir doch, bleibt, und verläſſet dich nie.

Lächelt das Glück dir zu, ſo befürchte, daſs bald es dir zürne:
Zürnt dir's, ſo hoffe, daſs es wieder dir lächle dereinſt.

Schäme dich nicht, das was du nicht weiſst, noch lernen zu wollen!
Wiſſen bringt Ehre, und Schmach trifft, wer in Dummheit beharrt.

Was die Fabel betrifft, ſo fanden auch die Römer an dieſer Dichtart nicht wenig Vergnügen. Hauptſächlich liebte man jene natürliche und einfache Gattung derſelben, welche von ihrem Erfinder, oder Vervollkommner Aeſopos die Aeſopiſche genannt wird. Daher wählte Phädrus, ein Thrakier von Abkunft, und durch ſeine fünf Bücher äſopiſcher Fabeln berühmt, den Stoff zu denſelben aus dem Aeſopos, und erzählte mit aller der natürlichen Leichtigkeit und Simplicität, deren eine poetiſche Einkleidung der Fabel nur immer empfänglich iſt. Der Styl deſſelben iſt rein, korrekt und deutlich, ſein Witz gefällig und natürlich, und die Verſe wohlklingend, leicht und natürlich. Trotz der wenigen Nachrichten, die ſich von Phädrus aus dem

Alterthum erhielten, läſst ſich ſeine Exiſtenz doch wohl nicht bezweifeln. *) Die zwei und vierzig Fabeln des Avianus aus der Regierungszeit der Antonine im zweiten Jahrhundert ſind mit den Phädriſchen nicht zu vergleichen. Sie haben bei weitem nicht die natürliche Leichtigkeit und Simplicität, die zu dieſer Dichtart erfordert wird, woran zum Theil wohl das elegiſche Sylbenmaaſs, worin ſie geſchrieben ſind, Schuld iſt. Der fünffuſsige Jambos des Phädrus verträgt ſich mit dieſer Dichtart, welche durchaus die Kunſt verſchmäht, weit beſſer. Ein Paar Fabeln dieſes Dichters mögen ſeine Manier bezeichnen: **)

Die Füchſin und der Adler.

So hoch auch jemand ſteht, muſs er doch Niedre fürchten;
Denn Rachſucht iſt erfinderiſch. —
Ein Adler raubt einſt junge Füchſe,
Und legte ſie, zum Fraſs den Seinen, in das Neſt.
Die Mutter lief ihm nach und bat, ſo viel ſie konnte,
So groſsen Jammer doch ihr ja nicht anzuthun.
Allein er hört ſie nicht, auf ſeinem Platze ſicher.
Drauf raubet vom Altar die Füchſin einen Brand,
Und ſetzet ringsumher den ganzen Baum in Flammen,
Um zu vergelten Schmerz mit Schmerz.
Der Adler in Gefahr, die Seinen zu verlieren,
Gab flehend gleich dem Fuchs, was er geraubt, zurück.

Kk 2

*) Phaedri fabulae Aeſopicae ed. J. G Schwabe, Halae 1779—81. III. Tom. metriſch überſetzt von Gericke, Breslau 1788. Phädrus war vermuthlich ein Freigelaſſener des Auguſtus.

**) Avianus's Fabeln beſorgte mit vielem kritiſchen Fleiſse Nodell, Amſterd. 1787.

Die Krähe und die Pfauen.

Nie prahle stolz mit fremden Gütern,
Vielmehr begnüge dich mit dem, was du bekamst!
Das Beispiel, das Aesop erzählt, mag dich belehren.
Voll eitlen Stolzes hob die Krah' einst Federn auf,
Die einem Pfau entfallen waren,
Und schmückte sich damit. Verachtend ihr Geschlecht,
Gesellte sie sich drauf zum schönen Chor der Pfauen.
Doch dieser rupft den Schmuck der Unverschämten aus,
Und beisst sie von sich weg. So übel aufgenommen,
Kehrt sie missmuthig drauf zu ihrem Volk zurück.
Auch hier weist man mit Schimpf sie ab und Hohngelächter,
Und Eine spricht von den vorher Verachteten:
Sieh! nahmest du vorlieb mit unserm Aufenthalt,
Und gnügte dir das Loos, das die Natur dir gab;
So traf die Schmach dich nicht, die nunmehr auf dir lastet,
So hättest in der Noth du einen Zufluchtsort.

Das Lamm und der Wolf.

Zu einem Bache kam, den heissen Durst zu stillen,
Zusammen Wolf und Lamm. Der Wolf stand oben an,
Und unten tief das Lamm. Da sucht, von Fressbegierde
Gereitzt, der Räuber sich Gelegenheit zum Zank.
„Was machst du, ruft er, mir, o Lamm, das Wasser trübe,
Hier, wo ich trinken will?" Mit Zittern spricht das Lamm:
„Wie ist das möglich, Wolf, weshalb du dich beschwerest,
Von dir läuft ja der Fluss herab zu mir."
So von der Wahrheit Kraft besiegt, beginnt der Räuber:
„Sechs Monden sind es nun, da sprachst du schlecht von mir!"
„Ich? sagt das Lamm, da war ich ja noch nicht einmal."
„So hat's, beim Herkules! dein Vater doch gethan."
Er spricht's, ergreift das Lamm und würgt es, als ein Räuber.

In dieser Fabel sieht der Bösewicht sein Bild,
Der durch Erdichtungen der Unschuld Fall bereitet.

b. Vollständigeres Lehrgedicht.

8.

Ennius, Lukretius Karus, Virgilius.

Schon Ennius, der Vater der römischen Dichtkunst, versuchte das didaktische Gedicht. Er schrieb ein Lehrgedicht über die Natur der Dinge, welches er Epicharmos nannte. Vermuthlich war es einem ähnlichen Werke des griechischen Dichters Epicharmos nachgebildet, und kam dem Lukretius Karus bei einer ähnlichen Arbeit sehr zu statten. Die wenigen davon übriggebliebenen Fragmente lassen uns kein Urtheil über das Ganze fällen. Ein zweites Lehrgedicht des Ennius, Phagesia, oder wie sonst der Titel lautete, handelte von den schmackhaftesten Fischen, und war vielleicht Uebersetzung eines griechischem Werks vom Archestratos. Der Euhemeros des Dichters endlich war vermuthlich gleichfalls auf griechischen Boden gewachsen, und von dem Vater der römischen Poesie auf Latiums Gefilde verpflanzt worden. Euhemeros, ein griechischer Philosoph unter Kassander, bemerkte, dass sich der Ursprung verschiedener Gottheiten historisch verfolgen lasse. Aus diesem Grunde behauptete er, dass alle Bewohner des Olympos vergötterte Sterbliche wären. Um nun seine Muthmassung auszubilden und mit Beweisen darzuthun, durchreiste er mehrere Länder, und war besonders auf die Tempelüberschriften und Steinschriften aufmerksam. Sein nachher darauf gegründetes Werk lag vermuthlich der ähnlichen Arbeit des Ennius zu Grunde. Mit Gewissheit läſst sich bei dem Mangel an Nachrichten nichts

davon behaupten. Ueber den Verlust seines Lehrgedichts von der Natur der Dinge tröstet uns das treffliche Werk des Lukretius Karus, eines der ältesten und ehrwürdigsten römischen Dichter, dem ein gleicher Stoff zum Grunde liegt. Es besteht aus sechs Gesängen, und enthält die metaphysischen Lehrsätze seines mit dem feurigsten Enthusiasmus von ihm geliebten und bewunderten Lehrers Epikuros, mit blendendem Scharfsinn vorgetragen, mit vieler Kunst zu einem Ganzen verbunden, und da, wo es der Inhalt erlaubte, mit dichterischen Farben verschönert. Vorzüglich sucht Lukretius zu beweisen, daſs der Mensch ganz ruhig seine Laufbahn auf Erden vollenden könne, indem es weder Vorsehung, noch Fortdauer der Seele nach der Auflösung der körperlichen Hülle gebe, und folglich auch die Furcht vor den Göttern und vor dem Tode grundlos sei. Da, wo sein Stoff der poetischen Behandlung entgegenkommt, zeigt sich sein dichterisches Genie im vollsten Glanze. Bei der Wahl eines fruchtbaren Gegenstandes würd' er selbst den Virgilius übertroffen haben. Ja er würde auch bei diesem Stoffe sich weit mehr als Dichter der ersten Klasse haben zeigen können, wenn er nicht lieber die Rolle eines poetisirenden Philosophen als eines philosophischen Dichters hätte spielen wollen. Dennoch findet man einzelne Stellen, besonders die Eingänge zu den verschiedenen Büchern, die sich durch unübertreffliche Schönheiten empfehlen. Im Ganzen genommen fehlt es fast durchaus an dichterischem Schmucke: die Uebergänge und Wendungen sind fast alle trocken und einförmig. Allein bei dem allen belebt dies Werk doch ein gewisses Etwas, das

*) Lukretius Karus ward im Jahr der Stadt 658, 95 vor Christus geboren. Lucretius Carus de Natura rerum c. interpretatione et notis ed. Th. Creech, Lips. 1776. metrisch übersetzt und erläutert von Meinecke, Leipzig 1795. 2 Bände.

die Sprache über die Proſa erhebt und zuweilen ſogar durch einen Schein von poetiſchem Kolorit zu täuſchen weiſs. Die alten Formen der Sprache, deren Gebrauch dem ſpäteren Dichter verſagt war, kommen ihm ſehr zu ſtatten. Nicht wenig thut auch der volle Klang des römiſchen Dialekts, ſo wie der feſte Tritt des Hexameters, dem Lukretius ſammt Katullus erſt Rhythmus ertheilte, und dem die ihm noch anhängende Rauhigkeit ſogar eine Art von Würde zu geben weiſs. *) Unter mehreren trefflichen Epiſoden, die das Ganze ſchmücken und mannichfaltiger machen, zeichnet ſich vorzüglich die Schilderung aus, welche der Dichter unter den zahlloſen Uebeln des Lebens von den Krankheiten und Seuchen entwirft, die zur Zeit des peloponneſiſchen Kriegs in Athen wütheten. Sehr lebhaft und treffend ſind beſonders die Züge und Farben, woraus er das Gemälde der Peſt zuſammenſetzt. Daſs Lukretius übrigens griechiſche Dichter benutzt habe, iſt ſehr wahrſcheinlich: allein welche? läſst ſich nicht beſtimmen. Vermuthlich kam ihm das ähnliche Werk des Empedokles zu ſtatten. Daſs er aber kein ſklaviſcher Nachahmer war, zeigt der ganze Geiſt und Ton ſeines Lehrgedichts: denn allenthalben ſpricht die vollſte Ueberzeugung eines ganz von der Wahrheit des vorgetragenen Stoffs durchdrungenen Herzens. Um von den dichteriſchen Schönheiten der beſſeren Stellen des Lukretius eine Probe zu geben, wählen wir den Anfang des erſten Geſanges, der ſo lautet:

Mutter der Aeneaden, du Wonne der Götter und Menſchen,
Holde Venus, die du des Himmels weites Gewölbe
Oben mit Sternen zierſt, und unten die fruchtreiche Erde,

*) M. ſ. die Beurtheilung der Ueberſetzung des Lukretius von Meinecke in der Allgemeinen Litteraturzeitung, Jahrgang 1797. N. 325.

Und das schiffbare Meer zu einem Leben beseelest;
Denn du allein befruchtest der zahllosen Thiere Geschlechter,
Freudig spriessen sie auf, das Licht der Sonne zu schauen.
Dich, o Göttin! dich fliehen die Stürme, die Wolken des Himmels
Klären sich auf und weichen zurück, sobald du erscheinest:
Dann verbreitet vor dir die Erde den Teppich von Bluhmen,
Schimmernd lachen des Meeres Wogen, der ruhige Himmel
Glänzt im ätherischen Blau, von einem Ende zum andern.
Tritt nun der schöne Lenz in seiner holden Gestalt vor,
Und Favonius hauchet den lebensschwangeren Odem
Ueber die Flur, so feiert der Vögel liebliche Stimme
Deinen Einzug zuerst, dein reizender Stachel durchdringt sie,
Alsdann springen durch üppige Triften die zaumlosen Heerden,
Setzen über reissende Ströme; von deinen Reizen,
Ja, von deinem Zauber besiegt, reisst alle Natur sich
Ungebändigt nach dir, und jedes lebende Wesen
Folget dir nach, und lenket sich willig, wohin du es führest.

Zu den vollendetsten Lehrgedichten, die in irgend einer Sprache geschrieben sind, gehört unstreitig auch Virgilius's Gedicht vom Landbau in vier Gesängen. *) Man hat dies Werk zu allen Zeiten für ein wahres Meisterstück der didaktischen Poesie und das vollkommenste von allen poetischen Denkmalen gehalten, wodurch sich der Dichter Unsterblichkeit erworben hat. Die Darstellung darin ist vortreflich. Die trockensten Gegenstände haben Leben und Interesse erhalten. Das poetische Kolorit ist aus den schönsten und passendsten Farben zusammengesetzt. Bezaubernd sind die Schilderungen, Gleichnisse und Gemälde, wodurch der Dichter seinem Vortrage Anschaulichkeit, Mannichfaltigkeit

*) Des P. Virgilius Gedicht vom Landbau, übersetzt und erklärt von J. H. Voss. Eutin 1790.

und Odem giebt. Die gewähltesten und unterhaltendsten Episoden geben ihm eine Abwechselung, die jeder Ermüdung der Aufmerksamkeit vorbeugt. Der Plan dieses Lehrgedichts ist leicht, natürlich und ohne Mühe im Auge zu behalten. Er allein schon verräth die Hand des Meisters. Noch mehr aber überzeugt uns die Ausführung desselben von der dichterischen Kraft und Gröfse des Verfassers. Schon der blühende Anfang verspricht uns einen gröfseren Schmuck der Poesie, eine malerischere Dichtersprache, als bei der Aeneis. Der Eingang besteht aus zwei Theilen. Zuvörderst liefert der Dichter einen Abrifs seines sämtlichen Werks und meldet, wovon jeder Gesang ins besondere handeln werde. Alsdann ruft er mit vielem Aufwand von dichterischer Beredsamkeit die vornehmsten Gottheiten an, die der Landmann zu verehren gewohnt war. Der erste Gesang beschäftigt sich hierauf mit den Vorschriften zur Bestellung der Erde und mit Angabe der rechten Bestellzeit. Der zweite lehrt die Pflege der Bäume, hauptsächlich des Weinstocks. Der dritte giebt Anleitung zur Viehzucht, und der vierte zeigt, wie man der Bienen warten müsse. Alles dies gehörte zu den Zweigen einer vollständigeren Landwirthschaft: vielleicht waren es auch diejenigen Gegenstände, wovon Virgilius sich getraute, am würdigsten in der Dichtersprache reden zu können. Die Sprache in diesem ganzen Werke ist bis zur Bewunderung schön, wie in der Aeneis. Lukretius hatte ihm in Ausbildung und Abründung derselben schon merklich vorgearbeitet; er legte daher gleichsam die letzte Hand an, um ihr den höchsten Grad der Geschmeidigkeit und Politur zu geben. Auch der Versbau ist vortrefflich und vereinigt ernste Würde mit leichter Grazie. Niemand kann den Wohlklang und bezaubernden Rhythmus desselben verkennen. Dafs Virgilius auch bei diesem Werke griechische Muster

vor Augen hatte, ist mehr als wahrscheinlich. Dafs er aber, ungeachtet ihrer Leitung, Original blieb, und von keinem derselben übertroffen wurde, hat gleichfalls seine Richtigkeit. Um den Geist und Ton dieses Lehrgedichts kennen zu lehren, wählen wir das Gemälde, welches der Dichter von den Beschäftigungen und der Thätigkeit der Bienen entworfen hat. *)

Bienen wissen von eignem Besitz nichts. Kinder und Städte
Bleiben gemein, die Gesetze für jedes Alter derselben,
Theurer, als alles, ist ihnen ihr Vaterland, ihre Behausung
Heilig, und, was sie besorgt vor'm kommenden Winter im Sommer
Mühsam gewinnen, des Staats gemeinen Bedürfnissen heilig.
Alle rufen Verträge zur Arbeit. Futter sich sammelnd,
Streift ein Haufe durch's Feld, ein andrer sorgt für den innern
Bau der Häuser, und sondert zur Gründung der Waben Narcissus
Thränen, und weiches, dem Baum entquillendes Harz, und befestigt
Zähe Kuchen von Wachs, indefs ein andrer des Volkes
Hoffnung, die wachsende Brut, ausführt, ein anderer lautres
Honig zu häufen, und Zellen mit Nektar zu schwellen sich mühet.
Denen das Loos es bestimmt, die wachen an Thoren und forschen,
Ob ein Regengufs nahe, Gewölk am Himmel sich sammle,
Oder empfangen die Last der Wiedergekehrten, und fernen
Drohnen, ein träges Geschöpf, mit vereinter Macht von den Keppen.
Eifer fördert das Werk, und Thymus duftet der Honig.

*) Die folgende Uebersetzung ist vom Herrn Professor Manso: Virgil von der Landwirthschaft in vier Büchern übersetzt und erklärt von Manso, Gotha 1783.

Wie wenn emsig die Schaar des Vulkan zu den Keilen des Donners
Zähes Eisen erweicht, der eine Luft in der Stierhaut
Aufnimmt und aus ihr entläßt, der andr' in zischenden Seen
Erz kühlt: unter dem Ambos erbebt die Feste des Aetna.
Jen' erheben hoch die Aerme rüstiger Stärke,
Wechseln empor, und wenden mit scharfer Zange das Eisen.
So, ziemt's anders mit Dingen von Werth geringe zu messen,
Treibt Gewinnsucht, der Trieb der Natur, Cekropische Bienen,
Jede zu sonderm Geschäft. Der Verlebten Sorg' ist der Waben
Festigung, Sicherung der Städt', und Bildung dädalischer Häuser.
Nicht so die Jugend. Sie weilt bis spät in die Dunkelheit, ihre
Füsse mit Thymus beschwert, und kostet dunkelgefleckte
Hyacinthen, die Blühten der Kasia, feurigen Krokus
Graue Weiden, das Fett der Linden und Arbutus Früchte.
Alle feiern zugleich und eilen zugleich an die Arbeit.
Früh entreissen sie sich — Verzug herrscht nirgends — den Thoren.
Wiederum, wenn sie der Abend von Flur und Weiden zu weichen
Mahnt, ziehn alle vereint in die Hütten und pflegen des Leibes.
Lärm folgt ihnen und Sumsen erfüllet Mündung und Schwellen.
Bald, wenn jedes Gemach besetzt ist, herrscht in der Nacht hin
Schweigende Still', und die Müden beschleicht erquickender Schlummer.
Drohet aber ein Regen vom Himmel, so flattern sie niemals
Weit von den Körben hinweg, vor'm schleichenden Eurus sich fürchtend;
Sondern schöpfen ihr Wasser zunächst an den Mauern der sichern
Städte, verkürzen die Zeit des Ausflugs und nehmen, wie der auf
Wogen schwankende Kahn Sand einnimmt, zur Mehrung der Schwere,
Kleine Steinchen: mit diesen bewegen sie leicht in der Luft sich.

9.

Horatius, Ovidius.

Die unter dem Namen der Poetik des Horatius bekannte Epiſtel an die Piſonen wird gewöhnlich ebenfalls unter die Lehrgedichte der Römer gerechnet. Allein man würde ſehr irren, wenn man darin eine vollſtändige Theorie der Dichtkunſt ſuchte. Des Dichters Abſicht bei dieſer Epiſtel war höchſt wahrſcheinlich, den jungen Piſo, der ohne entſchiedene Dichtertalente eine zu groſse Vorliebe für die Muſen hatte, von der leidenſchaftlichen Anhänglichkeit an die Poeſie dadurch loszumachen, daſs er ihm die vornehmſten Regeln und gleichſam die Myſterien der poetiſchen Kunſt vor Augen legte. Denn nöthigte in der Ueberſicht derſelben das Gefühl ſeiner Schwäche ihm die Ueberzeugung ab, daſs er ſie unmöglich in ihrem ganzen Umfange erfüllen könne; ſo war nichts vermögender, ihn von ſeiner Versmacherei zu heilen, als gerade eine ſolche Auseinanderſetzung. Dann aber hatte der Dichter auch nicht nöthig, bei der Angabe der poetiſchen Geheimniſſe alle Dichtarten zu erſchöpfen, noch ſich an eine ſtrenge Ordnung, an eine Art von Syſtem zu binden. Vielmehr konnte er ganz die in ſeinen Sermonen und Epiſteln herrſchende Manier zu philoſophiren beibehalten und ſeine Gedanken ganz nach ſeiner Laune verbinden; ja ſogar ſich kleine Digreſſionen und Epiſoden erlauben. Alsdann fällt es auch recht auf, daſs die Vorſchriften des Dichters hauptſächlich in Warnungen vor Fehlern beſtehen: denn dieſer bedurfte der junge Piſo gerade am meiſten. Endlich erklärt ſich's aus dieſer Hypotheſe auch, warum die vom Horatius vorgetragenen Regeln der poetiſchen Kunſt in ein ſolches Dunkel gehüllt ſind, daſs ſie nur der Eingeweihte ver-

ſtehen kann *). Des Dichters Abſicht war ja nicht, den jungen Piſo zu einem Jünger des Apollo zu weihen, ſondern ihm vielmehr die Liebe zu den Muſen zu verleiden. Daher denn auch die harten Ausfälle auf die elenden Versmacher der damaligen Zeit: daher die Warnungen vor den verführeriſchen Reizen der Kamönen: daher die lebhafte Darſtellung der Gefahren des poetiſchen Selbſtbetrugs: daher endlich die ſtrengen und einem angehenden Dichterling ganz unerträglichen Bedingungen, die er dem jungen Piſo auferlegt. Die Regeln, welche Horatius in dieſer Epiſtel vorträgt, erſtrecken ſich hauptſächlich auf das Drama, entweder weil der junge Freund des Dichters vorzüglich Luſt hatte, ſich auf dieſem Felde der Poeſie Lorbeern zu brechen, oder weil die Bühne damals der Haupttummelplatz der elenden Versler war. Die hier gegebenen Vorſchriften aber erſchöpfen eben ſo wenig die ganze Theorie des Schauſpiels, als die angegebenen Fehler alle die Verſtöſse enthalten, welche in dieſer Dichtart gemacht werden können. Die ganze Manier in dieſer Epiſtel iſt übrigens, wie in den andern poetiſchen Diſcurſen des Horatius, und der Gang derſelben hat, wie Wieland ſehr ſchön ſagt, das Anſehn eines Spatziergangs, wobei man keinen andern Zweck hat, als zu gehen; wo ein kleiner Abweg nichts bedeutet, wo man bald bei einer ſchönen Ausſicht ſtille ſteht, bald ſeitwärts ablenkt, um eine Bluhme zu pflücken, oder der Kühlung eines ſchattenreichen Baums zu genieſsen; wo immer der nächſte Gegenſtand, der in das Auge fällt, das Geſpräch fortführt, und man doch am Ende, ohne zu wiſſen wie, ſich auf einmal da befindet, wohin man wollte. Man thut daher nach dieſem allem Unrecht, wenn man dieſer Epiſtel eine Stelle unter den römi-

*) M. ſ. Wieland's vortrefliche Einleitung zur Ueberſetzung dieſer Epiſtel, wo dieſe Hypotheſe höchſtwahrſcheinlich gemacht iſt.

schen Lehrgedichten anweist. Mit allem Rechte aber verdienen mehrere poetische Arbeiten des Ovidius Naso diesen Namen. Die vorzüglichste davon und eins der vollendetsten didaktischen Gedichte ist die Kunst zu lieben *). Eine solche Kunst kann in nichts anderm bestehn, als in einer Anweisung für das männliche Geschlecht, sich seiner Vorzüge und Einsichten zur Besiegung der Schönen zu bedienen, so wie in einer Aufforderung für das Frauenzimmer, ihre körperlichen und geistigen Reize geltend zu machen. Dem zufolge ist das Lehrgedicht des Ovidius eine für die damaligen Zeiten und Sitten Rom's ziemlich vollständige Sammlung aller der feinen Maafsregeln und schlauen Erfindungen, deren Ausübung Natur und Neigung beiden Geschlechtern empfehlen, um zu dem letzten Ziele aller Liebe zu kommen und sich die Freuden der Aphrodite eben so angenehm, als dauerhaft zu machen. Der erste Gesang giebt Anleitung, sich einen Gegenstand der Liebe zu wählen, der zweite, ihn zu gewinnen, und der dritte ihn zu erhalten. Der Plan ist meisterhaft angelegt und mit gleicher Kunst ausgeführt. Der Dichter, der allenthalben die gröfste Kenntnifs des menschlichen Herzens, und der weiblichen Schwächen insbesondere, an den Tag legt, hat nichts vergessen, um seinen Gegenstand zu erschöpfen, ja, ihn auch durch Hülfe der poetischen Kunst so anschaulich, reizend und mannichfaltig zu machen, als möglich. Was dem Dichter hierzu nur irgend von Bildern, Gemälden, angenehmen Wendungen, Situationen, Episoden, zu Gebote stand, das hat er angewendet, um diesem Werke einen hohen Grad von Vollendung zu geben. In Absicht des Inhalts aber, hatte niemand mehr

*) Ovidius's Kunst zu lieben, ein lyrischdidaktisches Gedicht in drei Gesängen, metrisch verdeutscht. Leipz. 1790. — Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen III, 1, 338.

Gelegenheit die schöne Welt mit allen ihren Ränken der Lüsterheit und Sinnlichkeit, mit allen Verführungskünsten und Thorheiten besser kennen zu lernen, als Ovidius, der selbst zu den Jünglingen gehörte, denen verliebte Abenteuer über alle Vergnügen der Erde gehen, und denen Siege über weibliche Herzen den schönsten Lorbeer zu verdienen scheinen. Dass übrigens auch in diesem Lehrgedicht des Dichters Reichthum an Gedanken nicht selten in Ueppigkeit übergehe, sein Witz in leere Spielerei ausarte, und die unerschöpfliche Fülle seines Ausdrucks, verbunden mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit im Versbau ihn zu Wiederholungen verleite, ist dem Genie des Ovidius zu eigen, als dass wir es hier noch besonders mit mehrerem erwähnen dürften. Von weit geringerem Werthe ist ein anderes Lehrgedicht desselben Dichters, welches Mittel gegen die Liebe vorträgt. *) Die Absicht dieses didaktischen Werks ist, den Verliebten von seiner Leidenschaft zu befreien, oder die Wunden seines Herzens zu heilen. Vergeblich sucht man hier die gefälligen Schilderungen der Denkart und die Sitten der schönen Welt, umsonst die Schalkhaftigkeit und Schlauigkeit in den Bemerkungen, umsonst die üppigen Wendungen und glühenden Farben, welche die Kunst der Liebe auszeichnen. Man glaubt hier mehr den betrachtenden Philosophen, als den begeisterten Dichter reden zu hören, und fühlt sich selten durch das Neue und Treffende seiner Beobachtungen und Erfahrungen überrascht. So gar an Episoden fehlt es diesem Lehrgedicht gänzlich. Dennoch würde man dem Dichter Unrecht thun, wenn man glaubte, dass er hier seine Pflicht vergessen uud nachlässig gearbeitet hätte. Vielmehr ist auch diese Arbeit des Ovidischen Geistes würdig: auch hier findet

*) Eine wohlgerathene Uebersetzung davon im Versmaass des Originals hat Herr von Strombeck geliefert.

der Denker mehr, als eine feine Bemerkung und Beobachtung über die Neigungen des menfchlichen Herzens und den Gang der Leidenfchaften; auch hier weht der Odem des Ovidifchen Lebens, auch hier zeigt fich die Manier des talentvollen Dichters. „Wenn dies spätere Gedicht, fagt ein Kenner der Schönheit, von dem früheren verdunkelt, oder in Schatten gehalten wird, fo ift die eine Urfache diefe, dafs der an fich fchon befchränkte Gegenftand keine folche Menge von Gemälden und Auftritten darbot, als wir in der Kunft zu lieben bewundern, und die zweite, dafs er der Leichtfertigkeit und Laune des Dichters, die dort fo fehr zu feinem Vortheil einnimmt, dadurch, dafs er ihn feine Aufmerkfamkeit mehr auf fich felbft, als auf die Gegenftände aufser ihm zu richten zwang, engere Gränzen fetzte, und ihm auf diefe Art eines der vorzüglichften Mittel zu glänzen und zu gefallen entzog. — Von den Mitteln zur Erhaltung der Schönheit des Gefichts, einem dritten Lehrgedicht des Ovidius, befitzen wir nur ein Bruchftück von hundert Verfen. Wir find daher auch nicht im Stande den poetifchen Werth deffelben zu würdigen. Die Trümmer, die fich aus einem didaktifchen Gedicht vom Fifchfang und von der Natur der Fifche erhalten hat, und gewöhnlich dem Ovidius beigelegt wird, ift gar nicht in der Manier diefes Dichters gearbeitet, und hat daher wahrfcheinlich einen andern Verfaffer. Der Feftkalender des Ovidius endlich gehört mehr unter die erzählenden, als didaktifchen Poefien. Der Dichter handelt darin von dem Auf- und Untergange der Geftirne, von den Feftagen, deren Entftehung und andern dahin einfchlagenden Sachen. Er war auf zwölf Gefänge angelegt; allein nur die erften fechs Monate find vollendet. Wenigftens finden wir von den fechs letzten keine Fragmente,

woraus

woraus wir schliessen könnten, dass das Werk vollständig gewesen sei. Auch diesem Gedichte fehlt es nicht an Schönheiten und Interesse. Um auch von Ovidius's didaktischer Manier eine Probe zu geben, setz' ich eine Stelle aus seinen Mitteln wider die Liebe her, wo er diese Leidenschaft sogleich in ihrer Geburt zu ersticken räth:

Weil du es magst, und so lang noch mässig' Empfindung dein Herz füllt,
Scheuche sie gleich bei'm Beginn, wenn du sie schmähest, hinweg,
Tilge, so lang er noch jung ist, den Keim der plötzlichen Krankheit,
Und im Anfang des Lauf's widerstrebe dem Ross!
Denn die Weile giebt Kraft, die Weile kocht grünende Trauben,
Macht zur starrenden Saat das, was ein Hälmchen erst war.
Wo den Wandrer der Baum in den weiten Schatten jetzt aufnimmt,
Dort erblickte man erst nur ein zerbrechliches Reis.
Leicht vermochtest du da, es aus der Erde zu reissen,
Und mit unendlicher Kraft strebet es jetzo empor.
Was das sei, das du liebst, erforsche mit ämsiger Seele,
Und entziehe den Hals dem dich verwundenden Joch.
Rotte den Keim gleich aus: zu spät versuchst du die Heilkraft,
Wann durch zögernde Frist tiefer das Uebel erst drang.
Eile darum, und verschiebe ja nichts auf kommende Stunden,
Morgen gelingt, was nicht heut glückte, dir weniger noch!
Jeglicher Liebende täuscht sich und findet Nahrung im Weilen.
Sich zu befreien ist der erste, der nützlichste Tag!
Sahst du nicht Ströme schon oft aus kleinen Quellen erwachsen?
Stürzen Gewässer hinzu, siehe, dann schwellen sie an:

Hättest du früher gewahrt, welch einen Frevel du wagtest;
Sicher bedeckte nicht Bast, Myrrha, dir jetzt das Gesicht!
Oft ward die Wunde, die erst man leicht zu heilen vermochte,
Ein unheilbar Geschwür durch der Verzögerung Schuld.
Doch, weil es Freuden gewährt, der Liebe Früchte zu brechen,
Fragen wir immer: „kann nicht morgen dasselbe geschehn?"
Heimlich schleichet indefs in die Eingeweide die Glut sich,
Und der verderbliche Baum wurzelt nur tiefer noch ein.
Doch, wenn nun einmal die erstere Zeit der Heilung dahin ist,
Und in der fröhnenden Brust lange die Liebe schon herrscht:
Schwerer ist dann zwar das Werk: doch weil man mich später zum Kranken
Ruft, ist mir darum es gleich, ihn zu verlassen, erlaubt?
Abzuschneiden das Glied mit geschäftiger Hand, das verletzt ward,
Hätte, Päanthischer Held! zwar dir am meisten gefrommt;
Und doch legtest du, erst nach vielen Jahren geheilet,
Also heifst's, an den Krieg noch die vollendende Hand.
Ich, der im Keim die Krankheit hinwegzuschaffen bemüht war,
Biete voll Mitleid nunmehr spätere Hülfe euch an.
Suche, so fern du's vermagst, den Brand im Entstehen zu löschen,
Oder nachdem er sich durch eigene Kräfte geschwächt.
Während die Flamme stürmt, giebt nach der stürmenden Flamme!
Welcherlei Art er auch sei, schwer ist zu hemmen der Sturm.
Thor ist der Schwimmer, der seitwärts zu schwimmen vermag, und verwagen
Dennoch entgegen des Stroms rauschenden Wogenschufs ringt,
Während das Herz noch voll Aufruhrs tobt, und Heilung umsonst ist,
Hafst und verwirft es voll Trotz jedes belehrende Wort.

Besser, man nahet ihm dann, wann die Wunde die lindernde Hand schon
Duldet, wenn schon es Gehör wieder der Wahrheit nun giebt.
Welcher vernünftige Mann verbot am Grabe des Sohnes
Thränen der Mutter schon je? Solches verträgt nicht der Ort.
Wann sie in Thränen zerfloss, wann ihr Herz sich mit Kummer gesättigt,
Dann erst mildre durch Trost den sie verzehrenden Schmerz!
Nur zur Zeit hat der Balsam Kraft: es nützet zur Zeit nur
Stärkender Wein, und wird Gift, wenn du zur Unzeit ihn giebst.
Ja, man entflammet so gar, und regt durch Verbote die Lust auf,
Wenn zu gelegner Zeit du nicht dieselbe bekämpfst.
Auf dann! so ferne du wähnst, durch unsre Kunst zu genesen,
Fleuch, gewarnet durch mich, fleuch des Müssiggangs Trug!
Dieser bewirkt, dass du liebst, und erhält das, was er erzeugte,
Dieser ist Nahrung und Grund von der bezaubernden Pest.
Fleuchst du den Müssiggang, so zerspringt der Bogen Kupido's,
Und, erstickt und verschmäht, berget die Fackel alsdann.
Wie des Baches der Ahorn sich freut, und die Pappel der Nässe,
Und das morastige Schilf liebet ein sumpfiges Land;
So liebt Amor den Müssiggang auch. Wer der Liebe drum satt ist —
Venus hasst das Geschäft — wirke, und sicher ist er!
Müssiggang und müssiger Schlaf, von nichts unterbrochen,
Spiel und ein voller Pokal, um zu ersäufen die Zeit,
Rauben jegliche Kraft, auch ohne Wunde, dem Geiste
Immer auflauernd, beschleicht Amor, wer sich nicht verwahrt.
Träge liebt jener Knab', und hasst den Freund der Geschäfte.
Wähle drum ein Geschäft dir für den müssigen Geist.

Giebt's nicht Gerichte? Gesetze nicht, und zu schützende Freunde?
Streb' im Friedensgewand immer nach höherem Ruhm!
Oder erwähle dafür, als Jüngling, des blutigen Mavors
Kampf', und siehe! gar bald wirst du der Weichlichkeit los.

10.

Tullius Cicero, Aemilius Macer, Markus Manilius, Cäsar Germanikus, Gratus Faliskus, Kolumella, Palladius, Nemesianus.

Cicero versuchte eine metrische Uebersetzung des didaktischen Lehrgedichts, des Aratos von der Sternkunde. Der erste Theil dieser Arbeit führte den Titel Phänomene und handelte von der Natur und der Bewegung der Gestirne. Von diesen Phänomenen haben sich fünfhundert Verse in Cicero's Nachbildung erhalten. Dieses Bruchstück hat an vielen Orten poetischen Geist und eine schöne Sprache. Man verlangte aber leider! von dem ersten Prosaisten der Römer eine gleich grosse Vollkommenheit in der Sprache der Poesie; darum war man vermuthlich gegen ihn als Dichter ungerecht. *) Aemilius Macer, etwas älter als Ovidius, schrieb mehrere Lehrgedichte. Das erste über die Kräfte der Kräuter, war medicinisch-botanischen Inhalts. In einem zweiten über die Vögel, handelte er vermuthlich die Naturgeschichte dieser Klasse von Thieren ab. Ein drittes von den Schlangen bildete er wahrscheinlich dem Nikander nach. Alle diese Gedichte aber sind bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangen. Ein unter dem Namen dieses Dichters noch vorhandenes didaktisches Werk über die

*) Cicero's Uebersetzung des Aratos, so viel davon übrig ist, befindet sich in den Ausgaben seiner sämtlichen Werke.

Kräfte der Kräuter ist viel zu schlecht, als dass es in diese Zeiten gehören könnte. Es ist vielmehr eine Sudelei aus einem weit späteren Jahrhundert, und verräth eben so wenig dichterische Talente, als Einsichten in die Arzeneikunde. Selbst eines jüngeren Verfassers gleiches Namens unter Vespasian ist es nicht würdig. Uebrigens besteht diese Arbeit aus fünf Gesängen in Hexametern, wovon jedoch der vierte wahrscheinlich einen andern Verfasser hat. Das fünfte Buch handelt so gar wider den Titel von Edelgesteinen. Der Styl ist hart, roh und ungebildet, und auch die Verse nicht viel werth. Markus Manilius gehört in die Zeiten des Augustus. Er schrieb fünf Bücher über die Kunst des Nativitätstellens, oder über den Einfluss der Sternbilder auf die Schicksale der Menschen. Die vermeintliche Kunst, aus den Geburtsgestirnen eines Menschen sein künftiges Erdenloos enträthseln zu können, war unter Alexander dem Grossen von Chaldäern nach Griechenland gebracht worden, und von da auch nach Rom gekommen, wo sie unter Augustus vorzüglich blühte. Für die Poesie war dieselbe ein sehr unfruchtbarer Gegenstand. Daher ist es kein Wunder, wenn dies Lehrgedicht im Ganzen genommen wenig Interesse und dichterisches Kolorit hat. Auch die Sprache ist für das Zeitalter des Augustus nicht sonderlich. Einige Stellen dieses Werks, besonders die Eingänge, Episoden und Digressionen liest man indessen mit Vergnügen. Aratos, Eudoxos und Manetho waren vermuthlich die Hülfsmittel, die dabei benutzt wurden. Uebrigens fehlen nach Skaliger zwei Bücher an diesem Gedichte. *) — Germanikus, ein Enkel des Augustus, schrieb, nach Suetonius, Komödien und Epigrammen in grie-

*) Eine Ausgabe des Manilius mit Anmerkungen lieferte Bentlei, London 1739.

chischer Sprache. Aufserdem verfertigte er ein Lehrgedicht Phänomene und Prognostika betitelt, oder vielmehr eine freie Uebersetzung desselben Werks vom Aratos in Hexametern. Blos die Phänomene haben sich erhalten, von dem übrigen sind nur einige Bruchstücke der zerstörenden Zeit entgangen. Uebrigens zeugt diese Arbeit von den vorzüglichen Geisteskräften und den dichterischen Talenten dieses vortreflichen Prinzen, so wie von seiner ausnehmenden Geschicklichkeit im guten und passenden Ausdruck. *) — Das Gedicht des Gratius Faliskus von der Jagd ist mehr erzählend, als didaktisch und nach Virgilius's Lehrgedicht vom Landbau gebildet, dem es indefs bei weitem nicht gleichkommt. Vorzüglich ist es fehlerhaft, dafs sich der Dichter zu lang bei den eingewebten Mythen aufhält. Uebrigens ist die Sprache rein, korrekt und poetisch: nur die Verse sind hart und übelklingend und das Gedicht wegen der darin vorkommenden Kunstwörter schwer zu verstehen. Weit interessanter ist Kolumella's Lehrgedicht vom Gartenbau, oder das zehnte Buch seines weitläufigeren prosaischen Werks über die Landwirthschaft. Virgilius entwarf in seinem Gedicht von Landbau blos die Grundzüge zu einer solchen Anweisung. Dies gab dem Kolumella, wie er selbst erzählt, Veranlassung zu seinem Lehrgedicht, worin er die Vorschriften der Gartenkunst leicht und natürlich vorträgt. Auch die Sprache und poetische Einkleidung verdient Lob, wiewohl sie sich der Darstellungskunst und Diktion des Virgilius nicht an die Seite stellen darf. Auch Palladius schrieb ein Werk über die Landwirthschaft, wozu er den Stoff aus ältern Schriften zusammentrug und in eine andre Ordnung brachte. Das vier-

*) Herausgegeben ward dies Fragment mit Anmerkungen von Schwarz, Koburg 1715.

zehnte Buch dieser Kompilation enthält ein kleines Lehrgedicht über das Reisern in Hexametern und Pentametern, das jedoch dem didaktischen Werke des Kolumella bei weitem nicht gleich kommt. Nemesianus endlich schrieb Lehrgedichte über die Jagd, über den Fischfang und über den Vogelfang. Nur das erstere ist gerettet; von dem letzteren sind nur noch einige Bruchstücke übrig. Die poetische Sprache verdient Beifall, auch liest sich das Ganze nicht ohne Vergnügen. Zum Schluss erwähnen wir nur kurz noch des Serenus Sammonikus, des Terentianus Maurus, und des Festus Rufus Avienus, als weniger bekannter und wichtiger Lehrdichter der Römer. Der Erstere schrieb von den Krankheiten und ihrer Heilung in Hexametern ohne Dichtertalent und Interesse: Terentianus handelte von den Sylbenfüssen und Sylbenmaassen, in allerlei Versarten, und Avienus übersetzte die Phänomene des Aratos, und die Periegesis des Dionysios, beide in Hexametern. Auch lieferte er eine Beschreibung der Seeküste von Kadix bis Marseille in Jamben. Die Arbeiten dieses letzteren Dichters sind nicht zu verwersen.

3. Poetische Epistel.

a. Eigentlicher poetischer Brief.

11.

Horatius, Ovidius, Ausonius, Klaudianus.

Die Episteln des Horatius sind nichts weiter, als poetische Diskurse über allerlei Gegenstände, wel-

che dem Dichter intereſſant waren, oder worüber er einmal ſein Herz auszuſchütten wünſchte. Man darf daher keinen ſyſtematiſchen Gang der Gedanken, keine förmlichen poetiſchen Abhandlungen über die zum Grunde liegenden Gegenſtände, keine kunſtmäſsige und ſchulgerechte Sprache darin erwarten. Wie man in der Unterredung mit Freunden von dem einen auf das andere kommt, ſo wie die Materie des Geſprächs es herbeiführt, ſo überläſst ſich auch Horatius in ſeinen Epiſteln ganz den Eingebungen ſeiner Launen und ſeines unaufhaltſam fortſtrebenden Geiſtes. Ein kleiner Abweg, der ihm zu einer intereſſanten Bewirkung, oder zur Mittheilung einer nützlichen Wahrheit Gelegenheit giebt, hat ihm nichts zu bedeuten. Zufrieden, nur die Hauptſache von dem, was er ſagen wollte, leicht angedeutet zu haben, überläſst er es dem Leſer, den ihm in die Hand gegebenen Faden der Gedanken weiter zu verfolgen. Dabei redet er ganz die Sprache des feinern Umgangs, und um dieſelbe, ſo viel als möglich, nachzubilden, erlaubt er ſich ſogar die kleineren Nachläſſigkeiten derſelben. Nichts iſt dem Dichter mehr zuwider, als gelehrt zu ſcheinen: daher vermeidet er nichts ſo ſehr, als den Ton und die Mine des Philoſophen, oder des Grammatikers. Dagegen hüllt er, als Menſch und als Freund, die innerſten Falten ſeines edlen und für das wahre Intereſſe des Menſchheit warmfühlenden Herzens auf. Unbekümmert, was unbillige Sittenrichter vielleicht von ihm urtheilen werden, zeigt er ſich

*) Q. Horatius Flakkus ward im J. d. St. 688, 65 vor Chriſtus zu Venuſia in Apulien geboren. Er war ein Günſtling des Mäcenas und Auguſtus. A. Horatii Flacci Eclogae ed. Baxter, Gesner et Zeune, Lipſ. 1788. Horazens Briefe aus dem Lateiniſchen überſetzt von C. M. Wieland 1782. Dieſe vortreffliche Ueberſetzung belehrt in den äuſserſt ſcharfſinnigen Einleitungen und Erläuterungen den Leſer von allem, was er wiſſen muſs, um den Horatius mit Einſicht und Geſchmack zu leſen.

wie er ist, ohne seine Verdienste in's Licht zu stellen, und ohne den Schleier einer stolzen Heuchelei über seine Schwächen und Fehler zu werfen. Sein Hauptgrundsatz war, jedes Röschen der Freude, das man, ohne sich in den Dorn der Reue zu ritzen, brechen kann, zu brechen und auf seinen Lebensweg zu streuen. Vorzüglich aber suchte er die Quellen des besten Lebensgenusses in sich selber. Dass es in unserer eigenen Gewalt stehe, glücklich zu seyn, dass wir es in uns finden müssen, oder nirgends, dies ist die grosse Wahrheit, dies die praktische Lebenstheorie, wovon er fast in allen seinen Episteln und Sermonen ausgeht und wohin er zurückkehrt.

Nimm jede frohe Stunde,
Die Gott dir schenkt, mit Dank an und verliere nie
Das Gegenwärtge durch Entwürfe für
Der Zukunft Freuden, sondern richte so
Dich ein, dass, wo du immer lebst, du gern
Gelebt zu haben sagen könnest!

Dies war es, was er bei jeder Gelegenheit sowohl sich, als Andern an das Herz legte. Mit Recht kann man daher seine Episteln und Sermonen, die im Grunde nicht wesentlich von einander verschieden sind, eine wahre Schule der ächten Lebensweisheit und einer rosenfarbenen Philosophie nennen. Denn nicht leicht kommt irgend eine wichtigere Situation im menschlichen Leben vor, worüber man hier nicht Bemerkungen und Belehrungen fände. Nicht leicht giebt es eine Lehre der Klugheit, eine Vorschrift zum glücklichen Fortkommen in den Kreisen der grossen Welt, die man hier nicht in einer angenehmen, bald ernsthaften, bald launigen Sprache, vorgetragen träfe. Denn Horatius, der feinste Kenner des menschlichen Herzens, und der man-

cherlei Lagen und Auftritte des gesellschaftlichen Lebens, war zu sehr Menschenfreund, um seine Bemerkungen und Erfahrung allein für sich zu behalten, war zu sehr Kenner der besten Zugänge zu der menschlichen Schwäche, als dass er immer den ernsten Ton des strengen Sittenlehrers dem muntern Scherze des heitern Lachers vorgezogen hätte. Vielmehr wusste er beide, Ernst und Scherz, so zur rechten Zeit zu gebrauchen, und so damit abzuwechseln, dass er nie in Gefahr kam, in den Wind zu reden. Doch weit besser, als alle Beschreibungen, wird den Charakter des Horatius als Mensch und als Dichter eine seiner vorzüglichsten Episteln selbst bezeichnen. Wir wählen dazu den Brief an den Fuskus Aristius, den leidenschaftlichen Freund des Stadtlebens, worin der Dichter sehr humoristisch die Gründe, warum er das ruhige Land vorziehe, aus einander setzt.

Dem Freund der Stadt, Aristius, entbieten
Wir Landliebhaber unsern Gruss — hierin
Und nur hierin allein, verschieden, sonst
In allem andern wahre Zwillingsbrüder;
Was Einer will, dem nickt der Andre zu,
Zween trauten Taubern ähnlich, die in einem Schlag
Beisammen alt geworden. Du dort hütest
Das Nest; ich lobe mir das Feld, den Bach,
Den moosumwebten Felsen und den Wald.
Mir ist's nun so: ich leb' und bin ein König,
So bald ich alle jene Herrlichkeiten
Verlassen habe, die ihr bis zum Himmel
Mit einem tausendstimmgen Schall erhebt.
Wie jener Knecht, der aus des Priesters Haus
Entlief, verbitt' ich mir die ewgen Honigfladen;
Ich brauche gutes hausgebacknes Brodt,
Das bass mir schmeckt, als alle eure Kuchen.

Wenn nach Natur zu leben Weisheit ist,
Und wer ein Haus sich bauen will, zuvörderst
Um einen Grund sich umsehn muss:
So sprich, wo kennst du einen bessern Ort
Zum Glücklichleben, als das Land? Wo sind
Die Wintertage lauer? Wo die Lüfte frischer,
Des Hundssterns Wuth zu lindern, und den Grimm
Des Löwen, den der Sonne schärfster Pfeil
Getroffen hat? Wo unterbricht den Schlaf
Die Sorge minder? Glänzt das Wiesengras
Und duftet's etwa schlechter, als die bunten Steinchen,
Womit ihr euer Estrich einlegt? Oder ist
Das Wasser reiner, das in euren Plätzen
Das enge Blei zu sprengen sucht, als das
Den Bach hinab mit sanftem Murmeln rieselt?
Ihr selber pflanzt ja zwischen Marmorsäulen
Gebüsche — lobt ein Haus, je freier es
In's Feld hinaussieht? — Wie verächtlich ihr
Sie von euch stosst, die stärkere Natur
Kommt immer unversehns zurück, und dringt
Durch euren falschen Ekel siegreich durch.
Kein Kaufmann, der den Purpur von Aquinum
Nicht vom Sidonischen zu unterscheiden
Gelernt, wird sich gewisser Schaden thun,
Und bittrer seinen Unverstand bereuen,
Als wer im Leben nicht den Schein vom Wahren
Zu unterscheiden weiss. Je reizender
Die Gunst des Glücks in deinen Augen ist,
Je stärker wird sein Wechsel dich erschüttern.
Was man bewundert, läst man ungern fahren.
Flieh alles Grosse! Unter armem Dache
Kannst du an wahrem Leben Könige
Und ihre Freunde weit zurücke lassen.

Der überlegne Hirſch vertrieb das Pferd,
Das ihm an Streitbarkeit nicht gleich war, vom
Gemeinen Weidplatz, bis das ſchwache Roſs
Bei'm Menſchen Hülfe ſucht' und ſich den Zaum
Gefallen lieſs: Nun kam es zwar als Sieger
Voll Uebermuth zurück von ſeinem Feind;
Allein ihm blieb dafür, trotz alles Schüttelns,
Der Zaum im Maul, der Reiter auf dem Rücken,
So, wer aus Furcht der Armuth, ſeiner Freiheit
Entſagt, die kein Metall bezahlen kann,
So muſs auch er nun einen Herren tragen:
Vergebens beiſst er mit geheimem Grimm
In ſein Gebiſs; er iſt auf ewig dienſtbar,
Zur Strafe, daſs er ſich an Wenigem
Nicht gnügen lieſs. Wem, was er hat, nicht reicht,
Dem geht's, wie Jenem einſt mit ſeinem Schuh:
Der war zu eng und brennt'; er lieſs ihn ändern,
Nun war der Schuh zu weit, er ſchwamm darin,
Und lag bei'm erſten Anſtoſs auf der Erde.

Du, mein Ariſtius! biſt weiſe gnug,
Mit deinem Loos vergnügt zu ſeyn, und wirſt
Nicht ungeſtraft mich laſſen, wenn dir däucht,
Ich ſammle mehr, als nöthig iſt, und wiſſe
Nicht aufzuhören. Unſer Geld, wenn wir
Nicht ſeiner Meiſter ſind, wird's über uns,
Und zieht den Strick, woran 's gezogen werden ſollte.

Dies, Freund, diktirt' ich an der guten Göttin
Vakuna halbzerfallener Kapelle
In's Gras geſtreckt, und auſser, daſs ich dich
Nicht bei mir hatte, übrigens vergnügt.

Von ganz verschiedenem Charakter und den Horazischen Episteln ganz ungleich sind die Briefe des Ovidius, aus dem Pontus, an seine Gönner, Verwandten und Freunde. Sie haben durchaus den wehmüthigklagenden Ton der Elegie und eine traurige Stimmung. Der Dichter hatte in seiner Verbannung nur Gegenstände des Kummers und der Betrübnifs vor Augen: das Andenken an so viele Freuden, aus deren Schoose er durch sein Exil gerissen ward, erfüllte seine Seele mit dem lebhaftesten Schmerze, und die Ungewifsheit, ob er jemals wieder in die Aerme der Seinigen zurückkehren würde, liefs auch keinen erheiternden Stral der Hoffnung in sein umnachtetes Herz herabfallen. Unmöglich konnte daher der Ton seiner Briefe froh und scherzhaft seyn, sondern er mufste mit dem Ton seiner Empfindungen in Einklang stehen *). Desto befremdender ist es daher aber auch, dafs auch hier der Dichter sein üppiges Genie nicht in Zaum halten konnte, dafs auch diese Briefe nicht selten durch müfsige Beispiele, Bilder und Vergleichungen unterbrochen werden, wodurch die Theilnahme des Lesers nicht wenig geschwächt und auf Nebendinge abgelenkt wird. Selbst in den Briefen an seine Gattin weifs der Dichter sein Herz nicht allein reden zu lassen, sondern auch hier treibt der Witz seine unzeitigen Spiele. Wir enthalten uns ein Beispiel davon zu geben, weil sie mit seinen in der Verbannung geschriebenen Elegien Ton und Gegenstände gemein haben, und wir von diesen noch weitläufiger reden werden. Auch unter den Gedichten des Ausonius befinden sich fünf und zwanzig Briefe. Einige derselben sind in Prosa geschrieben, andere mit Versen durchwebt, die meisten aber durchaus in Versen.

*) Je mehr Ovidius für die Freuden der Sinnlichkeit Geschmack hatte, die ihm Rom in Menge darbot, desto schmerzlicher war ihm seine Verbannung aus diesem Wohnsitz der Ueppigkeit.

Der poetische Werth derselben ist nicht beträchtlich. Sie sind meistens uninteressant und trocken. Auch Gang und Wendung empfehlen sie nicht, sondern sind steif, ungeschmeidig und einförmig. Der Ausdruck verdient indess Beifall *). Vorzüglicher sind die poetischen Episteln des Klaudianus, eines glücklichen Dichters, der sich hauptsächlich nach dem Virgilius gebildet hatte. Obgleich ein Ausländer und ganz als Grieche erzogen, wusste er doch seinem lateinischen Ausdruck eine Feinheit, Zierlichkeit und Richtigkeit zu geben, dass er von dieser Seite dreust den Dichtern aus dem goldenen Zeitalter der römischen Sprache kann an die Seite gestellt werden. Seine Diktion hat Würde, Kraft und Leben, seine Verse sind leicht und wohlklingend; nur an glücklicher Erfindung, an lebendiger Darstellung und an Neuheit der Wendungen fehlt es ihm fast gänzlich **).

b. Heroiden.

12.

Ovidius Naso.

Unter Heroiden versteht man zunächst Briefe von Heldinnen, oder von den Weibern der alten Heroen an ihre Gatten. Allein schon Ovidius hat unter seinen ein und zwanzig Heroiden auch Briefe von Männern, die nicht unter die Heroen gehörten, an ihre Geliebten, so wie eine Epistel der Dichterin

*) Decimus Magnus Ausonius lebte um das Jahr 379 nach Christus. D. M. Ausonii Carmina recensuit et animadvers. suas adiecit Souchay, Parisiis 1730.

**) Ausser den genannten Episteln wird man in den Werken der römischen Dichter hin und wieder noch einige andere finden. Erschöpfende Vollständigkeit konnte nicht in den Plan dieser Geschichte gehören.

Sappho an Phaon. Wer der Erfinder dieser Dichtart sei, ob ein Grieche, oder Ovidius, oder ein anderer Römer? läſst sich aus Mangel an Nachrichten nicht bestimmen. Die schreibenden Personen in den Heroiden des Ovidius sind entweder durch das Band der gegenseitigen Liebe verbunden, oder befinden sich anderweitig in eigenthümlichen und anziehenden Situationen. Der Hauptinhalt der Briefe ist meistens elegisch. Bald sind es Klagen der Wehmuth über Trennung und Abwesenheit der Geliebten, die sich darin ergieſsen; bald Sehnsucht nach der Wiedervereinigung, bald bittere Anklagen und heftige Beschuldigungen wegen Härte und Grausamkeit, bald Vorwürfe über Treulosigkeit und Verachtung. Nicht selten erhebt sich der elegische Ton bis zum tragischen, und waffnet sich mit aller Kraft und aller Heftigkeit unvermischter Empfindungen. So lange die Seele der schreibenden Person noch nicht vom Sturme der Leidenschaft durchtobt wird, wie in den Eingängen, so lang ist auch der Ton ruhiger und das Kolorit elegisch: so bald aber das Feuer der Liebe zur heiſsen Lohe emporglüht, so bald der Sturm der Sehnsucht, des Vorwurfs, der Erbitterung in seiner ganzen furchtbaren Kraft daher saust; so bald verändern sich Darstellung und Ausdruck. »Die Gefühle werden stärker und heftiger, die Rede inniger, rührender, und unterbrochener, der ganze Ideengang leidenschaftlicher. Wir hören dann im Ovidius nicht mehr den elegischen, sondern den dramatischen Dichter, dessen Personen in einem affektvollen Monologe bald schwärmen, bald klagen, bald toben.“ *). Ganz richtig bemerkt daher ein englischer Kunstrichter, daſs die Heroide vor der gewöhnlichen Elegie durch ihr Dramatisches einen

*) M. s. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen III, 2. 333. Des P. Ovidius Briefe der Heldinnen metrisch übersetzt von Schlüter, Leipz. 1795.

grofsen Vorzug des Interesse gewinne. Nach ihm ist diese Dichtart nichts anders, als ein leidenschaftliches Selbstgespräch, worin die Seele den Leiden und Regungen, worunter sie arbeitet, freien Lauf läfst. Dadurch aber, dafs sie an eine besondre Person gerichtet wird, gewinnt sie einen Grad von Schicklichkeit, der dem schönsten Monolog eines Trauerspiels immer noch abgeht. Die Heroiden des Ovidius haben, aller Gleichförmigkeit des Inhalts ungeachtet, eben so viel Schönheit des Ausdrucks, als Vollkommenheit der leidenschaftlichen Schilderung. Um so mehr ist es zu bedauern, dafs auch sie das fehlerhafte Gepräge der diesem Dichter durchaus eigenthümlichen Witzelei und Weitschweifigkeit tragen, dafs auch sie eine unzeitige Vorliebe für Bilder, Gleichnisse und Gegensätze verrathen. Zur Probe diene der Anfang der treflichen Heroide der Ariadne an Theseus *).

Minder grausam, als dich, fand ich die Thiere der Wüste.
Hätt' ich mich einem vertraut, härter erging es mir nicht!
Diese Zeilen — sie kommen von jenem Gestade, o Theseus,
Wo verräthrisch dein Schiff ohne mich eilend entfloh;
Wo mich ein täuschender Schlaf unglücklich betrogen, und wo du,
O der Schande! im Schlaf selbst zum Verräther mir wardst.
Um die Zeit, wenn der Morgen mit Thau die Erde beperlet,
Und, vom Laube versteckt, klagen die Vögel ihr Lied,
Zwischen Wachen und Schlaf erheb' ich im Taumel des Schlummers,
Theseus, dich zu umfahn, leise mich nähernd den Arm.
Niemand war da. Ich zieh' ihn zurück und streck' ihn noch eins aus;
Auf dem Lager umher such' ich ihn: Niemand war da.

*) Diese Ueberfetzung vom H. Prof. Ahlwardt findet man im Neuen deutschen Merkur 1794. St. 11. S. 310 etc.

Furcht und Angſt verſcheuchten den Schlaf. Ich ſtehe betäubt auf,
Stürze vom Lager empor, wo mich mein Theſeus verließs,
Ringe jammernd die Händ' und ſchlage den ſchallenden Buſen,
Und zerrauſe das Haar, wild noch vom Schlafe verſtört.
Mondhell war's. Ich ſchau umher, ob nichts als Geſtade
Zu erblicken hier ſei; nichts als Geſtade war hier.
Hin und her, der Sinne beraubt, bald hierhin, bald dorthin
Lauf' ich, den zarten Fuſs zögert der weichende Sand.
Unterdeſſen ruf' ich am ganzen Geſtade: „mein Theſeus!“
Aus der Felſen Geklüft hallte dein Name zurück;
Und ſo oft ich dich rief, ſo oft rief ſchallend die Gegend,
Selbſt die Gegend bewies hülfreich mir Trauernden ſich.

4. Lyriſche Poeſie.

a. Hymne.

13.

Horatius Flakkus, Katullus.

Die lyriſche Poeſie, dieſe von den Griechen ſo ſehr geliebte, zu ſo reizender Blühte entwickelte Dichtart, ſchlug auf dem römiſchen Boden nur ſehr flache Wurzel *). Es fehlte ihr zu Rom an den feierlichen Verſammlungen eines für die Dichtkunſt gefühlvollen Volks, an den Feſten der Götter, welche die Griechen nie ohne Geſang begehen konnten, an den Wettſtreiten, den Erweckern und Unterhaltern der lyriſchen Muſe, und an hundert andern begünſtigenden Umſtänden mehr,

*) Horatii Flacci Carmina c. perpetua annotatione ed. C. D. Jan Lipſ. 1778 — 82. 2 Voll. Eine neue, gewiſs vortreffliche Ausgabe wird vom H. Prof. Mitſcherlich erwartet. Horatius lat. und deutſch von J. Fr. Schmidt. Gotha 1779. f. 3 Theile. Auch hat H. Prof. Ramler die meiſten Oden des Horatius überſetzt. Der Name iſt weit jünger, als Horatius.

unter denen ſich der Geſang in Griechenland gebildet hatte. Die ganze ſittliche und politiſche Verfaſſung der Römer hatte keine Stütze, woran die zarte Pflanze des lyriſchen Gedichts hätte emporranken und ſich halten können. Vergebens ſuchte daher Horatius durch ſeine geiſtreichen Nachbildungen der Oden und Lieder des Archilochos, des Alkäos, des Steſichoros, der Sappho und anderer dieſe Dichtart in ſeinem Vaterlande beliebt zu machen. Es fehlte ſeinen Landsleuten durchaus an jenem zarten, reizbaren und innigen Gefühle, an jenem lebhaften und höchſtempfänglichen Sinn für alles Groſse, Edle und Schöne, an jenem leidenſchaftlichen Drange, ſeine Empfindungen in Worten auszuſtrömen und mitzutheilen, an jener höchſt melodiſchen und geſchmeidigen Sprache, die der Grieche hatte, und die das lyriſche Gedicht zu ſeinem Gedeihen durchaus erfordert. Ueberdies war das Leben der gebildeteren Römer, welche die Lyrik hätten aufnehmen und verpflegen können, in den erſten Zeiten gar zu geräuſchvoll, und ſpäterhin zu ſchwelgeriſch und geiſterſtickend, als daſs die lyriſche Poeſie dabei gewinnen konnte. Kein Wunder alſo, wenn Horatius faſt allein, wie ein einſamer Fruchtbaum auf einer weiten Heide in der Litteratur der römiſchen Lyrik daſteht, und uns die groſse Verwunderung einflöſst, daſs er ſich ohne Vorgänger und durch eigene Kräfte zu einem ſolchen Grade der Vollkommenheit erheben konnte. Von den Oden des Dichters haben einige das Lob der Götter zum Gegenſtande, und laſſen ſich daher zu den Hymnen rechnen. An dieſer Gattung von lyriſchen Gedichten, welche die feurigſte Begeiſterung und den kühnſten Schwung verlangen, fehlte es den Römern faſt gänzlich. Ihre Sprache ſchien zum Ausdruck der höchſten Kraft und Glut der Empfindung nicht gemacht zu ſeyn. In den früheren Zeiten der römiſchen Freiheit verfertigte

Livius Andronikus einen Hymnos auf die Juno, welcher bei einem Feste dieser Göttin abgesungen wurde. Unter den hymnenartigen Gesängen des Horatius, die sich indess gar sehr von der griechischen Manier und Kraft entfernen, ist der sekularische Hymnos, den der Dichter auf Augustus Befehl zur Feier der hundertjährigen Spiele sang, am ausgezeichnetsten und vollendetsten. Am dritten und letzten Tage dieses Festes, das zu Anfange jedes neuen Jahrhunderts auf dem Marsfelde gefeiert wurde, pflegten sieben und zwanzig Knaben und gleichviel Mädchen in dem Tempel des Palatinischen Apollo einen Wechselgesang, an diesen Gott und an die Diana gerichtet, anzustimmen und darin beide um Schutz und Segen für das römische Reich anzuflehen. Wir setzen diesen Wechselgesang hieher und lassen den Leser selbst darüber urtheilen *).

Beide Chöre.

Phöbus, und du, leuchtende Himmelszierde,
O Diana, Fürstin der Wälder, beide
Ewgen Ruhms werth, ewig gerühmt, erhört am
Heiligen Feste

Unser Flehn, da, nach der Sybillen Ausspruch,
Unbefleckter Knaben und edler Jungfraun
Chor die Götter, welche die sieben Hügel
Schirmen, besinget.

Chor der Knaben.

Holder Lichtgott, der auf umstraltem Wagen
Uns den Tag bringt, oder hinwegführt, stets ein
Andrer, stets derselbe! nur Rom sei deinem
Blicke das Gröſste.

*) Die Uebersetzung dieses Hymnos ist von Schmidt mit einigen wenigen Abänderungen.

Chor der Jungfraun.

Sei, die du Geburten zur rechten Zeit an's
Licht hilfst, Ilithyia, den Müttern günstig!
Oder, wenn du gern Genitalis heissest,
Oder Lucina:

Lass, o Göttin! lass die Geschlechter blühn, und
Segne Roms Vermählungsgesetze samt den
Eherechten, jenem an vieler Nachwelt
Fruchtbaren Rathsschluss;

Dass die Cirkelwende von eilf Jahrzehnden
Sang und Spiel unfehlbar erneur', und Schaaren
Volks drei schöne Tage, mit so viel süssen
Nächten sich freuen!

Chor der Knaben.

Und ihr wahrheitsingenden Parzen, knüpft was
Ihr verhiesst — und Terminus müss' es wahren,
Er, der Gränzenschirmer! — das Glück der Zukunft
An das Vergangne.

Chor der Jungfraun.

Tellus wind' ergiebig an Korn und Heerden
Einen Kranz von Aehren um Ceres Schläfe;
Luft und Thau vom Himmel erquick' und nähre,
Was sie hervorbringt.

Chor der Knaben.

Birg Apoll den Pfeil des Verderbens; höre
Sanft und gütig auf das Gebet der Knaben!

Chor der Jungfraun.

Zweigehörnte Fürstin der Stern', erhöre,
Luna, die Jungfraun!

Chor der Knaben.

Seid ihr Rom's Erbauer, und liess auf euren
Wink ein Theil von Ilus Geschwadern Haus und
Stadt, und kam durch glückliche Seefahrt an die
Tuscische Küste:

Ging dies Volk gefahrlos durch Troja's Flammen,
Und versprach ihm, der sich erhielt und freien
Weg ihm bahnte, Vater Aeneas, mehr noch,
Als es zurückliess;

O, so schenkt gelehriger Jugend edle
Sitten! Ruh', o Götter! dem stillen Alter!
Gebt den Römern Schätze, Bevölkrung, Glanz und
Herrlichen Namen!

Chor der Jungfraun.

Und, der euch mit glänzenden Stieren ehret,
Venus's und Anchisens berühmter Sprössling,
Herrsche, siegend über Verwägne, huldreich
Ueber Besiegte.

Chor der Knaben.

Schon erschrickt vorm mächtigen Heer zu Land und
Wasser, vor dem Beile bebt schon der Meder;
Scyth und Inder, neulich noch stolz, verlangt nun
Unsre Gebote.

Chor der Jungfraun.

Schon kehrt Treue, Friede, Verschämtheit, jeder
Schmuck der Vorwelt, Ehr' und verschmähte Tugend
Wieder, und der Ueberfluss prangt mit vollem
Horn uns entgegen.

Chor der Knaben.

Der da weissagt, der sich im Glanz des Bogens
Reizend darstellt, Phöbus, der neun Kamönen
Lust, durch dessen heilende Kunst geschwächte
Kräfte sich stärken,

Schaut dein Blick voll Huld auf den Altar nieder,
O so lass der Latier und Quiriten
Heil auf jedes Lustrum, in immer bessrer
Zeit, sich erstrecken!

Chor der Jungfraun.

Phöbe, die vom Algidus und vom hohen
Aventin schaut, höre der Funfzehnmänner
Flehn, und neig' ein gnädiges Ohr zum Liede
Bittender Jugend.

Beide Chöre.

Zeus, und jede Gottheit erhört uns: voll von
Dieser festen Zuversicht, gehn wir freudig
Heim, der Chor, gelehrt, von Apoll und Phöbe
Preisend zu singen.

Zu den Hymnen der Römer gehört auch die dem Katullus mit Unrecht beigelegte Nachtfeier der Venus, welche Bürger so meisterhaft nachgebildet hat. Nach der Sprache zu urtheilen, kann dieses Gedicht bei allen feinen poetischen Schönheiten nicht vom Katullus herrühren. Da dasselbe allen Lesern von Geschmack gewiss bereits aus der vortreflichen deutschen Nachbildung bekannt ist, so hab' ich nicht nöthig, noch etwas davon zu sagen, sondern kann getrost auf dieselbe verweisen.

b. Oden und Lieder.

14.

Horatius's Oden und Lieder.

Die lyriſchen Gedichte des Horatius ſind gröſstentheils Nachahmungen griechiſcher Muſter *). Sie ſind daher voll von griechiſchen Bildern, Wendungen und Wortfügungen, und kommen mit den erhaltenen Bruchſtücken des Alkäos und andrer griechiſcher Lyriker oft wörtlich überein. Darum aber iſt das Verdienſt des Venuſiners nicht minder groſs: denn ſelbſt ſeine genaueſten Nachahmungen ſind mit Einſicht gemacht und tragen Spuren von Originalität. Er war der Erſte unter den Römern, der die lateiniſche Sprache für die lyriſche Poeſie ausbildete, und ſie für die ſchweren griechiſchen Sylbenmaaſse ausarbeitete. Daſs ihm dies nicht wenig Mühe gekoſtet haben müſſe, iſt leicht einzuſehn. Er iſt reich und erhaben in ſeinen Erfindungen, ſelten kühn in ſeinem Fluge, aber voll von Anmuth, Kraſt und Würde. Sein Versbau iſt meiſterhaft und zeugt von anhaltendem Studium. Die Sprache iſt rein, beſtimmt, gedrängt und den Gedanken durchaus angemeſſen. Der Wohlklang ſeiner Verſe iſt für jedes dafür empfängliche Ohr bezaubernd. Ein Theil ſeiner Oden ſind von der heroiſchen Gattung, das heiſst, ſie verherrlichen verdienſtvolle Menſchen, groſse Eigenſchaften, vorzügliche Unternehmungen. Dieſe nehmen einen höheren Schwung, und ſind voll innigerer und ſtärkerer Empfindung. Einige wenige lyriſche Gedichte deſſelben verdienen den Namen der Dithyramben: denn ſie ſind voll von jener Begeiſterung, welche man der Nähe des Bacchus verdankte. In einer derſelben dünkt ſich der

*) Die Epoden, die ihren Namen daher haben, daſs der zweite Vers immer kürzer iſt, als der erſte, gehören auch hieher.

Dichter in ferne Wälder entrückt und mitten unter dem Gefolge des Dionysos, der Satyrn und Nymphen befindlich. Voll dieses trunkenen Taumels, und begeistert von der Gegenwart des Gottes der Reben, singt er sein Lob und seine Thaten. Vermuthlich sind diese Gedichte Nachahmungen griechischer Muster. Noch andre lyrische Stücke des Horatius sind philosophisch, das heisst, sie erwärmen das Herz mit lebhaften Gefühlen für gewisse praktische Wahrheiten der Philosophie. Die hieher gehörigen Oden des Venusiners sind mit Recht zu den schönsten Mustern dieser Art zu zählen. Die Empfindungen und Gegenstände der übrigen lyrischen Arbeiten unsers Dichters sind sanfterer Art und minder erhaben. Wir können sie daher in die Klasse der Lieder setzen. Liebe, Freundschaft, gesellige Freude, macht den Inhalt derselben aus, und ihr Charakter ist feines Gefühl, ein reicher Vorrath an angenehmen und passenden Bildern, glückliche Wendungen und geschmackvolle Eleganz des Ausdrucks. Auch hier findet man den liebenswürdigen Charakter des edlen Sängers abgedruckt, auch hier zum Theil die Grundsätze, nach denen er handelte und wobei er sich glücklich fühlte. Um auch von den Oden und Liedern des Horatius eine Probe zu geben, wählen wir das trefliche philosophische Gedicht an den Licinius, welches die goldene Mittelstrasse als den allein zum wahren Glücke führenden Weg anpreist *).

Besser wirst du leben, Licin, wenn weder
Stets auf hohem Meere dein Schiff daherschwebt,
Noch aus Furcht vor Stürmen, zu sehr dem falschen
Ufer sich nähert.

*) Die folgende Uebersetzung ist aus des Herrn von Wobeser: Dreissig Oden aus dem Horaz, Leipz. 1779, und: Noch dreissig Oden aus dem Horaz, Leipzig 1780.

Wer die goldne Mitte sich wählt, der wohnet
Sicher nicht in alter berauchter Hütte;
Mäfsig und vom Neide verschont, in keinem
Fürstenpallaste.

Oefter wird von Winden die hochgewachsne
Tann' erschüttert; schrecklicher ist der Sturz des
Wolkennahen Thurmes und Blitze treffen
Gipfel der Berge.

Ein Gemüth auf alles voraus bereitet,
Hofft im Unglück, fürchtet im Glück ein andres
Schicksal. Der den starrenden Winter herführt,
Jupiter, treibt ihn

Auch hinweg. Ist's heute gleich trüb', es wird nicht
Stets so seyn; zuweilen erweckt Apollo
Zum Gesang sein schlummerndes Spiel, und spannt nicht
Immer den Bogen.

Lafs, wenn Unfall dränget, dich unerschrocken
Sehn, und standhaft; aber mit Weisheit ziehe
Bei zu gutem Winde die aufgeschwellten
Segel zusammen!

Werth, dieser Ode zur Seite zu stehen, ist das vortrefliche von der sanftesten Empfindung und den edelsten Grundsätzen beseelte Lied an des Dichters Meierin. „Wer ein schuldloses Leben führt, der opfre den Göttern so wenig er will, er ist ihnen doch weit angenehmer und ein vorzüglicherer Gegenstand ihrer Vorsorge und ihres Schutzes, als der reiche Frevler, der Hekatomben opfert.“ Dies ist der Hauptgedanke, den der Dichter eben so schön, als anschaulich darzustellen weifs. Man lese, und frage dann sein eigenes Gefühl, ob ich recht urtheilte:

Wenn betend du zum Himmel die Händ' erhebst,
Bei jedem Neumond, wirthliche Phidyle:
Wenn nebst dem Weihrauch und der Jahrszeit
Früchten, ein Ferkel den Hausgott sühnet;

Dann wird kein Hauch des schädlichen Afrikus
Die Frucht des Weinstocks treffen; das Aehrenfeld
Kein Brand; der Heerde zarten Säugling
Keine verletzende Luft des Herbstes.

Geweihtes Schlachtvieh, welches im Eichenwald,
Am schneebedeckten Algidus weidet, und
Auf Alba's Trift sich mästet, soll nur
Beile der Priester mit aufgespaltnem

Genick bebluten. Deine Gebühr ist's nicht,
Die kleinen Götter, die du mit Rosmarin
Und Myrthe krönst, durch vieles Metzeln
Jähriger Schafe zur Gunst zu reizen.

Wenn unbefleckt die Hand den Altar berührt,
So wird ein theures Opfer nicht kräftiger,
Als reines Mehl und Salz, im Feuer
Dampfend, den zürnenden Gott erweichen.

15.

Katullus, Cäsius Bassus, Statius Papinianus, Septimius Serenus.

Unter allen römischen Lyrikern hat Katullus in seinen kleinen lyrischen Tändeleien, die er Hendekasyllaben nennt, die meiste Originalität *). Un-

*) K. Valerius Katullus ward im J. d. St. 667, 87 vor Christus geboren. Caji Valerii Catulli carmina varietate lectionis et perpetua annotatione illustrata a Fr. Gu. Doering. Lips. 1788, 1792.

gezwungenheit, Naivetät, innige Empfindung und groſse Leichtigkeit im Ausdruck und in der Verſifikation ſind der Charakter derſelben. Erfindung und Inhalt ſind meiſtens nicht von Bedeutung; allein durch das warme Gefühl des Dichters und durch den glücklichen Ausdruck, erhalten ſie ein Intereſſe, das jedes Herz von Empfindung unwiderſtehlich anzieht. Aus allen athmet der Geiſt des Frohſinns und einer heitern unbefangenen Laune. Bei aller Verſchiedenheit ihres Inhalts, der bald Empfindung, bald Laune, bald Spott iſt, tragen ſie doch ſämtlich das Gepräge der Leichtigkeit, Natürlichkeit und der ſchmerzloſeſten Geburt an ſich. „Katullus's Ausdruck iſt ganz anſpruchslos, iſt der Ausdruck eines Mannes von Welt und gutem Ton, der, ſelbſt mit dem Schein der Verlegenheit unbekannt, jederzeit das richtige Wort und die paſſende Wendung auf den erſten Augenblick trift. Wenn auch der Einfall unbedeutend iſt — der unbeſorgte Dichter überläſst ihn ſeinem Schickſal, ohne ihn nur mit einem Laut, mit einem Akcent zu beſchützen. Wenn auch die Empfindung ſchwach iſt, ſie iſt doch wahr, und der Dichter giebt ſie für nichts mehr, als was ſie iſt *). Faſt alle lyriſche Tändeleien des Katullus ſind auf beſondre Veranlaſſungen gedichtet. Da uns dieſe nicht immer bekannt ſind, da wir auch zum Theil die Männer nicht kennen, die ſie angehn; ſo iſt es uns hier und da unmöglich, ganz in den Sinn derſelben einzudringen. Daher ſcheinen uns ſehr viele Einfälle matt und ohne Salz zu ſeyn, daher iſt uns manches unintereſſant und zuwider, was vielleicht den Zeitgenoſſen des Dichters,

2 Voll. K. Valerius Katullus in einem Auszuge, lat. und deutſch, von K. W. Ramler, Leipz. 1793.

*) M. ſ. den Artikel: Katullus in den Charakteren der vornehmſten Dichter aller Nationen, I, 1.

denen alle ſeine Anſpielungen klar vor Augen lagen, ſehr intereſſant war. Ueberhaupt ſind dieſe lyriſchen Spiele ein treuer Spiegel der Sitten und Denkart des Zeitalters, worin ſie entſtanden. Der darin herrſchende Ton war vermuthlich der Ton der römiſchen guten Geſellſchaft. Wer daher manches in dieſen Gedichten zu frei, zu nackt, zu unſittlich findet, der bedenke, daſs man jeden Schriftſteller im Geiſt ſeines Zeitalters leſen müſſe; der bedenke, daſs Katullus ſeine Speiſen ſo würzen muſste, als ſie es, um dem Gaumen des freien Römers ſchmackhaft zu ſeyn, erfoderten. Der Geiſt der römiſchen Freiheit bracht' es mit ſich, jedem die empfindlichſten Dinge in den derbſten Ausdrücken in's Geſicht zu ſagen, und die Muſe der geſellſchaftlichen Poeſie erröthete nicht, jede Sache bei ihrem rechten Namen zu nennen. Denn daſs Katullus ſeine Gedichte blos für den engen Kreis ſeiner Bekannten beſtimmte, iſt wohl ausgemacht. Da er nun dieſe kannte, ſo muſst' er auch wiſſen, welche Gemälde ihr Auge gern ſah, und welche daſſelbe beleidigten. Ueberhaupt wird man ſich den verderbten und ausgelaſſenen Ton der geſellſchaftlichen Sittlichkeit der Alten leicht erklären, wenn man erwägt, daſs das ſittſame Frauenzimmer aus den geſelligen Kreiſen der Männer entfernt war, und daſs nur Hetären durch üppige Tänze, Geſänge, Flötenſpiel und andre Arten der Unterhaltung die Geſellſchaft erheiterten. Wie konnte unter ſolchen Umſtänden ein feiner ſittlicher Ton gedeihen? Endlich muſs man auch erwägen, daſs die unſittlichen Scherze des Katullus zum Theil ſeiner Satyre zur Unterlage dienen, und daſs der Dichter das Obſcöne nicht ſelten dazu benützte, um ſeine Gegner dem Spott und der Verachtung preiszugeben. Um auch von den Hendekaſyllaben dieſes Sängers einige Proben zu geben, ſtehe hier die ſchalkhafte Einladung an Fa-

bullus und die vortrefliche Nänie auf den todten Sperling seiner Geliebten.

Einladung an Fabullus.

Morgen sollst du, wie der Perser König,
Mit der Götter Hülfe bei mir speisen:
Wohlverstanden, wenn du deine Küche,
Attisch Salz, und Chierwein und Scherze
Und dein blondes Mädchen mit dir bringest,
Denn ach, leider! deines Freundes Beutel,
Mein Fabullus, ist voll Spinnewebe!
Doch statt dessen will ich dich mit Blicken
Voll Empfindungen der treusten Liebe
Und mit schönern Sachen noch bedienen:
Denn ich will dir einen Balsam geben,
Den die Grazien und Amoretten
Meinem holden Mädchen einst verehrten.
Hast du diesen einmal nur gerochen;
Wirst du Götter und Göttinnen bitten:
Macht, o macht mich doch zu lauter Nase!

Noch weit naiver, feiner und empfindungvoller ist das von Ramler meisterhaft übersetzte Liedchen auf den Tod eines geliebten Sperlings. Man kann in seiner Art gewiss nichts Schöneres und Vollendeteres lesen, als diese Nänie.

Weint, ihr Grazien, weint ihr Amoretten,
Und was Artiges auf der Welt lebt! meines
Mädchens Sperling ist todt! des Mädchens Liebling!
Der ihr lieb, wie der Apfel in den Augen,
Und so freundlich, so klug war! und sie kannte,
Wie ein Töchterchen seine Mutter kennt!
Denn er rührte sich nicht von ihrem Schoose;

Nein, er trippelte munter auf dem Schoofe
Hiehin, dahin, dorthin; nickt' ihr immer
Mit dem niedlichen Köpfchen, piept' ihr immer.
Ach! nun wandert er jene finftre Strafse,
Die man ewiglich nicht zurückewandert.
O! wie flucht' ich dir, finftrer, alter Orkus,
Der du alles, was fchön ift, flugs hinabfchlingft?
Uns den Sperling zu nehmen, der fo hübfch war!
Welch ein Jammer! O Sperling! armer Sperling!
Haft gemacht, dafs mein trautes Mädchen ihre
Lieben Aeugelchen fich ganz roth geweint hat!

Zu den fchönften Liedern des römifchen Alterthums gehört der Hochzeitgefang des Katullus, wovon uns Herder eine vortrefliche Ueberfetzung geliefert hat. Er vereinigt alles, was man nur Schönes, Munteres und Intereffantes von einem folchen Gedichte erwarten kann, und verdient es durchaus, als Denkmal der poetifchen Talente feines Verfaffers hier mitgetheilt zu werden.

Chor der Jünglinge.

Auf! der Abend ift da! ihr Jünglinge auf! am Olympos
Hebt der langerfehnete Stern fein funkelndes Haupt fchon.
Lafst das triefende Mahl! es ift Zeit! es ift Zeit! denn im Nu wird
Kommen die Braut, und foll der Hymenäos ertönen.
Hymen, o Hymenäos! Hymen, komm Hymenäos!

Chor der Mädchen.

Jungfrau'n, fchauet ihr nicht die Jünglinge? Ihnen entgegen!
Auf! der Bote der Nacht, er fchwingt die himmlifche Fackel.
Wahrlich! fehet ihr nicht, wie fie fich zum Kampfe fchon rüften,
Nicht vergeblich rüften! der Sieg im Gefange wird ihr feyn.
Hymen, o Hymenäos! Hymen, komm Hymenäos!

Chor der Jünglinge.

Brüder, es ist uns nicht so leicht die Palme verliehen!
Seht, wie die Jungfrau'n dort nachsinnend suchen Gesänge,
Nicht vergebens sinnen sie nach; sie suchen das Schönste,
Wohl das Schönste, da sie mit ganzer Seele sich mühen:
Und wir schweifen umher, das Ohr, die Seele getheilet.
Billig siegen sie dann: denn Sieg will Mühe! Wohlauf noch
Jetzt, ihr Brüder, o ruft zum Gesang die Seele zusammen.
Sie beginnen im Nu im Nu; soll Antwort ertönen,
Hymen, o Hymenäos, Hymen! komm Hymenäos!

Chor der Mädchen.

Hesperus, blickt am Himmel wohl ein grausamer Gestirn, als
Du, der Mutterarmen vermag die blühende Tochter
Zu entreissen? Sie loszureissen dem Arm, der sie festhält,
Und dem brennenden Jüngling ein keusches Mädchen zu geben?
Feind' in eroberter Stadt, was können sie härter beginnen?
Hymen, o Hymenäos! Hymen, komm Hymenäos!

Chor der Jünglinge.

Hesperus, ist am Himmel wohl ein holdseliger Stern, als
Du, dess Flamme den Bund der treuen Liebe nun festknüpft?
Knüpft das Band, das Männer, das Aeltern geschlungen, und eh' nicht
Zuziehn konnten, als bis dein segnendes Auge darauf blickt.
Können Götter uns mehr verleihn, als die glückliche Stunde?
Hymen, o Hymenäos! Hymen, komm Hymenäos!

Chor der Mädchen.

Hesperus — ach! ihr Schwestern, er hat uns eine Gespielin
Weggeraubet, der Räuber, dem jede Wache vergebens
Lauret, der die Diebe verbirgt, und wenn er mit anderm
Namen wieder erscheint, die er barg, dann selber enthüllet.

Chor der Jünglinge.

Hesperus, höre sie nicht! sie singen gedichtete Klagen.
Was sie schelten — es ist, was still ihr Herz sich ersehnet.
Hymen, o Hymenäos! Hymen, komm Hymenäos!

Chor der Mädchen.

Wie die Bluhm' im umzäunten Garten verschwiegen heranblüht,
Nicht vom weidenden Zahn, von keinem Pfluge verwundet,
Auferzogen von Regen und Sonne, von schmeichelnden Lüftchen
Sanft gewebet; es wünschen sie Knaben, es wünschen sie Mädchen.
Aber noch kaum ist sie geknickt vom zartesten Finger,
Ach! dann wünschen sie Knaben nicht mehr, nicht wünschen sie Mädchen.
So ist die Jungfrau, blühet sie noch, die Liebe der Ihren,
Unberührt. Doch so bald sie sinkt, die zärtliche Bluhme,
Ach dann lieben sie Knaben nicht mehr, nicht lieben sie Mädchen.

Chor der Jünglinge.

Wie im nackten Felde die Rebe sinket zu Boden,
Hebt sich nimmer, erzieht nicht eine fröhliche Traube,
Bis sich Wipfel und Wurzel im dunkeln Staube verschlingen;
Nicht der Landmann achtet der Armen, der weidende Stier nicht.
Aber ranket sie sich empor an dem gattenden Ulmbaum,
Achtet hoch sie der Landmann, und hoch der weidende Stier auch.
So die Jungfrau, altet sie öd' im Hause der Ihren —
Aber hat sie das Band der reifen Ehe vermählet,
Achtet hoch sie der Mann, es achten hoch sie die Aeltern.

Jungfrau, sträube dich nicht! Mit solchem Manne zu streiten,
Ist nicht billig. Ihm gab dich der Vater, ihm gab mit dem Vater

Dich die liebende Mutter, und du musst beiden gehorchen.
Deiner Jugend Bluhme — du denkst, sie ist dein, sie ist nicht dein
Ganz; ist deines Vaters, ist deiner Mutter; der dritte
Theil gehöret dir nur, und du willst zweien entgegen
Streiten? Sie geben dich mit der Morgengabe dem Eidam.
Hymen, o Hymenäos! Hymen komm, Hymenäos!

Von den übrigen lyrischen Dichtern der Römer wissen wir sehr wenig. Cäsius Bassus, eben derselbe, an welchen die sechste Satyre des Persius gerichtet ist, war nach dem Urtheile des Quintilian der einzige römische Lyriker, der nach dem Horatius gelesen zu werden verdiente. Allein seine Gedichte sind ein Raub der zerstörenden Zeit geworden. Eben so gieng es mit den lyrischen Arbeiten des Vestritius Spurinna, den der jüngere Plinius, der selber Dichter war, als einen Lyriker von Werth rühmt. Von seinen Poesien haben sich nur wenige Bruchstücke erhalten. Auch die lyrischen Versuche des Septimius Serenus sollen nicht schlecht gewesen seyn, so wie sich auch in der Sammlung vermischter Gedichte vom Papinius Statius mehrere gute hieher gehörige Stücke finden. *)

b. Die Elegie.

16.

Ovidius Naso.

Der Gefühlszustand, welcher der Elegie zu Grunde liegt, ist gemischt, doch so, dass die angenehmen Em-

*) Man findet sie in der Sammlung seiner vermischten Gedichte, die er Sylvae nennt.

pfindungen die unangenehmen überwiegen. Die aus Vergnügen und Mifsvergnügen in ihrer Vorfchmelzung entftandene Wehmuth ift daher der pfychologifche Charakter der elegifchen Begeifterung. Diefe Verfchmelzung aber erfolgt alsdann in der menfchlichen Seele, wenn diefelbe mit ungetheiltem Intereffe an der Vorftellung eines Gutes hängt, allein zugleich fich entweder vorftellt, es wirklich verfehlt zu haben, da fie zu dem Befitz deffelben gelangen konnte, oder es für unmöglich hält es zu erreichen, oder in der Furcht fchwebt es verfehlen zu können. *) Das blofse elegifche Sylbenmaafs der Griechen, das erft fpäterhin diefen Namen erhielt, nachdem fich fchon lange das Herz durch elegifche Klagen ergoffen hatte, macht eben fo wenig ein Gedicht zur Elegie, als die Abwefenheit deffelben eine poetifche Kunftbildung von elegifchem Charakter unfähig macht, diefen Namen zu tragen. **) Tyrtäos's und Kallinos's Kriegslieder werden daher, wiewohl fie im gewöhnlichen Sylbenmaafse der Elegie gefchrieben find, nicht zur Klaffe diefer Dichtart gezählt werden können. Eben fo wenig werden aber auch mehrere Gedichte der Römer, die bis dahin den Namen der Elegie getragen haben, in Hinficht ihres innern Charakters, denfelben zu behaupten im Stande feyn. Ovidius's Bücher der Liebe, im elegifchen Sylbenmaafse verfertigt, find darum nichts weniger, als Elegien. Sie find ein fortlaufendes Gemälde der von dem Dichter im Felde der Liebe gemachten Eroberungen und errungenen Triumphe, feiner Genüffe und Freuden. Es fehlt ihnen daher durchaus am elegifchen Charakter. Richtiger zählt man fie daher zur Gattung der rein lyrifchen

*) M. f. Handwörterbuch der fchönen Künfte, Leipzig 1795, unter dem Artikel Elegie.

**) M. f. den erften Theil diefes Verfuchs S. 604.

Gedichte, einige wenige vielleicht ausgenommen. *) Uebrigens haben sie hohe dichterische Schönheiten. Die darin enthaltenen Empfindungen sind wahr und innig, und der Ausdruck vortreflich. In Absicht der Originalität sind diese Gemälde des Herzens weit vorzüglicher als die Heroiden des Dichters. Nirgends findet man darin Spuren von Nachahmung, oder Erdichtung: alles ist aus der wirklichen Welt geschöpft, alles entstand, durch wirkliche Auftritte veranlaſst. Kaum einige Gleichnisse scheinen auf griechischem Boden gewachsen und als Schmuck eingestreut zu seyn. Daſs der Wohlstand darin nicht selten beleidigt ist, ist eine alte Klage. Der Römer scheute sich aus Gründen, die ich bereits anderwärts angeführt habe, nicht, da den Schleier der Sittsamkeit hinwegzuziehen, wo ihn die Natur sogar zum Theil darüber geworfen hat. Und Ovidius war vor seiner Verbannung zu sehr Liebling des Glücks, hatte zu viel Empfänglichkeit für die sinnlichen Freuden der Liebe, als daſs er sich im Ausdruck seiner Empfindungen und in den Gemälden seiner verliebten Abenteuer immer in den Schranken der Sittsamkeit erhalten hätte. Sein Auge, sagt ein Kenner seines Charakters, weidet sich an nichts so gern, als am Nakten, und ruht auf keiner Venus mit innigerem Wohlbehagen, als auf der Gewandlosen vor dem Richterstule des Paris. Diese von ihm enthüllten Reize einzeln zu zergliedern, ihre Verhältnisse zu einander in's Licht zu stellen, ihren Werth zu bestimmen, und ihre Wirkung auf sich zu entwickeln, das ist der Ideenkreis, in dem er sich am besten gefällt, und zu dem er immer wieder zurückkommt. So üppig indeſs seine Muse auch ist, so muſs man ihr gleichwohl

*) Nur einige wenige Gedichte dieser Sammlung können Elegien heiſsen, z. B. das Lied auf den Tod des Tibullus, der Gesang auf den Tod eines Papagei's u. a.

das Verdienst zugestehn, daſs ihre Gemälde von der ästhetischen Seite nie Widerwillen und Abscheu erregen. Auch da, wo sie Handlungen und Auftritte schildert, die das Gefühl des Moralischen beleidigen, bedienet sie sich wenigstens keiner Worte, deren Gebrauch die Sprache der Ehrbarkeit ausschlieſst, sondern sucht das Auffallende überall bald unter einer, wenn auch gleich leisen und durchsichtigen Hülle zu verstecken, und bald durch den Anstrich von Scherz und Muthwillen zu mildern. Ueberdies kommt dem Dichter noch die Art, wie er auf diese üppigen Beschreibungen und Scenen geräth, zu Statten. Nie führt er sie geflissentlich herbei, sondern bald gehen sie aus dem Gegenstande, den er behandelt, bald aus dem überwallenden Gefühle seines Herzens hervor, das unmöglich so mächtige Empfindungen in sich verschlieſsen kann. Er ist kein Wollüstling, der darauf ausgeht, auch Andre in sein Netz zu ziehn: er ist ein leichtfertiger Plaudrer, der gern von seinen Freuden erzählt, und gern alle Welt so froh und glücklich sähe, als sich selber." *). Endlich ist dieser Geist der Sinnlichkeit und Ueppigkeit nicht der Charakter aller Gedichte in dieser Sammlung: wohl aber sieht man allenthalben den tändelnden, muntern und witzigen Dichter. Zum Beweise lese man folgendes Triumphlied auf eine eroberte Schöne:

Eilet, eilet, mein Haar zu bekränzen, grünende Lorbeern!
Mein ist die Ehre des Siegs! mein ist Korinna, Triumph!
Sie, die Hüter und Mann und starke Pforten — so viele
Feinde! — beschützten, sie ward listig berückt und erkämpft.
Werth des höchsten Triumphs ist der Sieg, so bald er uns Beute,

*) M. s. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, III, S. 338. Auch die folgende Uebersetzung ist aus dieser gelehrten Abhandlung des H. Prof. Manso entlehnt.

Sei sie auch noch so gering, ohne Wunde verleiht.
Und ich erstürmte mir nicht verächtliche Mauern — ein Mädchen
Schön, wie die Grazien sind, führ' ich gefangen davon.
Als des Priamos Sohn im zehnten Jahr den vereinten
Griechen erlag, wie gering war des Atriden Verdienst!
Nicht so das Meine. Mir hat die Hand kein Krieger geboten,
Und der Eroberung Ruhm theilet kein zweiter mit mir.
Ich, Fahnträger und Herr, Feldherr und Füsser und Reiter,
Flog in den Kampf und errang, was ich zum Ziel mir ersah.
Selbst dem Glücke gebührt kein Theil an der Ehre des Sieges;
Rede du selber für mich, mühsam erstrebter Triumph!
Auch ist der Anlass zum Krieg nicht neu. Um Tyndaros's Tochter
Sah man mit Gräciens Heer Asiens Fluren bedeckt.
Grimmig waffneten sich um ein Weib die Kentauren, und kriegten
Mit den Lapithen bei'm Mahl, während der Becher erklang.
Traurige Fehde begann um ein Weib der Fürst der entflohnen
Teukrer, und tränkte das Land friedlicher Völker mit Blut.
Kaum war Romulus's Stadt erbaut, und verschwägerte Heere
Kämpften grausam bereits über der Tochter Besitz.
Stiere sah ich noch jüngst um die blendende Gattin sich streiten.
Nahe stand sie und gab ihnen Vertrauen und Muth.
Aehnlichen Kampf begann auch ich, und begann ihn mit vielen;
Unglück aber und Mord folgte dem Kämpfer nicht nach.

Zu den anerkannten Vorzügen dieser Gedichte sowohl, als aller Poesien des Ovidius gehört die ausserordentliche Leichtigkeit seines Versbaues und seines ganzen dichterischen Vortrags. Allenthalben bemerkt man, dass ihn die Natur zum Dichter bestimmt hatte. Nirgends verräth sich Feile und Arbeit, und doch ist alles geschmeidig, glatt und eben. Die Worte scheinen sich gleichsam zu Versen zusammengestellt zu haben, so leicht und kunstlos ist die Harmonie der letzteren. Aber

dieses ausnehmende Talent des Dichters, vermöge dessen, wie er selbst von sich sagt, sich alle Worte in Reihe und Glieder ordneten, und zu Versen wurden, verleitete ihn auch zu grofsen Fehlern. Er läfst sich selten durch den zu leichten Flufs der Verse zur Weitschweifigkeit und Plauderhaftigkeit fortziehn, und drehet einen sinnreichen Gedanken oft so lange herum, bis er unter seinen Händen den Geist aufgiebt. Vorzüglich grofs ist seine Redfäligkeit, wenn er vergleicht, oder durch Aehnlichkeiten und Beispiele erläutert. Die ganze Natur, Mythologie und Geschichte mufs dann ihre Schätze vor ihm aufthun, um ihm Stoff zur Erläuterung, Bestätigung und Versinnlichung zu liefern. Noch unleidlicher aber, als jener Fehler, der oft mit der Mine des Ungezwungenen und Tändelnden sogar gefallen kann, ist seine unzeitige Witzelei, seine durch falschen Schimmer blendenden Gedanken, die sich sogar nicht selten in die Sprache der Empfindungen und der Leidenschaft einmischen. Es fehlte ihm zu sehr an jener geübten und lebendigen Urtheilskraft, die uns vor dergleichen Klippen warnt, und sie zu meiden lehrt, und sein Geschmack war nicht durch die Philosophie gereinigt und gebildet genug, um das Wahre vom Scheinbaren, das Aechte vom Schimmernden, die Empfindung von Spitzfindigkeiten unterscheiden zu können. Daher verliert er sich fast immer, indem er einem glänzenden Irrwisch nachjagt, von der Hauptstrafse auf Seitenwege, wird müfsig, wenn er beredt, wird geziert, wenn er tändelnd, wird frostig, wenn er rührend, wird platt, wenn er leichtfertig seyn will. — Diese Fehler tragen selbst seine Klagelieder, oder Elegien aus dem Pontos an sich, so verschieden auch der Inhalt der-

*) Eine Uebersetzung von Ovid's Liedern der Liebe verfertigte E. L. Posselt, Leipz, 1789.

selben von den Büchern der Liebe seyn mag *). Auch sie, aus welchen der tiefgebeugte, hofnunglose Dichter klagt, der die Verbannung von dem glänzenden Rom, dem Sammelplatz aller Vergnügungen, nicht ertragen kann, sind voll von müssigen Beispielen, Bildern und Vergleichungen. Eine Probe von denselben wird den Leser so wohl mit der Manier und dem Inhalt dieser Elegien bekannt machen, als ihm die erstgenannten Fehler vor Augen legen. Wir wählen dazu die Schilderung der letzten Nacht, die der Dichter in Rom zubrachte.

Ruf' ich das traurige Bild der Nacht, in der ich die Mauern
Rom's, und alles in ihm, alles mir Liebe, verliess,
Ruf' ich's von neuem zurück in meine Seele, so quillen
Aus dem Auge sogleich Thränen auf Thränen hervor.
Nahe kam er bereits der Tag, an dem mir die süssen
Heimischen Fluren der Zorn Cäsar's zu meiden gebot.
Hin war Muth und Entschluss, und der Zeit zu beschliessen so wenig.
Lange genossenes Glück lähmet zuletzt den Verstand.
Trostlos in mich gekehrt, vergass ich Gefährten und Sklaven,
Dacht' auf kein Geld für die Flucht, noch an ein Reisegewand.
Also stehet und staunt der Wanderer, der von des Himmels
Blitze getroffen noch lebt, und, dass er lebe, nicht weiss.
Erst, als selber der Schmerz die Wolken der Seele zerstreute,
Und des Lebens Gefühl wiederzukehren begann,
Wandt' ich zum letzten mal mich an den Kreis der Vertrauten,

*) Vermuthlich überraschte Ovidius die Julia, die Enkelin Augustus's, in den Armen eines Sklaven. Durch seine Verschwiegenheit lud er den Zorn des argwöhnischen und auf die Ehre seiner Familie eifersüchtigen Kaisers auf sich, der ihn dann aus Rom verbannte.

Deren ich viele vordem, jetzo nur wenige sah.
Lauter stöhnend, als ich, umfing mich die liebende Gattin,
Und die Thränen des Grams stürzten die Wange herab.
Ach! sie weinte allein! In Lybien weilte die traute
Tochter, und ahnete nicht, was für ein Schicksal mich traf.
Ueberall tönte, wohin ich horchte, Seufzer und Jammer,
Todtenklage, so schien's, füllte das innre Gemach.
Männer und Weiber und Kinder beweinten, als todt mich, und nirgends
War ein Winkel im Haus, wo nicht ein Traurender saſs.
So, wofern es sich ziemt, mit dem Groſsen das Kleine zu messen,
So war Troja's Gestalt, als es den Griechen erlag. —
Und schon schwieg das Geräusch und die Stimme der Menschen und Hunde,
Und den Himmel hinauf lenkte der Mond das Gespann,
Da erhub ich zu ihm und drauf zu der Wohnung des groſsen
Jupiters — ach nur umsonst lag ihm die Meinige nah —
Thränend die Augen und sprach: „Ihr ewig heiligen Sitze,
Welche das Schicksal mir nie wieder zu sehen vergönnt,
Und ihr Schützer der Stadt Quirin's, erhabene Götter,
Seid, ich scheide von euch, seid mir für immer gegrüſst!
Und wiewohl ich zu spät mich eurem Schilde vertraue,
Lindert zum mindsten den Haſs, der den Verbannten verfolgt,
Meldet, wie, und wodurch ich fehlte, dem himmlischen Helden,
Der mit dem Namen von Schuld meine Verirrung bestraft.
Was ihr wisset, erfahre durch euch der zürnende Cäsar,
Elend kann ich nicht seyn, wenn mir der Richter verzeiht.
Also flehte mein Mund, und lauter noch flehte die Gattin,
Doch verschloſs ihr Geseufz öfter der Stimme den Weg.

Knieend warf sie sogar sich mit fliegendem Haar vor die Laren,
Ihren zitternden Mund auf dem erloschenen Heerd,
Und beschwor die erzürnten Penaten mit heissen Gebeten,
Deren keines ihr Ohr für den Geliebten gewann.
Und schon war am Olymp der Wagen weiter gerücket,
Und die schwindende Nacht wehrte mir längern Verzug.
Trauriges Loos! zurück hielt mich die Liebe zur trauten
Heimischen Flur, und zu fliehn mahnte die scheidende Nacht.
Ach! wie sagt' ich so oft zu mir selbst: Was treibt dich zu eilen?
Hast du vergessen, wohin, oder von wannen du fliehst?
Ach! wie wähnt' ich so gern mich selbst betrügend, ich hätte
Mir zum Scheiden bereits meine Stunde gewählt!
Dreimal berührt' ich die Thür und dreimal floh ich, gewarnet,
Einverstanden mit mir weilte gefällig mein Fuss.*)
Bald begann ich ein neues Gespräch, nach den eben gesprochnen
Worten der Trennung, und stand küssend und wurde geküsst.
Bald befahl ich das schon Befohlene wieder, und kehrte
Immer von neuem zum Kreis meiner Geliebten zurück.
Endlich rief ich: „Was eil' ich? Mein Sitz sind Scythiens Wüsten.
Scheiden muss ich von Rom. Beides ermahnt zum Verzug.
Ewig soll ich mein Weib, ich lebend die Lebende, missen,
Ewig missen mein Haus, missen die Pfänder in ihm,
Und die Herzen an mich durch Theseische Treue gebunden,
Euch, ihr Freunde! von mir innig, wie Brüder, geliebt!
Eilt, noch ist es vergönnt, und vielleicht nie wieder, ihr Theuren,
Eilt an mein Herz! Für mich ist jegliche Stunde Gewinn."
Während ich rede und sie mich beweinen, steiget am hohen
Himmel ein furchtbarer Stern, Lucifer, glänzend herauf,

*) Ovidius stiess mit dem Fuss an die Thür. Dies ward sonst für ein übles Vorzeichen von den Römern gehalten.

Und ich reiſse nicht anders mich los, als lieſs ich der Glieder
Eines oder des Leibs gröſsere Hälfte zurück.
Jetzt erhoben die Meinen die laute Klage des Schmerzes,
Und zerrauften ihr Haar, oder zerſchlugen die Bruſt,
Und die Gattin umſchlang des Scheidenden Nacken mit beiden
Aermen und weint' und begann alſo, von Jammer gebeugt:
„Nein, ich laſſe dich nicht; ich verbanne mich mit dir! Zuſammen
Wollen wir ziehen; mit Recht folget die Gattin dem Mann.
Mich auch faſſet dein Weg, auch mich erwartet das ferne
Land der Scythen. Das Schiff ſegelt nicht träger durch mich.
Dir gebietet der Zorn des Cäſar's, von Rom dich zu trennen,
Mir die Treue; ſie ruft lauter, als Cäſar's Gebot."
So verſuchte ſie mich, und hatte vorher mich verſuchet;
Spät nur, und lange bekämpft, gab ſie der Klugheit Gehör.
Jetzo wankt' ich heraus, nein! eine prunkloſe Leiche
Ward ich getragen, um's Haupt wallten die Haare zerſtreut,
Und die Gattin, ſo hab' ich gehört, ſchloſs bleicher, als Buxus,
Ihre Augen, und ſank mitten im Hauſe dahin.
Als ſie wieder erſtand, hat, ſagen die Meinen, die Traute
Staub in die Locken geſtreut, ſich auf dem Boden gewälzt,
Bald ihr Schickſal, und bald die verlaſsnen Laren bejammert,
Und den entriſſenen Mann zärtlich beim Namen genannt;
Hat nicht minder geſeufzt, als würd' ihr vom flammenden Holzſtoſs
Eine Tochter entführt, oder ich ſelber verbrannt,
Und zu ſterben gewünſcht, und, allein aus inniger Liebe
Für den verbannten Gemahl ſich nicht das Leben geraubt.
Ja, ſie lebe, mein Weib, ſie lebe, weil es die Götter
Wollen, und mindre, für mich duldend, mein hartes Geſchick!

17.

Katullus, Tibullus, Propertius.

Weit mehr Nachahmung und Geist der Griechen, vorzüglich der Alexandriner, verrathen die übrigen Elegiker der Römer *). Die Elegien des Katullus, hauptsächlich der Klaggesang auf das Haar der Berenice, sind fast wörtliche Uebersetzung von ähnlichen Gedichten des Kallimachos. Die Nüchternheit der darin vorkommenden Ideen, die gesuchte Zierlichkeit des Ausdrucks und die anspruchsvolle Gelehrsamkeit sind davon Beweise. Zwar haben einige der Katullischen Klagen einen gefälligeren Ton und mehr Anmuth, als jenes elegische Spielwerk: allein indem dieselben den leeren Schwulst zu vermeiden suchen, sinken sie hin und wieder zu matter Prosa herunter, und die Nachlässigkeit, die der Elegie im Ganzen genommen so wohl steht, entartet in Unordnung und Schläfrigkeit. Auch das verzweifelte Mittel, dem kraftlosen Stoffe durch eingewebte Mythen Leben und Mannichfaltigkeit zu ertheilen, hat Katullus dem Kallimachos abgelernt, und der wahren Schönheit seiner Gedichte eben so sehr dadurch geschadet, wie der Alexandriner. Weit mehr Eigenthümlichkeit in Gedanken und Ausdruck hat Tibullus, unstreitig der Erste unter den römischen Elegiendichtern. Die Hauptzüge seines poetischen Charakters sind: ein vorzüglicher Hang zu ruhigen und feierlichen Empfindungen, und eine grosse Hinneigung zum Schwärmerischen und Zärtlichen, welche jedoch zuweilen durch plötzliche lebhafte Aufwallungen unterbrochen wird, die sich aber

*) Am meisten Original ist Tibullus. M. s. über die lateinischen Elegiker die vortreffliche Abhandlung, die sich unter diesem Titel in den Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen III, 1. 2. findet, und deren Verfasser Herr Professor Manso ist.

immer in Ergebung und Duldſamkeit auflöſen. Hiemit verbindet er eine Weichheit, die nicht ſelten Thränen erpreſst, und das Herz verwundet, und eine Schwermuth, die hier uud da in Sehnſucht nach Grab und Tod übergeht. Am ſchönſten gelingen dieſem Vertrauten ſanfter Traurigkeit die ländlichen Gemälde, die ſich nicht durch glänzende Farben, ſondern durch ſtille Ruhe empfehlen. Um einen groſsen Theil ſeines beträchtlichen Vermögens gebracht, ergänzt er das Fehlende durch die ihm eigene Kunſt entbehren zu können *) Rührend iſt ſeine Ehrfurcht gegen die Götter, von deren er alles erwartet, denen er für jede Gabe dankt, deren Einfluſs auf die Verfeinerung und Veredlung des Lebens und der Sitten der Menſchen er mit tiefgefühltem Preiſe verherrlicht. Mit mildem Sinne nimmt er an allen Geſchäften des Landmanns Antheil. Bald ergreift er den ſchweren Karſt mit ſchwachen Händen, bald ſenkt er Reben ein, bald bricht er das Obſt von den unter ihrer Schwere ſeufzenden Zweigen. Allein ungeachtet dieſer frohen Einſamkeit und dieſes Genuſſes ſtiller Freuden im Schooſe des Landlebens, ſchwebt dennoch das Bild der vorhergenoſſenen glänzenden Tage nicht ſelten in zu bezauberndem Lichte vor ſeinem Auge, als daſs es nicht eine ſtille Zähre der Wehmuth in daſſelbe locken ſollte. Dieſe Wehmuth iſt ein Hauptzug im Charakter des Dichters, und da ſich dieſer ſo ganz in ſeinen Liedern ſpiegelt, ſo haben auch alle ſeine Geſänge eine wehmüthige Stimmung. Doch nicht weniger merkbar wirkte die Liebe auf das Herz und die poetiſchen Schwärmereien des holden Sängers.

*) Albius Tibullus ſtarb im J. d. St. 735. Er verlor ſein Vermögen durch die Proſkriptionen. Albii Tibulli Carmina, libri III. cum libro IV. aliorum novis curis caſtigavit Chr. G. Heyne, Lipſiae 1777. in das Deutſche überſetzt von J. F. Degen, Anſpach 1781.

Nur die Liebe konnte ihn in ein sanftes Vergessen seiner Leiden einwiegen, nur sie war das Nepenthe gegen alle schmerzhaften Erinnerungen an der Vergangenheit glänzende Tage. Allein auch sie spielte mehr als einmal die Rolle der Treulosen gegen den verzweifelnden Dichter. Daher erscheint diese Königin der Leidenschaften in seinen Liedern nicht triumphirend, nicht im Rosengewande der Freude, wie in Ovidius's Büchern der Liebe, sondern mit einem Trauerflor über ihren reizenden Antlitz, wehklagend und seufzend. Nie wagt es der furchtsame Sänger, sich ihrer Begünstigungen zu laut zu rühmen, aus Besorgniss, dass sie ihn von neuem verlasse. Und leider hatte er zu dieser Besorgniss nur zu gegründete Ursache. Die Wahl seiner Geliebten war nicht vorsichtig genug. Seine Huldgöttinnen besassen selten das Talent, sein durchaus für Zärtlichkeit gemachtes Herz ganz auszufüllen. Sie waren zu sehr vom Leichtsinn ihres Zeitalters angesteckt, um beständig zu seyn; sie hatten nicht Sinn für die Freuden der Einsamkeit und des Landes, denen der Dichter so viel Geschmack abgewonnen hatte. Kein Wunder, wenn ein düstrer Nebel über alle Liebesgemälde des Tibullus verbreitet ist, wenn Furcht und Hoffnung, Stolz und Sehnsucht, Freude und Betrübniss, Gebete und Verwünschungen, Ruhe und Verzweifelung immer darin abwechseln und unaufhörlich Licht und Schatten bilden. Die Sprache des Dichters ist leicht, natürlich und wahr, und empfiehlt sich, ohne die darauf verwandte Mühe zu verrathen, stets durch Nettigkeit und Schönheit. Nichts ist weniger seine Sorge, als gelehrt zu scheinen, und hinter berühmten Mustern herzuschleichen. Er läfst sein Herz reden, und dieses kennt keine absichtliche Verschönerung. Seine Verse haben zwar nicht jene kunstlose Harmonie und Geschmeidigkeit, wodurch sich Ovidius's Gedichte auszeichnen; dennoch aber fehlt es

ihnen nicht an Gelenkigkeit und Wohlklang. Wenn in einigen der Elegien des Tibullus der Zusammenhang vermifst wird und in andern ziemlich locker ist, so ist diese Unordnung nicht die Schuld des Dichters, sondern eines misgünstigen Schicksals, das über die poetischen Denkmale seines Geistes waltete, und sie nicht hinlänglich gegen Verstümmelungen sicherte. Die folgende schöne Elegie, nach der geschmackvollen Mansoschen Uebersetzung, mag das, was über den dichterischen Charakter des Tibullus gesagt ist, bestätigen. Der Dichter befindet sich bei'm Mahle in Gesellschaft mehrerer Gäste, wo er durch Wein und Fröhlichkeit seine Liebe vergessen will, und singt also:

Komm, Gott des Weines, komm, du Arzt für kranke Herzen!
Bei'm Epheu, der dein Haupt umschlingt, beschwör' ich dich;
Komm, holder Bacchus, komm, und lindre meine Schmerzen!
Du bist's, dem öfter schon Cytherens Liebling wich.
Auf Knaben, auf! und bringt den Wein von Kales Hügeln,
Und füllet sonder Rast den harrenden Pokal!
Euch Sorgen, und dich, Gram! geb' ich des Sturmwinds Flügeln;
Mir glänzt an diesem Tag' ein neuer Hoffnungsstral.
Ihr, deren heitern Sinn kein Unmuth noch entweihet,
Verherrlichet mit mir, ihr Freunde, Liber's Macht!
Wer diesen Kampf mit ihm sich zu beginnen scheuet,
Den täusche durch Betrug sein Mädchen um die Nacht!
Wahr ist es, Cypripor zermalmt den Trotz des Kriegers,
Und lehrte Jovens Sohn der Schönheit dienstbar seyn:
Wahr ist's, er zähmt am Phrat den Ungestüm des Tigers,
Und flößet Löwen selbst Gefühl und Sanftmuth ein:
Dies alles, und noch mehr, kann er; allein im Becher
Wohnt, glaubt mir, eine Kraft, die Amors Kraft bezwingt.

Weiht euch Lyäens Dienst! Er schützt den trunknen Zecher,
Und lächelt jedem zu, der seinen Thyrsus schwingt.
Schon droht den Nüchternen der Feuerblick des Gottes;
Es trinke, wer von euch Lyäus's Strafe scheut!
Durch ihn ward einst Lykurg ein Opfer seines Spottes:
Weh euch, wenn euer Stolz des Rächers Zorn erneut!
Doch nein! versöhnt mit uns lebt Bacchus. Dir, Neäre,
Dir folge seine Wuth, wohin du wandelst, nach! —
Was wünsch' ich? Winde gebt, gebt meinen Fluch dem Meere,
Ihr Fittige des Sturms, verwehet, was ich sprach;
Sie ende, mehrt sie gleich der Leiden bittre Schale
Durch Kaltsinn und Verrath, in Frieden ihren Lauf! —
Indessen schwelgen wir am reichbesetzten Mahle,
Nach trüben Tagen geht auch uns ein Festtag auf —
Weh mir, es ist so schwer, sich selber zu betrügen,
So schwer, Gram in der Brust, ein freundliches Gesicht,
Zu heucheln, und, Verdruss im Herzen, Ruh zu lügen,
Und doch verträgt der Schmerz sich mit Lyäen nicht. —
Wie Theseus grausam einst der Treue Pflicht verkannte,
Und sie, die unbesorgt sein Herz an ihn verlor,
An Naxos Strand verliess, und seine Segel wandte,
Sang, holde Schönen, euch Verona's Dichter vor.
Jetzt soll mein warnend Lied, ihr Trinker, euch belehren,
Herzu! der Weise wird durch fremdes Unglück klug!
Lasst in der Mädchen Arm euch nicht zu schnell bethören,
Und fürchtet, wenn ihr Mund verräthrisch lockt, Betrug!
Verschliesset euer Ohr vor ihren süssen Schwüren,
Schwört gleich die Schlaue selbst bei ihrer Augen Licht,
Sie weiss von Treue nichts; dienstbare Weste führen
Den leichten Schwur davon, und Amor rächt ihn nicht. —
Ich Thor! Was klagt mein Mund? Will ich die Mädchen zwingen:
Hinweg mit diesem Ernst; hier sieget Lieb' allein!

O dürft' ich doch mit ihr den langen Tag verbringen!
O dürft' ich doch mit ihr der langen Nacht mich freun! —
Treulose, die so ganz nach Willkühr hasst und liebet,
Du schenkest deine Gunst dem, der sie nicht begehrt,
Und kränkst durch Stolz ein Herz, das sich um dich betrübet;
Treulose, ach! und doch so lieb mir, und so werth! —
Was säumt ihr Knaben? Auf! gern paart mit den Najaden
Lyäus sich; vermischt mit ihrem Nass den Wein!
Was soll mein Auge sich umsonst in Thränen baden,
Und meine Brust um sie dem Gram sich ewig weihn?
Sie schmück' ein andres Mahl mit ihrem Reiz, sie spare
Sich Fremden auf! Getrost lass ich die Stolze fliehn! —
Auf Knaben, stärkern Wein und Salben für die Haare,
Und einen frischen Kranz aus Rosen und Jasmin!

Gleich vortreflich sind die den Elegien des Tibullus angehängten elegischen Lieder zweier Liebenden, der Sulpicia und des Cerinthus. *) Die Empfindung darin ist, wo möglich, noch zarter und inniger, die Erfindung einfacher, und die Nachlässigkeit noch angenehmer. Aus allen athmet der Geist der Feinheit und Anmuth, die Liebe trägt hier das Gewand der höchsten Sittsamkeit, und ist ruhiger und stiller. Ausser den beiden Liebenden scheint noch ein dritter an diesen reizenden Liedern Antheil gehabt zu haben. Nicht so leicht, natürlich und kunstlos sind die Elegien des Propertius. **) Bei den vielen Schönheiten, wodurch sie sich auszeichnen,

*) Diese füllen das vierte Buch der unter Tibullus's Namen bekannten Elegiensammlung.

**) Sextus Aurelius Propertius ward im J. d. St. 695, 58 vor Chr. geboren. S. A. Propertii Carmina varietate lectionis et perpetua annotatione illustrata a F. G. Barth. Vierzehn Elegien aus dem Propertius von Degen, 1784.

nen, verrathen sie doch gar zu sehr das Studium des durch Künstlichkeit und affektirte Gelehrsamkeit verrufenen Kallimachos. Nach dem Verluste eines grofsen Theils seines Vermögens während des dritten Triumvirats suchte auch Propertius Entschädigung im Schoofse der Liebe. Cynthia, eine vornehme und gebildete Römerin, besafs sein ganzes kurzes Leben hindurch mit seinem Herzen auch seine Leier. Die Elegien dieses Dichters sind der Spiegel seiner jedesmaligen Gesinnungen und Gefühle. Aus ihnen sehen wir, dafs auch er nicht selten das Spiel der Laune und Wankelmuth seines Mädchens war. Wenn er dieses mit dem Tibullus gemein hatte, so war er in vielen andern Stücken doch wieder sehr von ihm verschieden. Propertius hing nicht mit so festen Banden an der Welt als Tibullus, der sich nicht selten mitten im Genufs der ländlichen Freuden nach ihr zurücksehnte. Wie gleichgültig er seiner Güter entbehrte, zeigt der Ton und der Inhalt seiner Lieder. Seine Cynthia galt ihm mehr, als Alles: dennoch war seine Liebe weder so überzärtlich als die Leidenschaft des Tibullus, noch so flatterhaft als der verliebte Leichtsinn des Ovidius. Erfuhr er den Wankelmuth seines Mädchens, so vergalt er Gleiches mit Gleichem, statt dafs Tibullus sich mit Klagen tröstete und in Drohungen seine Rache suchte. Der Letztere liebte geistiger, der Erstere sinnlicher; daher sind auch die Liebesgemälde des Propertius üppiger, nackter und verführender, daher verweilt sein Pinsel bei gewissen Gegenständen mit Vergnügen, worauf der keuschere Tibullus nur einen flüchtigen Blick wirft. Ueberhaupt neigt sich Propertius's Muse weniger zu dem Schwärmerischen und Affektvollen, als die Muse seines Nebenbuhlers um den elegischen Lorbeer. Der Gang seiner Empfindungen ist ruhiger, gemäfsigter, methodischer. „Er zeigt sich gewöhnlich nur gerührt, wo Tibullus tief erschüttert ist; er seufzt ge-

wöhnlich nur, wenn dieser schon in Thränen zerschmilzt; er stimmt die Seele zum Mitleid, wenn dieser sie mit Schmerzen erfüllt. Jenes Schmachten und Sehnen, das wir in den Gedichten des Tibullus finden, jenes Hingeben in den Willen des Schicksals und des Mädchens, jene feierliche Schwermuth, die allen Gegenständen ein anderes Licht leiht, ist dem Propertius nicht eigen. Seine Unzufriedenheit mit dem Verhängnifs ist stürmischer; sein Unwille über die treulose Geliebte lebhafter, seine Niedergeschlagenheit weniger melancholisch. Noch ein andrer Unterschied zwischen beiden Dichtern besteht darin, dafs Tibullus zu sehr mit den Empfindungen der Liebe beschäftigt ist, um noch für andre Vorstellungen in seinem Herze Raum zu besitzen. Propertius hingegen schweift nicht selten aus dem Ton der Gefühle in den Ton des Lehrgedichts über. Bald straft er die Habsucht, welche die Menschen vermochte, das Meer zu befahren; bald eifert er gegen die Prachtliebe und Verschwendung des Frauenzimmers; bald macht er auf die Nichtigkeit alles menschlichen Glanzes aufmerksam. Vortreflich ist seine Lobrede auf weibliche Tugend und innern Adel, welche die Ausleger nicht mit Unrecht die Königin der Elegieen nannten. Ein Theil seiner Gedichte ist sogar episch und enthält Erzählungen aus der römischen Fabelwelt. Fast das ganze vierte Buch seiner Poesien ist mit dergleichen Erzählungen angefüllt, so wie das dritte mehrere didaktische Gedichte enthält. Welche Muster sich Propertius in seinen Elegieen wählte, sagt er selber; und wenn er es auch verschwiege, so würden seine Arbeiten es schon verrathen. Nicht nur viele seiner Wortfügungen, Redensarten und Verbindungen sind griechisch, sondern sogar die Beugungen mancher Wörter sind der griechischen Sprache nachgebildet. Dabei läfst er sich nicht selten durch seine Belesenheit von seinem Vorsatze abführen und ver-

leiten, seine Liebe in den Hintergrund zu stellen. Oft ketten sich Mythen an Mythen, Beispiele an Beispiele, und unterbrechen den Lauf der Empfindung. Dennoch widersteht er diesem Fehler weit kräftiger, als sein griechisches Vorbild. Um auch von dem Geiste der Muse des Propertius eine Probe zu geben, wählen wir die Elegie des Dichters an sein Mädchen, als sie sich in dem verführerischen Baja aufhielt.

Denkst du zuweilen noch in Baja's Lustgefilden,
Die Meisterin Natur vor Tausenden ersah,
Zu lehren, was ihr Fleiss zu schaffen und zu bilden
Vermöchte, denkst du dort an mich noch, Cynthia?
Empfindest du noch jetzt, was meine Brust empfindet?
Umschwebt dich noch mein Bild zur Zeit der stillen Nacht?
Wie? oder hat vielleicht dich fremde Lust entzündet,
Und unwerth meines Lieds auf immer dich gemacht?
Ach! lieber wüsst' ich dich auf unbesuchtem Pfade,
Von keines Neiders Blick bewundert und belauscht,
Viel lieber, Traute! dich am einsamen Gestade,
Das der verlassene Lukrinersee umrauscht,
Als hier, wo du vielleicht der nahen Schäferstunde
Am stillen Ufer harrst und neuer Freuden denkst,
Ach! oder zeugenfrei an eines Fremdlings Munde,
Vergessend unsres Schwurs, und unsrer Götter, hängst.
Zwar hab' ich noch von dir nichts Kränkendes vernommen,
Zwar schweigt der Ruf: allein, was fürchtet Liebe nicht?
Verzeihe, Cynthia, wenn dieses Herz beklommen,
Und ahnend schreibt. Es ist die Furcht, die aus mir spricht.
Was bin ich ohne dich, und ohne deine Liebe?
Mein Glück ist dein Geschenk, mein Leben dir geweiht.
Wenn ich, du Holde! bald mich freue, bald betrübe,
So gilt mein Frohsinn dir, wie meine Traurigkeit.

Fleuch, traute Cynthia! fleuch die verhaſste Küſte;
Preis giebſt du deinen Ruf, und untergräbſt mein Glück.
So manche Tugend ward dort ſchon ein Raub der Lüſte.
O kehre rein und keuſch in meinen Arm zurück.

Unter den übrigen römiſchen Elegikern zeichneten ſich beſonders Kornelius Gallus und Pedo Albinovanus aus. Allein die unter dem Namen des Erſteren noch übrigen elegiſchen Gedichte gehören erſt in das fünfte Jahrhundert: ſie ſind zu elend, als daſs ſie in den blühenden Zeiten der römiſchen Dichtkunſt entſtanden ſeyn konnten. Dem Albinovanus legt man, aber ohne zureichende Gründe, drei Elegieen bei, wovon die an die Livia über den Tod des Druſus ein treffliches faſt in jeder Hinſicht vollendetes Gedicht iſt.*) Die Klage auf den Tod des Mäcenas, und die letzten Worte deſſelben ſind nach aller Wahrſcheinlichkeit untergeſchoben. Von den als Elegiendichter genannten Aruntius Stella, Luſtrikus Brutianus, Paſſienus Paullus, Kornelius Maximianus, wiſſen wir ſo viel als gar nichts.

5. Das Idyll.

18.

Virgilius, Julius, Kalpurnius, Nemeſianus.

Auch in der Schäferpoeſie wählte ſich der Römer die Griechen zu Muſtern. Die Bukolien des Virgilius, welche die unterſte Stelle unter ſeinen Gedichten einnehmen, ſind ganz nach den Schäfergedichten des

*) Albinovanus war ein Zeitgenoſs des Ovidius. Albinovani elegias tres et fragmenta adnotat. crit. et indice illuſtravit I. C. Bremer. Helmſtad. 1774. Eine andre Ausgabe erſchien zu Leipzig 1784.

Theokritos gearbeitet. *) Nur fand der Römer es rathsam, in seine Gemälde der Hirtenwelt eine grössere, seinem Zeitalter angemessene, Verfeinerung zu bringen. Dass er hierin aber nicht selten die Gränzen überschreitet, sieht man bei'm ersten Anblick. Die Hirten des Virgilius sind nicht mehr Hirten, oder wenn sie es auch sind, so sind sie nicht von der Art, um im Idyll erscheinen zu können. Sie sind viel zu sehr in die Angelegenheiten, Beschwerden und Leiden der bürgerlichen Gesellschaft verflochten; sie bringen uns die Fesseln, Pflichten und Laster der grossen Städte viel zu sehr in den Sinn; sie sprechen und handeln zu wenig als Kinder der Natur und der ländlichen Natur, als dass sie im Stande wären, unsre Forderungen zu befriedigen. Ganz anders sind die Hirten des Theokritos, von denen noch alle Kunst und alle Einwirkung der grossen Welt auf Geist und Sitten entfernt ist. Uebrigens finden wir auch hier Beweise von den dichterischen Talenten des Virgilius: allein Beweise, wie sie ein Jüngling zu geben vermag, dessen Fähigkeiten so eben erst anfangen, sich zur Blühte zu entfalten. Die Bilder sind angenehm und gewählt, die Empfindung sanft und zärtlich, der Ausdruck natürlich, die Verse fliessend und wohlklingend. Dies versöhnt uns gewissermassen mit den Schäfern, welche Hofsprache reden und dem Fürsten, wie ein Höfling, schmeicheln. Am füglichsten theilt man die Idyllen des Virgilius mit Heyne in drei Klassen, in solche, die den Namen der Schäfergedichte, oder Bukolien, im eigentlichen Sinn verdienen und ländliche Sitten, bei unschuldiger Lebensart, schildern; in Darstellungen des goldenen Zeitalters mit seinen Göttern, Helden und Menschen, und in andre, welche Vorfälle der damaligen Welt in die Schäferwelt

*) Eine meisterhafte Uebersetzung der sämtlichen Schäfergedichte des Virgilius lieferte Voss mit Erläuterungen 1798.

verſetzen. Zu der letzteren Art gehört das erſte Idyll, das wir, um von der zu groſsen Verfeinerung der Hirten des Virgilius, ſo wie von ſeiner ganzen Manier, ein Beiſpiel zu geben, hieher ſetzen:

Meliböus.

Tityrus, du, geſtreckt in des Buchbaums weiter Umwölbung,
Sinnſt mit Waldgeſange den ſchwachen Halm zu begeiſtern.
Wir, aus dem Vaterland' und den lieblichen Fluren verbannet,
Fliehen das Vaterland! Du Tityrus läſſig im Schatten
Lehrſt vom Reiz Amaryllis's umher erſchallen die Wälder.

Tityrus.

O Meliböus, ein Gott hat dieſe Ruh uns gewähret.
Denn forthin iſt jener ein Gott mir! Seinen Altar ſoll
Oft ein jugendlich Lamm aus unſerer Hürde beſprengen!
Er hat meinen Küh'n, wie du ſchauſt, zu irren, mir ſelber,
Was ich wollte zu ſpielen auf ländlichem Rohre, verſtattet.

Meliböus.

Nicht miſsgönn' ich es dir; nur wundert's mich. Solch ein Getümmel
Tobt ja weit auf den Aeckern umher! Schau, ſelber voll Kummers,
Treib' ich die Ziegen hinweg; kaum, Tityrus, führ' ich die Eine;
Dort im Haſelgeſträuche verlieſs ſie Zwillinge eben,
Ach! die Hoffnung der Trift, die auf harter Klippe ſie ausrang.
Oft hat uns dies Uebel, wenn nicht das Herz ſo verkehrt war,
Wetterſchlag, ich erinnre mich wohl, in die Eichen, verkündigt!
Aber indeſs der Gott, o Tityrus, ſage, wer iſt er?

Tityrus.

Jene Stadt, man nennet ſie Rom, Meliböus, die wähnt' ich
Thörichter gleich der unſrigen hier, zu welcher wir Hirten

Zarte Kinder der Schafe hinabzutreiben gewohnt sind.
So sind Hunden die Hündelein gleich, so Ziegen die Böcklein,
Dacht' ich mir; so pflegt' ich mit Kleinem Großes zu messen.
Doch so weit hob jene das Haupt vor den anderen Städten,
Als vor dem zähen Gesproß des Schlingebaums die Cypresse.

Meliböus.

Und was war so wichtig, das Rom zu sehen dich reizte?

Tityrus.

Freiheit war's, die dennoch auch spät auf den Schwächeren hersah,
Als schon weißeres Haar mir sank vom geschorenen Barte,
Dennoch zuletzt hersah, und nach daurender Weile sich einfand:
Seit mich schon Amaryllis beherrscht, Galatea hinwegschied.
Denn ich will es gestehn, als mich Galatea beherrschte,
War nicht Hoffnung, der Freiheit zu nahn, noch Sorge für Eignes,
Wenn auch häufig aus meinem Geheg ein Opfer hervorging,
Noch so fett für die danklose Stadt der Käse gepreßt ward;
Nie ist schwer von Golde die Hand mir nach Hause gekehret.

Meliböus.

Wundert' ich doch, wie traurig den Göttern du riefst, Amaryllis;
Und wem hangen das Obst an seinem Baume du ließest.
Tityrus fehlete hier. Selbst Tityrus deine Pinjolen
Riefen dir, selbst die Quellen, und selbst die Bäume voll Weines?

Tityrus.

Was zu thun? Ich konnte ja nicht aus der Knechtschaft herausgehn,
Noch wo sonst erkennen so gegenwärtige Götter.
Dort hab' ich jenen Jüngling gesehn, Meliböus, dem jährlich
An zwölf festlichen Tagen bei uns der Opferaltar dampft.

Dort ertheilte zuerst mir Forschenden jener die Antwort:
„Weidet, wie sonst, die Rinder, ihr Bursch', und erziehet euch
Farren."

Meliböus.

O glückseliger Greis, so bleiben dir deine Gefilde?
Groſs genug auch für dich! wiewohl rings nacktes Gestein ist,
Und mit schlammiger Binse der Sumpf die Triften bedecket.
Nicht ungewohntere Weide versucht die schwächlichen Mütter,
Noch verletzt heimtückisch die Seuche benachbartes Viehes.
O glückseliger Greis, hier zwischen vertraulichen Bächen,
Und an heiligen Quellen erfrischt dich schattige Kühlung!
Dort der Zaun, der hinab an benachbarter Gränze des Feldes
Stets Hybläische Bienen in Weidenblühte bewirthet,
Tönt mit leisem Gesumse dich oft in gemächlichen Schlummer;
Hier am hangenden Fels singt hoch der scherende Winzer;
Während indeſs dein Liebling, die heisere Taube des Waldes,
Rastlos girrt, und die Turtel vom luftigen Wipfel der Ulme.

Tityrus.

Eher demnach wird weiden der flüchtige Hirsch in dem Aether,
Und das fliehende Meer auf dem Trocknen lassen die Fische;
Eher wird ausheimisch, nach umgewechselten Gränzen,
Trinken der Parther des Araris Flut, der Germane den Tigris:
Als daſs je sein Antlitz aus unserem Herzen erlösche!

Meliböus.

Doch wir wandern hinweg, ein Theil zu den durstenden
Afern,
Andere Scythien zu, und dem leimigen Sturz des Oaxes,
Ja zu dem fernentlegnen Britannier, auſser dem Weltkreis!
Werd' ich je das Gefild, ach! künftig einmal, wo ich aufwuchs,
Und der ärmlichen Hütte mit Rasen bekleideten Gipfel,
Künftig die wenigen Aehren, mein Reich! anstaunend erblicken?

Diese so fleissige Brache besetzt der frevelnde Krieger?
Diese Saat der Barbar? Wohin, ach! leitete Zwietracht
Unser zerrüttetes Volk! Ach! wem bepflanzten wir Aecker?
Jetzt, Meliböus! die Birnen gepfropft! jetzt Reben geordnet!
Geht, mein klägliches Vieh, so beglückt einst! gehet ihr Ziegen!
Nimmer werd ich hinfort, in umlaubeter Grotte gelagert,
Fernhin schweben euch sehn an buschichter Jähe des Felsens:
Nimmer ertönt mein Gesang; nie schwärmt ihr fröhlich des Pflegers,
Blühenden Cytisus euch, und bittere Weiden, zu rupfen.

Tityrus.

Diese Nacht doch könntest du wohl hier neben mir ausruhn,
Auf grünlaubiger Streu. Wir haben dir zeitige Baumfrucht,
Milde Kastanien auch, und gepresste Milch zur Genüge.
Schon auch steigt in der Ferne der Rauch aus ländlichen Giebeln;
Und von den Höhn des Gebirgs erstrecken sich grössere Schatten.

Unter den Gedichten, welche man dem Virgilius muthmasslich beilegt, befindet sich ein sehr natürliches und treffendes Gemälde einer häuslichen Scene aus dem Landleben, die mit den Vossischen Idyllen sehr viel Aehnlichkeit hat. Simulus, ein thätiger Landmann, bereitet sich, nachdem er das Lager verlassen hat, seine Nahrung auf den Tag, der noch nicht einmal anbricht. Als ein aufmerksamer Beobachter der Landleute verfolgt ihn der Dichter dabei Schritt für Schritt, und schildert alles, was jener vornimmt, auf das anschaulichste und unterhaltendste. Wir können nicht umhin, wenigstens einige Stellen aus diesem äusserst malerischen Gedichte, das Voss unter dem Titel: das Moesergericht übersetzt hat, anzuführen, um dadurch nach dem Ganzen begierig zu machen. *) Nachdem Simulus noch

*) M. s. den Vossischen Musenalmanach vom Jahr 1792. S. 24.

vor Tagesanbruch sich nach manchem Stofse zum Heerde gefühlt hat, erzählt der Dichter weiter:

Nur ein Restchen des Rauchs entstieg dem verglimmenden Löschbrand,
Und in umzogener Asch' erstarb matt leuchtend die Kohle.
Jener nun beugt vorwärts mit gesenkter Stirne das Lämpchen,
Rückt hervor mit der Nadel den Tocht des trockenen Hanfes,
Bläst mit häufigem Hauch, und erweckt das schlummernde Feuer.
Endlich der hellaufleuchtenden Flamm' entweichen die Schatten.
Jetzt mit schirmender Hand bedeckt er das Licht vor der Zugluft,
Oeffnet sich dann, vorschauend, die schliessende Pforte der Kammer.

Hier holt' er sich Getraide, geht dann zur Mühle, mahlt es, säubert das Mehl von der Kleie und ruft der Magd, die uns der Dichter auf das lebhafteste vor die Augen stellt, um den Heerd mit brennenden Scheiten zu belegen. Hierauf legt er das Mehl auf geglätteter Tafel sorgsam hin,

Und beströmt's mit laulicher Welle;
Mischt dann in eins und knetet den Quell und die Bluhme des Mehles;
Kehrt das Gehärtete quer mit der Hand und sprenget die Häuflein
Oft mit geläutertem Salz. Den zähe gequollenen Teig nun
Drückt er glatt mit den Händen zur eigenen Rünď ihn erweiternd,
Zeichnet ihn dann einprägend das gleichabstehende Viereck.
Diese nun trägt er zum Heerd, wo Cybale sauber den Ort ihm
Abgestäubt, deckt über die Stülp', und umhäuft sie mit Gluten.

Nachdem er auf diese Art das Brod bereitet hat, so sorgt er auch für Zukost. Sein Fleischwirm ist nicht reich-

lich versehn; darum geht er in den Garten, um aus diesem etwas herbei zu holen.

Hier war Kohl, hier muthig die Aerm' ausstreckender Mangold,
Hier weitwuchernder Ampfer und heilsame Malven und Alant;
Hier die süssliche Möhr' und buschigte Häupter des Lauches;
Hier auch grünt' einschläfernder Mohn mit kalter Betäubung,
Auch der Salat, der labend die edleren Schmäuse beschliesset:
Häufig auch sprosst' umher mit schwellenden Wurzeln der Rettich,
Und schwer hing an der Ranke mit breitem Bauche der Kürbis.

Allein dies Gemüse zog Simulus nicht blos für sich, sondern das meiste bracht' er zu Markte. Ihm gnügte Kresse, Schnittlauch und dergleichen.

Jetzt auch solcher Gesinnungen voll, betrat er den Garten.
Aber zuerst, da er leise das Land mit dem Finger gelockert,
Zieht er heraus vier Stangen mit vielfachen Knollen des Knoblauchs;
Drauf des Eppiches zartes Gesprofs, und die starrende Raute
Rupfet er, samt Koriander, an harigen Dolden erzitternd.
Dies nun trägt er hinein und setzt an's fröhliche Feuer,
Fordert darauf von der Magd mit lauter Stimme den Mörser.
Jegliches Haupt entblösst er von oft umwundener Rinde,
Und, wie die oberen Häute er abzieht, streut er verachtend
Rings auf die Erde sie hin, und bewahrt auf Grase die Knollen,
Wirft sie dann abgespült in des Steins gehölete Ründung.
Körniges Salz nun streut er; auch hart vom zerfressenem Salze
Kommt ein Käse dazu und drauf die gesammelte Kräuter.

Hierauf wird dies alles durch einander gestampft, mit Oel und Essig vermischt und zu einer ballenden Kugel gedrückt. Nachdem nun die Magd auch das Brod aus der Asche gescharrt hat, und nun alles zur Nahrung auf den beginnenden Tag bereitet ist, so spannt Simulus die willigen Stiere in's Joch, lenkt hinaus auf den Acker

und beginnt sein Tagewerk. Dies Gedicht, für dessen Verfasser man den Septimius Serenus hält, ist gewiss mehr werth, als eine ganze Sammlung mittelmäfsiger Idyllen. Daher wird man auch das längere Verweilen bei demselben nicht für Zeitverlust erklären *). Von den übrigen Bukolikern der Römer sind Kalpurnius und Nemesianus die vorzüglichsten. Dem Ersteren werden gewöhnlich sieben Eklogen beigelegt. Virgilius ist sein Muster, dem er jedoch in Absicht der Fehler näher kommt, als der Tugenden. Denn was ist wohl weniger schäfermäfsig, als wenn Hirten den Glanz der Stadt, des Hofs und der Schauspiele bewundern? Jedoch sind nicht alle Idyllen dieses Dichters gleich fehlerhaft; in mehreren derselben sind die Gemälde ländlicher, natürlicher, und dem Theokritos genauer nachgebildet, als die Schilderungen des Virgilius. Allein die Sprache ist weitschweifig, hart und oft schwülstig. In den Bukolien des Olympius Nemesianus ist die Nachahmung des Virgilius nicht zu verkennen; allein sie ist eine freie und geschmackvolle Nachahmung. Auch hat sein Ausdruck in Hinsicht auf sein Zeitalter das Verdienst der Natürlichkeit. Von einigen Kritikern werden seine Idyllen dem Kalpurnius beigelegt **).

*) A. Septimius Serenus lebte gegen das Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus. Er verfertigte Schilderungen aus dem Landleben, wohin auch das angeführte Gedicht gehört. Man findet es im vierten Bande des Heynischen Virgil und in Wernsdorf's Poet. lat. minor.

**) Kalpurnius lebte um 286 nach Christus. Man findet seine Arbeiten in Wernsdorf's Sammlung. Ausonius war sein Zeitgenoss.

6. Die Satyre.

19.

Ennius, *Pakuvius*, *Lucilius*.

Schon die Griechen kannten nicht nur die Satyre überhaupt, sondern auch alle Formen derselben. Sie hatten lyrische, dramatische und didaktische Satyriker. Die didaktischen Satyren nannte man Sillen. Der Inhalt dieser Sillen war hauptsächlich, wie die erhaltenen Bruchstücke beweisen, gegen Philosophen und philosophirende Dichter gerichtet, und dazu bestimmt, gewisse Afterlehren und praktische Irrthümer auszuziehen. Mit ihnen hatten die römischen Satyren, die gleichfalls didaktisch waren, Aehnlichkeit. Allein ihr Gebiet war nicht so enge beschränkt, sie züchtigten nicht blos Gelehrte; sondern die ganze Welt, so fern sie es verdiente, war ihrer Züchtigung ausgesetzt. Ihrem Namen nach ist sie ein Gedicht vermischten Inhalts *). Sehr richtig nennt Horatius seine Satyren Sermonen; das heisst moralische Diskurse im Gesellschaftston geschrieben und an keine bestimmte Person gerichtet. Zu den Gegenständen dieser Diskurse gehörten vorzüglich sittliche Unvollkommenheiten, Thorheiten, Albernheiten. So wie man aber im geselligen Kreise nicht immer einerlei Faden der Unterredung verfolgt, sondern von einem Gegenstande zu dem andern überspringt, so herrschte auch in der Satyre des Ennius,

*) Man leitet den Namen ab von Poesis satura. Hierunter versteht man ein Gedicht vermischten Inhalts. Die Mischspiele nannte man Saturas, weil ihnen kein einfaches Süjet zum Grunde lag, sondern weil hier allerlei Possen durch einander gemischt waren. Ennius gab seinen Satyren diesen Namen, theils weil sie sich, wie Diskurse, ohne bestimmten Plan, über allerlei Gegenstände verbreiteten, theils weil darin allerlei Versarten durch einander lagen.

Lucilius und Horatius nicht ein so genauer Zusammenhang, wie in den übrigen Dichtarten. Ja, man erlaubte sich darin absichtlich gewisse Nachlässigkeiten, um den Gesellschaftston desto besser wiederzugeben. Erst Juvenalis und Persius machten die Züchtigung der Thorheiten und Laster zum Hauptgeschäft der Satyre, und gaben ihr dadurch einen etwas andern Charakter, als sie im Anfange hatte. Nun unterschied sich dieselbe noch mehr von den griechischen Sillen, deren Absicht blos dahin ging, gewisse Meinungen und Behauptungen der Dichter und Philosophen dem Gelächter und Spotte preiszugeben. Juvenalis und Persius dagegen suchten Weisheit und Edelsinn zu verbreiten, und vielleicht war dieser Zweck auch schon dem Ennius nicht ganz fremd. Horatius zum wenigsten war zu sehr Menschenfreund, als dafs ihm nicht jede Gelegenheit willkommen gewesen wäre, den Samen des Guten auszustreuen. Gewifs war daher schon ihm das Lächerliche mehr Mittel, als Zweck. Ja, selbst vom Lucilius versichert uns der Venusinische Dichter, dafs er jeden Schalk in seiner Blöfse dargestellt habe, und nur der Tugend und ihren Verehrern ein gütiger Freund gewesen sei. Wenn es nun, um Erfinder einer Dichtart zu seyn, schon genug ist, ihr einen Namen gegeben, ihr Gebiet erweitert und ihr eine veränderte Absicht untergelegt zu haben; so sind die Römer Erfinder der didaktischen Satyre. Uebrigens ist das Wesen der Satyre so alt, als die Menschheit: denn es ist dem menschlichen Herzen zu eigen, sich über Andrer Thorheiten und Lächerlichkeiten lustig zu machen, dafs es ein Wunder gewesen wäre, wenn sich dieser Hang nicht schon in der Kindheit des menschlichen Geschlechts geäufsert hätte. Allein, um bei dem Spotte zugleich auch eine wohlthätige Absicht vor Augen zu haben, dazu mufs die Menschheit erst zu mehrerem Verstande reifen. —

Vom Charakter der Satyren des Ennius wissen wir nichts weiter, als dafs er mehrere Versarten darin zu verbinden pflegte, und dafs sie sich in einem so rohen Zeitalter weder durch Sprache noch Feinheit empfehlen konnten. Auch über Pakuvius's Satyren ist ein nächtliches Dunkel verbreitet. Selbst von Lucilius's dreifsig Büchern satyrischer Gedichte haben sich blos einzelne Stellen erhalten. Das erste Verdienst dieses Dichters um die Satyre bestand darin, dafs er ein einförmiges mit sich selber übereinstimmendes Sylbenmaafs, den Hexameter, einführte, ohne jedoch demselben vorzügliche Ründung und Geschmeidigkeit zu geben. Dabei spottete er auf eine feinere und witzigere Weise und war gefeilter, als Ennius *). Sein Vorbild war die alte Komödie der Griechen. Wie diese, rügte er jede Thorheit, jedes Verbrechen, doch dergestalt, dafs er seine Angriffe nicht so wohl auf das Laster im Allgemeinen, als auf die Personen richtete, welche sich durch dasselbe schändeten. Lucilius's Satyre war daher eine persönliche, und dazu thaten ihm die Zeiten der freien Republik allen Vorschub. Selbst die angesehensten Männer Roms, ein Konsul Opimius, ein Cäcilius Metellus, der Bezwinger der Makedonier und Achäer, und Andre, bluteten unter seiner Geifsel. Ernst und Spott, nachdrückliche Warnungen und schmerzende Sticheleien, vereinigten sich, des Dichters Absicht zu erfüllen. Allein leider! arbeitete Lucilius viel zu flüchtig, um seinen Versen Weichheit und Geschmeidigkeit geben zu können. Aufserdem strotzten sie von Auswüchsen und eingemischten griechischen Versen. Selbst die noch erhaltenen Bruchstücke seiner Satyren zeigen, dafs niemand sorgloser in der Wahl der Ausdrücke, niemand gleichgültiger gegen den Bau der Rede, niemand unbeküm-

*) M. s. die scharfsinnige Abhandlung über die römischen Satyriker in den Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen IV, 2.

merter um die Ründung des Sylbenmaafses und um die Reinigkeit der Sprache feyn kann, als Lucilius war. Wenn ihn die Römer nun gleichwohl felbft im goldenen Zeitalter ihrer Poefie noch mit Vergnügen lafen, fo gefchah dies theils aus Vorliebe gegen das Alterthum, theils wegen der ihm eigenthümlichen Laune und Drolligkeit, theils wegen der Kraft und Freimüthigkeit feiner Sprache, die man nach dem Verluft der Freiheit doch noch mit Vergnügen hörte, um fich dabei in jene Zeiten der Ungezwungenheit hinüber zu träumen.

20.

Horatius, Juvenalis, Perfius.

Als Horatius auf dem Schauplatze der grofsen Welt auftrat, war der Geift der Zeiten ganz ein andrer, als während der Periode feines Vorgängers, des Lucilius. Die Freiheit war zu Grabe getragen und die Freimüthigkeit, fonft ein Hauptzug im Charakter des Römers, in höfifche Feinheit und Gefchmeidigkeit entartet. *) Daher konnte Horatius nicht öffentlich, wie fein Vorgänger, die Lauge der Satyre auf Grofse und Geringe herabfchütten; daher durft' er die Gegenftände feines Unwillens nicht namentlich ftrafen; daher mufst' er fich begnügen, die Thoren mit dem Stachel der Ironie leicht zu ritzen, ftatt dafs fie Lucilius mit der Geifsel des Pafquills zerfleifchte. Ueberdies fah er durch das heitre Glas feiner guten Laune immer die lächerliche Seite an feinen Zeitgenoffen mehr als die Schreckgeftalt des Lafters. Sein Umgang mit der grofsen Welt machte ihn gefchmei-

*) Ueber den Geift des Horatius und feines Zeitalters, fo wie über alle daherrührende Eigenthümlichkeiten feiner Sermonen, fehe man die vortrefflichen Einleitungen und Erläuterungen der Wielandifchen Ueberfetzung, Leipzig 1786.

geschmeidig und schonend, und das philosophische System, wozu er sich bekannte, so wie das Gefühl eigener Mängel gegen Andere duldsam. Kein Wunder, wenn er seine Gedanken über Thorheiten und Verirrungen nur scherzend mittheilt, wenn er da, wo er einmal starke Wahrheiten vorträgt, sie immer durch ein joviales Lachen mildert, wenn er sich Mühe giebt, den rechten Fleck zu treffen, ohne dass man ihn zielen sah. Dennoch aber giebt es vielleicht kein einziges Gebrechen der menschlichen Seele, das nicht in seinen Sermonen aufgestellt und gezüchtigt würde. Der Geizige, der Habsüchtige, der Verläumder, der Wollüstling, der Schwätzer, der Prasser, alle sind dem Hohngelächter seines Satyrs unterworfen. Allein die Art, wie er dies thut, ist meisterhaft. Um das Verderbliche des Aufwandes zu zeigen, führt er uns an die vollbesetzte Tafel eines Schlemmers. Um die Mittel aufzudecken, durch welche die Habsucht ihre Absicht befriedigt, kleidet er seine Gedanken in ein Gespräch zwischen Tiresias und Ulysses ein. Um darzuthun, dass niemand nöthig habe, auf seine Weisheit stolz zu seyn, tritt statt seiner Damasipos auf, und beweist den Satz der stoischen Schule, dass jeder moralische Narr physisch toll sei, durch eine Reihe der treffendsten Beispiele. Ja, um sicher zu treffen, verschont er sich selber mit seinem Spotte nicht. Unerschöpflich ist der Quell seiner frohen Laune, unermüdbar der Geist der Jovialität, der allen seinen Einfällen den Stempel des Genies aufdrückt. Man muss erstaunen über den Schatz von Lebensweisheit, woraus er, ohne je Mangel zu haben, überall mittheilt, über die Feinheit, womit er seine Gegenstände zu behandeln weiss, über die Mässigung, den guten Ton, die Urbanität, die er bei Ernst und spottender Laune nie verläugnet. Mit der genauesten Kenntniss des menschlichen Herzens und der verschiedenen Menschenklassen, ertheilt er die

feinſten und lehrreichſten Bemerkungen, die auch nach Jahrtauſenden noch Anwendbarkeit und Intereſſe haben. Von dem Charakter des Dichters haben wir bereits an einem andern Orte geredet. — Durchaus vom Geiſt der Horaziſchen Satyre verſchieden iſt der Ton des Juvenalis *). Dieſer traf in Zeiten, wo den entarteten Menſchen nichts zu heilig war, wenn es darauf ankam, ihre raſenden Leidenſchaften zu befriedigen. Ueberdies hatte er nicht die frohe Laune, nicht die Duldſamkeit ſeines Vorgängers, und ſah alles von der ſchwärzeſten Seite an. Die Laſter, von denen er ſich umringt fand, erregten daher ſeinen höchſten Abſcheu, und vermochten ihn, ſeinem Herzen durch die bitterſten Satyren Luft zu machen. So aufgebracht er ſelber iſt, ſo ſehr ſucht er auch ſeine Leſer gegen die Ausſchweifungen und Laſter ſeines Zeitalters zu erbittern. Selten ſchildert er daher Thorheiten: dies gewährte ihm keine Befriedigung, ſondern die Ruchloſigkeiten und Frevel der Römer malt er, und zwar durchaus mit den ſtärkſten und grellſten Farben. In dieſer Abſicht verfolgt er ſie in ihre verborgenſten Schlupfwinkel, zieht ſie in jeder Maſke an's Tageslicht hervor, und geiſselt ſie mit unerbittlicher Strenge. Seine Darſtellung iſt äuſserſt kraftvoll und gedrungen, ſein Witz im höchſten Grade ſarkaſtiſch, ſeine Ideen ſtark und erſchütternd. Allein in der Hitze ſeines cenſoriſchen Eifers erweckt er durch die Nacktheit und Derbheit ſeiner Gemälde nicht ſelten Ekel: denn er läſst nicht eher ab, als bis er ſeinen Gegenſtand von allen Seiten ſeiner Schändlichkeit entſchleiert hat. Daſs er hierbei ſich mit unter durch zu groſse Erbitte-

*) D. Junius Juvenalis ward im Jahr 38 nach Chriſtus zu Aquinum geboren, und lehrte in ſeinem reiferen Alter die Beredtſamkeit zu Rom. Juvenalis Satyrae c. ſcholiis veterum et eruditorum commentariis ed. H. C. Henninius. Eine Ueberſetzung lieferte Bahrdt, Berlin 1788.

rung gegen Individuen zur Uebertreibung fortreissen liess, ist mehr als wahrscheinlich. Die in Juvenalis Schreibart herrschende Schwere und Dunkelheit entsteht zum Theil aus den lokalen und temporellen Anspielungen, deren Bedeutsamkeit wir nicht mehr zu fassen im Stande sind. — Noch dunkler ist Persius's Ausdruck *). Weithergeholte Allegorien, Anspielungen auf uns unbekannte Menschen und Dinge, häufige Auslassungen und zu kühne Metaphern machen den Sinn seiner Satyren hin und wieder räthselhaft. Horatius war sein Muster: allein von finsterer Gemüthsart, und in der stoischen Schule gebildet, hatte er eine ganz andre Laune und andre Grundsätze, als sein Vorbild. Natürlich mussten daher auch seine Satyren einen eigenen Ton und eine eigene Farbe erhalten. Gewohnt, die Handlungen seiner Mitbürger auf der Wage der Weisheit abzuwägen, erbitterte er sich über den Geist des Zeitalters, in dem er lebte, und strafte da mit censorischer Strenge, wo Horatius lachte. Ob er es hierin gleich bisweilen zu übertreiben scheint, so ist sein philosophischer Ernst doch ehrwürdig, und die Hyperbel ihm nicht so durchgängig eigen, als dem feurigeren Juvenalis. Die Sprache des Persius ist nicht selten unrein und schwerfällig, seine Bilder gesucht und überladen, seine Worte derb und ungewöhnlich, seine Verbindungen und Uebergänge gezwungen und dunkel, sein Versbau mühsam und künstlich. Nicht mit einem Tropen zufrieden, verbindet er öfters mehrere sehr unähnliche mit einander. Im Ganzen genommen sucht er seine Gedanken so kurz zu fassen, als möglich, mit unter aber ver-

*) A. Persius Flakkus ward im Jahr 34 nach Christus zu Volaterrä geboren und starb im J. 62. A. Persii Satyrae c. notis variorum et auctioribus J. Casauboni, Londini 1647. — übersetzt und erläutert von H. Prof. Fülleborn, Züllichau 1794.

liert er sich doch in unnütze und widerliche Kleinigkeiten. Die Ironie desselben ist nicht immer so kenntlich, daſs man besonders bei Dialogen sogleich wissen kann, was man für Einwendung des Gegners oder für Ironie des Dichters zu halten hat. Wenn Horatius's Satyren moralischen Spatziergängen gleichen, wo jeder Weg der rechte ist, so arbeitet Persius nach einem strengen Plane, so daſs seine Gedichte zum Theil nichts anders sind, als poetische Abhandlungen über ein philosophisches Thema. Wenn der Venusiner gleichsam absichtlos die Wahrheit sagt, so sieht man es seinem ernsthafteren Jünger an, daſs er geflissentlich darauf ausgeht. Daher denn zum Theil seine Trockenheit und Schwerfälligkeit; daher sein schulmäſsiger Ton und seine finstere Weisheit; daher jener methodische Gang, der, weit entfernt, den Leser anzulocken, ihn nur zurückstöſst. Zur Probe von Persius's Geist und Manier stehe hier der Anfang der zweiten Satyre, die der Geburtstag des Makrinus veranlaſste.

Bezeichne diesen Tag mit weiſsem Steine,
Makrin! Es ist ein Glückstag, er vermehrt
Die Zahl verfloſsner Jahre. Auf und spende
Most deinem Genius. Du bettelst nie
Um Dinge, die sich heimlich nur, und sacht,
Den Göttern sagen lassen. — Heut zu Tage
Kann unsre groſse Welt durchaus nur schweigend
Den Göttern opfern. Sag, wie viele könnten,
Wär's nöthig, ohne heimliches Gelispel
Mit lauter heller Stimme ihren Wunsch
Zum Himmel schicken? Nur die Worte: Weisheit
Und guter Ruf und Treue, spricht der Beter
Ganz laut und für des Nachbars Ohr vernehmlich;
Allein in sich hinein brummt er verbissen:

O, möchte bald des Oheims Leichenzug
Die Strassen Rom's mit Lärm und Menschen füllen!
O! stiess einmal durch Herkul's Huld mein Spaten
An einen Topf mit Gelde! Ginge doch
Mein Mündel, der allein den sichern Weg
Zur Erbschaft mir vertritt, bald aus der Welt!
Was soll er hier? Bald quält ihn Gallenfieber,
Bald Friesel. — Ach! beglückter Nerius,
Sieh! heut begräbt er schon sein drittes Weib —
Bei'm Himmel! fromme Wünsche — und sie bald
Erfüllt zu sehen, tauchst du deinen Kopf
Des Morgens zwei und dreimal in den Tiber,
Die Schuld der letzten Nacht rein abzuwaschen.
Ein Wort, mein guter Freund! antworte mir —
Die Frage selbst ist unbedeutend — sprich,
Was dünket dir vom Zeus? Ziemt einem Andern
Der Rang vor ihm? Wie? Einem Andern? Wem?
Dem Stajus, dächt' ich. Nun, du stehst noch an?
Wer von den beiden wohl ein bessrer Richter,
Ein bessrer Vater für die Waisen sei?
Nun geh einmal, und sage das dem Stajus,
Was du vor Jovens Thron zu beten wagst:
Zeus, würd' er rufen, du allmächtger Zeus!
Und doch soll Zeus nicht zu sich selber rufen?
Wähnst du vielleicht, er könne dir nicht zürnen,
Weil seiner Rechte Stral dein Haus und dich
Verschont, und einen Baum zerschmettert? Wie
Weil du noch nicht vom Blitz getroffen
Im Walde liegst, darfst du dem Zeus darum
Am Barte spielen? Sprich, durch welche Gaben
Hoffst du das Ohr der Götter zu bestechen?
Durch Lungen etwa, oder fette Milch?

Terentius Varro war gewissermaßen Erfinder einer neuen Art von Satyre. Der Inhalt derselben war gemischt, und Prosa und Verse wechselten mit einander. Vermuthlich führte er den Kynischen Philosophen Menippos, der seiner Freimüthigkeit wegen bekannt war, redend darin ein, und ließ ihn über allerlei Gegenstände aus dem Gebiete der Philosophie räsoniren. Daher heißen diese Satyren, wovon sich nur wenige Bruchstücke erhalten haben, Menippische. Nach Andern war Varro blos ein Nachahmer des Menippos, welcher letztere nicht blos über Philosophen, sondern über die ganze Welt seine satyrische Lauge ausgoß. Die in seine Prosa eingeflochtenen Verse waren aus griechischen Dichtern entlehnt und parodirt. Seneka's Apokolokyntoisis, oder Vergötterung des Klaudius in einen Kürbis, die zwar hier und da seinem Witze nicht, aber seinem Herzen Ehre macht, und Kapella's Hochzeit des Merkur und der Philologie sind in gleicher Manier gearbeitet. Auch Petronius's Satyrikon, worin die Thorheiten des Klaudius mit beißendem Salze durchgezogen waren, war mit Versen durchflochten. Sinnreiche Erdichtungen wechselten darin mit Zoten. Es haben sich nur Bruchstücke davon erhalten. Zu der römischen poetischen Satyre gehörten endlich noch: Valerius Kato's Verwünschungen der Besitzer seiner Güter, das Fragment einer Spottschrift des Turnus auf Nero, die Satyre der Sulpitia auf den Befehl, wodurch Domitianus die Philosophen verbannte, und die beißenden Gedichte des Klaudianus auf den Rufinus und Eutropius.

*) M. T. Varro ward im J. d. St. 638 geboren, und war der gelehrteste Römer seines Zeitalters. Ueber seine Satyre s. m. J. Casauboni de satyrica poesi libr. II. c. 2. Fabricii Bibl. lat. I. p. 128. Die Fragmente seiner satyrischen Arbeiten sammelte Ausonius Popina, Francecker 1589. 1590.

7. Das Epigramm.

21.

Katullus, Mäcenas, Martialis, Adrianus, Ausonius.

Das römische Epigramm umfasst bei weitem nicht so viele Arten, als das griechische. In dem goldenen Zeitalter der lateinischen Poesie legte man ihm gröfstentheils einen witzigen Einfall zu Grunde. Hierdurch ward es dem neueren Sinngedicht nahe gebracht. Von der Menge gelehrter Römer, welche diese Dichtart bearbeiteten, oder nur einige Blühmchen auf diesem lockenden Felde pflückten, können wir nur einige wenige nennen. Die Epigrammen des Katullus empfehlen sich meistens durch die Feinheit der Wendung. Zur Probe stehe hier eins derselben.

„Keinem, betheuert mein Weib, will ich mich lieber vermählen,
„Keinem, als dir, und wenn Zeus selber auch würbe um mich!“
Also spricht sie; doch was ein Weib zum Geliebten gesprochen,
Schreibe du dreust in den Wind, und in die reissende Flut!

Mehrere der kleinen lyrischen Stücke des Katullus haben gleichfalls eine völlig epigrammatische Wendung. Von Mäcenas haben sich nur wenige Sinngedichte erhalten, die sich jedoch durch Salz und Leichtigkeit empfehlen. Weit beträchtlicher ist die Anzahl der Epigramme, die uns Martialis hinterlassen hat. Er widmete sich ausschliefsend dieser Dichtart *). Viele derselben sind äufserst witzig, manche boshaft spottend. In einigen drehet sich der ganze Witz um ein Wortspiel herum.

*) M. Valerius Martialis ward im J. 40 nach Chr. zu Bilbilis in Spanien geboren. — Martialis in einem Auszuge lat. und deutsch gesammelt v. K. W. Ramler, Leipzig 1787 ff. 5 Theile.

Aus Unkunde der geheimen Geſchichte der damaligen Thorheiten und Laſter verſtehen wir viele Ausfälle des Dichters nicht völlig. Dadurch verlieren mehrere dieſer kleinen Gedichte an Intereſſe. Von den vierzehn Büchern, worin Martialis's Epigramme getheilt ſind, führt das dreizehnte den Namen der Xenien, oder Gaſtgeſchenke, und das letzte, der Apophoreten. Daſs unter einer ſo groſsen Menge von Sinngedichten auch viel Ausſchuſs ſeyn müſſe, bedarf keines Beweiſes. Allein ſtatt dieſe namhaft zu machen, wollen wir lieber einige der beſſeren zur Probe ausheben.

An den unwiſſenden Kotill.

Du redeſt nur, wenn Alle ſchrein,
So kann man leicht ein Redner ſeyn.
Sieh, alle ſchweigen jetzo ſtill,
Auf, rede hurtig jetzt, Kotill!

Gemellus und Maronilla.

Gemellus ſeufzt und fleht, und weint, und ſchenkt auch wohl,
Daſs Maronilla ihn zum Manne nehmen ſoll —
Iſt ſie ſo ſchön? „Nichts iſt ſo häſslich" — Was gefällt
Ihm denn ſo ſehr an ihr? „Sie huſtet und — hat Geld."

Auf den Matho.

Du, Matho, lebteſt ſtets auf meinem Gut bei mir,
Und kaufſt es. Dummer Tropf, dein Gut verkauf' ich dir.

Auf den Valer.

Was mir mein Landgut nützt, fragſt du, Valer?
Sehr viel: ich ſehe dich nicht mehr.

An den Sextus.

Nichts biſt du ſchuldig, Sextus! bezeugt dir jedermann!
Nur der iſt ſchuldig, Sextus, der noch bezahlen kann.

Mein Barbier.

Mein Herr Barbier hat eigne Gaben,
Er thut so gravitätisch langsam schaben,
Dass, während er zur Linken ist,
Der Bart zur Rechten wieder spriesst.

An den Ligurin, der die Leute mit seinen Versen quälte.

Du wunderst dich, mein guter Ligurin,
Warum dir niemand gern begegnen mag;
Warum, wohin du kommst, ein jeder flieht,
Und alles um dich her zur Oede wird:
Vernimm es jetzt! Du bist zu sehr Poet.
Dies ist ein Uebel, ärger als die Pest.
Den Tiger nicht, dem man die Jungen raubt,
Nicht Otternbiss, nicht Scorpionenstich,
Scheut man so sehr, wie diese Raserei.
Du liesest, wenn ich stehe, liesest mir
So lang ich sitze, liesest mir so gar
Im vollen Laufe deine Verse vor.
Ich flieh in's Bad: du tönst das Ohr mir voll;
Zum Fischteich, ohne dass ich schwimmen darf.
Ich will zur Mahlzeit gehn, du hältst mich auf.
Sieh, für wie schädlich man dich hält! du bist
Fromm, ehrlich, bieder: und man fürchtet dich.

Auf einen Tadler seiner Gedichte.

Leser und Hörer beehren mit Beifall meine Gedichte!
Nur ein gewisser Poet hält sie für gar nicht gefeilt.
Doch ich bereite mein Gastmahl getrost, und bekümmre mich wenig,
Ob es den Köchen gefällt, wenn es den Gästen nur schmeckt.

Martialis erlangte durch den lebhaften, scharfsinnigen und treffenden Witz, der mehrere seiner Sinngedichte bezeichnet, so viel Ansehen, dass seine Manier das Muster aller folgenden Epigrammatisten wurde. Allein die meisten seiner Landsleute erreichten ihn bei weitem nicht. Es fehlte ihnen eben so sehr an ächtem Witz als an gehöriger Geschicklichkeit in der Kunst der Darstellung und in der nöthigen Macht über die Sprache, die ein so kurzes Gedicht, dessen Werth so ganz auf der Kürze, Feinheit und Geschmeidigkeit der Wendung beruht, erfodert. Dem Kaiser Adrianus fehlte dies alles zu sehr, als dass er ein glücklicher Nachahmer Martial's gewesen wäre. Weit vorzüglicher sind noch die Epigrammen des Ausonius, wiewohl auch sie zu dem Scharfsinn, zu der Fruchtbarkeit und zu der Stärke des Vortrags nicht hinaufreichen, wodurch Martialis Unsterblichkeit des Namens erlangte.

8. Das Drama.

a) Die Tragödie.

22.

Nävius, Ennius, Pakuvius, Attius, Attilius, Augustus, Varius, Ovidius, Seneka.

Schon zu Ende der vorigen Periode kannten die Römer unter mehreren Gattungen des Drama's auch das Trauerspiel. *) Allein es war noch ein rohes Chaos, das erst durch glückliche Bearbeiter Gestalt und Bildung erhalten musste. In diesem Zeitraum reifte es gleich den übrigen Dichtarten im Sonnenstral des grie-

*) M. s. den ersten Theil dieses Versuchs S. 638.

chischen Geistes, ohne jedoch jemals die Vollendung der griechischen Tragödie zu erhalten. Der Ursachen davon waren mehrere. In Attika war das Drama durchaus einheimisch, und die Tragödie insbesondere mit den Sitten, den gottesdienstlichen Gebräuchen und dem Ehrgeize der Nation auf das genaueste verflochten. Die Dichter liefsen sich in förmliche Wettstreite ein, und ein Sieg in der Tragödie war mit grofsem Ruhme verbunden. Noch mehr, ganze Stämme der Nation beeiferten sich Beiträge herbeizuschaffen, dafs die Trauerspiele mit der geschmackvollesten Pracht konnten aufgeführt werden. Aufserdem waren die den griechischen Tragödien zu Grunde liegenden Begebenheiten aus den ältesten Dichtern entlehnt, die ihnen bereits ihre poetische Form ertheilt hatten, schwebten durch die vertrauteste Bekanntschaft mit den poetischen Denkmalen der Vorwelt, die ihnen Rapsoden und eigenes Studium gewährte, in Aller Gedächtnifs, und wurden allenthalben durch den Anblick der öffentlichen Meisterwerke der Kunst aus dem Schutt der Vergessenheit zur anschaulichen Erkenntnifs hervorgezogen. Und da sich endlich alles, was in dem griechischen Trauerspiel vorkam, auf die früheste Geschichte der Nation bezog, zu der man selbst gehörte, und worauf man mit Grunde stolz war, so vereinigte sich alles, um den Zuschauer zu unterhalten und zu begeistern. Mufste dies nicht auch auf die Ermunterung der Trauerspieldichter den beseelendsten Einflufs haben? Ganz anders war es dagegen in dieser Hinsicht bei den Römern. Hier fehlte es an allem, was die Tragödie zu Athen zu einem anziehenden Nationalfeste machte; bei der Aufführung derselben fand weder unter den Dichtern noch unter dem Volke Wettstreit Statt, und die römische Geschichte war an einzelnen, interessanten und einer poetischen Darstellung fähigen Vorfällen so arm, dafs selbst die ältesten römischen Ge-

schichtschreiber sich genöthigt sahen, von den Griechen Thatsachen zur Ausschmückung zu entlehnen. *) Wie hätten nun Tragiker aus dieser so sparsam fliessenden und seichten Quelle Stoff zu ihren Arbeiten schöpfen können? Sie nahmen daher, so wie die Bearbeiter der Geschichte, ihre Zuflucht zu den Griechen, die ihnen zu gleicher Zeit auch als Muster dienten. Allein das römische Schauspiel sollte nach einmalgetroffenen Staatseinrichtungen ein Vergnügen der Nation seyn. Um hievon aber angezogen und unterhalten zu werden, bedurfte das Volk einer grösseren Kultur und eines gebildeteren Geschmacks, als der gemeine Römer hatte, bedurfte, vorzüglich in Hinsicht des Trauerspiels, einer grösseren Bekanntschaft mit griechischer Mythengeschichte und griechischen Sitten, als man von den niedern Volksklassen zu Rom erwarten durfte. Wie konnte man es daher dem rohen Pöbel verargen, wenn er lieber nach Fechterspielen, Thierhetzen und prächtigen Aufzügen gaffte, als sich im Theater bei unverständlichen und uninteressanten Dramen langweilte? Kaum aber bemerkten die römischen Grofsen, die Unternehmer der öffentlichen Schauspiele, dass die nach griechischem Schnitte verfertigten Tragödien und Komödien wenig Beifall fanden, als sie die Stelle derselben durch dramatische Bouffonnerien als Mimen, Pantominen, Atellanen und dergleichen, zu ersetzen suchten. Und diese wurden denn auch mit so ungetheilter Freude aufgenommen, dass nicht allein der römische Pöbel, sondern auch die Grofsen sie bald mit einer Art von Wahnsinn bewunderten. Das Einzige, was unter diesen Umständen für das Trauerspiel und Lustspiel zu Rom noch übrig blieb, war, nun Tragödien und Komödien, vorzüglich aber die ersteren, für die Lektüre zu schreiben.

*) M. s. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen IV, S. 335.

Am größten war das öffentliche Ansehn dieser Dichtarten in dem ersten Jahrhundert der römischen Litteratur, wo sich einige Ausländer derselben anzunehmen suchten. Von dem Livius Andronikus ist schon bei der Geschichte der vorigen Periode gehandelt worden. Achilles, Aegisthus, Ajax, Andromeda, Antiope, Helena, Jo, Protesilaus, Tereus sind die Namen einiger seiner Trauerspiele. Auch Nävius versuchte die Tragödie; allein mehr Beifall erhielt Quintus Ennius, der auch die Hekabe des Euripides übersetzte. Von den vielen tragischen Stücken dieses Dichters haben sich nur einzelne Verse und kurze Stellen erhalten. Markus Pakuvius bildete sich hauptsächlich nach dem Euripides, und fand als Tragiker sehr viel Beifall. Nicht weniger Ansehn erlangte auf demselben Wege L. Attius, von dessen Trauerspielen sich über funfzig Namen erhalten haben. Von geringerem Werthe waren die Arbeiten des Attilius, den Cicero einen harten, eisernen Schriftsteller nennt. Mit ihm schien der Eifer für die Tragödie unter den Römern zu erlöschen: denn von seinen Zeiten bis auf Augustus finden wir keinen merkwürdigen Tragiker in der Geschichte der römischen Dichtkunst. Augustus selber verfertigte ein Trauerspiel Ajax, das jedoch nicht sehr bekannt ward. Weit berühmter ward Varius's Thyestes, der sich, nach Quintilianus, mit jeder griechischen Tragödie messen konnte, so wie Ovidius's Medea, die von demselben Kunstrichter mit Beifall erwähnt wird. In der Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts thaten sich Pomponius Sekundus, Kuratius Maternus, und Seneka als Tragiker hervor. Der erstere hatte indessen weniger tragischen Geist, als Glanz und Gelehrsamkeit. Unter Seneka's Namen haben sich bis jetzt zehn Trauerspiele erhalten, von denen man jedoch nicht weiss, ob sie dem Philosophen dieses Namens oder sei-

nem Vater dem Rhetor, oder beiden zuzuschreiben sind. In allen diesen Stücken, die Oktavia ausgenommen, herrscht dieselbe Manier, wodurch es wahrscheinlich wird, dass sie Kinder eines Vaters sind, oder doch wenigstens einem und demselben Geiste ihr Dasein verdanken. Diese Tragödien griechischen Werken der tragischen Muse an die Seite zu stellen, hiesse sie zu sehr ehren. Sie sind nicht einmal glückliche Nachahmungen derselben. Ihr Verfasser hatte mehr Phantasie, als Beurtheilungskraft, mehr Geist als Geschmack, mehr Bestreben zu gefallen, als wahre poetische Begeisterung. Wiewohl dem Dichter einzelne Situationen, einzelne Züge und Ausdrücke gerathen sind, so fehlt es ihm doch am wahren dramatischen Genie, an jener schöpferischen Kraft, die eine Handlung, als ein einziges, in allen seinen Theilen festverbundenes Ganzes fasst und darstellt, mannichfaltige Charaktere empfängt und ründet, und Situationen schafft, in denen sich dieselben mit Wahrheit, Gleichförmigkeit und Kraft entwickeln. *) Vermuthlich wurden diese Tragödien auch nicht für die Bühne gearbeitet, sondern man wählte die dramatische Form, als ein bequemes Mittel für rhetorische Uebungen. Dass zum wenigsten die tragischen Zwecke in diesen Stücken den rhetorischen durchaus untergeordnet sind, und dass der Dichter mehr die Absicht hatte, sein Talent in's Licht zu stellen, als die Aufmerksamkeit des Lesers auf die handelnden Personen hinzuleiten, ergiebt sich ganz deutlich. Aus diesem Grunde ward die ganze Handlung darauf berechnet, dass sie Gelegenheit zu ausführlichen Reden, Denksprüchen und Beschreibungen verschaffte. Die letzten gelingen dem Verfasser am be-

*) M. s. Markus und Lucius Annäus Seneka in den Charakteren der vornehmsten Dichter IV, 2. 332. Die erstere blühete unter Augustus und Tiberius. Sein Sohn ward im zweiten Jahre nach Chr. geboren, und starb auf Nero's Geheiss im J. 65.

sten, doch schwächt er auch hier die Wirkung des Schauderhaften und Grofsen dadurch nicht wenig, dafs er den Reichthum seines Geistes nicht im Ganzen, sondern im Einzelnen zu zeigen sucht. Schwulst und frostige Gröfse, das Gepräge der geistigen Denkmale des Neronischen Zeitalters, sind auch hier allenthalben sichtbar. Am liebsten schildert der Verfasser den Charakter der Stolzen, und von allen Leidenschaften malt er keine so gern, als die Wuth, wozu ihm die grellsten Farben am meisten gefallen. Um die tragische Wirkung unbekümmert, und ohne Sorge für die Haltung und allmälige Steigerung des Affekts, erfüllt er sogleich bei Eröffnung der Handlung den Leser mit Staunen, und beginnt nicht selten mit schäumender Leidenschaft. Die Sprache zeichnet sich durch den höchsten Pomp aus, oft ist sie wirklich erhaben, aber auch eben so oft entartet sie in den abenteuerlichsten Schwulst, in das widrigste Galimathias. In den meisten dieser Tragödien kommen Spuren vor, welche griechische Muster verrathen, nach denen der Verfasser arbeitete. Allein da derselbe sich blos als Rhetor zeigen wollte, so achtete er wenig auf das, wodurch seine Vorbilder die Täuschung zu erhalten und die tragische Rührung zu befördern wufsten. „Die Anlage der Handlung ist bei ihm fast immer fehlerhaft. Die einzelnen Theile greifen nicht zu einem Ganzen zusammen, die Monologe, Erzählungen und Beschreibungen sind übermäfsig lang, die Begebenheiten werden nicht mit gehöriger Sorgfalt herbeigeführt, die Scenen stehen ohne Verbindung da, ja selbst das Auftreten und Abgehen der handelnden Personen ist nicht hinlänglich motivirt. Furchtbarer Schatten oder blendender Lichtglanz sind die beiden Arten der Färbung, welche ausschliefsend in diesen Stücken herrschen.“ Der wüthende Herkules ist Nachahmung eines gleichbenannten Stücks des Euripides mit verschiedenen Abänderungen. Das

Original hat weit mehr Einfachheit und Natürlichkeit. Heinse hält den ältern M. A. Seneka, den Vater des Philosophen, für den Verfasser dieses Trauerspiels *). Von gleichem Verfasser ist nach Lessing der Thyestes. Der Plan desselben ist sehr einfach und ohne Episoden. Die Charaktere der beiden Brüder Atreus und Thyestes sind trefflich kontrastirt. In der Thebais liegt die bekannte Feindschaft der beiden Söhne des Oedipus und der dadurch entstandene Thebaische Krieg zum Grunde. Die Geschichte dieses Kriegs wird hier nur bis auf den Zweikampf fortgeführt, worin beide Brüder umkamen. Der Hippolytus, vermuthlich die Arbeit des Philosophen Seneka, ist eins der besten dieser Trauerspiele. Er enthält die bekannte Liebe der Phädra zu ihrem Sohne. Allein anstatt, dass Euripides's Phädra in edler Weiblichkeit erscheint, und als das Opfer einer göttlichen Eigenmacht uns mit Mitleid erfüllt, erscheint die Phädra Seneka's mit männlicher Frechheit, die sich der Gewalt der Leidenschaft hingiebt, und nur auf Mittel sinnt, sie zu befriedigen. Die Troerinnen, die vorzüglichste von den unter Seneka's Namen bekannten Tragödien, haben wahrscheinlich mit dem vorigen Stücke einerlei Verfasser. Die Troerinnen und die Hekabe des Euripides liegen dabei zum Grunde; doch ist die Oekonomie der Fabel in einigen Umständen verändert. Auch Medea, worin der lateinische Dichter in Absicht der Natur, Simplicität und tragischen Rührung weit hinter seinen griechischen Mustern zurückbleibt, ist wahrscheinlich vom Philosophen Seneka, so wie der Oedipus von dem Vater desselben. Agamemnon hat mit dem gleichbenannten Stück des Aeschylos wenig Aehnlichkeit; blos die begeisterte Wuth der Kassandra scheint daraus kopirt zu seyn. Elektra ist wahrscheinlich

*) M. s. Eschenburg's Beispielsammlung VII, 413.

lich nach dem Sophokles gezeichnet. Im **Oetäischen Herkules**, der nach Sophokles's Trachinerinnen gearbeitet ist, ist die Schreibart merklich schlechter, als in den vorigen Arbeiten. Auch erreichen Schwulst und Unnatur hier den höchsten Gipfel. Höchstwahrscheinlich ist dies Werk daher aus späteren Zeiten. Noch schlechter ist **Oktavia**, das einzige lateinische Trauerspiel römischen Inhalts, das sich erhalten hat. Auch dieses Stück ist in späteren Zeiten geschrieben.

b. Die Komödie.

23.

Ennius, Statius Cäcilius, L. Afranius, Accius Plautus, Terentius.

Die Komödie theilte zu Rom das Schicksal der Tragödie. Auch sie ward bei weitem nicht mit dem Eifer bearbeitet, womit die Athener sie auszubilden suchten. Daher ist die Anzahl der römischen Komiker, deren Andenken sich wenigstens in ihren Namen erhalten hat, weit geringer, als die Zahl der griechischen Lustspieldichter. Im zweiten Jahrhundert nach Christus scheint auch diese Art des Drama's durch die Mimen und Pantomimen von der römischen Bühne verdrängt zu seyn. Uebrigens führte sie in Hinsicht auf die darin gebrauchte Kleidung der Schauspieler und des Ranges der Personen, die sie vorstellten, verschiedene Namen *), hatte statt

*) Man unterschied zu Rom die Komödie nach den Charakteren und der Kleidung der auf der Bühne vorgestellten Personen. So hießen die Komödien Togatae, wo Charaktere und Kleidungen römisch, Palliatae, wo sie griechisch waren; Praetextatae oder Praetextae, wenn vornehme, vorzüglich obrigkeitliche Personen darin auftraten; Tabernariae, wenn Leute von niedrigem Stande darin erschienen. Motoriae nannte man sie, wenn die Scenen

des griechischen Chors einen Prolog, der die Zuschauer mit dem Hauptinhalte des Stücks und mit den vorläufigen Umständen der Handlung bekannt machte, und unterschied sich auch in Hinsicht auf ihre theatralische Deklamation von der Komödie der Griechen. Von den Lustspielen des Ennius wissen wir sehr wenig. Von den Arbeiten des Statius Cäcilius erhalten wir schon dadurch eine gute Meinung, dass Terentius seine Stücke dem Urtheile dieses Dichters zu unterwerfen pflegte *). Lucius Afranius verbannte aus seinen Lustspielen die griechischen Sitten und machte sie zu Nationalstücken. Sein Genie und seine Beredsamkeit werden von Cicero und Quintilian mit Beifall erwähnt; doch tadelt ihn letzterer, dass er schändliche Liebeshändel auf die Bühne gebracht habe. Von allen diesen haben sich nur einzelne Bruchstücke erhalten, wovon wir ein Gemälde des Vater Ennius von einer Kokette, seiner treffenden Züge wegen, nicht umhin können, hier mitzutheilen.

Sie spielt sich, wie ein Ball, aus Hand in Hand,
Im Kreis der Jünglinge, und theilt sich allen mit;
Mit diesem schwatzt sie, jenem winkt sie zu,
Den Dritten nimmt sie bei der Hand, und tritt
Dem Vierten auf den Fuss; giebt ihren Ring
Dem fünften anzusehen, wirft dem Sechsten
Ein Mäulchen zu, singt mit dem Siebenten
Und unterhält inzwischen mit dem Achten
Sich in der Fingersprache.

sehr rührend waren; Statariae, wenn sie nichts oder wenig Angreifendes, oder Lärmendes hatten; Mixtae, wenn einige Scenen sanft und ruhig, andre das Gegentheil waren.

*) St. Caecilius blühte um das J. 177 vor Chr. M. s. Vossius de poet. lat. c. I. Fabricii Bibl. lat. III. p. 233. Lucius Afranius blühte um das Jahr d. St. 650. M. s. Quintiliani Instit. X. c. 1.

Ganze römische Komödien haben sich nur von Plautus und Terentius erhalten. Der Erstere schrieb nach Varro's Aussage einundzwanzig Lustspiele, die bis auf eins, wiewohl etwas verstümmelt, auf unsre Zeiten gekommen sind. Vorbilder des Plautus waren die griechischen Komiker Epicharmos und Diphilos. Man hält ihn mit Recht für den Meister im Komischen unter allen Mitstreitern um den Preiss des römischen Lustspiels. Alles ist bei ihm Handlung, Bewegung, Feuer. Wie Aristophanes von der Natur mit einem frohen und muntern Herze begabt, streute er das komische Salz mit vollen Händen aus. Sein geschmeidiger und unerschöpflicher Geist versah ihn hinlänglich mit allem, was er nöthig hatte, um Knoten zu schürzen, und zu lösen, um Charaktere zu schaffen und durchzuführen, um eine jede seiner Personen nach ihrer Denkart, ihrem Alter und ihrem Stande reden und handeln zu lassen. Ueber alles weiss er ein komisches Licht zu verbreiten, ohne doch die Sachen zu übertreiben, oder zum Phantastischen seine Zuflucht zu nehmen. Seine Sprache ist im Ganzen genommen naiv, stark und kernicht; sein Ausdruck rein und fliessend. Wenn er die Sittsamkeit hin und wieder beleidigt, so ist dies gröfstentheils die Schuld seines Zeitalters. Man war zu seiner Zeit noch nicht gebildet genug, um wahren Witz in allen Fällen von falschem Schimmer, um Naivetät von Plumpheit, um Nachdruck von Derbheit unterscheiden zu können. Auch wird man sich eben deshalb nicht wundern, wenn es seiner Sprache zuweilen an Weichheit und Geschmeidigkeit fehlt. Bei allen Fehlern, die Plautus's Lustspiele an sich tragen, und die in jenem Zeitalter zum Theil nicht zu vermeiden waren, blieb er doch selbst nach Afranius und Terentius der herrschende Liebling der römischen Bühne, und selbst für neuere Lustspieldichter wurden seine Komödien eine

reichhaltige Fundgrube des Witzes und der komischen Sprache *). Den Amphitruo nennt Plautus eine Tragikomödie, nicht blos weil Ernst und Scherz, weil Götter und Menschen darin vermischt sind, sondern weil die Götter selbst in diesem Stücke in einem komischen Lichte erscheinen. Der Inhalt ist Jupiter's Liebe zur Alkmene, die er in der Gestalt ihres Gatten berückte, und mit ihr den Herakles zeugte. Mit Jupiter's Entdeckung und der Geburt des Herakles und des Iphikles endigt sich dies Lustspiel, das bei einer minder glücklichen Entwickelung doch an komischen Auftritten, Situationen und Reden sehr reich ist. Die Asinaria ist dem griechischen Komiker Diphilos nachgebildet. Ein verschlagener Sklav betriegt seine Herrschaft um das Geld, das er aus dem Verkauf eines Esels löste, befreit damit die Geliebte seines jüngern Herrn, in dessen Ausschweifungen und Heirath der Vater willigt, um der Eifersucht und Herrschsucht seiner Frau zu trotzen. Dafür wird die Braut dem Vater auf eine Nacht versprochen: allein die Frau wird es gewahr, und sucht die Sache zu hintertreiben. Noch weit vollendeter ist das folgende Stück, von einem verlornen Geldtopfe Aulularia betitelt. Ein habsüchtiger Alter findet einen beträchtlichen Schatz im Hofe seines Hauses. Diesen Schatz entdeckt der Sklav eines jungen Menschen, der die Tochter des Alten liebt, und nimmt ihn weg. Darüber geräth der Alte in die gröste Verlegenheit. Das Ende des Stücks ist verloren gegangen. Die Gefangenen zeichnen sich durch den ganzen Ton, durch das Ernsthaftere der Anlage, der Behandlung und der Sprache, so wie durch den höheren Grad des Lehr-

*) M. Accius Plautus ward im J. d. St. 527 zu Sarsina in Umbrien geboren. Die Scene seiner Komödien spielt in Griechenland. M. Accii Plauti Comoediae; curavit J. A Ernesti, Lipsiae 1760. 2 Voll.

reichen und Charakteristischen vor allen übrigen Arbeiten des Plautus aus. Der Inhalt ist folgender. Von zweien Söhnen des Hegio wird der eine in seinem vierten Jahre von einem Sklaven entwandt und zu Elis an den Philokrates verkauft, der ihn diesem seinem Sohne zum Geschenk macht. Der zweite Sohn des Hegio wird im Kriege gefangen genommen, wo ihn ein Arzt zu Elis an sich bringt. Hegio erhandelt nun einige Elische Gefangene, und unter ihnen auch seinen ersten Sohn, dessen Herr jedoch sich in seine Stelle giebt, und nun zur Auslösung des andern Sohns nach Elis geschickt wird. Unterdessen wird der vermeinte Herr dieses vermeinten Sklaven als selbst Sklav verrathen, und in Ketten gelegt. Allein er erhält seine Freiheit wieder, als Philokrates dem Hegio seinen ausgelösten Sohn wirklich zurückführt, und wird nun auch als Sohn des Hegio erkannt. — Kurkulio, ein Schmarotzer, spielt in dem nach ihm benannten Stücke eine Hauptrolle. Er geht darauf aus, durch List und Betrug, vorzüglich aber durch die Entwendung eines Ringes seinem Gönner die Hand eines Mädchens zu verschaffen, die am Ende für die Schwester des Betrogenen und Bestohlnen erkannt wird. — Kasina heifst eine Sklavin, um die sich zwei Sklaven bewerben, ohne dafs sie sich für einen von beiden erklärt. Die Herrschaft veranlafst es darauf, dafs man die Entscheidung dem Loose überläfst. Im Grunde aber sind die beiden Sklaven von ihren Herren, Sohn und Vater, zu dieser vorgeblichen Werbung angestiftet, um ihnen die Sklavin in die Hände zu spielen. Das Loos entscheidet für den Vertrauten des Vaters. Der andre Sklav dagegen rächt sich, indem er die ganze Sache der Frau des Alten hinterbringt. Mit dieser im Einverständnifs überredet er nun den Alten, Kasina sei rasend geworden und wolle den ermorden, der eine Nacht bei ihr zubringen werde. Um dies noch

wahrscheinlicher zu machen, verkleidet sich der Vertraute des Sohns, Chalinus, in die Kasina, und verspottet den Alten. Die übrige Entwickelung des Stücks, die Erkennung der Kasina, als einer Freigebohrnen, und ihre Vermählung mit dem Sohn ihres Herrn wird am Schluſs des Stücks, als hinter der Scene vorgefallen, blos erzählt. Die Hauptintriguen der Castellaria macht ein verlornes Schmuckkäſtchen, deſſen Wiederfindung Ursache ist, daſs ein Vater seine Tochter wiederfindet und anerkennt. Erst am Schluſse des ersten Aufzugs erzählt die Göttin Hülke den Inhalt des Lustspiels. Uebrigens ist der Plan deſſelben schlecht, so wie die Entwickelung übereilt und gewaltsam. — Im Epidikus spielt ein betriegerischer Knecht von gleichem Namen die Hauptrolle, überlistet seinen Herrn und ist Unterhändler in den Liebeshändeln des Sohns vom Hause. So groſs auch die Verlegenheiten sind, worein er zuweilen kommt, so entwickelt am Ende sich doch alles zu seinem Vortheil. — Die Namen der übrigen Stücke sind: Bacchides, von zwei verbuhlten Schwestern, die in die Intrigue des Plans am meisten verflochten sind — Mostellaria von den Gespenstergeschichten benannt, wodurch ein Sklav seinem Herrn sein Haus verleidet, das der Sohn in seiner Abwesenheit verkauft hat. — Menächmi, Zwillingsbrüder, die sehr oft mit einander verwechselt werden, und dadurch mancherlei Miſsverständniſſe veranlaſſen. — Miles gloriosus. Der ganze Charakter des ruhmredigen Officiers hat sehr viel Hyperbolisches; — Merkator. Vater und Sohn sind in daſſelbe Mädchen verliebt; — Pseudolus vom Sklaven benannt, der hier einen listigen Streich über den andern spielt; — Pönulus; in diesem Stücke kommen ein Paar Scenen in punischer Sprache vor — Persa — Studens — Stichus,

Trinummus *), — Trukulentus. Minder stark im Komischen als Plautus, aber glücklicher in der Anlegung und Ausführung des Plans, in der Schürzung und Auflösung des Knotens, in der ganzen dramatischen Kunst ist Terentius **). Menander, welcher der griechischen Komödie statt der komischen Stärke sittliche Grazie ertheilte, war das Muster dieses Dichters. Kein Wunder, daſs seine Arbeiten einen höheren Grad der Verfeinerung und Ausbildung erhalten muſsten, als die Lustspiele seiner römischen Vorgänger. Seine Komödien sind ein Gemälde des bürgerlichen Lebens, worin die Gegenstände mit Geschmack gewählt, meisterhaft geordnet, zierlich und reizend geschildert sind. Die Charaktere der handelnden Personen tragen das Gepräge der Wahrheit und Natur, und sind überall glücklich durchgeführt. Aus allen Scenen leuchtet vertraute Kenntniſs des Herzens und des Lebens. Indem er den Grad des Leidenschaftlichen, den das Lustspiel verträgt, sehr glücklich zu treffen und zu benutzen wuſste, machte er seine Stücke von Ort und Zeit unabhängig und zu einer unterhaltenden und lehrreichen Schule für alle Jahrhunderte. Daſs er den Menander nicht blos kopirte, oder übersetzte, versichert er in seinen Prologen mehr als einmal. Seine Nachahmungen sind mit eigenem vorzüglichem Talent gearbeitet. Bald entlehnte er, nach seinem eigenen Geständniſs, den Stoff seines Lustspiels aus zwei verschiedenen Komödien des Menander, und verband sie zu einem Ganzen. Bald vervielfältigte er

*) Nach diesem Stück hat Lessing seinen Schatz gebildet.

**) P. Terentius Afer geb. 561 nach Erb. der St. R. kam als Sklav von Karthago nach Rom, wo ihm der Senator Terentius Lukanus die Freiheit gab. P. Terentii Comoediae ex recensione Lindenbrogii, ed. J. C. Zeune, Lipsiae 1774. 2 Voll. übersetzt von Neide, Leipzig 1784 — 87. und von Schmieder. Halle 1790.

die Charaktere eines gar zu einfachen Subjekts, oder änderte ſie nach Willkühr. Sein Dialog iſt vortreflich: er empfiehlt ſich eben ſo ſehr durch Natur und Wahrheit, als durch Leichtigkeit und Anmuth. Seine Sprache iſt ſo rein und ſchön, daſs ſie zum Muſter dienen kann. An der Gabe des Komiſchen fehlt es ihm dagegen in hohem Grade. Sein Charakter war zu gutherzig, um Leute lächerlich zu machen, die eben dadurch auch dem Haſs der Menſchen ausgeſetzt wurden. Daher fehlt es ſeinen Stücken hin und wieder blos am Schrecklichen der Begebenheit, um tragiſch, und am Wichtigen, um heroiſch zu ſeyn. Mehr als die ſechs erhaltenen Luſtſpiele ſcheint Terentius nicht geſchrieben zu haben. Ihre Namen ſind: das Mädchen von Andros, der Verſchnittene, der Selbſtpeiniger, die Brüder, Phormio und Hecyra. Der Inhalt derſelben iſt gewiſs jedem Freunde des Schönen und Edlen zu bekannt, als daſs wir dabei verweilen dürften *).

c. Dramatiſche Spielereien.

24.

Atellanen, Miſchſpiele, oder Exodien, Mimen, Pantomimen.

Die Atellanen waren ein Gemiſch von Burleſkem und tragiſchem Ernſte, und glichen dem Satyrſpiel der Griechen. Selbſt in den ſpätern Zeiten des römiſchen Staats ſpielte man ſie noch in der Oſciſchen Mundart. Unter den Schriftſtellern, welche Atellanen verfertigten, ſind Lucius Pomponius, Nonius, und

*) M. ſ. Eſchenburg's Beiſpielſammlung, VII, S. 51.

Mummius die bekanntesten. *) Wenn der Erstere Erfinder der Atellanen genannt wird, so heisst dies nichts weiter, als dass er sie mehr auszubilden suchte. Von seinen Stücken führte eins den Namen des Kinderfressers. Mummius gab diesen dramatischen Possen wieder Berühmtheit, nachdem sie eine Zeitlang die Bühne verlassen hatten. Die **Mischspiele**, welche man **Satyren** nannte, und die zu den Satyren des Lucilius Veranlassung und Namen gegeben haben, waren eine Art Possenspiel. Die Italienischen Intermezzi mit ihren verschiedenen lustigen Personen, oder Masken sind unstreitig Ueberbleibsel derselben. Zu den Zeiten des Horatius nannte man diese Mischspiele **Exodien**, oder Zwischenspiele. Man stellte sie zwischen den Aufzügen der Atellanen und andrer Drama's vor, damit sich die gewöhnlichen Schauspieler etwas ausruhen konnten. Weit berühmter und angesehener waren die römischen **Mimen**, die sogar die regelmässigen Drama's von der Bühne verdrängten, und die man mit der grösten Leidenschaft liebte. Sie waren hier nicht blosse Gesellschaftsstücke, wie bei den Griechen, sondern hatten dramatische Form und eine zu Grunde liegende Fabel, doch ohne Verwickelung. Da nicht ein einziges Stück dieser Gattung auf unsre Zeiten gekommen ist, so können wir uns auch keinen anschaulichen Begriff davon machen. Vermuthlich aber waren die römischen Mimen Dramen, die man gröstentheils extemporirte, und wo man durch burleske Darstellung niedrigkomischer Charaktere und Leidenschaften hauptsächlich das Zwerchfell zu erschüttern suchte. **) Durch den Mangel an Verwickelung

*) L. Pomponius lebte in der 137. Olympiade. Ueber die römischen Atellanen sehe man Flögel's Geschichte der komischen Litteratur, IV. S. 89.

**) De Mimis Romanorum commentatio auctore W. L. Ziegler, Gottingae 1789. Mimus war sowohl der Name des Stücks als des Schauspielers, der es aufführte.

oder Knoten, und durch den geringern Umfang, so wie dadurch, daſs sie gröſstentheils extemporirt wurden, unterschieden sie sich von der alten Komödie. Vor den Pantomimen zeichneten sie sich dadurch aus, daſs sie sich nicht mit bloſser Gestikulation oder Gebärdensprache begnügten, sondern auch zur Rede ihre Zuflucht nahmen, und weder mit eigentlichen Tänzen noch mit Gesang verbunden waren. Monodramen waren sie vermuthlich nicht, denn es werden mehrere zu gleicher Zeit darin auftretende Schauspieler erwähnt. Seit Laberius's Zeiten gab es eine doppelte Art von Mimen, Sotadische, oder Obscöne, worin es blos um Zoten und Unanständigkeiten, zur Belustigung des groſsen und geringen Pöbels, zu thun war, und ernstere, oder sittlichere. Die letzteren verdankten ihren Ursprung und ihre Verschönerung dem Laberius und Publius Syrus zur Zeit des Julius Cäsar und des Augustus. So wenig sie auch allen Scherz aus ihren Stücken, die sie gröſstentheils schriftlich ausarbeiteten, zu verbannen suchten, so war doch ihre Absicht mehr Belehrung, als Belustigung. Nach ihren Zeiten aber führte das immer mehr zunehmende Sittenverderbniſs die ältere schmutzige Art der Mimen wieder auf die Bühne und machte sie zur herrschenden. Vorzüglich machten sie nun die gottesdienstlichen Gebräuche die Christen lächerlich, weshalb von den christlichen Kirchenlehrern nicht blos sie, sondern das ganze Theaterwesen, auf das heftigste verschrieen wurde. Dennoch blieben sie diese ganze Periode hindurch noch in Ansehn. Von den Sentenzen, die man zum Gebrauch der Jugend aus den Mimen des Publius Syrus auszog, ist schon anderwärts geredet worden. Auſser diesem und dem Laberius zeichneten sich noch Mattius, ein Zeitgenoſs derselben, Philistio, Katullus, Lentulus, im Zeitalter des Domitianus, und Marullus

unter der Regierung des M. Antonius, als römische Mimendichter, aus. Die Pantomimen der Römer gründeten sich auf die allen südlichen Völkern gemeine aufserordentliche Geschicklichkeit, ihre Gedanken durch Gebärden auszudrücken. *) Vermöge dieses natürlichen Talents und gewisser konventioneller Zeichen stellten die Pantomimen durch blofse Gebärdensprache allerlei historische und mythologische Gegenstände, vorzüglich die Liebesabenteuer der Götter, vor. Uebrigens war der Inhalt derselben nicht blos komisch, sondern mit unter auch tragisch, und legte hauptsächlich solche Fabeln zu Grunde, die bereits auf der Bühne gegeben waren, und deren Zusammenhang man folglich kannte. Zu diesem Gebärdenspiel erklang eine Flöte. Selbst bei Leichenbestattungen wurden Pantomimen gebraucht, welche die Hauptauftritte aus dem Leben des Verstorbenen durch Gebärden darstellten. Die Anführer derselben hiefs Archimimus. Am meisten blühten die Pantomimen zu Rom unter der Regierung des Augustus und des Nero. Sie erhielten sich bis ins vierte Jahrhundert. Pylades, Bathyllus und Paris waren die gröfsten Meister in dieser Kunst, die sich mit der Zeit die zügellosefte Ueppigkeit in Absicht der Darstellungen erlaubte.

*) M. G. Vossii de Instit. poet. Libr. II. c. 21. Octavius Ferrarius Dissertatio de Mimis et Pantomimis seorsim edita a J. Fabricio, Guelferb. 1714. Ehe man die Pantomimen gab, wurde vorher der Inhalt angezeigt.

III. Poesie der Galen oder der Kaledonier.

I.

Ossian's Gedichte. Charakter seiner Gesänge.

Die Galen hatten seit den ältesten Zeiten sehr grossen Geschmack an der Dichtkunst.*) Kein Wunder, wenn wir daher bei ihnen einen höheren Grad von poetischer Kultur bemerken, als wir von der Stufe ihrer allgemeinen Bildung erwarten. Ihre Empfindungen waren fein und innig; ihre Neigungen zart und edel; Freundschaft, Liebe und Heldenmuth gingen ihnen über alles. Da nun ihre Barden die Sänger der Tapferkeit waren, da ihre Phantasie sich beständig mit Ideen von Heldenmuth beschäftigte, da sie sich beeiferten, einander im Preise ihres Helden zu übertreffen, so musste der Charakter ihrer Tapfern und Grossen in ihren Gesängen bald im höchsten Glanze erscheinen. Die Sitten der Gepriesenen waren folglich in den Liedern der Barden verfeinert, ihre Empfindungen zarter, als sie wirklich seyn konnten. Die spä-

*) M. s. Doktor Blair's kritische Abhandlung über die Gedichte Ossian's, aus dem Englischen übersetzt von Oelrichs, Hannover 1785. Ueber die Aechtheit der Gedichte Ossian's in Smith's Galischen Alterthümern, Lpz. 1781. 2ter Th.

teren Barden bildeten sich nach den im Munde des Volks erhaltenen Gesängen der Vorzeit, und durch die Bemühung, sie zu übertreffen, stiegen sie zu einer immer höheren Stufe der Vollendung. Als Ossian auftrat, lebten die Galischen Barden bereits in einer Art des klassischen Zeitalters, das durch das Gedächtniss vergangener Zeiten erleuchtet war. Dazu kam noch, dass er von Natur mit einem sehr empfindsamen Herzen begabt war, dass er besonders zur zärtlichen Schwermuth sehr viel Hang besass, und dass seine Gefühle sich eben sowohl durch Stärke als durch Feinheit auszeichneten. Da er nun aufserdem in aller damals bekannten Dichtkunst unterrichtet, da er durch die genauste Freundschaft mit andern Barden verbunden, da er nicht blos Sänger des Kriegsruhms, sondern selbst ein Krieger und der Sohn des berühmtesten Fürsten und Helden seiner Zeit war; so musste diese seltene Verbindung der Umstände seiner Einbildungskraft einen sehr hohen Schwung ertheilen, und sie höchst fruchtbar machen. Er sah die schönsten Scenen des Heldenmuths im Kriege und des Edelsinns im Frieden; er war selbst in die Schlachten, die er singt, verflochten; die damaligen Sitten der Galen waren noch nicht durch Laster entnervt, und daher dem poetischen Genie noch sehr günstig: lauter Ursachen, die seinen Gedichten das Siegel der Vortrefflichkeit aufdrücken mussten. Dabei aber tragen sie so sehr das Gepräge ihres Zeitalters und der Natur, in deren Schoose sie reiften, dass man unmöglich aus ihrer Schönheit auf Betrug zu schliessen Grund hat. Noch gedenkt der Dichter keiner Städte, keiner entwickelten Künste. Noch bereiten die Helden selber ihr Mahl, und schmausen bei'm Licht der brennenden Eiche. Der Wind spielt mit ihren Locken und durchsaust ihre offenen Hallen. Die Jagd ist noch die vor-

züglichste Beschäftigung und Nahrungsquelle seiner Streiter. Der Anblick der gesammten Natur in seinen Liedern ist noch roh und durch die Kunst unverändert. Das Moos des Felsens, die Bluhme der Heide, die rauhe Distel machen den Hauptschmuck seiner Landschaften aus. Tapferkeit und körperliche Stärke sind noch die einzigen Eigenschaften, welche Bewunderung erregen. Die geringsten Ursachen geben Anlass zu Streitigkeiten. Auch die Art der Zusammensetzung trägt die Spuren des höchsten Alterthums. Nirgends sind künstliche Uebergänge, nirgends volle und ausgedehnte Verbindungen der Theile. Die Sprache ist ganz bildlich, verräth Mangel an eigentlichen Ausdrücken, und ist fast ganz ohne abstrakte Ideen. Besonders ist ihr die Personendichtung sehr eigen. Mit grosser Schönheit personificirt der Dichter unbelebte Gegenstände, als Winde, Bäume und Bluhmen. »Als Ossian sang, hatte sein Volk schon den Herbst seines politischen Daseins erreicht. *) Schon färbten sich die Blätter, krümmten sich im kalten Hauche des feindlichen Schicksals und sanken zur Erde. Daher ist ein feierlicher Ernst über dieselben verbreitet: sie athmen nirgends Frohsinn und Munterkeit. Alles geht bei ihm aus der Harfe der Empfindung aus. Um ihn her sind seine Hörer versammelt, und er belehrt sie, aus seinem Innern. Er malt die Gegenstände umher, den Ort, die Zeit des Tages, die Jahrszeit. Jede Sage, die er mittheilt, ist mit seiner individuellen Empfindung bezeichnet. So bald er kann, wird die Begebenheit selber Stimme, Klage der Wehmuth, Harfengelispel.“ Selbst in Ossian's grösseren Gedichten geht alles von der Harfe der Empfindung aus, und kommt auf sie zurück. An ihren Saiten hangen alle

*) M. s. Herder's treffliche Abhandlung: Homer und Ossian in den Horen, Jahrgang 1795. St. 10. S. 86.

Gefühle des Herzens, wie die verlebten Schicksale der Väter. Seine Gestalten sind Nebelgestalten, aus dem leisen Hauch der Empfindung geschaffen, und schlupfen wie Lüfte vorüber. So erscheinen nicht blos die in den Wolken wohnenden Geister, durch welche die Sterne hindurch schimmern, sondern selbst die Gestalten seiner Geliebten deutet er mehr an, als dass er sie malet und darstellt. Man hört ihren Tritt, oder ihre Stimme; man sieht den Schimmer ihrer Aerme, ihres Antlitzes, wie einen vorübereilenden Blitzstral. Ihr Haar fliegt sanft im Winde; so schlüpfen sie daher, so vorüber. Eben so malt er seine Helden, nicht wie sie sind, sondern wie sie erscheinen und verschwinden. Es ist eine Geisterwelt in Ossian, die man gleichsam nur an ihren Tritten, Zeichen und Wirkungen ahnet. Als der Letzte seines Heldenstammes, wird Ossian noch in seinem Alter die letzte Stimme der Heldenzeit für die schwächere Nachwelt. Dies ist der Standpunkt des Sängers, der zugleich den ganzen Charakter seiner Dichtungsart mit sich führt. Er ist die Stimme voriger Zeiten; aber eine traurige Stimme, mit keinem erweckenden Aufruf für die Nachzeit begleitet." *)

*) Ossian lebte wahrscheinlich gegen das Ende des dritten Jahrhunderts nach Christus. Mak-Pherson sammelte seine Gedichte aus dem Munde der Hochländer, und gab sie Anfangs fragmentarisch und einzeln heraus. Erst erschien Temora, dann Fingal, dann Selma. Im Jahr 1765 kamen sie sämtlich heraus, unter dem Titel: Work's of Ossian, the Son of Fingal. 2 Voll. Dass Mak-Pherson diese Poesien erdichtet habe, glaubt jetzt kein Engländer mehr. Er setzte sie blos zusammen und glättete sie aus, um sie den Begriffen seines Zeitalters von einem epischen Gedicht anzupassen. Uebersetzungen lieferten: Denis, Wien 1784. 4 Bände, metrisch — Harold, Manheim 1782. — Petersen, Tübingen 1782. M. s. Sulzer's Theorie III, 377.

2.

Gattungen und Proben der Gesänge des Ossian.

Am schönsten gerathen Ossian die kleinen einzelnen Erzählungen, wodurch er dem Publikum zuerst bekannt ward, und die man, nach Herder, bald als heroische Romanzen, bald als rührende Idyllen, bald als reine lyrische Stücke betrachten kann. In diesen erscheint seine geistige Schilderei, sein Herz voll Wehmuth, Unschuld und Liebe im schönsten und liebenswürdigsten Lichte. Die epische Fortleitung, die vielleicht Mak-Pherson in die gröfseren Stücke gebracht und sie dadurch zu einer Art von Epopöe erweitert hat, scheinen dem Geiste Ossian's ziemlich fremde. Wie rührend, gleich fernherwehendem Harfengelispel, ist Darthula's Grabesgesang!

Mädchen von Kola, du schläfst!
Um dich schweigen die blauen Ströme Selma's!
Sie trauern um dich, den letzten Zweig
Von Theutils Stamm!
Wann erstehest du wieder in deiner Schöne?
Schönste der Mädchen in Erin!
Du schläfst im Grabe langen Schlaf,
Dein Morgenroth ist fern!
Ach! nimmer, nimmer kommt die Sonne
An deine Ruhestätte weckend:
Wach auf, wach auf Darthula!
Der Frühling blüht draufsen,
Es säuseln die Lüfte:
Auf grünenden Hügeln, holdseliges Mädchen,
Wehn Blumen, im Haine rauscht spriefsendes Laub!

Auf immer, auf immer so weiche denn, Sonne,
Dem Mädchen von Kola, sie schläft,
Nie ersteht sie wieder in ihrer Schöne!
Ach! lieblich wandeln siehst du sie nicht mehr!

Gleich lieblich und voll süsser Schwermuth ist Ossian's letztes Lied. „Reich mir die Harfe, o Alpin, ruft er aus; höre mein überfliessendes Herz, Ossian's letzte kraftlose Töne. Dann fährt er also fort:

Ihr Geister meiner Väter, schon,
Schon hör' ich euer Rufen;
Tief in mein Herz dringt eurer Stimmen Reiz!
Bald füg' ich mich zu eurer holden Schaar,
Sing' auf den Wolken bald mit euch!

Lebt wohl, ihr Hügel von Kona, wohl!
Lebt wohl, ihr murmelnden Bäche ringsum,
Ihr Hain' und Berge, lebet wohl!
Oft schollet ihr von meinen Liedern,
Oft sang an deinen Felsen, o Morven!
Der Helden herrliche Thaten ich,
Erhob der holden Schönheit Preis!
Leih einmal noch mir deine Hülfe,
O traute Harfe, dass der Glanz
Der mächtigen Wahrheit mein dunkeles Herz
Erleuchte, dass künftiger Barden Gesang
Erhebe Ossian's letztes Getön!

O du, des Menschen einziges Glück,
Dich sing' ich, mächtige Weisheit, dich!
Des raschen Kriegers männliche Brust
Veredelst du, du lehrest ihn,
Betrübten beistehn im Gedräng.
Dein Zuruf hemmt des Krieges Lauf,
Der Friede begleitet dich immerdar!

Wo du ein Wohnhaus dir erwählst,
Da hangen müssig die Waffen im Saal.
Sie funkeln nur in des Jägers Faust,
Sie schrecken den Eber des Waldes nur.
Wie Hügelgeister lieblich und schön
Umtanzen Mädchen die Eiche des Festes,
Mit trefflichen Jünglingen, jauchzend daselbst.
Sie fürchten keines Anfalls Wuth,
Voll Freude blickt der Väter Aug'
Auf sie dahin, und Wonn' entstralt
Des Greises Gesicht, indem er sie schaut.

O Sonne, stolzes Licht des Himmels!
Die du frohlockst auf stralender Bahn,
O Mond, du schöner Wandrer der Nacht!
O Sterne, die ihr so funkelnd in
Der blauen Schale der Luft erglänzt,
Neigt euch und erkennet der Weisheit Preis!
Ihr murmelnden Ströme, ihr Winde, die ihr
Herübersaust von der Meere Strand,
Ihr Felsen, die ihr die Wolken tragt,
Ihr Wälder, die ihr zur Erde herab
Die grünen Blätter schüttelt, vereint
Zu einem melodischen Lied' euch jetzt,
Und singt der Weisheit Lob!

O wohl den Fürsten, wohl, die voll
Von deines Adels sind!
O wohl dem Lande, das dich
Als Herrscherin erkennt!
O Weisheit, tröste jetzt mein Ende,
Schon naht, ich fühl' es, mir der Tod!
Empfangt, ihr Geister meiner Väter,
Empfangt den sterbenden Ossian!

Auſser Oſſian werden uns noch als berühmte Barden der Galen Ullin, Carril, Olla, Alpin und andere genannt. *) Ob die Lieder dieſer Lieblinge des Himmels ſämtlich verſchollen, oder ob ſie ſich zum Theil in dem von Smith in ſeinen Galiſchen Alterthümern geſammelten, oder im Munde der Schottländer befindlichen alten Geſängen erhielten; wer vermag es mit Gewiſsheit zu entſcheiden?

*) M. ſ. Smith's Galiſche Alterthümer aus dem Engliſchen überſetzt, Leipzig 1781. 2 Theile. — Ueber die Celtiſchen Barden, nach Oſſian, in den Charakteren der vornehmſten Dichter aller Nationen III, 2. S. 237.

IV. Poesie der Deutschen.

Aelteste Sprache und Dichtart.

1.

Charakter der ältesten Sprache und Poesie der Deutschen.

Cultur und Sprache stehen in der genauesten Verbindung mit einander. Die letztere kann nicht anders, als an der Hand der ersteren ihrer Vollkommenheit näher schreiten. Daher konnte die Sprache der Deutschen in dieser Periode auch nicht gebildeter und reicher als die Sitten und Vorstellungen des Volks selber seyn, dessen Eigenthum sie war. Die Töne derselben waren jetzt noch so rauh und flossen so in einander, daſs sie Julian sehr richtig mit dem Geschrei gewisser rauher Vögel vergleicht. Selbst als unsre Vorfahren anfingen, ihre Sprache zu schreiben, war sie nicht viel besser. Selbstlauter und Mitlauter verursachten durch ihre regellose Vermischung einen sehr groſsen Uebelklang. Wir haben indeſs von dieser ältesten Sprache unsrer Väter keine Proben mehr: denn der religiöse Aberglaube der mittlern Zeiten zerstörte die ältesten deutschen Bardenlieder, als heidnische Gräuel. So viel aber ist gewiſs, daſs es schon in den frühesten Zeiten Deutschlands zwei Mundarten der deutschen Sprache gab: die Suevische, oder Oberdeutsche, und die Säch-

ſiſche, oder Niederdeutſche. Bald nach der Völkerwanderung wird dieſer Unterſchied merklicher. — Daſs die Dichtkunſt ſchon in den graueſten Zeiten eine Vertraute der Deutſchen war, iſt ausgemacht. Die Sprache jedes ſinnlichen und rohen Volks iſt, der tönenden Bilder wegen, woraus ſie beſteht, an und für ſich ſchon eine Art von Poeſie. Die alten deutſchen Sänger ſangen zur Ehre ihres Gottes Tuiſko, und zum Andenken tapfrer, in den Schlachten gebliebener Streiter. Sie gingen ſelbſt mit in das Treffen, um den Muth der Krieger anzufeuern. Durch ihre Lieder, die von Munde zu Munde ſchwebten, erhielt ſich auch die mythiſche Geſchichte der Nation, und Geſänge machten die Annalen der Nation aus. Stärke und Originalität erſetzte den dichteriſchen Werth derſelben. Bei'm Kriegsgeſange ſuchte man den Gang der Schlacht nachzuahmen. Dadurch, daſs man die Schilde an den Mund hielt, machte man vermittelſt des Zurückprallens der Stimme den Ton voller und rauher. Ob man aber die deutſchen Sänger dieſer Periode Barden nannte, und ob ſie eine beſondre Volksklaſſe bildeten, dies iſt eine Frage, die wohl verneinend beantwortet werden muſs. Es ſang vermuthlich ein jeder, der ſich dazu begeiſtert fühlte. Aus dem Worte: War-Lied oder Kriegslied, ward von den Römern Barrit, oder Bardit, gemacht.

*) M. C. Herzog's Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Kultur der deutſchen Nation, Erfurt 1795. S. 131 — 145. — Adelung über die Geſchichte der deutſchen Sprache, Leipzig 1781.

Ende

der ältern Geſchichte der Poeſie.

[illegible] oder Nicht-[illegible] [illegible] Seelenwanderung wird [illegible] Unterhalt [illegible] — Daß [illegible] Dichtkunst [illegible] in den [illegible] Zeiten [illegible] Verbände der [illegible] [illegible] die jedes [illegible] [illegible] Verdienst der [illegible] [illegible] wegen [illegible] [illegible] eine Art von [illegible]. Die alten [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Sänger [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible] Gesänge [illegible] und Gesänge machten die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] durch, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] von voller und [illegible]. Ob man [illegible] die [illegible] Sänger dieser [illegible] [illegible] und ob sie eine besondre Volksklasse [illegible] [illegible] die wohl [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Aus dem Worte [illegible] ward von den Römern Barr [illegible] oder [illegible] gemacht.

a) [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Geschichte der [illegible] [illegible] [illegible] Abhandlung über die Geschichte der deutschen [illegible], Leipzig 1781.

Ende der [illegible] Geschichte der Poesie.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hartmann, Johann David, 1760-1801

Versuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie von den ältesten Zeiten an
Ein Beitrag zur Geschichte der menschlichen Kultur

Bd.: 2

Leipzig (1798)

H.lit.p. 164 h-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10732877-2
VD18 80262570-001